

DER WIENER KONGRESS 1814/15

BAND I: INTERNATIONALE POLITIK

HRSG. VON THOMAS OLECHOWSKI, BRIGITTE MAZOH,
KARIN SCHNEIDER UND REINHARD STAUBER



VERLAG DER
ÖSTERREICHISCHEN
AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN

Der Wiener Kongress 1814/15 – Band I: Internationale Politik

Hrsg. von Thomas Olechowski, Brigitte Mazohl, Karin Schneider und Reinhard Stauber

ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
DENKSCHRIFTEN DER PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE BAND 517

DER WIENER KONGRESS 1814/15 – BAND I: INTERNATIONALE POLITIK

HRSG. VON THOMAS OLECHOWSKI, BRIGITTE MAZOHL, KARIN SCHNEIDER UND REINHARD STAUBER

DER WIENER KONGRESS 1814/15 – BAND II: POLITISCHE KULTUR

HRSG. VON WERNER TELESKO, ELISABETH HILSCHER UND EVA MARIA WERNER

DER WIENER KONGRESS

1814/15

BAND I: INTERNATIONALE POLITIK

HRSG. VON THOMAS OLECHOWSKI, BRIGITTE MAZOHL,
KARIN SCHNEIDER UND REINHARD STAUBER

Angenommen durch die Publikationskommission
der philosophisch-historischen Klasse der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften:

Michael Alram, Bert G. Fragner, Andre Gingrich, Hermann Hunger,
Sigrid Jalkotzy-Deger, Renate Pillinger, Franz Rainer, Oliver Jens Schmitt,
Danuta Shanzer, Peter Wiesinger, Waldemar Zacharasiewicz

Die Drucklegung dieser Publikation wurde durch folgende Institutionen gefördert:



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Cover-Abbildung:

Vinzenz Raimund Grüner, Denkwürdige Zusammenkunft der hohen regierenden Monarchen und deren
höchst bevollmächtigten hohen Staatsbeamten zum Wiener Kongress, Aquatinta und Radierung nach
eigener Zeichnung, 1815, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung,
PORT_00067389_01

Diese Publikation wurde einem anonymen,
internationalen Begutachtungsverfahren unterzogen.
Peer Review ist ein wesentlicher Bestandteil des Evaluationsprozesses des Verlages der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Bevor ein Buch zur Veröffentlichung
angenommen werden kann, wird es von internationalen Fachleuten bewertet und
muss schließlich von der Publikationskommission der Österreichischen Akademie
der Wissenschaften genehmigt werden.

Die verwendete Papiersorte in dieser Publikation ist DIN EN ISO 9706 zertifiziert und erfüllt die
Voraussetzung für eine dauerhafte Archivierung von schriftlichem Kulturgut.

Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-7001-8182-8

Copyright © 2019

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien
Satz/Layout: Berger Crossdesign, Wien

Druck: Prime Rate, Budapest

<https://epub.oeaw.ac.at/8182-8>

<https://verlag.oeaw.ac.at>

Made in Europe

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	7
<i>Wolfram Siemann</i> , Der Wiener Kongress: Metternichs Staatskunst zwischen Ideal und Realpolitik	15
 I. Netzwerke und Akteure	
<i>Karin Schneider</i> , Einführung in die Sektion	21
<i>Volker Sellin</i> , Legitimität und Restauration bei Talleyrand	25
<i>Jonas Flöter</i> , Sachsen auf dem Wiener Kongress. Kommunikationsstrukturen sächsischer Diplomatie	35
<i>Monica Kurzel-Runtscheiner</i> , Zwischen Macht und Ohnmacht. Elisabeth von Fürstenberg und die ambivalente Position von Frauen am Wiener Kongress	47
<i>Peter Lehmann</i> , Diplomatie aus der Froschperspektive. Kommunikationskreise und Verhandlungsstrategien eines Kleinstaates am Beispiel Genfs	57
 II. Im Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Geheimdiplomatie	
<i>Brigitte Mazohl</i> , Einführung in die Sektion	67
<i>Brian E. Vick</i> , Negotiating Publics and Power Politics: Discourses and Practices of Secrecy and Publicity at the Congress of Vienna	71
<i>Jaroslav Czubyaty</i> , The Tsar's dignitary as representative of the nation. How to conduct the diplomacy of a nation without a state?.....	79
<i>Ruth Hemstad</i> , The Congress of Vienna and the Scandinavian Press	87
<i>Magnus Ressel</i> , The Hanseatics and the "Barbary question" at the Congress of Vienna	95
 III. Internationale Mächtepolitik	
<i>Reinhard Stauber</i> , Einführung in die Sektion.....	107
<i>Marco Bellabarba</i> , The Congress of Vienna and the Italian Peninsula.....	113
<i>Marco Jorio</i> , Der Wiener Kongress und die Schweiz	121
<i>Miroslav Šedivý</i> , An Insupportable Burden: The Eastern Question and the Failure of the 1815 Order	133
<i>Mark Jarrett</i> , The Quadruple Alliance of November 1815: To Secure the Blessings of Peace or to Combat the Threat of Revolution	145

IV. Völkerrecht

<i>Thomas Olechowski</i> , Einführung in die Sektion	159
<i>Steffen Seybold</i> , Ein „fester“ Grund und viele billige zur Entschuldigung. Der transatlantische Sklavenhandel als prinzipiell abzuschaffendes Gewerbe	161
<i>Robert Mark Spaulding</i> , The Central Commission for the Navigation of the Rhine as a Subject of Historical and Theoretical Inquiry	169
<i>Umberto Castagnino-Berlinghieri</i> , Balance of Power and Legitimacy at the Congress of Vienna: The Case Study of the Order of Malta	179

V. Der Wiener Kongress als Ort kultureller Produktion

<i>Werner Telesko / Elisabeth Hilscher</i> , Einführung in die Sektion.....	195
<i>Mario Döberl</i> , Das neue Erscheinungsbild des kaiserlichen Hofes auf den Straßen Wiens. Die Umgestaltung des k. k. Fuhrparks zur Zeit des Wiener Kongresses.....	199
<i>Sabine Grabner</i> , Begegnungen und Begebenheiten. Johann Nepomuk Höchle und der Wiener Kongress im Mappenwerk „Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Franz’ I.“	211
<i>Gernot Mayer</i> , Der <i>ephemere</i> Kongress. Fest- und Erinnerungskultur nach dem Ende Napoleons zwischen Siegestaumel und Harmoniesucht	221
<i>Werner Telesko</i> , Jean-Baptiste Isabeys „Kongressbild“ und das Problem einer Ikonografie des Friedens	233
<i>Rainer Valenta</i> , Der Wiener Kongress in der Karikatur	245
<i>Gundela Bobeth</i> , „Wellington! Welcome to us!“ Der Wiener Kongress im Spiegel der zeitgenössischen Liedproduktion	257
<i>Elisabeth Hilscher</i> , Musikalische Anlassproduktionen abseits der offiziellen Kongress-Feierlichkeiten. Zwischen Beethovens „Der glorreiche Augenblick“ und musikalischen Festbeschreibungen für das Piano-Forte	269

VI. Erinnerungskulturen

<i>Eva Maria Werner</i> , Einführung in die Sektion	287
<i>Wolfgang Koller</i> , History sells. Napoleons Scheitern und der Wiener Kongress im europäischen Kino	291
<i>Christian Steppan</i> , Vom antirevolutionären Kongress zum ordnungsstiftenden Mächtekonzert. Der Wiener Kongress im Spiegel der sowjetischen und russländischen Erinnerungskultur	301
<i>Thomas G. Otte</i> , “The Confederation of Europe”? British Views of the Congress of Vienna in the nineteenth and twentieth centuries	311
<i>Tobias Kaiser</i> , Neuordnung oder Restauration? Die deutsche Historiografie zum Wiener Kongress während der Diktaturen des 20. Jahrhunderts	321
<i>Beatrice de Graaf</i> , The Faded Emotions of Scheveningen, Vienna, Waterloo. Remembrance cultures in the Netherlands in a European context	331
<i>Eva Maria Werner</i> , Österreichische Identität und Wiener Kongress	343
<i>Reiner Marcowitz</i> , Der Wiener Kongress – Modellhaftes und Zeitgebundenes einer Nachkriegsordnung. Zur Frage der Relevanz der Erinnerung des Wiener Kongresses	351

Vorwort

I.

Vor rund zweihundert Jahren, von September 1814 bis Juni 1815, fand in Wien ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung statt, das hinsichtlich seiner Folgewirkungen wohl nur mit den Pariser Friedenskonferenzen von 1919/1920 vergleichbar ist: der Wiener Kongress. Beiden Ereignissen war ein jahrelanges, weltumspannendes Mächteringen vorausgegangen, sodass die politische Landkarte völlig neu gezeichnet werden musste. Und wenn auch in beiden Fällen europäische Angelegenheiten im Mittelpunkt des Interesses standen, so hatten doch sowohl die Wiener Kongressakte von 1815 wie auch die Pariser Vorortverträge von 1919/1920 Folgewirkungen globalen Ausmaßes. Hervorzuheben ist auch, dass in beiden Fällen nicht nur unmittelbar mächtropolitische Fragen geregelt wurden, sondern die Gelegenheit des Zusammentreffens auch für die Regelung vieler anderer offener Probleme genutzt wurde, im Falle des Wiener Kongresses etwa für die Ächtung des Sklavenhandels oder die Gründung einer Zentralkommission für die Rheinschifffahrt. Der Hauptunterschied zwischen dem Wiener Kongress und den Pariser Friedenskonferenzen war die Dauerhaftigkeit der durch sie geschaffenen Friedensordnungen: Zerbrachen die 1919/1920 geschaffenen Strukturen in weniger als zwanzig Jahren, so hatten jene von 1815 zumindest teilweise fast ein Jahrhundert, bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914, Bestand.

Der Wiener Kongress war nicht nur ein Ort internationaler Politik, er war auch ein Ort kultureller Produktion und europäischen Kulturtransfers. Wenn auch das vielzitierte Bonmot des Fürsten de Ligne, „Le congrès danse beaucoup, mais il ne marche pas“, in der neueren kultur- und politikgeschichtlichen Forschung als unzutreffend für das Geschehen am und rund um den Kongress bewertet wird, so bleibt doch festzuhalten, dass das Zusammentreffen so vieler europäischer Fürsten und Diplomaten ein gesellschaftspolitisches Großereignis war, das in verschiedene Memoiren und Erinnerungen Eingang fand, zur Komposition zahlreicher Musikstücke und zur Schaffung vieler Werke der Kunst den Anlass bot – von in offiziellem Auftrag erstellten Aquarellen bis zu Kari-

katuren. Diese Kunstwerke und Ego-Dokumente sind mitursächlich dafür, dass der Wiener Kongress in der kollektiven Erinnerung bis heute als „Gedächtnisort“ lebendig geblieben ist.

II.

Alle diese Aspekte – und noch einige mehr – standen im Zentrum von insgesamt vier, vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) geförderten Projekten. Zu nennen sind hier das von Brigitte Mazohl (Universität Innsbruck) geleitete Projekt „Der Wiener Kongress und die politische Presse“, das von Reinhard Stauber (Universität Klagenfurt) geleitete Projekt „Der Wiener Kongress und sein europäisches Friedenssystem“, das von Eva Maria Werner (Universität Innsbruck) geleitete Projekt „Der Wiener Kongress in den europäischen Erinnerungskulturen“ sowie das von Hans Petschar (Österreichische Nationalbibliothek) geleitete Projekt „Die Privatbibliothek Kaiser Franz I.“. Gemeinsam bildeten sie den „Projektverbund Wiener Kongress“. Von den vielen Publikationen, die aus diesen Projekten hervorgingen, sind vier besonders hervorzuheben: der von Reinhard Stauber gemeinsam mit Florian Kerschbaumer und Marion Koschier herausgegebene Sammelband zur politischen Kultur Europas im Zeichen des Wiener Kongresses,¹ das von Stauber verfasste UTB-Taschenbuch über den Wiener Kongress,² der von Brigitte Mazohl, Karin Schneider und Eva Maria Werner herausgebrachte Sammelband „Am Rande der großen Politik. Italien und der Alpenraum beim Wiener Kongress“³ sowie das von Karin Schneider und Eva Maria Werner erstellte umfassende Personenlexikon zu den Teilnehmern

1 Reinhard STAUBER / Florian KERSCHBAUMER / Marion KOSCHIER (Hrsg.), Mächtropolitik und Friedenssicherung. Zur politischen Kultur Europas im Zeichen des Wiener Kongresses, Berlin 2014.

2 Reinhard STAUBER, Der Wiener Kongress (UTB 4095), Wien-Köln-Weimar 2014.

3 Brigitte MAZOHL / Karin SCHNEIDER / Eva Maria WERNER (Hrsg.), Am Rande der großen Politik. Italien und der Alpenraum beim Wiener Kongress, Innsbruck 2017.

des Wiener Kongresses.⁴ Seit März 2018 werden sukzessive die von Karin Schneider bearbeiteten Protokolle der Kongresse von Aachen, Troppau [Opava], Laibach [Ljubljana] und Verona als online-Edition zugänglich gemacht.⁵

Bereits am 24. und 25. März 2011 organisierte der Projektverbund einen Workshop zum Thema „Wiener Kongress – Politische und internationale Beziehungen im Umfeld des Wiener Kongresses“. Durch den interdisziplinären und internationalen Zugang dieses Austauschs wurden neue innovative Forschungsperspektiven zur Thematik abseits traditioneller nationalgeschichtlicher Ansätze – auch im Hinblick auf die „Jubiläumsjahre“ 2014/2015 – erarbeitet.

III.

Den Tagungsreigen zum Wiener Kongress eröffnete die von Christian Cwik an der Universität Wien organisierte Veranstaltung „Der Wiener Kongress und seine globale Dimension“, deren Teilnehmer von 18. bis 22. September 2014 Fragen zur weltpolitischen Dimension des Wiener Kongresses diskutierten.⁶ Unmittelbar darauf, zwischen 24. und 26. September 2014, fand in Innsbruck die von Brigitte Mazohl, Karin Schneider und Eva Maria Werner durchgeführte Tagung „Am Rande der großen Politik. Italien und der Alpenraum am Wiener Kongress“ statt. Der daraus resultierende Tagungsband fand bereits Erwähnung. Angesichts der Bedeutung anderer machtpolitischer Problemlagen auf dem Wiener Kongress, welche die Einheit der Großmächte auf die Probe und den Erfolg der Verhandlungen selbst in Frage stellten, verliefen die 1814/15 geführten Gespräche über die zukünftige Ausgestaltung des Alpenraums und Italiens relativ unspektakulär und erschienen geradezu nebensächlich. Die Tagung setzte dazu einen Kontrapunkt. Die mit

dem Alpenraum und der italienischen Halbinsel verbundenen Probleme und Chancen politischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Art, die aus der Sicht der Beteiligten keineswegs untergeordnete Thema waren, standen im Mittelpunkt dieser Veranstaltung: 16 Vortragende analysierten die Relevanz und Bedeutung des Wiener Kongresses für Gebiete des heutigen Italien, Slowenien, des süddeutschen Raums, der Schweiz sowie Vorarlbergs und Tirols und thematisierten Aspekte der Erinnerungskultur.

Am 14. Oktober 2014 organisierte das wissenschaftliche Zentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien eine Veranstaltung zum Thema „Polen am Wiener Kongress“, bei der neun Referentinnen und Referenten aus Polen, Österreich und Deutschland eines der am meisten umstrittenen Themen am Wiener Kongress behandelten.

Vom 17. bis 20. Juni 2015 fand in Wien die internationale und interdisziplinäre Tagung „Der Wiener Kongress 1814/15. Politische Kultur und internationale Politik“ statt – die einzige Veranstaltung im Jubiläumsjahr, die sich nahezu allen Gesichtspunkten des Kongresses widmete: 33 Vortragende aus Österreich, Deutschland und der Schweiz, aus Frankreich, Großbritannien, Italien, Norwegen und Polen, aus den USA und aus Australien referierten über die politischen, diplomatischen, rechtlichen, finanziellen und kulturellen Dimensionen des Kongresses und seine Rezeption in der Historiographie. Veranstaltungsorte waren der „Theatersaal“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sowie das ehemalige Palais Metternich (nunmehr Botschaft der Republik Italien). Am Abend des 17. Juni hielt Wolfram Siemann, dessen umfangreiche Metternich-Biographie zum damaligen Zeitpunkt noch nicht erschienen war, im Rahmen der „Wiener Vorlesungen“ im Rathaus einen Vortrag und führte unter der Moderation von Hubert Christian Ehalt ein Podiumsgespräch mit Brigitte Mazohl.⁷ Die pointierte Kritik Siemanns an der – aus seiner Sicht – einseitigen Polarisierung zwischen der angeblichen Modernität der napoleonischen Reformen und der reaktionär-konservativen Position Metter-

4 Karin SCHNEIDER / Eva Maria WERNER, in Zusammenarbeit mit Brigitte MAZOHL, *Europa in Wien. Who is who beim Wiener Kongress 1814/15*, Wien-Köln-Weimar 2015.

5 Vgl. www.maechtekongresse.acdh.oeaw.ac.at, unter Mitarbeit von Stephan Kurz.

6 Die auf zwei Bände angelegte Publikation der Tagungsbeiträge wird 2019/2020 erscheinen: Christian CWIK/Verena MUTH u. a., *The Congress of Vienna and its global dimension*. 2 Vls., Newcastle upon Tyne, 2019–2020.

7 Vgl. nunmehr die Publikation dieses Vortrages: Wolfram SIEMANN, *Der Wiener Kongress 1814/15: Restauration, Rekonstruktion oder imperiale Neuordnung Europas? (Wiener Vorlesungen 187)*, Wien 2017.

nichts und anderer Kongressverantwortlicher führte am Podium und im Publikum zu lebhaften Diskussionen.⁸ Direkt am seinerzeitigen Tagungsort des Kongresses, im Kongresssaal der ehemaligen Haus-, Hof- und Staatskanzlei (dem nunmehrigen österreichischen Bundeskanzleramt) spielte Mario Aschauer am 18. Juni Klavierwerke aus der Zeit des Wiener Kongresses auf einem nachgebauten Streicher-Flügel. Am 19. Juni führte Werner Telesko durch die von ihm mitkuratierte Ausstellung „Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15“ im Belvedere.

In gewissem Sinne eine Fortsetzung fand die Wiener Veranstaltung in Innsbruck, wo vom 16. bis 18. September 2015 im „Claudia-Saal“ der Leopold-Franzens-Universität die Tagung „Eine Geschichte? Der Wiener Kongress in den europäischen Erinnerungskulturen“ stattfand: 15 Vortragende aus Österreich, Deutschland und der Schweiz, aus Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden und Russland berichteten, wie der Wiener Kongress in ihren Ländern wahrgenommen wurde und suchten Antworten auf die Frage zu geben, ob der Wiener Kongress als europäischer Erinnerungsort zu verstehen sei.

Auch außerhalb Österreichs wurde des 200-Jahr-Jubiläums des Wiener Kongresses gedacht. So fand am 28. und 29. Jänner 2015 an der Hebrew University in Jerusalem die Tagung „National Revival in the Shadow of European Unity: The ‘Spring of Nations’ after the Congress of Vienna and the Relation between National Movements in Europe and the EU Today“ statt. Zwischen dem 5. und 7. Februar veranstaltete die Columbia University in New York die Konferenz „The Congress of Vienna 1814–1815: Making Peace after Global War“. Die Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften veranstaltete gemeinsam mit der Universität Posen vom 9. bis 11. Juni 2015 die Tagung „Große Erwartungen, große Enttäuschungen: Das Wiener System und die europäische Staatengemeinschaft“. Am 15. und 16. Juni organisierte das Deutsche Historische Institut in Paris die Tagung „Der Wiener Kongress 1814/15. Bilanz und Perspektiven“, und

fast zeitgleich, zwischen 11. und 13. Juni 2015, fand die vom Bayerischen Armeemuseum, der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit und der Stadt Ingolstadt veranstaltete Tagung „Der Große Frieden? Der Wiener Kongress und die europäische Ordnung“ statt. Am 5. und 6. November 2015 schließlich ging es in Caen um die „Wider- und Nachklänge eines europäischen Ereignisses“. Allen diesen Veranstaltungen ist gemein, dass sie sich einem großen Panorama widmeten, das von den zum Wiener Kongress hinführenden Friedensschlüssen und ihren Konsequenzen für das gegenwärtige Europa über nationale Fragen bis zu Aspekten der Erinnerungskultur reichten.

IV.

Das 200 Jahr-Jubiläum des Wiener Kongresses hat eine ganze Fülle an wissenschaftlichen Publikationen hervorgebracht, von denen hier nur eine kleine Auswahl genannt werden kann. Hervorzuheben ist die bereits erwähnte, umfassende Metternich-Biografie von Wolfram Siemann, die sich nicht zuletzt durch die erstmalige vollständige Auswertung des Metternich’schen Familienarchivs in Prag auszeichnet und als Standardwerk bezeichnet werden kann. Siemann hinterfragt die klischeehafte Deutung Metternichs als intrigenspinner Reaktionär und setzt dieser Sichtweise eine vielschichtige und facettenreiche Neuinterpretation des österreichischen Staatsmanns entgegen.⁹ Die europäische Bedeutung und die von europäischen Perspektiven geleitete Politik Metternichs streicht auch eine in Italien herausgebrachte Biografie des Kanzlers aus der Feder von Luigi Mascilli Migliorini heraus, was umso bemerkenswerter ist, als der Wiener Kongress bisher in der italienischen Forschung kaum bearbeitet worden war.¹⁰ Dies darf umgekehrt angesichts der nationalstaatlichen historiografischen Traditionen nicht verwundern, war doch „Italien“ – dessen Nationalstaatsbildung ja erst im 19. Jahrhundert erfolgte – als solches nicht beim Kongress vertreten. Im Gegenteil, die „italienische Frage“ – mit Ausnahme der vormaligen Adelsrepublik Genua – wurde am Kongress

8 „Unterliegen wir etwa immer noch der napoleonischen Propaganda?“ fragt Siemann beispielsweise in seinem Kapitel über „Napoleons ‚schöne neue Welt‘“, vgl. Ebd. S. 45.

9 Wolfram SIEMANN, Metternich. Stratege und Visionär. Eine Biografie, München, 2. durchges. Aufl. 2017.

10 Luigi MASCILLI MIGLIORINI, Metternich. L’artefice dell’Europa nata dal Congresso di Vienna, Rom 2014.

als österreichische Angelegenheit betrachtet und verhandelt.¹¹

Doch nicht nur einzelne Protagonisten wie Metternich, sondern auch der Wiener Kongress als politisches und gesellschaftliches Ereignis wurde in zahlreichen Publikationen thematisiert. Bereits 2013 erschien „Der Wiener Kongress“ von Heinz Duchhardt in der Reihe „C. H. Beck Wissen“,¹² das einen prägnanten Überblick gibt und eine gut lesbare Einführung in die Thematik bietet. Ebenfalls einen guten Überblick bietet der 2014 von Wolf D. Gruner im Reclam Verlag veröffentlichte Band „Der Wiener Kongress 1814/15“,¹³ der den thematischen Schwerpunkt auf die Fragen zu den deutschen Gebieten (Deutscher Bund, polnisch-sächsische Frage) legt. Aus der österreichischen Literatur verdienen ferner der Sammelband von Thomas Just, Wolfgang Maderthaner und Helene Maimann¹⁴ sowie die Monographien von Hannes Leidinger¹⁵ und Hannes Etlzstorfer¹⁶ Erwähnung. Als populärwissenschaftlich, aber dennoch lezenswert und gewinnbringend können die Darstellungen von Christa Bauer und Anna Ehrlich,¹⁷ von Hazel Rosenstrauch¹⁸ sowie von Eberhard Straub¹⁹ bezeichnet werden.

Auch außerhalb des deutschsprachigen Raumes zog der Wiener Kongress das Interesse der Geschichtsforschung auf sich. So veröffentlichte Mark Jarrett 2013 seine umfassende Monografie „The Congress of Vienna and its Legacy. War and

Great Power Diplomacy after Napoleon“.²⁰ Der Autor befasst sich nicht nur mit dem Wiener Kongress, sondern auch mit den nachfolgenden Konferenzen in Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Auf der Grundlage umfangreichen Quellenstudiums beschreibt und analysiert Jarrett akribisch das Zusammenspiel und die Politik der europäischen Mächte. Im darauffolgenden Jahr erschien „The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon“ von Brian E. Vick. Der Autor verfolgt hier einen innovativen Zugang, indem er den Wiener Kongress nicht primär als machtpolitisches Ereignis versteht, sondern die Verhandlungen in einen weiten sozialen und kulturellen Zusammenhang stellt. Vick rollt Fragen der Kommunikation, der Partizipation sozialer Gruppen, von Nationalität und Geschlecht neu auf und analysiert ihren Einfluss auf die Ergebnisse des Wiener Kongresses.²¹ Thierry Lentz, der Direktor der Fondation Napoléon, publizierte 2013 seine umfassende Monografie zum Wiener Kongress, die 2014 auch in deutscher Übersetzung erschien.²² Lentz betrachtet den Kongress als europäisches Ereignis, das er zudem in eine geopolitische Perspektive einbettet. Als Vorläufer des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen sei 1814/15 die Friedenssicherung das erste Ziel der Mächte gewesen – und tatsächlich habe die in Wien geschaffene politische und territoriale Ordnung bis zum Ersten Weltkrieg Bestand gehabt. Die Vorträge der erwähnten Posener Tagung wurden 2016 von Andrzej Gulczyński herausgegeben.²³ In 25 Beiträgen wird insbesondere die Bedeutung des Kongresses für Polen, aber auch für andere Staaten, für die Entwicklung der Diplomatie und des internationalen Rechts sowie für die Entwicklung des Nationalismus erörtert. Es werden Vergleiche zwischen dem „Wiener

11 Eine genauere Aufarbeitung der Fragen zur politischen Neuorganisation Italiens findet sich bei MAZOHL/SCHNEIDER/WERNER, Am Rande der großen Politik, vgl. Anm. 3.

12 Heinz DUCHHARDT, Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15, München 2013.

13 Wolf D. GRUNER, Der Wiener Kongress 1814/15, Stuttgart 2014.

14 Thomas JUST / Wolfgang MADERTHANER / Helene MAIMANN (Hrsg.), Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas, Wien 2014.

15 Hannes LEIDINGER, Trügerischer Glanz. Der Wiener Kongress. Eine andere Geschichte, Innsbruck 2015.

16 Hannes ETZLSTORFER, Der Wiener Kongress. Redouten, Karoussel & Köllnerwasser, Wien 2014.

17 Christa BAUER/Anna EHRlich, Der Wiener Kongress. Diplomaten, Intrigen und Skandale, Wien 2014.

18 Hazel ROZENSTRAUCH, Congress mit Damen. Europa zu Gast in Wien 1814/1815, Wien 2014.

19 Eberhard STRAUB, Der Wiener Kongress: das große Fest und die Neuordnung Europas, Stuttgart 2014.

20 Mark JARRETT, The Congress of Vienna and its Legacy. War and Great Power Diplomacy after Napoleon, London 2013.

21 Brian E. VICK, The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon, Cambridge, MA, 2014.

22 Thierry LENTZ, 1815: Der Wiener Kongress und die Neuordnung Europas (Le Congrès de Vienne, Übersetzung aus dem Französischen durch Frank Sievers), 2. Aufl. München 2014.

23 Andrzej GULCZYŃSKI (Hg.), Wielkie nadzieje, wielkie rozczarowania. Ład wiedeński a europejska wspólnota [Große Erwartungen, große Enttäuschungen. Das Wiener System und die Europäische Gemeinschaft], Poznań 2016 [mit Abstracts in englischer Sprache].

System“ und dem „System von Versailles“ gezogen, der Einfluss von Metternich auf das Kongressgeschehen behandelt und über die Darstellung des Kongresses in Schulbüchern berichtet. Adam Zamoyski untersucht in seiner schon 2007 in englischer Sprache erschienenen, 2014 auch ins Deutsche übertragenen Monographie²⁴ in gewagten, schon fast zu gewagten Ausblicken die Nachwirkungen des Kongresses bis ins 20. Jahrhundert und sieht die beiden Weltkriege als späte Fernwirkungen des Wiener Kongresses.

Auch im Rahmen von kunst- und kulturgeschichtlichen Ausstellungen wurde versucht, ein neues Bild des Wiener Kongresses zu zeichnen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass bereits viele Werke der Kongresszeit auf die Dimension der Erinnerung verweisen – einerseits auf die Verewigung des Geschehens selbst (etwa in Bezug auf die Präsenz der Monarchen), andererseits auf die ständige Gegenwart des militärischen Triumphes über Napoleon ab dem Jahr 1813. Insofern wohnt dem Kongress als historischem Ereignis eine in ihm selbst angelegte Erinnerungsfunktion inne, die auch aus dem Konzept Metternichs für die Texte der Toaste, die Franz I. beim Praterfest am 18. Oktober 1814 ausbrachte, deutlich wird. Hier heißt es unter anderem: „Die Rückerinnerung an den glorreichen 18^{ten} Oktober werde durch die Segnungen eines langen Friedens, Ruhe und Einigkeit der späten Nachwelt übergeben!“²⁵.

Auf dieser Basis versuchten die Kuratoren der Ausstellung im Wiener Belvedere „Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15“ (Februar bis Juni 2015)²⁶ den spezifischen Charakter der jeweiligen Exponate in den Vordergrund zu stellen, des Weiteren Beispielreihen von Typenbildungen zu veranschaulichen (etwa anhand der Darstellungen von Monarchen), das gesellschaftliche Leben als eigenen Abschnitt getrennt vom geschichtlichen Hintergrund zu präsentieren und somit grundsätzlich Entmythisierung fiktiver historischer Gesamtbilder zu betreiben. Es war ein erklärtes Ziel dieser

Ausstellung, die Thematisierung des Kongresses bewusst an den Schnittstellen von Historie und Kunst anzusprechen. Die Ausstellung „Europa in Wien“ besaß eine übergreifende Erzähllinie, die vorwiegend entlang der historischen Ereignisse angesiedelt war. In diesem Sinn ließen sich viele „Bildgeschichten“ erzählen. Die Eingrenzung eines gesamthaft ausgerichteten „Geschichtsbildes“ am Wiener Kongress oder einer Bildkultur dieser Zeit wurde hingegen als problematisch erachtet.

Anlässlich des Jubiläumsjahre fanden noch zwei weitere Ausstellungen in Wien statt: Die im Bundeskanzleramt – dem Ort des damaligen Geschehens – sowie in Räumlichkeiten der Hofburg organisierte Ausstellung stellte den Wiener Kongress in einen europäischen Zusammenhang. Das Ziel 1814/15 sei die Sicherung des Friedens durch fortwährende bi- und multilaterale Kooperation zur Verhinderung von Konflikten gewesen. Dieser Ansatz konnte zumindest bis zum Ausbruch des Krimkriegs 1853 große militärische Konflikte in Europa verhindern. Damit sei die diplomatische Zusammenkunft von 1814/15 letztlich ein Vorläufer des heute aktuellen Friedensprojekts, der Europäischen Union, gewesen.²⁷

Die vom Wiener Stadt- und Landesarchiv organisierte Kleinausstellung „Wien 1814/15. Die Stadt und der Kongress“ schließlich legte das Hauptaugenmerk auf die Auswirkungen, welche die diplomatische Zusammenkunft auf das soziale und kulturelle Leben der Stadt Wien zeitigte.²⁸

V.

Der vorliegende Doppelband enthält, nach Panels gegliedert, einen Großteil der in Wien im Juni 2015 gehaltenen Referate sowie ausgewählte Beiträge der Innsbrucker Tagung vom September 2015 zur Erinnerungskultur zum Wiener Kongress, womit die wissenschaftlichen Ziele beider Veranstaltungen umfassend abgebildet werden. Wolfram Siemann verfasste für den gegenständlichen Band eine inhaltliche Einleitung. Die 29 Autorinnen und Autoren der übrigen Beiträge kommen nicht nur aus Österreich, Deutschland und der Schweiz,

24 Adam ZAMOYSKI, 1815. Napoleons Sturz und der Wiener Kongress, München 2014.

25 HHStA, Staatskanzlei, Vorträge, Karton 196 (1814), Fasz. X/1814, fol. 61 (a.u. Vortrag vom 17. Oktober 1814).

26 Agnes HUSSLEIN-ARCO / Sabine GRABNER / Werner TELESKO (Hrsg.), Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15, Ausstellungskatalog, Belvedere, Wien-München 2015.

27 Idee Europa. 200 Jahre Wiener Kongress. Der lange Weg Europas zu einem Kontinent des Friedens, Ausstellungskatalog, Wien 2015.

28 Vgl. Klaralinda MA-KIRCHER, Wien 1814/15. Die Stadt und der Kongress, Wien 2014.

sondern auch aus Frankreich, Großbritannien, Italien, Norwegen, Polen, Tschechien und den USA. So konnte der Wiener Kongress aus einer internationalen Perspektive analysiert werden. Zudem ist hervorzuheben, dass sich die Beiträge nicht nur mit Fragen der allgemeinen beziehungsweise politischen Geschichte Europas befassen, sondern zum Teil auch rechts-, kunst-, musik- und medien-geschichtlicher Natur sind. Diese Interdisziplinarität bringt naturgemäß eine andere Gewichtung der Themen mit sich, als dies bei monografischen Darstellungen des Kongresses (wie etwa den oben erwähnten) üblicherweise der Fall ist. Insofern hoffen die Herausgeber/innen, dass sie mit ihrem Werk die schon viel bearbeitete Forschungslandschaft noch weiter bereichern können.

VI.

Obwohl es unüblich ist, im Rahmen eines gemeinschaftlichen Vorwortes auch einzelnen Organisatoren und Organisatorinnen der zugrunde liegenden Tagungen zu danken, so seien dennoch zwei Personen aus unserem Team besonders hervorgehoben: William D. Godsey, der als einziger der Organisatoren nicht auch im Herausgeberteam dabei sein kann, obwohl er sich weit über die Gestaltung des von ihm moderierten Panels „Finanzen und Staatspolitik“ hinaus um die Vorbereitung der Wiener Tagung verdient machte, und Karin Schneider, die mit viel Umsicht und nie erlahmender Energie einen Großteil der mühevollen organisatorischen Aufgaben übernahm.

Wir danken den Institutionen, an denen die Forschungsprojekte beheimatet waren und allen, die durch finanzielle Zuwendungen zum Gelingen

der beiden Tagungen sowie auch des gegenständlichen Buches beigetragen haben. Dies betrifft in erster Linie den Wissenschaftsfonds FWF und die Österreichische Akademie der Wissenschaften, besonders die dortigen Institute für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung (INZ) sowie für kunst- und musikhistorische Forschungen (IKM), ferner das Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck, das Institut für Geschichte der Universität Klagenfurt, die Forschungsstelle für Rechtsquellenerschließung der Universität Wien sowie die Kommission für Neuere Geschichte Österreichs. Wir danken dem Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank, dem Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres, dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung, sowie der Kulturabteilung der Stadt Wien für vielfältige Unterstützung unserer Arbeit. Unser spezieller Dank geht an illycaffè S.p.A. für das Sponsoring der Kaffeepausen.

Herzlich danken wir all jenen, die an Redaktion und Lektorat des gegenständlichen Bandes beteiligt waren. Es sind dies die Damen und Herren Mag. Marion Koschier, Dr. Markus Jeitler, Dr. Rita Steblin, MMMag. Ramon Pils, Dr. Miriam Gassner, Leonardo Costadura und – last but not least – Mag. Carmen Kleinszig. Schließlich möchten wir dem Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften für die Aufnahme des vorliegenden Werkes in sein Programm danken.

Wien – Innsbruck – Klagenfurt,
im August 2019
Die Herausgeberinnen und Herausgeber

Einleitung

Der Wiener Kongress: Metternichs Staatskunst zwischen Ideal und Realpolitik

Wolfram Siemann

Der Wiener Kongress gilt unbestritten als säkulares Ereignis und Wendepunkt der europäischen Geschichte: Darin sind sich selbst die Verfechter gegensätzlicher Positionen einig, ob man sein Werk als verhängnisvolle Weichenstellung auf dem Wege in die Weltkriege des zwanzigsten Jahrhunderts²⁹ oder als respektable Leistung einer Politik langfristiger Friedenssicherung bis an die Schwelle des Ersten Weltkrieges³⁰ einschätzt. Aber in den Mainstream der historischen Meinungen ist noch zu wenig eingedrungen, dass sich die Koordinaten verändert haben, unter denen der Wiener Kongress heute zu betrachten ist. Es ist nicht mehr der quasi teleologisch bestimmte Ausgangspunkt auf dem Weg in die „bürgerliche Gesellschaft“ und die Epoche der Nationalstaaten. Diese Sicht marginalisiert die Probleme und die Zeitzusammenhänge, von denen die Politiker des Wiener Kongresses ausgingen und die ihre Handlungsoptionen begrenzten. Nicht zuletzt die neueren Forschungen zur Globalgeschichte nach Art der Globalhistoriker Christopher Bayly oder Jürgen Osterhammel haben die „Sattelzeit“ (Reinhard Koselleck) zwischen 1770 und 1830 in ihre universalgeschichtlichen Zusammenhänge zurückgeholt und mit ihr auch den Wiener Kongress.³¹

Hinter den Politikern lag 1814/15 nicht ein europäischer Krieg nach dem Muster des Dreißigjährigen, sondern ein „Weltkrieg“. Bayly macht

den „Re-Export der Weltrevolution aus Frankreich 1789 bis 1815“ zum neuen Koordinatensystem: „Kairo, Moskau, Delhi, Yogyakarta und Paris, alle großen und berühmten politischen und wirtschaftlichen Zentren waren von Eroberungsarmeen eingenommen worden.“ Man müsste noch Wien, Berlin, Madrid, Lissabon und Rom ergänzen.³²

Damit ist derjenige Wahrnehmungshorizont zurückgewonnen, vor dem die Herrscher und Politiker von 1815 bei ihrem Friedenswerk handelten. Für Metternich und seine politischen Mitstreiter war die Generationserfahrung von dreiundzwanzig Jahren Krieg, Millionen von Toten und unermesslichen materiellen Schäden der Impetus, nicht einen gewöhnlichen Friedensvertrag nach Art derjenigen Napoleons, sondern eine dauerhafte stabile Friedensordnung für ganz Europa zu begründen.

Ihr Problem war nicht vordringlich, was an die Stelle des 1806 völkerrechtlich untergegangenen Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation gesetzt werden sollte. Sie hatten sich mit einem durchaus neuen Rechtszustand auseinanderzusetzen, der seit der Begründung der ersten französischen „Tochterrepubliken“ und den Friedensschlüssen von Basel (1795) und Lunéville (1801) schrittweise und systematisch konstituiert worden ist. Das geläufige Bild, Napoleon habe ein Trümmerfeld hinterlassen, entsprach nicht der damaligen Entscheidungssituation. Napoleon hatte ja nicht lediglich Kriege geführt und Länder zerstört. Die Inkorporationen fremder Staatsgebiete (Katalonien, Illyrien, die Toskana, die Nordseeküste, Belgien, Holland) als neue Departements in das Empire waren durch völkerrechtliche Verträge besiegelt.

29 Vgl. zugespitzt bei Adam ZAMOYSKI, 1815. Napoleons Sturz und der Wiener Kongress, München 2014, S. 627.

30 So Dieter LANGEWIESCHE, Kongress-Europa. Der Wiener Kongress und die internationale Ordnung im 19. Jahrhundert, S. 33, in: Thomas JUST / Wolfgang MADERTHANER / Helene MAIMANN (Hrsg.), Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas, Wien 2014, S. 14–33.

31 Vgl. Christopher BAYLY, Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914, Frankfurt/Main, New York 2008; Jürgen OSTERHAMMEL, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009.

32 BAYLY, Globalgeschichte, S. 122, 124, vgl. Anm. 3; zur Deutung der napoleonischen Kriegsepoche als „Weltkrieg“ vgl. Wolfram SIEMANN, Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biografie, München, 2. durchges. Aufl. 2017, S. 238–486, bes. S. 238–240.

Napoleon ersetzte alteuropäische Dynastien wie die Bourbonen, Oranier oder – im Fall der Toskana – die Habsburger und setzte Herrscher aus seiner Familie und seinem Generalstab an deren Stelle. Als oberster Protektor des von ihm gestifteten Rheinbundsystems garantierte er dessen Mitgliedsstaaten ebenso wie der Schweizer Eidgenossenschaft oder dem Herzogtum Warschau deren immer wieder wachsendes Staatsgebiet. Wie der Rheinbund waren ihm das Herzogtum Warschau und die Schweizer Eidgenossenschaft verbunden. Alle regierenden europäischen Mächte hatten sein Kaisertum anerkannt; viele europäische Herrscherhäuser waren mit Angehörigen seiner Familie, zuletzt mit ihm selbst Eheverbindungen eingegangen. Alle seine Kriege endeten mit bilateralen Friedensverträgen; diese waren in die zeitgenössischen Sammlungen des öffentlichen Rechts eingegangen. Das auf ihn zugeschnittene Empire verkörperte eine Staats- und Verfassungsordnung mit europäischer und globaler Verbindlichkeit, und ihre Prinzipien durchdrangen – zumindest der Absicht nach – mit dem Code Napoléon und den Musterverfassungen in den Satellitenstaaten auch das Innere der europäischen Gesellschaften. Seine Kriege gemeinsam mit den Verbündeten forderten diesen nicht nur harte menschliche und finanzielle Opfer ab: Sie trugen ihnen territorial auch reiche Beute ein. Wenn dieses Gesamtsystem 1814 politisch implodierte, hieß das zunächst nicht per se, es sei rechtlich nicht mehr existent.

In der Terminologie Metternichs waren es die hegemonialen Ambitionen der napoleonischen „Universalmonarchie“, die das europäische Mächtegleichgewicht jahrzehntelang aus den Fugen gebracht hatten. Auch diese Perspektive ist für die Forschung zurückgewonnen worden: Michael Broers charakterisiert dieses System zutreffend: „Napoleon exercised hegemony in Europe, he was not the ruler of an exclusively French Empire.“³³ Und eine Forschergruppe um Karen Hagemann erweiterte diese Sicht seit 2005 in die Kulturgeschichte hinein unter dem Motto „Nations, Borders and Identities: Experiences and memories of the Revolutionary and Napoleonic Wars in

Europe, 1792–1945“.³⁴ Jüngst hat Ute Planert den universalhistorischen Aspekt noch zusätzlich betont, indem sie auch „The Empire Overseas“ beleuchtete.³⁵

Wie sehr die europäische und zugleich universale Sicht den damaligen Herrschern bewusst sein musste, dokumentieren allein solche Titel, mit denen der König von Spanien und Indien, der König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Nordirlands, der Prinzregent des Königreichs Portugal und des Brasilianischen Königreichs und der Kaiser aller Reußen [Zar aller Russen] die Wiener Kongressakte ratifiziert hatten.³⁶

Eine verbreitete Ansicht erkennt in dem Westfälischen Frieden das Resultat eines regulären Friedenskongresses; demgegenüber sei der Wiener Kongress bestenfalls ein „Friedensvollzugkongress“ gewesen, denn der Friede sei ja schon am 30. Mai 1814 in Paris geschlossen worden.³⁷ Das entsprach keineswegs den Vorstellungen Metternichs, Castlereaghs und des Zaren Alexander. Der bipolar zwischen den Alliierten und Frankreich geschlossene Erste Pariser Friede von 1814 war als Friedensregelung notwendig, aber nicht hinreichend. Entsprechend der Ausdehnung des napoleonischen Imperiums, das weit über die Grenzen Frankreichs hinaus die Welt umgestürzt hatte, musste die Friedensstiftung weitreichender, ja eigentlich global sein.

Bereits am 7. Mai 1813, noch vor der „Völkerschlacht“, hatte Metternich die Prinzipien eines Universalfriedens formuliert. Eine Rückkehr zum alten Status Quo sei unmöglich. Er umriss zunächst einen kontinentalen Frieden („une paix continentale“),³⁸ welcher die französische Macht

33 Michael BROERS, *Europe under Napoleon*. London 1996, London-New York (Paperback) 2015, S. 4.

34 Vgl. Karen HAGEMANN, *Revisiting Prussia's Wars Against Napoleon*. History, Culture and Memory, New York 2015, S. XIII.

35 Vgl. Ute PLANERT (Hrsg.), *Napoleon's Empire. European Politics in Global Perspective*, Basingstoke-New York 2016.

36 Vgl. den deutschen Wortlaut bei <http://www.staatsvertraege.de/Frieden1814-15/wka1815-i.htm> (Aufruf 08.08.2018).

37 Vgl. Wolf D. GRUNER, *Der Wiener Kongress 1814/15*, Stuttgart 2014, S. 7.

38 Die exakte Formulierung in Metternichs Instruktion an Graf von Stadion, Wien, 7. Mai 1813, in: Wilhelm ONCKEN, *Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813*, 2 Bde. Berlin 1876/79, Bd. 2, S. 640–644, hier S. 644.

auf angemessene Grenzen reduziere („en réduisant la puissance française à justes bornes“). Darüber hinaus sprach er aber von einem „wahren Zustand des Friedens“. Das war für ihn ein allgemeiner Frieden, welcher den maritimen einschlieÙe („une paix générale et maritime“).³⁹ Dieser Friede müsse folglich auch das Weltreich des Britischen Empire einbeziehen. Der kontinentale können ohne den allgemeinen Frieden nicht existieren.

Die Verhandlungsführer von 1814/15 hatten sich diese Unterscheidung zu eigen gemacht. Denn die Nomenklatur der Wiener Kongressakte folgte ihr exakt. Der Erste Pariser Friede hieß im Original „Traité de paix et d’amitié“ – das durch den Wiener Kongress etablierte System trug hingegen den Titel „Vertrag über einen Allgemeinen Frieden“ („Traité de paix générale“) oder auch „Allgemeine Urkunde des Friedens“ („instrument général de la Paix“).⁴⁰ Die Urkunde des Ersten Pariser Friedens von 1814 war mithin nur ein halber, ein im Grunde unfertiger Friede. Er wurde erst durch den Wiener Kongress zu einem ganzen.

Welche Elemente der Wiener Ordnung haben ihr in der longue durée die beachtliche Stabilität verliehen, dass sie die nachfolgenden revolutionären Stürme überstand und die regional aufkommende Kriegsbereitschaft zwischen den Staaten Europas zumindest bis zum Krimkrieg einhegte? Hier brachte besonders Metternich seine Prinzipien zur Geltung und integrierte zugleich die fragile Vielvölkerordnung der Habsburgermonarchie in das System. In dieser skizzenhaften Einleitung lassen sich die stabilisierenden Elemente nur thesenhaft auf den Begriff bringen.

Anders als die oft zum Vergleich herangezogenen Friedensverträge der Nachkriegsordnung 1919/20 galt es 1815, die unterlegenen Gegner zu schonen. Das betraf in erster Linie Frankreich, aber innerhalb Deutschlands auch die ehemaligen Rheinbundstaaten, deren staatliche Integrität garantiert wurde. Der Erste Pariser Friede und die Wiener Kongressakte verpflichteten niemanden, für die unermesslichen Kriegsschäden Reparationen zu leisten. Die Wiener Ordnung konnte

sich entgegen mancher lauten antirevolutionären Propaganda das Erbe der revolutionären und napoleonischen Ära anverwandeln, indem es die normative Kraft des Faktischen akzeptierte. In dieser Anerkennung kam ein grundsätzlich anti-restaurativer Grundzug der Wiener Ordnung zum Ausdruck, der die wachsenden Zweifel bestätigt, überhaupt von einer „Epoche der Restauration“ zu sprechen.⁴¹ Auch neue Deutungen zur inneren Entwicklung der Habsburgermonarchie legen das mittlerweile nahe.⁴² Die tatsächliche Restauration zu vermeiden gehörte quasi zum Erfolgsrezept der Wiener Konstruktion. Das alte Reichskirchensystem, die Eigenherrschaft des hohen Adels und der Reichsstädte ebenso wie das deutsche Kaisertum wurden nicht restituiert. Die Revolutionskriege und Napoleons Politik haben für die bourgeoise Zivilgesellschaft und die mittleren Territorialstaaten wie ein großer Selbstbereicherungsmotor gewirkt. Die vielen enteigneten und zu Nationalgütern deklarierten geistlichen und adeligen Güter wurden ebenso wenig zurückerstattet wie die meisten territorialen Annexionen. Der Verzicht auf Restauration implizierte auch – und das wird in der Regel kaum bedacht –, dass die Alliierten auf ihren durch die Finanzierung der Feldzüge entstandenen Kriegsschulden sitzenblieben und diese noch jahrzehntelang durch eine staatliche Austeritätspolitik aufarbeiten mussten.

Diese ausbleibende Restauration wurde ergänzt durch eine Politik staatlichen Neubaus, wenn auch nicht gleichmäßig in allen Staaten, die das Wiener System trugen. Frankreich und die deutschen Staaten bekamen konstitutionelle Verfassungen oder revitalisierten zumindest ihre altständischen. Der 1815 aus der Taufe gehobene „Deutsche Bund“ gab der labilen heterogenen, multinationalen Mitte Europas einen stabilisierenden, friedenswahrenden Kern, was seit dessen beginnender Umwertung in den 1980er Jahren als „respektheisende Leistung“ zählte.⁴³

Die andere Seite der Friedenssicherung bestand in der Neuorganisation des internationalen Systems. Der auf die engen Kontakte zwischen

39 Ebd., S. 642.

40 „Dixième Protocole de la séance du 12 mars 1815 des plénipotentiaires des huit Puissances signataires du Traité de Paris“, in: M. CAPEFIGUE (Hrsg.), *Le congrès de Vienne et les traités de 1815*, 4 Bde. Paris 1863/64, Bd. 2, S. 910 f.

41 Vgl. zum Tenor der Neubewertung GRUNER, *Wiener Kongress*, S. 12, vgl. Anm. 9.

42 Vgl. bahnbrechend Pieter M. JUDSON, *Habsburg. Geschichte eines Imperiums. 1740–1918*, München 2017.

43 Hans-Ulrich WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2, München 1987, S. 326.

Metternich und Castlereagh zurückgehende fundamentale Vertrag von Chaumont Anfang März 1814 wurde zur Geburtsstunde des sogenannten „Europäischen Konzerts“. Darin beschlossen die vier Verbündeten zunächst für 20 Jahre eine Allianz „mit dem Zweck, das Gleichgewicht in Europa zu bewahren, die Ruhe und Unabhängigkeit der Staaten zu gewähren und Überfälle zu verhindern, welche seit so vielen Jahren die Welt ins Unglück gestürzt haben.“⁴⁴

Gleichfalls fundamental war die programmatische Festlegung, ein dauerhaftes System wechselseitiger Konsultationen zwischen den Außenministern und Monarchen herzustellen. Das konnten Kongresse sein, wie anfangs realisiert in Aachen, Troppau, Laibach, Verona und Münchengrätz. Metternich hätte eine stetige Konferenz von Experten in Form eines europäischen Sicherheitsrates mit Sitz in Wien gewünscht. Auf lange Sicht schwebte ihm sogar ein übernationaler Völkerbund vor Augen, keineswegs aber die von ihm als „laut tönendes Nichts“ verspottete Heilige Allianz. Religion in Haupt- und Staatsaktionen hielt er für verhängnisvoll. Metternich hatte eigene Prinzipien im Umgang mit der internationalen Politik. Das Besondere war: Er wollte mehr als die pure Mechanik des Interessengleichgewichts; er forderte einen moralischen Kern. Dazu gehörte die Wertschätzung des allgemeinen Friedens unter den Großmächten; erworbene Rechte, d. h. auch die Rechte der weniger mächtigen Staaten, sollten im Kreis der Großmächte respektiert werden; Verträge sollten gelten und nicht willkürlich geändert

werden. Für ihn war es das neue Völkerrecht, das nach seinem Verständnis durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses ein Fundament erhalten hatte.

Paul Schroeder hat diese moralische Selbstverpflichtung auf das Funktionieren des Wiener Systems insgesamt übertragen. An der Allgemeingültigkeit dieser These sind mittlerweile Zweifel aufgekommen. Eine genaue Durchsicht sämtlicher diplomatischer Verhandlungen der fünf Großmächte in der Epoche vor 1848 offenbart vielmehr, dass gerade die imperialistische, auf Expansion berechnete Interessenpolitik der Großmächte dieses ideale Wiener System – wie Metternich es erstrebte – untergrub. Das hat jüngst noch als bester Kenner der Archivüberlieferung in den europäischen Staatsarchiven der tschechische Historiker Miroslav Šedivý erwiesen, der, ausgehend von der Rheinkrise 1840, den „Niedergang des Kongress-Systems“ konstatiert, dessen einziger Verfechter teilweise nur noch Metternich war, und zwar schon seit den 1820er Jahren.⁴⁵ Will man Metternichs Rolle im Rahmen der durch den Wiener Kongress begründeten Ordnung auf eine Formel bringen, so bleibt zu konstatieren: Seine lange übersehenen Reformideen nach Innen oder seine Idee des internationalen Friedens stießen an Grenzen, die ihm von seinen außenpolitischen Gegnern, seinen innenpolitischen Opponenten oder dem Kaiser gesetzt wurden. Er war schlichtweg eben nicht der „Kutscher Europas“, und ein Urteil über seine Politik wird immer zwischen seinem Wollen und Können abzuwägen haben.⁴⁶

44 Friedrich MARTENS (Hrsg.), *Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères*, Bd. 3, St. Petersburg 1876, S. 163.

45 Miroslav ŠEDIVÝ, *The Decline of the Congress System. Metternich, Italy and European Diplomacy*, London-New York 2018.

46 Näher ausgeführt bei SIEMANN, Metternich, vgl. Anm. 4.

I. Netzwerke und Akteure

Einführung in die Sektion

Karin Schneider

Der Wiener Kongress war ein politisches und gesellschaftliches Kommunikationsereignis ersten Ranges. Monarchen, Staatsmänner, Diplomaten, Unternehmer, Bankiers, Lobbyisten, Schreibkräfte und Kammerdiener, aber auch AbenteurerInnen, SchauspielerInnen, TänzerInnen und andere im Unterhaltungssektor tätige Personen strömten nach Wien, um ihre Interessen zu vertreten, Geschäfte zu machen oder sich zu amüsieren. Der österreichische Außenminister Klemens Wenzel Fürst Metternich verstand den Wiener Kongress daher als ein Europa „sans distance“. Die genaue Zahl der anlässlich des Kongresses nach Wien gereisten Personen ist nicht mehr zu eruieren – Quellen gehen aber von insgesamt etwa 100.000 Personen aus, die im damals etwa 250.000 Einwohner zählenden Wien einquartiert werden mussten.

An den diplomatischen Gesprächen des Wiener Kongresses waren allerdings nur etwa 200 Personen in unterschiedlichem Ausmaß beteiligt: Dazu zählen die rund 130 akkreditierten Vertreter der verschiedenen europäischen Staaten, die in den Verhandlungsgremien tätigen Diplomaten, die anwesenden Monarchen sowie umtriebige Interessensvertreter.

Diplomatengeschichte wird traditionell als Staatengeschichte verstanden. Doch einzelnen Akteuren des Wiener Kongresses wurde und wird in der Geschichtsschreibung eine besonders wichtige Rolle zugesprochen. Sie gaben die großen Linien vor, setzten Kompromisse durch oder zeigten sich offen für neue Bündnis- und Verhandlungskonstellationen. Neben dem bereits erwähnten Metternich, der als *Président* den Verhandlungen vorstand, hatten – je nach national-historiographischer Sichtweise – Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord (Frankreich) oder Robert Stewart Viscount Castlereagh (Großbritannien) entscheidenden Anteil am positiven Verlauf der Verhandlungen. Der preußischen Delegation wird immerhin noch ein großes Schreibpensum zugebilligt, während der machtbewusste Zar Alexan-

der I. von Russland – folgt man gängigen Analysen – den Ablauf der Verhandlungen immer wieder irritierte. Die persönlichen Überzeugungen, Vorstellungen und Absichten dieser Personen, aber auch Sympathien und Antipathien beeinflussten politische Interessen, den Verlauf der Gespräche und in der Folge auch die Ergebnisse des Wiener Kongresses. Durch einen akteurszentrierten und eng mit einer mikrohistorischen Perspektive gekoppelten Zugang werden daher zusätzliche Konturen deutlich, die weit über traditionelle Vorstellungen von politischer beziehungsweise Diplomatengeschichte hinausführen.

Nicht alle Akteure des Wiener Kongresses verfügten über ausreichend persönlichen Einfluss, um ihre Interessen effektiv zu vertreten. Vielmehr versuchte der größte Teil der Bevollmächtigten, den Anliegen ihrer Auftraggeber durch persönliche Kommunikation – etwa im Rahmen von Audienzen bei Herrschern und einflussreichen Politikern – Gehör zu verschaffen. Zusätzlich bildeten sich kurz vor oder während des Wiener Kongresses informelle Netzwerke, um politischen Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen. deren Form und Organisationsgrad war überaus heterogen und reichte von der „Vereinigung der mindermächtigen deutschen Fürsten und freien Städte“ über den lockeren Verbund der 1803/06 mediatisierten deutschen Fürsten bis hin zu den informellen Kommunikationsnetzwerken um den katholischen Redemptoristenpater Klemens Maria Hofbauer.

Akteure und Netzwerke stehen im Zentrum der in diesem Kapitel zusammengefassten Beiträge. Diese geben exemplarische Einblicke in die Vorstellungswelt einzelner Akteure des Wiener Kongresses, zeigen Verhandlungs- und Kommunikationsstrategien auf und thematisieren die Rolle persönlicher Beziehungen in einem politischen Feld. Während zwei Beiträge von der Politik der Großmächte Frankreich und Österreich

ausgehen, nehmen zwei anderen Artikel die Möglichkeiten und Beschränkungen von Akteuren in den Blick, die auf die eine oder andere Weise zu den Verlierern des Napoleonischen Zeitalters zählten beziehungsweise mit Kleinterritorien nur wenig politischen Rückhalt vorweisen konnten.

Legitimität gilt als eine der zentralen Kategorien der Verhandlungen auf dem Wiener Kongress. In den Diskurs eingeführt wurde der Begriff durch den französischen Außenminister Talleyrand, dessen legitimistische Politik und Argumentation von **Volker Sellin** in seinem Beitrag *Legitimität und Restauration bei Talleyrand* analysiert wird. Dabei zeigt Sellin, wie Talleyrand sich in Wien – nach dem Muster der Wiedereinsetzung der Bourbonen in Frankreich – für die Restauration der traditionellen Dynastien in Europa einsetzte. Mit dieser Argumentation, so hoffte er, könne er Frankreich als Verbündeten im Kampf gegen die Revolution stilisieren. Wie doppeldeutig der Begriff der Legitimität verwendet werden konnte, zeigt sich allerdings bereits an dem Umstand, dass Talleyrand nur jene Thronwechsel befürwortete, die im politischen Interesse Frankreichs lagen. Politische und dynastische Legitimität waren zudem nicht deckungsgleich, wie sich am Beispiel der Wiedereinsetzung der Bourbonen in Frankreich erwies: Die Restauration der Dynastie war nur durch einen Beschluss des Senats möglich, der seine Zustimmung von der Akzeptanz einer neuen Verfassung abhängig machte. Der spätere Ludwig XVIII., der auf die dynastische Legitimität und das Gottesgnadentum pochte, negierte hingegen das Recht der Nation, ihn als Herrscher einzusetzen und fühlte sich an keine Verfassung gebunden. Nur mit Mühe konnte der Kompromiss der *Charte constitutionnelle* gefunden werden, die dann als Vorbild für die ersten Verfassungen in Süddeutschland diente.

Einer der größten Streitpunkte des Wiener Kongresses war die Frage, ob und (wenn ja) in welcher territorialen Form das Königreich Sachsen erhalten bleiben sollte. Das Gebiet war ursprünglich als Kompensation für Preußen vorgesehen gewesen, das im Gegenzug seine polnischen Landstriche an Russland abtreten wollte. Die Verhandlungen über diese Gebietsrochaden blockierten alle weiteren Gespräche und verzögerten den Ablauf der Verhandlungen um rund drei Monate. Die Vertreter des Königs von Sach-

sen waren nur am Rande in die Verhandlungen eingebunden, die zwischen Russland und Preußen auf der einen und Österreich und Großbritannien (die zunehmend Unterstützung durch Frankreich erhielten) auf der anderen Seite geführt wurden. Die Möglichkeiten politischer Kommunikation unter diesen schwierigen Bedingungen skizziert **Jonas Flöter** in seinem Artikel *Sachsen auf dem Wiener Kongress. Kommunikationsstrukturen sächsischer Diplomatie*. Er identifiziert zwei Hauptkommunikationsstränge sächsischer Politik, die zum einen über den sächsischen diplomatischen Vertreter in Wien und zum anderen direkt über das monarchische Verwandtschaftsnetzwerk zwischen den sächsischen Wettinern und den Habsburgern liefen. Die tiefe Verwurzelung patrimonialer Herrschaftsstrukturen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zeigt sich an dem Umstand, dass nicht die diplomatischen Gespräche, sondern die monarchischen Beziehungen letztlich über den Erhalt Sachsens (wenn auch in reduziertem Umfang) entschieden.

Während das Königreich Sachsen am Wiener Kongress in seiner Existenz bedroht war, hatten zahlreiche deutsche Klein- und Kleinstherrschaften bereits im Zuge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 ihre Souveränität verloren. Daher versammelten sich 1814 zahlreiche VertreterInnen der mediatisierten Häuser in Wien, um ihre Rechte zurückzufordern. Eine besondere Rolle nahm in diesem Zusammenhang Elisabeth von Fürstenberg ein. **Monica Kurzel-Runtscheiner** verfolgt in ihrem Beitrag *Zwischen Macht und Ohnmacht: Elisabeth von Fürstenberg und die ambivalente Position von Frauen am Wiener Kongress* nicht nur die politischen Aktivitäten von Elisabeth von Fürstenberg, sondern analysiert auch die Möglichkeiten und Grenzen von Frauen im Bereich des Politischen. Die (männlichen) Protagonisten des Wiener Kongresses räumten Frauen zwar eine Rolle in den diplomatischen Gesprächen ein: als reizvolle Gastgeberinnen und geistreiche Gesprächspartnerinnen, die für eine entspannte Stimmung sorgen sollten. Nur selten aber übertraten Frauen diese halböffentliche Sphäre der Salons, um ihre Interessen direkt zu vertreten – wie etwa Elisabeth von Fürstenberg. Allerdings wagte sie diesen Schritt nicht aus freien Stücken, sondern kämpfte als Witwe und Mutter eines minderjährigen Sohnes um dessen Herrschaftsrechte.

In Audienzen, auf Bällen und anlässlich anderer festlicher Veranstaltungen trug sie den in Wien anwesenden Monarchen und Staatsmännern ihren Fall vor und fungierte schließlich als Sprecherin des „Vereins der Mediatisierten“. Elisabeth von Fürstenberg war nicht die einzige Frau, die sich während des Wiener Kongresses politisch engagierte. In den Aktivitäten dieser Akteurinnen und in der Reaktion der maßgeblichen Protagonisten des Wiener Kongresses enthüllt sich die ambivalente Position von Frauen auf dem diplomatischen Parkett. Als Ausnahmen und Sonderfälle klassifiziert, wurden sie zwar besonders freundlich und wohlwollend behandelt, zugleich aber nicht als Partnerinnen auf Augenhöhe wahrgenommen.

Ähnlich wie die Vertreter der Mediatisierten agierten auch die Delegierten der damaligen Stadtrepublik Genf am Rande des eigentlichen Kongressgeschehens. Ihre vordringlichsten Ziele waren, neben einem Anschluss an die Schweiz, Gebietsarrondierungen, um einerseits eine Landverbindung zu den anderen Schweizer Kantonen zu schaffen und andererseits dadurch militärisch gestärkt aus den Verhandlungen zu gehen. Die politischen Aktivitäten der Genfer Delegation während des Wiener Kongresses analysiert **Peter Lehmann** in seinem Beitrag *Diplomatie aus der Froschperspektive. Kommunikationskreise und*

Verhandlungsstrategien eines Kleinstaates am Beispiel Genfs. Er befasst sich in diesem Zusammenhang vor allem mit den Aktivitäten des Leiters der Genfer Delegation, Charles Pictet de Rochemont. Lehmann verdeutlicht, wie eingeschränkt die politischen Möglichkeiten des damals bekannten Publizisten und Agronomen waren – und wie geschickt dieser agierte, um den Anliegen Genfs Gehör zu verschaffen. Neben seinem geselligen Talent und seiner großen Beharrlichkeit nutzte Pictet seine Expertise als Kenner der zur Zeit des Kongresses modernen Merino-Zucht, um in intensive Kommunikation mit verschiedenen Staatsmännern und einflussreichen Persönlichkeiten zu treten. Die Früchte von Pictets regen Aktivitäten zeigten sich allerdings erst während der Verhandlungen zum Zweiten Pariser Frieden im Herbst 1815, in welchem Genf schließlich das gewünschte Territorium zugesprochen wurde. Dabei war es nicht das Verhandlungs- und Kommunikationstalent Pictets, sondern das militärstrategische Interesse der europäischen Mächte, das letztlich den Erfolg brachte – doch die Präsenz, das Image und das angenehme Wesen des Genfer Delegierten trugen dazu bei, dass die Anliegen Genfs trotz anderer drängender Fragen auf dem Wiener Kongress stets präsent blieben.

Legitimität und Restauration bei Talleyrand

Volker Sellin

Am 3. April 1814, drei Tage, nachdem die Alliierten Paris besetzt hatten, wurde Napoleon vom französischen Senat abgesetzt.¹ Drei Wochen später kehrte der Graf von Provence, Bruder des im Jänner 1793 hingerichteten Königs Ludwig XVI., nach über zwanzigjähriger Abwesenheit aus dem britischen Exil nach Frankreich zurück. Am 24. April betrat er in Calais wieder französischen Boden.² Seitdem der Sohn Ludwigs XVI. im Jahre 1795 im Gefängnis verstorben war, hielt der Graf sich für den rechtmäßigen König von Frankreich und nannte sich Ludwig XVIII., da der verstorbene Dauphin von den Royalisten als Ludwig XVII. gezählt wurde, obwohl er nie regiert hatte.³ Am 4. Juni 1814 verkündete Ludwig XVIII. die *Charte constitutionnelle* und erfüllte damit sein zuletzt am 2. Mai 1814 durch die Erklärung von Saint-Ouen gegebenes Versprechen, am Verfassungsstaat festzuhalten.⁴

Architekt des Machtwechsels war Charles-Maurice de Talleyrand. Bis 1807 französischer Außenminister, bekleidete er im Frühjahr 1814 unter dem Titel eines *Vice-Grand-Électeur* die Funktion eines stellvertretenden Vorsitzenden des Senats. Obwohl Napoleon allen Beamten und Würdenträgern des Regimes befohlen hatte, Paris vor der Einnahme durch die Alliierten zu verlassen, damit diese dort niemanden anträfen, mit dem sie Vereinbarungen über Frankreichs Zukunft schließen könnten, hatte Talleyrand es verstanden, sich an der *Barrière de Passy* vom

diensthabenden Kommandanten der Nationalgarde, Charles de Rémusat, nach Hause zurückschicken zu lassen.⁵ Da Napoleon den *Corps législatif* im Jänner vertagt hatte, war der Senat beim Einmarsch der Alliierten das einzige handlungsfähige Verfassungsorgan. Der Kaiser selbst kämpfte in der Champagne gegen die Armeen der Koalition. Auf die Nachricht vom Umsturz machte er sich in Eile auf den Weg nach Paris, zog sich jedoch zunächst auf Schloss Fontainebleau zurück, um von dort aus die Rückeroberung der Hauptstadt vorzubereiten.

Der Krieg hatte im Jänner auf französischen Boden übergegriffen. Zwar hatte Napoleon Blüchers Schlesische Armee zwischen dem 10. und 14. Februar bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps mehrfach geschlagen, aber den Sieg hatte er damit nicht erzwingen können. Der Friedenskongress, der seit dem 5. Februar in Châtillon-sur-Seine getagt hatte, wurde am 19. März ergebnislos abgebrochen, weil Napoleon hartnäckig auf der Rheingrenze beharrte, die Koalition ihm jedoch nur die Grenzen von 1792 zugestehen wollte, das Jahr, in dem die Revolutionskriege ausgebrochen waren. Nach dem Einmarsch in die Hauptstadt erklärte Zar Alexander im Namen der verbündeten Souveräne, dass mit Napoleon nicht mehr verhandelt werde. Damit blieb dem Senat keine Wahl. Wenn er die Regierung des Landes nicht geradezu den Siegern überlassen wollte, musste er versuchen, einen Regimewechsel herbeizuführen.

Die Aufgabe war delikat. Die Gründung des Kaiserreichs war durch Plebiszit bestätigt worden. An der Legitimität der Herrschaft Napoleons bestand kein Zweifel. Auch war nicht zu erkennen, dass die Anhänglichkeit der Franzosen an ihren Kaiser durch die jüngsten Rückschläge gelitten

1 Der Absetzungsbeschluss selbst wurde bereits am Abend des 2. April gefasst. Tags darauf verabschiedete der Senat das Absetzungsdekret mit den rechtlichen Begründungen; vgl. Volker SELLIN, *Die geraubte Revolution. Der Sturz Napoleons und die Restauration in Europa*, Göttingen 2001, S. 150.

2 Philip MANSEL, *Louis XVIII*, Stroud 1999, S. 176; Évelyne LEVER, *Louis XVIII*, Paris 1988, S. 338.

3 MANSEL, *Louis XVIII*, S. 108; Michel Bernard CARTRON, *Le Roi inattendu. Louis XVIII en 1814*, Paris 2001, S. 272–275.

4 Vgl. dazu SELLIN, *Revolution*, S. 222, S. 225–226.

5 Emmanuel DE WARESQUIEL, *Talleyrand. Le prince immobile*, Paris 2003, S. 440.

hätte. Ohne überzeugende Begründung würde die Nation seinen Sturz nicht hinnehmen.

In dieser Lage fand Talleyrand einen Ausweg. Er bediente sich eines in der europäischen Geschichte mehrfach erprobten Verfahrens, das zuletzt 1688 in England und 1776 in Nordamerika angewandt worden war. In beiden Fällen hatte die bestehende Vertretungskörperschaft, hier das britische Parlament, dort der amerikanische Kontinentalkongress, in Überschreitung ihrer verfassungsmäßigen Kompetenzen den regierenden Herrscher mit dem Argument abgesetzt, er habe sich zum Tyrannen entwickelt und damit den Vertrag gebrochen, der ihn zur Herrschaft ermächtigt habe. Dadurch seien auch die Untertanen ihrer Gehorsamspflicht ledig und folglich frei geworden, eine neue Regierung ihrer Wahl zu bilden.⁶ Nach diesem Muster verabschiedete der Senat am 3. April 1814 ein Dekret, in dem Napoleon, zugleich mit Wirkung für seine Nachkommenschaft, für abgesetzt erklärt wurde.⁷

Mit dem Vorwurf des Vertragsbruchs durch den Kaiser warf sich der Senat zum Verteidiger der bestehenden Institutionen auf. Anders hätte er den Regimewechsel vor der Nation nicht rechtfertigen können. Die Verfassung, die er am 6. April verabschiedete, schrieb denn auch die Errungenschaften der Revolution und des Kaiserreichs erneut fest: Grundrechte, Gewaltenteilung und *Code civil*, vor allem aber die Souveränität der Nation. Nach Artikel 2 berief das französische Volk „aus freien Stücken“, das heißt ohne Anerkennung seines dynastischen Anspruchs, „Louis-Stanislas-Xavier de France, Bruder des letzten Königs“, auf den Thron. Artikel 29 schließlich machte seine Thronbesteigung davon abhängig, dass er die Verfassung als „König der Franzosen“ beschwor, ein Titel, der sein Amt revolutionär legitimieren

sollte. Der demokratische Charakter der vom Senat beschlossenen Restauration der Monarchie wurde durch die Vorschrift unterstrichen, dass die Verfassung zu gegebener Zeit einem Referendum unterworfen werde.⁸ Die historische Legitimität der Dynastie allein wurde nicht als ausreichend angesehen, um ihre Wiedereinsetzung zu rechtfertigen. Mit dem ausdrücklichen Ausschluss der dynastischen Ansprüche des Kandidaten wurde überdies klargestellt, dass der König nur über diejenigen Rechte verfügen sollte, welche die Verfassung ihm zuerkannte.

Das Verfahren, nach dem Talleyrand die Absetzung Napoleons ins Werk setzte, war auf legitime Herrscher zugeschnitten. Mochte die Legitimität Napoleons auch anderen Ursprungs sein als die Legitimität Jakobs II. oder Georgs III., gemeinsam war ihnen, dass sie bei ihren Untertanen als die rechtmäßigen Herrscher galten. Daher konnte Napoleon nicht etwa mit der Begründung abgesetzt werden, er habe sein Amt durch einen Staatsstreich erworben und sei daher von Anfang an ein Usurpator gewesen. So blieb nur die Möglichkeit, ihn wegen Missbrauchs der ihm übertragenen Herrschaft zur Rechenschaft zu ziehen. Im Dekret zu seiner Absetzung wurde sogar ausdrücklich hervorgehoben, dass er rechtmäßig an die Regierung gelangt und erst an der Macht zum Tyrannen geworden sei.⁹ Die Legitimität Napoleons hatte auf der Zustimmung der Nation beruht. Die Zustimmung war mehrfach durch Plebiszite bestätigt worden. Diese demokratisch begründete Legitimität erkannten Talleyrand und der Senat durch die Form des Absetzungsverfahrens stillschweigend an, eine Legitimität nicht der Familie oder des Namens, keine dynastische, sondern eine politische Legitimität aufgrund des Votums der Nation.

Unter Berufung auf den *pouvoir constituant*, die verfassunggebende Gewalt des Volkes, hatte sich der Abbé Sieyès im Sommer 1789 dafür eingesetzt, dass die Nationalversammlung eine

6 Zur vergleichenden Analyse von Herrscherabsetzungen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vgl. Volker SELLIN, *The Breakdown of the Rule of Law. A Comparative View of the Depositions of George III, Louis XVI and Napoleon I*, in: Robert von FRIEDEBURG (Hg.), *Murder and Monarchy. Regicide in European History, 1300–1800*, Houndmills 2004, S. 259–289.

7 *Sénatus-consulte portant que Napoléon Bonaparte est déchu du trône, et que le droit d'hérédité établi dans sa famille est aboli*, 3. April 1814, in: *Bulletin des lois*, Ser. 5, Bd. 1, Nr. 3; auch in: *Le moniteur universel*, 4. April 1814.

8 Text der Verfassung des Senats in: Wilhelm ALTMANN (Hg.), *Ausgewählte Urkunden zur außerdeutschen Verfassungsgeschichte seit 1776*, Berlin 1897, S. 201–204.

9 *Sénatus-consulte portant que Napoléon Bonaparte est déchu du trône, et que le droit d'hérédité établi dans sa famille est aboli*, 3. April 1814, in: *Bulletin des lois*, Ser. 5, Bd. 1, Nr. 3; auch in: *Le Moniteur universel*, 4. April 1814; vgl. dazu SELLIN, *Revolution*, S. 151.

neue Verfassung für Frankreich erarbeite. Das Ergebnis war der Umsturz aller historischen Institutionen der französischen Monarchie gewesen. Ein radikaler Bruch dieser Art stand 1814 nicht zur Debatte. Vielmehr bestand im Gegenteil die Sorge, dass der zurückkehrende König versuchen würde, die durch die Revolution und Napoleon geschaffenen Reformen ganz oder in Teilen wieder aufzuheben. Dementsprechend wollte Talleyrand den König mit der Verfassung des Senats dazu verpflichten, die Ergebnisse der Revolution und die von Napoleon geschaffenen Strukturen anzuerkennen. Die Verfassung, die der Restauration der Monarchie den Weg bereiten sollte, diente wesentlich der Abwehr einer gleichzeitigen Restauration der Institutionen des *Ancien Régime*.

Während des Interregnums zwischen Kaiserreich und Restaurationsmonarchie amtierte Talleyrand als Vorsitzender der Provisorischen Regierung, die der Senat am 1. April eingesetzt hatte. Nach der Rückkehr aus dem britischen Exil ernannte Ludwig XVIII. ihn zu seinem Außenminister. In dieser Eigenschaft vertrat Talleyrand Frankreich auf dem Wiener Kongress. In Wien erklärte er die Wiedereinsetzung der historischen Dynastie in Frankreich zum Muster für alle Monarchien, deren Herrscher unter dem Einfluss der Revolution oder Napoleons ihre Throne verloren hatten. Auf diese Weise suchte er die Verteidigung der dynastischen Legitimität zu einem europäischen Anliegen und Frankreich aus einem überwundenen Gegner im Krieg der Staaten zu einem Verbündeten im Kampf gegen die Revolution zu machen. In einer Note an Metternich vom 19. Dezember 1814 erklärte Talleyrand in Umkehrung der zeitgenössischen Erfahrung dementsprechend, Frankreich sei weniger „Werkzeug“ (*instrument*) als „Opfer“ (*victime*) der napoleonischen Unterdrückung gewesen, ein unüberhörbarer Appell an die Solidarität der gegenrevolutionären Mächte.¹⁰

Unter Berufung auf die dynastische Legitimität wandte sich Talleyrand in derselben Note gegen Pläne, Preußen als Ausgleich für den Verlust weiter Teile seiner ehemals polnischen Gebiete, die Zar Alexander I. in das neue Kö-

nigreich Polen einbringen wollte, das Königreich Sachsen zu überlassen. Europa werde Frieden und Stabilität nur wiedererlangen, wenn der „Geist der Revolution“ vollständig überwunden und, wie in Frankreich das Haus Bourbon, so auch in allen anderen Teilen Europas die „legitimen Herrscher“ wieder eingesetzt würden. Das von allen Regierungen ersehnte „Werk der Restitution“, also der Wiedereinsetzung vertriebener Herrscher, bleibe Stückwerk, wenn Sachsen in Preußen aufgehe.¹¹ In Wirklichkeit zielte Talleyrand keineswegs auf eine Wiedereinsetzung all derer, die seit Ausbruch der Revolution ihre Throne verloren hatten. Das gilt insbesondere für die in Deutschland seit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 vollzogenen territorialen Umwälzungen. Vielmehr setzte Talleyrand das Argument ein, um die Forderung nach solchen Thronwechseln zu untermauern, die im französischen Interesse lagen. Dazu gehörten außer der Wiederherstellung Polens und der Rückerstattung Sachsens an das Haus Wettin die Vertreibung Joachim Murats aus Neapel und die Rückführung Ferdinands von Bourbon auf den neapolitanischen Thron.

Der in der Note Talleyrands verwendete Begriff der Legitimität ist zutiefst zweideutig, je nach dem, ob man ihn vom Standpunkt der Revolution oder vom Standpunkt des *Ancien Régime* aus betrachtet. Vom Standpunkt des *Ancien Régime* aus war die Monarchie eine durch göttliche Einsetzung geheiligte und in Jahrhunderten bewährte Form der Regierung. Dem einzelnen Herrscher verlieh in der Kette der Generationen die rechtmäßige Erbfolge Legitimität. Nach den Grundsätzen des *Ancien Régime* war das Herrschaftsrecht einer Dynastie unauflösbar und konnte von keiner Instanz wirksam außer Kraft gesetzt werden, auch nicht von der Nation. Mit dieser Form von Legitimität operierte Talleyrand in seiner Note an Metternich. Die Wiederanerkennung der dynastischen Legitimität und damit die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. und anderer vertriebener Herrscher erklärte er zum Ziel der Restauration.

Vom Standpunkt der Revolution aus dagegen vermochte allein die Nation Legitimität zu verleihen. Dementsprechend konnte über die Restauration der Monarchie und die Wiedereinsetzung

10 Lettre du prince de Talleyrand au prince de Metternich, 19. Dezember 1814, in: Comte D'ANGEBOURG [Leonard CHODŹKO] (Hg.), *Le congrès de Vienne et les traités de 1815*, Paris 1863, Teil 1, S. 540.

11 Ebd.

des Hauses Bourbon nur die Nation entscheiden. Seit dem 17. Juni 1789 beanspruchte die Nation die verfassunggebende Gewalt, und Artikel 3 der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789 bestimmte die Nation zum Ort der Souveränität und damit zur Quelle aller politischen Legitimität.¹² Sämtliche nachfolgenden Regime der Revolution beruhten auf diesem Grundsatz. Auch Napoleon gründete seine Herrschaft auf den Willen der Nation.

Von der dynastischen Legitimität ist somit die politische Legitimität zu unterscheiden. Nach der Absetzung Napoleons durch den Senat am 3. April 1814 hatte Talleyrand gehofft, die beiden Arten von Legitimität in Frankreich dadurch zur Deckung zu bringen, dass er die Zustimmung der Nation zur Restauration des dynastischen Herrschers erlangte. Die vom Senat am 6. April 1814 verabschiedete Verfassung zielte auf eine demokratische Erneuerung der Monarchie unter der historischen Dynastie.¹³

An die Ansprüche des Hauses Bourbon war der Senat bei der Suche nach einem neuen Herrscher nicht gebunden. Da er sich auf die verfassunggebende Gewalt des Volkes berief, hätte er sich auch für einen anderen Prinzen als den Grafen von Provence entscheiden können. Dass er sich vom Thronfolgerecht der historischen Monarchie distanzierte, verrät schon der bürgerliche Name, mit dem er den Kandidaten in der Verfassung bezeichnete: „Louis-Stanislas-Xavier von Frankreich, Bruder des letzten Königs“. Mit dem „letzten König“ war Ludwig XVI. gemeint, nicht aber, wie es strikt monarchischem Standpunkt entsprochen hätte, dessen Sohn, der 1795 im Gefängnis gestorben war. Auch war der Graf von Provence nicht der einzige Kandidat, der für den Thron in Betracht gezogen wurde. Eine Regentschaft der Kaiserin Marie-Louise für Napoleons Sohn wurde nur deshalb verworfen, weil sie dem Kaiser von

Österreich einen unerwünschten Einfluss auf die Politik Frankreichs eingeräumt und es Napoleon ermöglicht hätte, hinter den Kulissen weiterzuregieren.¹⁴ Von dem Bourbonen wurde erwartet, dass er im Lande am ehesten Zustimmung finden würde. Obwohl der Senat sein Vorgehen auf den Grundsatz der Volkssouveränität stützte, bezog er die Anhänglichkeit der Bevölkerung an die historische Dynastie in sein Kalkül mit ein.

Den Grafen von Provence auf den Thron zu berufen, war Talleyrands Idee gewesen. Er hielt eine zeitgemäße Restauration der konstitutionellen Monarchie, die im Sommer 1792 gescheitert war, für die einzig tragfähige Lösung der politischen Krise, obwohl der Graf von Provence weder die Verfassung von 1791 noch das Prinzip der Volkssouveränität jemals anerkannt hatte. Da Talleyrand und der Senat den Machtwechsel jedoch mit dem Ziel gerechtfertigt hatten, die durch die Revolution und das Kaiserreich geschaffenen Institutionen gegen den zum Tyrannen entarteten Herrscher zu verteidigen, mussten sie von dem neuen Herrscher verlangen, dass er sich auf den Boden dieser Institutionen, und das hieß, auf den Boden der vom Senat verabschiedeten Verfassung stelle. Deren letzter Artikel bestimmte, dass die Verfassung einem Referendum unterworfen werde und dass Louis-Stanislas-Xavier zum König der Franzosen proklamiert werde, sobald er sie beschworen und unterzeichnet habe.

Der Graf von Provence betrachtete sich jedoch bereits seit 19 Jahren als rechtmäßigen König von Frankreich. Für den Senat hatte er nur Verachtung übrig, und wenn er sich am 20. April in seinem Exil im britischen Hartwell auf den Weg nach Frankreich machte, so geschah dies nicht, weil der Senat ihn eingeladen, sondern weil Napoleon abgedankt und den Thron damit freigemacht hatte. Unterdessen wartete der Senat mit wachsender Unruhe, ob Ludwig die von ihm verabschiedete Verfassung beschwören und damit die Bedingung erfüllen würde, von der seine Thronbesteigung abhängen sollte. Auf dem Weg in die Hauptstadt machte der Graf Station im Schloss von Saint-Ouen unweit Paris. Von dort aus ließ er am 2. Mai eine Erklärung veröffentlichen, in der er zum ersten Mal zu dem Werk des Senats Stellung nahm. Schon mit der Einleitungsformel gab er zu erken-

12 Déclaration des droits de l'homme et du citoyen, 26. August 1789, in: Jacques GODECHOT (Hg.), *Les constitutions de la France depuis 1789*, Paris 1970, S. 33–34, und in: ALTMANN (Hg.), *Ausgewählte Urkunden*, S. 58–59.

13 Zur Verfassung des Senats siehe: SELLIN, *Revolution*, S. 150, S. 160–163; DERS., *Das Jahrhundert der Restaurationen 1814–1906*, München 2014, S. 24–26; Text der Verfassung des Senats: *Constitution française*, 6. April 1814, in: ALTMANN (Hg.), *Ausgewählte Urkunden*, S. 201–204.

14 SELLIN, *Revolution*, S. 153–154.

nen, dass er auf seiner dynastischen Legitimität beharrte und nicht daran dachte, sein Königtum auf die Revolution zu gründen. Er gab die Erklärung ab als „Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra“, und nicht als König der Franzosen, wandte sich jedoch nicht prinzipiell gegen den Gedanken, seine Macht durch eine Verfassung zu beschränken.¹⁵

Die Erklärung von Saint-Ouen offenbart das Dilemma, in das der Versuch einer Restauration der Monarchie den Senat geführt hatte. Eine andere als die Monarchie von Gottes Gnaden wollte der König nicht akzeptieren. Eine solche Monarchie aber konnte ein Gremium, das aus der Revolution hervorgegangen war, nicht einrichten. Umgekehrt konnte der König die Berufung durch den Senat nicht anerkennen, ohne seinen auf das historische Recht der Monarchie gegründeten Anspruch auf den Thron aufzugeben. Das Dilemma war schon Wochen zuvor aufgebrochen, als der Graf von Artois, der jüngere Bruder des Königs, aus dem Exil zurückkehrte. Gemäß der Tradition hatte der König ihn unter dem Titel eines Generalstatthalters des Königreichs zu seinem Stellvertreter und Bevollmächtigten ernannt. Daher verlangte Artois nach seiner Ankunft in Paris vom Senat die Übergabe der provisorischen Regierungsgewalt. Da der Senat jedoch an der Souveränität der Nation festhielt, konnte er die Vollmachten des Grafen von Artois nicht anerkennen, solange der König die Verfassung nicht beschworen hatte. Auf Vorschlag von Joseph Fouché, dem ehemaligen Polizeiminister Napoleons, ernannte der Senat daraufhin den Grafen von Artois selbst zum Generalstatthalter des Königreichs.¹⁶ Das erlaubte es ihm, den Grafen als seinen eigenen Beauftragten auszugeben, während dieser sich weiterhin als Beauftragten seines Bruders betrachten konnte.

Darin zeigt sich die Doppeldeutigkeit der Restauration. Mit seiner am 6. April 1814 verabschiedeten Verfassung hatte der Senat eine neue Monarchie entworfen, die mit der Monarchie des *Ancien Régime* nur durch die Dynastie verbunden war. Ihre politische Legitimation sollte die neue Monarchie ausschließlich aus dem Willen der Na-

tion beziehen. Eine solche Form der Restauration lehnte der Graf von Provence jedoch ab. Er hielt sich für legitimiert nach dem historischen Recht der Monarchie und wollte ein Recht der Revolution nicht anerkennen. Er war jedoch klug genug zu erkennen, dass er dem Senat entgegenkommen müsse, wenn er die Chance wahren wollte, auf den Thron Frankreichs zurückzukehren. Daher schlug er vor, die Verfassung des Senats der Überprüfung durch eine Kommission zu unterwerfen, die zu gleichen Teilen aus Mitgliedern des Senats und des *Corps législatif* zusammengesetzt war. Der König ließ sich vor der Kommission durch drei Beauftragte vertreten.¹⁷ Die Kommission bestand aus 22 Mitgliedern und tagte vom 22. bis 28. Mai unter strikter Geheimhaltung im Haus ihres Vorsitzenden, des Kanzlers Charles-Henri Dambray. Dem König lag vor allem daran, dass Talleyrand gegenüber Stillschweigen gewahrt werde. Grundlage der Beratungen war ein kritischer Kommentar, den der König Artikel für Artikel über die Verfassung des Senats angefertigt hatte. Über den Fortgang der Kommissionsarbeit ließ sich der König jeden Abend berichten. Im Zuge der Revision wurde aus der demokratischen Senatsverfassung die *Charte constitutionnelle*, eine Verfassung nach dem monarchischen Prinzip. Als Quelle der Souveränität und Urheber der Verfassung erschien nicht länger die Nation, sondern der König. Mit der Umwandlung der Verfassung nach dem demokratischen in eine Verfassung nach dem monarchischen Prinzip wurde die Restauration besiegelt. In einer gemeinsamen Sitzung beider Kammern wurde die Verfassung am 4. Juni 1814 vom König verkündet.¹⁸ Von einem Referendum war nicht mehr die Rede.

Die *Charte* griff wesentliche Forderungen der Revolution auf. Eine große Zahl ihrer Artikel war wörtlich aus der Verfassung des Senats übernommen. In der Gliederung der Legislative in zwei Kammern lebte das napoleonische System fort: Aus dem Senat wurde die Pairskammer (*Chambre des pairs*), aus der gesetzgebenden Körperschaft (*Corps législatif*) die Abgeordnetenkammer (*Chambre des députés*). Ungeachtet dieser Konti-

15 Déclaration du Roi, Saint-Ouen, 2. Mai 1814, in: Bulletin des Lois, Ser. 5, Bd. 1, Nr. 8, S. 75–76; vgl. dazu: SELLIN, *Revolution*, S. 222–229.

16 Ebd., S. 206.

17 Ebd., S. 230–231.

18 Text der *Charte constitutionnelle*, in: GODECHOT (Hg.), *Constitutions*, S. 217–224; und in: ALTMANN (Hg.), *Ausgewählte Urkunden*, S. 204–210.

nuitäten unterschied sich die *Charte* insofern fundamental von allen Verfassungen der Revolution und Napoleons, als sie auf königlicher Machtvollkommenheit und dem Gottesgnadentum, nicht aber auf der Souveränität der Nation beruhte. In der von Jacques-Claude Beugnot verfassten Präambel wurde die *Charte* in die Tradition der Privilegienverleihungen des Mittelalters eingeordnet.¹⁹ Mit dem Argument, die Könige Frankreichs hätten schon immer den Bedürfnissen ihrer Untertanen Rechnung getragen, wurde in Abrede gestellt, dass die Gewährung der *Charte constitutionnelle* als eine Konzession an die Revolution aufzufassen sei.²⁰ Vom Standpunkt der Revolution aus war das Vorgehen des Königs ein Staatsstreich und die Usurpation einer Gewalt, die ihm nicht zustand. Der monarchische Legitimitätsanspruch stieß hier schroff mit dem demokratischen Prinzip zusammen. Eine Vermittlung schien rechtlich ausgeschlossen. Politisch allerdings wurde sie durch die Garantien und Mitwirkungsmöglichkeiten angebahnt, welche die *Charte* den Bürgern einräumte.

Schon aus diesem Grund hätte Widerstand gegen den Staatsstreich des Königs kaum Aussicht auf Erfolg gehabt. Immerhin hatte der Senat selbst diesen Prinzen ins Land gerufen, und bei den Anhängern des untergegangenen Kaiserreichs hatte er durch die Absetzung Napoleons alle Sympathien verloren. Klug, wie er war, durchschaute der Graf von Provence diesen Vertrauensverlust. Mit seinem kaltblütigen Beharren auf dem Gottesgnadentum vereitelte er den Versuch Talleyrands, die Restauration der Monarchie entsprechend der Verfassung des Senats auf demokratische Grundsätze zu gründen. Es ist allerdings fraglich, ob er Talleyrand damit wirklich vor den Kopf stieß. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs hatte Talleyrand sich, wie er Zar Alexander am 31. März erklärte, zum Ziel gesetzt, die Monarchie unter dem Hause Bourbon wiederherzustellen. Der einzige Weg dorthin führte über den Senat, ein Gremium revolutionären Ursprungs,

das seiner Natur nach nur eine Restauration unter demokratischen Vorzeichen beschließen konnte. Das heißt aber nicht, dass Talleyrand eine Erneuerung der Monarchie nach den Grundsätzen des Gottesgnadentums abgelehnt hätte. Tatsächlich fand er sich schnell mit der neuen Lage ab, nahm alsbald die Berufung zum Außenminister der restaurierten Monarchie an und vertrat das neue Frankreich auf dem Wiener Kongress mit einer Strategie, die seine revolutionäre Vergangenheit vergessen ließ. Wenn er in Wien das Banner der Legitimität ergriff, so zielte er nicht auf die Legitimation der monarchischen Gewalt durch eine Verfassung. Die Feststellung in seinem Schreiben an Metternich vom 19. Dezember 1814, Frankreich habe seinen „legitimen Fürsten“ wieder erhalten, bezog sich auf das historische Herrschaftsrecht des Hauses Bourbon, nicht auf dessen Akzeptanz durch die französische Nation.²¹ Dennoch blieb Talleyrand sich dessen bewusst, dass Glaubwürdigkeit und Stabilität der restaurierten Monarchie in Frankreich von der Beteiligung der Bürger an der Regierung und von den institutionellen Garantien abhingen, die in der *Charte* niedergelegt waren. In seinem Rechenschaftsbericht für Ludwig XVIII. vom Juni 1815 wandte er sich gegen das Missverständnis, ein Monarch sei kraft seiner dynastischen Legitimität zu absoluter Regierung ermächtigt: „Der Geist der Zeiten, in denen wir leben, verlangt, dass in den großen zivilisierten Staaten die oberste Gewalt nur im Zusammenwirken mit Körperschaften ausgeübt werde, die dem Schoße der Gesellschaft entstammen, die sie regiert.“²² Das hieß nichts anderes, als dass auch die Regierung eines Herrschers aus der legitimen Dynastie keinen Bestand haben konnte, wenn sie auf die Mitwirkung der Bürger verzichtete. In seinen Memoiren rechtfertigte Talleyrand die Erneuerung der Monarchie unter der Dynastie der Bourbonen auf der Grundlage der *Charte constitutionnelle* mit der Erwägung, dass sie die Legitimität, „die aus der Familie herrührt“, mit der Legitimität verknüpft habe, „die die Instituti-

19 Zur Präambel vgl. Volker SELLIN, Die Erfindung des monarchischen Prinzips. Jacques-Claude Beugnots Präambel zur *Charte constitutionnelle*, in: Armin HEINEN/Dietmar HÜSER (Hg.), *Tour de France. Eine historische Rundreise*. Festschrift für Rainer Hudemann, Stuttgart 2008, S. 489–497.

20 Ebd., S. 495.

21 *Lettre du prince de Talleyrand au prince de Metternich*, 19. Dezember 1814, in: D'ANGEBERG (Hg.), *Le congrès de Vienne*, S. 540.

22 *Rapport fait au roi pendant son voyage de Gand à Paris*, Juin 1815, in: M. G. PALLAIN (Hg.), *Correspondance inédite du prince de Talleyrand et du roi Louis XVIII pendant le congrès de Vienne*, Paris 1881, S. 464.

onen verbürgen“.²³ Danach beruhte die Restauration der Monarchie in Frankreich nicht auf einer einzigen, sondern auf einer doppelten Legitimität: der Legitimität der Dynastie und der Legitimität der Institutionen. In dem zitierten Rechenschaftsbericht versuchte Talleyrand, diesen Zusammenhang zu erklären. Es heißt dort, früher hätten die Menschen geglaubt, die oberste Gewalt in einem Staate sei eine „Emanation der Gottheit“ und beziehe von daher ihre Legitimität. Heute dagegen herrsche die Auffassung, „dass die Regierungen ausschließlich zum Wohle ihrer Völker geschaffen seien“. Daher gelte diejenige Herrschaft als legitim, die deren „Glück und Ruhe am besten gewährleiste“. Das aber sei eine Herrschaft, die seit einer „langen Folge von Jahren bestehe“. Das Alter einer Regierung, die Erinnerungen, die damit verknüpft seien, und die natürliche Hingabe an das überkommene Herrschergeschlecht sicherten die Nationen mehr als alles andere vor den Gefahren der Revolution. Damit die Völker auch das nötige Vertrauen in die legitime Herrschaft gewännen, müsse diese freilich auf eine Weise konstituiert werden, die alle Besorgnisse zum Verschwinden bringe.²⁴ Damit stellte Talleyrand kurz vor der zweiten Restauration der Monarchie in Frankreich noch einmal klar, dass nach dem Durchgang durch die Revolution und das Kaiserreich Herrschaft nicht länger allein auf die Legitimität der Dynastie gegründet werden könne. Das war eine kaum verhüllte Ermahnung an den König, die *Charte* und die darin enthaltenen Garantien auch in Zukunft sorgfältig zu achten.

Dass eine zeitgemäße Restauration der Monarchie mit der Einrichtung einer Repräsentation verbunden würde, lag in Frankreich auf der Hand, nachdem dort bereits durch die Verfassung von 1791 eine konstitutionelle Monarchie geschaffen worden war. In Deutschland sprachen andere Gründe für eine Konstitutionalisierung der Staaten. Infolge der territorialen Umwälzungen und der Aufhebung der geistlichen Herrschaften war die Staatskontinuität fast überall verloren gegangen, sodass die unmittelbare Anknüpfung an ständische Traditionen häufig selbst dort unmöglich gewesen wäre, wo es bis zum Untergang des

Reichs Stände gegeben hatte. Deshalb kam in der Regel nur eine Neugründung ständischer Vertretungen in Betracht. In diesem Sinne schrieb Artikel 13 der vom Wiener Kongress verabschiedeten Bundesakte für die Mitgliedstaaten des Deutschen Bundes die Einrichtung „landständischer Verfassungen“ vor.²⁵ Dahinter stand die Besorgnis, dass die Beseitigung der Zwischengewalten im Zuge der von Napoleon angestoßenen rheinbündischen Reformen die Gefahr neuer Revolutionen in sich trage. Die Vorbeugung gegen eine Wiederholung der Revolution war ein gemeinsames Anliegen der Großmächte.

Der Verlust der Staatskontinuität und die Bildung neuer beziehungsweise die Ausdehnung bestehender Staaten unter dem Einfluss Napoleons oder durch die seit 1813 geschlossenen Verträge führten dazu, dass sich die Bürger in weiten Teilen Deutschlands nach dem Zusammenbruch des französischen Kaiserreichs wie schon mehrfach seit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 erneut an fremde Herren gewöhnen mussten. Das gilt namentlich für das linke Rheinufer, das zwischen Preußen und Bayern geteilt wurde, und für diejenigen Teile Sachsens, die Preußen zugeschlagen wurden. Da ein Wechsel der Herrschaft und zumal ein mehrfacher Herrschaftswechsel die Legitimität einer Regierung unweigerlich schwächte, gehörten die süddeutschen Fürsten zu den ersten, die konstitutionelle Verfassungen gewährten. Diese Verfassungen orientierten sich am Vorbild der *Charte constitutionnelle*. Im Unterschied zur *Charte* zielten sie allerdings nicht nur auf die Sicherung von Bürgerrechten und die Beteiligung der Nation an der politischen Willensbildung, sondern auch auf die Integration der aus ganz verschiedenen Territorien stammenden Untertanen zu einer einheitlichen Staatsbürgergesellschaft unter einem für viele von ihnen neuen Monarchen. Eine wesentliche Funktion kam dabei der politischen Integration des 1803 mediatisierten, ehemals reichsunmittelbaren Adels zu. Indem die Standesherrn Sitz und Stimme in den ersten Kammern erhielten, wurden sie für den Verlust ihrer einstigen territorialen Herrschaftsrechte

23 Charles-Maurice de TALLEYRAND, Mémoires, hg. v. Duc de BROGLIE, Bd. 2, Paris 1891, S. 157.

24 PALLAIN (Hg.), Correspondance, S. 467–468.

25 Deutsche Bundesakte, Art. 13, in: Ernst Rudolf HUBER (Hg.), Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 1, Stuttgart 1961, S. 78.

durch neue politische Vorrechte im größeren Rahmen eines Mittelstaats entschädigt.

Die Verfassungsschöpfung in den deutschen Mittelstaaten gehörte erst der nächsten Epoche an. Talleyrand war daran nicht mehr beteiligt. Dagegen hatte er noch während des Wiener Kongresses in einer anderen Frage um die Bewahrung der Legitimität gekämpft. Im Vertrag von Kalisch und Breslau vom Februar 1813 hatte Zar Alexander König Friedrich Wilhelm III. für den Verlust der Erwerbungen Preußens aus der zweiten und dritten Teilung Polens, aus denen er das Herzogtum Warschau formen wollte, territoriale Entschädigungen im Westen in Aussicht gestellt. Welche Gebiete Preußen erhalten würde, hatte er offen lassen müssen, denn die beiden Mächte befanden sich noch im Krieg mit Napoleon, und es war nicht abzusehen, zu welchem Zeitpunkt und mit welchen Ergebnissen die Kämpfe ein Ende finden würden. Die preußische Regierung hoffte, die Zusage des Zaren durch die Annexion des Königreichs Sachsen einzulösen. König Friedrich I. von Sachsen hatte auf der Seite Napoleons gekämpft, bis er in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 in preußische Gefangenschaft geriet. Über seine Zukunft wurde in seiner Abwesenheit auf dem Wiener Kongress entschieden. Die Aussichten erschienen günstig, dass Preußen sein Ziel erreiche, sei es mit, sei es ohne eine anderweitige Entschädigung für den suspendierten König. Durch die Politik Napoleons gegenüber den von ihm besiegten Staaten hatte sich Europa an die Absetzung oder Umsetzung selbst traditionsreicher Dynastien gewöhnt. Auf dem Kongress jedoch kämpfte Talleyrand mit Erfolg für die Erhaltung des Königreichs Sachsen, konnte allerdings nicht verhindern, dass es fast die Hälfte seines Gebiets an Preußen abtreten musste.

In seinem Schreiben an Metternich vom 19. Dezember 1814 legte er dar, auf welche Weise die leitenden Ziele des Kongresses in dieser Frage miteinander in Übereinstimmung gebracht werden könnten.²⁶ Danach war es Aufgabe der Restauration, überall die legitimen Rechte der Herrscher wiederherzustellen, allerdings unter der Bedingung, dass dadurch zugleich das Gleich-

gewicht der Mächte gewahrt werde. Im Interesse dieses Gleichgewichts gestand Talleyrand Preußen die Wiedererlangung des Gebietsumfangs zu, über den es im Jahre 1805 verfügt hatte, und ausdrücklich auch die Erwerbung eines Teils des Königreichs Sachsen. Zum Gebietsumfang Preußens im Jahre 1805 gehörten unter anderem die umfangreichen Gebiete, die das Land in den polnischen Teilungen erworben hatte, darunter auch die Hauptstadt Warschau. Im Frieden von Tilsit hatte Preußen den größten Teil dieser Erwerbungen wieder abgeben müssen.

Auf dem Kongress propagierte Talleyrand eine Internationale der Legitimität und erklärte es zum Ziel der Restauration, überall in Europa die vertriebenen Dynastien wieder in ihre Rechte einzusetzen. Die Wiederherstellung der Adelsrepublik Polen in den Grenzen von 1772 konnte Talleyrand naturgemäß nicht unter Berufung auf das so verstandene Prinzip der Legitimität einfordern, wohl aber unter Gesichtspunkten der Gerechtigkeit (*justice*) und des Gleichgewichts (*équilibre*). In seinem bereits mehrfach zitierten Brief an Metternich vom 19. Dezember 1814 schrieb er betont vorsichtig, sein König hätte die Lösung der polnischen Frage als bei weitem wichtigste Aufgabe des Kongresses betrachtet, wenn er hätte hoffen dürfen, dass dem polnischen Volk seine vormalige vollständige Unabhängigkeit zurückgegeben werden könne.²⁷ Der französische Außenminister war sich bewusst, dass Polen gegen den Willen der drei Teilungsmächte nicht wiederhergestellt werden konnte. Aussichtsreicher erschienen dagegen seine Bemühungen um die Rückführung König Ferdinands von Neapel. Während Napoleon selbst König Ferdinand von Spanien im Dezember 1813 durch den Vertrag von Valençay noch aus der Internierung in Frankreich entlassen hatte, kehrte Ferdinand, der König beider Sizilien, erst im Juni 1815 nach Neapel zurück, nachdem Joachim Murat, der 1808 von Napoleon eingesetzte König, seinen Thron verspielt hatte und bei Pizzo in Kalabrien standrechtlich erschossen worden war. Wenigstens einen Teilerfolg erzielte Talleyrand mit seiner Legitimitätspolitik auch in Sachsen. Dort war es ihm darum gegangen, im Interesse des Gleichgewichts die vollständige Annexion durch die Großmacht Preußen zu verhindern.

26 Lettre du prince de Talleyrand au prince de Metternich, 19. Dezember 1814, in: D'ANGELO (Hg.), *Le congrès de Vienne*, Bd. 1, S. 540–544.

27 Ebd., S. 541–542.

Das Hauptanliegen der Staatsmänner auf dem Wiener Kongress war nach einem Vierteljahrhundert einer nahezu ununterbrochenen Folge von Kriegen die Schaffung einer stabilen internationalen Ordnung. Als Ursache dieser Kriege galten die Revolution in Frankreich und ihre Folgen. Dementsprechend hielten die Verbündeten nach dem Sturz Napoleons eine erneute Bedrohung des Friedens allein durch Frankreich für möglich. Talleyrand suchte diese Befürchtungen zu zerstreuen, indem er strikt zwischen dem Frankreich der Revolution und dem Frankreich der Legitimität unterschied. Nur das Frankreich der Revolution habe den Frieden bedroht. Mit der Restauration der Bourbonen aber sei die Revolution endgültig überwunden. Das Frankreich der Legitimität sei wiederhergestellt und damit ein Frankreich, von dem keine Gefahr für den Frieden Europas mehr ausgehe. Ein Land, das seinen legitimen Herrscher wiedergefunden habe, werde seine Grenzen nicht wieder überschreiten, schrieb Talleyrand an Metternich, „vergleichbar dem Meer, das nur

über seine Ufer tritt, wenn es von den Stürmen aufgepeitscht wurde“.²⁸

Das war ein unüberhörbares Plädoyer für die volle und gleichberechtigte Wiederaufnahme Frankreichs in das Konzert der Mächte. Talleyrand warb dafür, die Revolution als ein Ereignis in der Geschichte nicht allein Frankreichs, sondern Europas zu begreifen. Wenn aber die Revolution ein europäisches Schicksal gewesen war, dann war auch die Restauration eine Aufgabe Europas. Dann aber mussten nach der Absetzung Napoleons auch die noch verbliebenen Nutznießer seiner Expansionspolitik entmachtet werden. Durch die scharfe Unterscheidung zwischen Legitimität und Usurpation wollte Talleyrand das Frankreich der Restauration auf die Seite der Gegenrevolution und damit in den Kreis derjenigen Mächte zurückführen, die Napoleon überwunden hatten. Damit wollte er Frankreich im europäischen Konzert wieder dasselbe Gewicht verschaffen, das es vor der Revolution besessen hatte. Auch das war in seinen Augen Teil der Restaurationspolitik.

28 Ebd., S. 540.

Sachsen auf dem Wiener Kongress Kommunikationsstrukturen sächsischer Diplomatie

Jonas Flöter

Zweimal in der neueren Geschichte stand Sachsen im Zentrum der politischen Interessen Europas. Das erste Mal 1697 bei der Krönung des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. zum König von Polen. Der zweite Anlass war die sächsische Frage auf dem Wiener Kongress. Beide Ereignisse bilden geradezu die Kontrastpunkte in der europäischen Entwicklung Sachsens. Die Inthronisierung Augusts des Starken und der Aufbau der sächsisch-polnischen Union markierten den Höhepunkt sächsischer Machtentfaltung und den Vorstoß Sachsens in die Reihe der mitteleuropäischen Großmächte.¹ Dagegen bildeten die Gefangennahme König Friedrich Augusts I. am 19. Oktober 1813 und die Teilung Sachsens auf dem Wiener Kongress den machtpolitischen Tiefpunkt. Er war die Folge einer Reihe politischer Fehlentscheidungen, die in erheblichem Maße auf den Monarchen selbst zurückgingen und die politische Elite Sachsens in eine pronapoleonische und eine proösterreichische Fraktion spaltete.

Nach der gemeinsamen Niederlage mit Preußen trat Sachsen im Frieden von Posen 1806 dem Bündnis mit Napoleon bei. Die sächsische Armee hatte sich an den weiteren Napoleonischen Kriegen zu beteiligen und wurde im Russlandfeldzug fast vollständig vernichtet. Vor diesem Hintergrund knüpfte der sächsische König enge Verbindungen mit Österreich und schloss am 20. April 1813 eine geheime Konvention ab. Darin verpflichtete sich Sachsen zum Austritt aus dem Bündnis mit Frankreich, zur Vereinigung der sächsischen mit den österreichischen Streitkräften sowie zur Unterstützung österreichischer Friedensverhandlungen mit Napoleon. Österreich garantierte dafür die Integrität Sachsens, sagte ein

Ende der alliierten Auflagen zu und stellte eine Entschädigung für den Verlust des Herzogtums Warschau in Aussicht.

Nach den temporären Siegen Napoleons über die alliierten Truppen bei Lindenau und Lützen am 2. Mai 1813 kündigte Friedrich August die Konvention und kehrte am 8. Mai in das Bündnis mit Napoleon zurück.² Mit dem Konventionsverzicht unterließ Sachsen Metternichs Kalkül, durch Bindung der Rheinbundstaaten an die Habsburgermonarchie den französischen Einflussbereich in Mitteleuropa zurückzudrängen. Die französischen Satellitenstaaten in Feindesland zu verwandeln, um so den alliierten Vormarsch zu beschleunigen und Österreichs Position sowohl gegenüber Russland und Preußen als auch gegenüber Napoleon zu stärken, gehörte zur Hauptstrategie der österreichischen Politik für die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts.

Entsprechend stand Sachsen in der Völkerschlacht bei Leipzig auf der Seite Napoleons. Der sächsische König wurde gefangen genommen und in Schloss Friedrichsfelde unter Hausarrest gestellt. Das Königreich Sachsen unterstand seither der Kontrolle des russischen Generalgouverneurs Fürst Nikolai Grigorjewitsch Repnin-Wolkonski und unterlag damit einer Art Besatzungsrecht. In der Folge wurde Sachsen Teil des „Zentralverwaltungsdepartements der Hohen Verbündeten Mächte“ und erhielt somit keine offizielle Zulassung zu den Wiener Kongressverhandlungen.³

1 Vgl. Verein für sächsische Landesgeschichte e. V. (Hg.), Sachsen und Polen zwischen 1697 und 1765. Beiträge der wissenschaftlichen Konferenz vom 26. bis 28. Juni 1997 in Dresden, Dresden 1998.

2 Theodor FLATHE, Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen, Bd. 3: Neuere Geschichte Sachsens 1806–1866, Gotha 1873, S. 147–170; Rudolf JENAK, Die Realität der österreichisch-sächsischen Konvention vom 20. April 1813, in: Mitteilungen des Vereins für sächsische Landesgeschichte, NF 5 (2007), S. 5–24.

3 Jochen VÖTSCH, Die „sächsische Frage“ auf dem Wiener Kongress 1814/15, in: Guntran MARTIN/Jochen VÖTSCH/Peter WIEGAND (Hg.), 200 Jahre Königreich Sachsen.

Ungeachtet der Dramatik der Ereignisse und der Brisanz der sächsisch-polnischen Frage auf dem Wiener Kongress soll im Folgenden darauf nur am Rande eingegangen werden.⁴ Das Hauptaugenmerk wird auf die Kommunikationskanäle und die Kommunikationsstrukturen der sächsischen Diplomatie vor dem Hintergrund gelegt, dass Sachsen kein offizieller Verhandlungspartner auf dem Wiener Kongress war. Im ersten Teil werden die diplomatischen und gesellschaftlichen Aktivitäten des sächsischen Gesandten in Wien, Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg-Klosterroda, und im zweiten Abschnitt der Einfluss des Bruders des sächsischen Königs, Prinz Anton, und einzelner kaiserlicher Familienmitglieder betrachtet.

I. Sächsische Diplomatie

Mit der Ankündigung eines allgemeinen Kongresses zur Konstituierung einer europäischen Nachkriegsordnung entwickelte sich die Gesandtschaft in Wien zum Zentrum der sächsischen Außenpolitik. Hauptakteur war hier der sächsische Gesandte Graf von der Schulenburg-Klosterroda. Angesichts der Tatsache, dass die sächsische Politik die Bündnisvereinbarung mit Österreich hatte platzen lassen, trat Metternich gegenüber dem sächsischen Gesandten reserviert auf. Zugleich hatten es die Verbündeten abgelehnt, einen sächsischen Bevollmächtigten am Wiener Kongress zuzulassen. Angesichts des aus sächsischer Perspektive widersprüchlichen Verhaltens der Alliierten gegenüber dem sächsischen König wurde Schulenburg Anfang Juli 1814 ohne offiziellen Auftrag nach Wien entsandt, um die Interessen des Königs wahrzunehmen. Bereits in den ersten Gesprächen zwischen Schulenburg und Metternich wurde deutlich, dass Österreich zwar politisch, nicht aber

militärisch zugunsten Sachsens einzuschreiten bereit war. An den leitenden Kabinettsminister Detlev Graf Einsiedel übermittelte Schulenburg Ende Juli 1814 die Haltung Metternichs: „Wir brauchen keine weitem Argumente, um uns zu überzeugen, daß unsere Convenienz es nicht erfordert, daß Preußen unsere Grenzen von Eger bis Krakau umschließe; wenn Sie glauben würden, alle Gründe zu diesem Zwecke erschöpft zu haben, so würden wir selbst eben so viel erwähnen können, die uns in dieser Ansicht bestätigen und Ihnen vielleicht unbekannt sind. Allein Oestreich darf, wenn es dieser Vergrößerung Preußens gilt, keine Argumente von seiner eigenen Convenienz aufstellen, um solche zu hindern, denn diesen würde Preußen mit eben so viel Recht Gründe von dessen Convenienz, die ihm diese Vergrößerung wünschen machen, entgegen setzen. Man kann nur auf der Unrechtmäßigkeit der Handlung an und für sich bestehen, und nur das politische Verbrechen einer dergleichen Spoliation geltend zu machen suchen. Dies sind die einzigen Mittel, die uns und dem Könige von Sachsen zu Gebote stehen, welcher sich in seiner Lage mit derjenigen, in welcher sich der Pabst [sic] in Frankreich befand, vergleichen kann. So großen Werth die Freundschaft mit Preußen für Oestreich hat, so ist diese Frage ein Punct, worin das Interesse beider Staaten einander ganz entgegen steht, allein Krieg mit ganz Europa können wir deswegen nicht führen, es fragt sich nun, ob Preußen und Rußland für dieselbe Krieg machen wollen, und welches Schwert das andere in der Scheide erhalten wird.“⁵

Von einer offiziellen Einladung eines sächsischen Vertreters zum Kongress war weiterhin nicht die Rede. Vielmehr empfahl Metternich dem König, seine Interessen in die Hand eines Privatmannes zu legen, „doch müßte dieser mit hinreichenden Vollmachten versehen sein, um bei dem Kongreß als Gesandter des Königs unterhandeln zu können, wenn das die alliierten Mächte wollten“.⁶ König Friedrich August folgte der Emp-

Beiträge zur sächsischen Geschichte im napoleonischen Zeitalter, Beucha 2008, S. 169–184.

4 Vgl. dazu Peter BURG, *Der Wiener Kongreß. Der Deutsche Bund im europäischen Staatensystem*, München 1993; Heinz DUCHHARDT, *Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15*, München 2013; Wolf D. GRUNER, *Der Wiener Kongress 1814/15*, Stuttgart 2014; Eberhard STRAUB, *Der Wiener Kongress. Das große Fest und die Neugestaltung Europas*, Stuttgart 2014; Reinhard STAUBER, *Der Wiener Kongress*, Wien, Köln, Weimar 2014.

5 Dresden, Sächsisches Hauptstaatsarchiv (kurz: SHStA), 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 27r–v, Schulenburg an Einsiedel, 27. Juli 1814, zit. nach Karl von WEBER, Detlev Graf von Einsiedel, Königlich Sächsischer Cabinets-Minister, in: *Archiv für Sächsische Geschichte* 1 (1863), S. 58–116, hier S. 94.

6 Schulenburg an Einsiedel, 24. Juli 1814, zit. nach Walter KOHLSCHMIDT, *Die sächsische Frage auf dem Wie-*

fehlung und nahm eine personelle Umbesetzung vor. Nominell ernannte er Generalmajor Karl Friedrich Ludwig von Watzdorf zum sächsischen Gesandten in Wien, der im November 1813 bereits die Gespräche mit den Verbündeten in Frankfurt am Main geleitet hatte. Damals war die Beteiligung sächsischer Verbände am weiteren Feldzug gegen Napoleon vereinbart worden. Allerdings wurde Watzdorf nicht dauerhaft nach Wien entsandt, sondern übernahm die Aufgabe eines Sondergesandten.⁷ Die Rolle des privaten Unterhändlers fiel dem bisherigen Gesandten Schulenburg zu, an den auch die offiziellen Instruktionen des Königs gerichtet waren. Auf der Grundlage eines ersten Entwurfs, den Legationsrat Friedrich Ludwig Breuer bereits im Juni 1814 erstellt hatte,⁸ formulierte der sächsische König Anfang August 1814 seine ausführliche Instruktion. Diese zielte im Kern auf die Vertretung und Erhaltung der königlichen Interessen auf dem Kongress.⁹ Schulenburgs Aufgabe war es daher, sowohl die Bevollmächtigten der Großmächte als auch die der deutschen Mittelstaaten, insbesondere die Bayerns und Württembergs, für die sächsischen Interessen zu gewinnen.¹⁰

Entsprechend entwickelte sich in diesen Monaten die Wiener Gesandtschaft zum Zentrum der sächsischen Außenpolitik, die dauerhaft durch Schulenburg und Legationssekretär Georg August von Griesinger, sowie zeitweise durch Watzdorf und Breuer vertreten wurde.

Diese prädestinierte Stellung war vor allem durch die schwierigen Korrespondenzmöglichkeiten zwischen dem in Friedrichsfelde internierten König und der Wiener Gesandtschaft bedingt. Der



Abb. 1: Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg-Klosteroda (1772–1853)

sächsische diplomatische Kurier, der von Wien über Prag, Dresden, Leipzig nach Berlin führte, stand unter der ständigen Gefahr, von Mitarbeitern des russischen und des preußischen Generalgouvernements abgefangen zu werden. Ferner standen die Kurier unter dem Verdacht, geheime Informationen in Sachsen zu lancieren.¹¹ Für den diplomatischen Verkehr nutzte die sächsische Gesandtschaft daher vorzugsweise die österreichischen und die französischen Kurier, die über ihre Berliner Gesandtschaften die Kommunikation mit Friedrichsfelde sicherstellten.¹² Direkte Instruktionen des Königs wurden persönlich durch zwei Feldjäger überbracht, die Schulenburg dann sei-

ner Kongreß und die sächsische Diplomatie dieser Zeit, Dresden 1930, S. 87.

7 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 21r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 22. Juli 1814. Johann Georg, HERZOG ZU SACHSEN: Karl von Watzdorf, 1759–1840, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 39 (1918), S. 1–35, hier S. 24–26.

8 Horst SCHLECHTE, Friedrich Ludwig Breuer. Ein Diplomat des sächsischen Biedermeier, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 61 (1940), S. 14–48; KOHLSCHMIDT, Die sächsische Frage, S. 142.

9 Instruktion Friedrich Augusts von Sachsen für Schulenburg (Auszug), Friedrichsfelde, 9. August 1814, in: Klaus MÜLLER (Hg.), Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses 1814/1815, Darmstadt 1986, S. 91–101.

10 KOHLSCHMIDT, Die sächsische Frage, S. 87–88.

11 „Der Gal. Watzdorf schlägt mir vor, die in Zukunft abzuschickenden Couriers über Prag gehen zu lassen, und solche weiter durch Sachsen zu befördern. Ich werde nicht ermangeln, denselben die Richtung über Prag zu geben; allein ich habe Bedenken, sie Sachsen berühren zu lassen, indem man vielleicht den Couriers die Ausbreitung von Nachrichten und Erleichterung von nothwendigen Verbindungen beimessen könnte, welches früh oder spät dieselben unangenehmen Zufällen aussetzen könnte.“ SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 283r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 26. November 1814.

12 VÖTSCH, Die „sächsische Frage“, S. 174.

nerseits für die Übermittlung des diplomatischen Verkehrs nutzte. Da diese aber das sächsische Territorium umgingen, konnten sie die Kommunikation kaum beschleunigen.¹³ Darüber hinaus richtete der König über Legationsrat Breuer einen persönlichen Korrespondenten für vertrauliche Mitteilungen ein. Diese Komplikationen im diplomatischen Verkehr führten dazu, dass der Eingang spezieller Weisungen bis zu zwei Wochen dauern konnte.¹⁴ Damit hatte die sächsische Diplomatie in Gegensatz zu den Großmächten und den deutschen Mittelstaaten mit einem gravierenden operativen Nachteil umzugehen.

Dass Briefe sowohl von der österreichischen als auch von der preußischen Geheimpolizei geöffnet wurden, war allgemein bekannt. Schulenburg war daher um diskrete Formulierungen bemüht und begann ab dem 21. September 1814, als die ersten Kongressgespräche der Großmächte begannen, seine Berichte ganz oder teilweise zu chiffrieren.¹⁵ Für die Chiffrierung wurde Legationssekretär von Griesinger eingesetzt, der bereits in den Jahren 1812/13 die Technik der Zahlenchiffre für die Berichte aus Wien erfolgreich praktiziert hatte.¹⁶

Angesichts der zentralen Stellung, die der sächsischen Gesandtschaft in Wien zufiel, entwickelte der Bevollmächtigte von der Schulenburg ein weit gefächertes politisches und diplomatisches Aktionsprogramm. Wichtigster Ansprechpartner in der sächsischen Frage war der österreichische Außenminister Metternich. Schulenburg blieb zwar skeptisch, inwieweit das österreichische Staatsinteresse ausreichen würde, die sächsische Integrität zu sichern.¹⁷ In einem Privatschreiben an Einsiedel stellte er im Juli 1814 aber heraus, dass er seine vordergründige Aufgabe darin sehe, sich Österreich anzuschließen, als der einzigen Macht,

die kein Interesse an der Auflösung Sachsens habe, zumal „man selbst nichts in die Waagschale legen könne“.¹⁸

So wie alle anderen Kongressteilnehmer absolvierte auch Schulenburg ein hohes Besuchs- und Gesprächspensum. Dabei ging es ihm darum, vielfältige Informationen einzuholen, um ein möglichst lückenloses Bild über den Fortgang der Kongressverhandlungen nach Friedrichsfelde übermitteln zu können. Zugleich bemühte er sich, die Sachsen „freundschaftlich gesinnten Höfe so wie die neutral denkenden“¹⁹ für die sächsischen Interessen zu engagieren. Dazu suchte Schulenburg die Diplomaten zumeist in ihren privaten Wohnungen auf. Intensive Beratungen führte er mit dem bayerischen Bevollmächtigten, General Karl Philipp von Wrede, der am Kohlmarkt residierte. Wrede sagte die Unterstützung Bayerns bei der Einbeziehung Sachsens in die Kongressverhandlungen zu und informierte über den Fortgang der Gespräche. In den Privataudienzen beim König von Bayern diskutierte Schulenburg vorzugsweise die sächsische Frage und nur am Rande das deutsche Verfassungsproblem.²⁰ Ende November 1814 teilte Wrede Schulenburg offenbar als erster mit, dass Preußen bereit sein könnte, sich mit einem Teil des sächsischen Territoriums zu begnügen.²¹

Enge Kontakte pflegte Schulenburg auch mit dem württembergischen Bevollmächtigten, Franz Josef Ignaz von Linden, der in den Jahren 1812/13 selbst außerordentlicher Gesandter in Dresden gewesen war. Die württembergische Delegation hatte im Müllerschen Gebäude an der Rotenturmstraße ihr Quartier bezogen. Im Gegensatz zu Bayern hatte Schulenburg beim König von Württemberg vergeblich um eine Audienz angesucht. Schulenburg führte diese Zurückhaltung darauf zurück, dass auch der Zar und der preußische

13 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 277r–v. Über die Feldjäger Schuster und Seibt, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 23. November 1814.

14 KOHLSCHMIDT, Die sächsische Frage, S. 91–92; Isabella BLANK, Der bestrafte König? Die Sächsische Frage 1813–1815, masch. phil. Diss. Heidelberg 2013, S. 221–222 [http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/15630/1/Der%20bestrafte%20König_Dissertation%20Blank.pdf], eingesehen 1. Juli 2015.

15 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 111r–114r, Schulenburg an Einsiedel, Baden, 11. September 1814.

16 BLANK, Der bestrafte König?, S. 47–52.

17 KOHLSCHMIDT, Die sächsische Frage, S. 114.

18 Ebd., S. 115.

19 SHStA, 12782 Personennachlass Friedrich Albert Graf von der Schulenburg-Klosterroda, Nr. 7, Schulenburg an Hofrat Pölit, Wien, 7. Juli 1830.

20 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 146r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 10. Oktober 1814.

21 Ebd., 189r–v, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 26. November 1814.

König nicht bereit waren, den sächsischen Bevollmächtigten zu empfangen.²²

Zu den „freundschaftlich gesinnten Höfen“ gehörten nach Schulenburgs Berichten hingegen der König von Dänemark, Friedrich VI., der ihn mehrfach zu Privataudienzen empfing, sowie die Gesandten von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel sowie der Herzoglich Sächsischen Häuser. Als „besonders lobenswert“ charakterisierte Schulenburg die Haltung des Herzogs von Sachsen-Coburg-Saalfeld, Ernst I., der sich mit dem sächsischen Bevollmächtigten aber darüber einig war, „dass der König von Sachsen nicht ohne Opfer zu bringen aus der gegenwärtigen Crisis herauskommen werde“.²³ Entsprechend häufig fand sich Schulenburg zur Audienz beim Herzog in der Oberen Bäckerstraße ein.

Der Austausch mit dem französischen Außenminister Talleyrand, der Ende September 1814 in Wien eintraf, erhielt im Laufe des Wiener Kongresses eine immer größere Bedeutung. Eine erste Unterredung in der Johannesgasse, an der auch der bevollmächtigte Minister Emmerich Joseph von Dalberg teilnahm, fand bereits am 28. September statt.²⁴ Die Gespräche, in denen Talleyrand unvermindert seine Unterstützung zusagte, intensivierten sich dann in der für die sächsische Frage entscheidenden Phase von Dezember 1814 bis März 1815.²⁵

Allerdings scheute Schulenburg auch die Wege zu den sächsischen Widersachern nicht. Bereits im September 1814 nahm er erste Gespräche mit

den russischen und preußischen Kongressvertretern Wilhelm von Humboldt und dem Freiherrn vom Stein auf. Vom Stein sagte dabei zu, dass der sächsische König vom Generalgouvernement rückwirkend ab April 1814 monatlich 10.000 Taler erhalten würde.²⁶ Mit dem Leiter der russischen Delegation, Karl Robert Graf von Nesselrode, erörterte Schulenburg die königlichen Instruktionen vom 9. August 1814.²⁷

Einen Mittelsmann ersten Ranges, der einen exklusiven Zugang zu Metternich besaß, konnte Schulenburg aus seinem breiten familiären Umfeld gewinnen. Im Wissen um die Probleme bezahlter Zuträgerdienste verließ sich Metternich keineswegs auf die Geheimpolizei, sondern knüpfte im Stile Joseph Fouchés ein eigenes Netzwerk aus Informanten, die ihm, unter Umgehung der Polizeihofstelle und der Hofburg, wichtige Nachrichten direkt in die Staatskanzlei lieferten. Zu diesem Zweck nutzte Metternich seine Geliebte Wilhelmine von Sagan, deren geschiedenen Gemahl, Louis Fürst Rohan, sowie den künftigen Gemahl Carl Rudolf Graf von der Schulenburg-Vitzenburg.²⁸ Beide Schulenburgs vereinte ein persönliches Interesse, da die Besitzungen beider in den von Preußen beanspruchten sächsischen Gebieten lagen. Der Vater, Heinrich Moritz Graf von der Schulenburg-Heßler, hatte Schloss Vitzenburg bei Querfurt erst 1803 von seinem kinderlos verstorbenen Onkel Friedrich Moritz von Heßler geerbt. Auch die Besitzung Klosterroda bei Sangerhausen fiel in das preußische Annexionsgebiet.

So wie Metternich keine Notizen seiner Gewährsleute hinterließ, protokollierte auch der sächsische Bevollmächtigte die Gespräche mit seinem Vetter nicht. In seinen Berichten verwies er in der Regel auf „sichere Quellen“, aus denen er die Informationen schöpfe.²⁹ Dabei gab Schu-

22 Ebd., 146r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 10. Oktober 1814.

23 Ebd.; vgl. auch Schreiben des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg vom 14. Oktober 1814 an Lord Castlereagh wegen Fürsprache zugunsten des Königs von Sachsen, in: Rudolf JENAK (Hg.), Sachsen, der Rheinbund und die Exekution der Sachsen betreffenden Entscheidungen des Wiener Kongresses 1803–1816. Edition von Dokumenten des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden, Neustadt an der Aisch 2005, S. 203–205.

24 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 131r–132v, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 28. September 1814.

25 Schulenburg berichtet in seinen Schreiben vom 7. Jänner, 25. Jänner, 8. Februar und 12. März von Gesprächen mit Talleyrand. Vgl. Reiner MARCOWITZ, *Finis Saxoniae? Frankreich und die sächsisch-polnische Frage auf dem Wiener Kongreß 1814/15*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte* 68 (1997), S. 157–184, hier S. 180–184.

26 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 119r–121r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 21. September 1814.

27 Ebd., 127r–128r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 24. September 1814.

28 Klaus GÜNZEL, *Der Wiener Kongress. Geschichte und Geschichten eines Welttheaters*, München, Berlin 1995, S. 114.

29 „Ich erfahre aus sicherer Quelle, daß [...]“, SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 21r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 22. Juli 1814; „Nachdem ich aus sicherer Quelle diese data gesammelt hatte, [...]“, Ebd., 336v, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 14. Dezember 1814; „Und ich weiß aus indirekter aber zuversichtli-

lenburg-Vitzenburg offenbar die entscheidenden Informationen zum politischen Kurswechsel Österreichs im Dezember 1814. Ein solcher Hinweis führte dazu, dass Schulenburg trotz seines schlechten Gesundheitszustands am 13. Dezember 1814 Metternich um eine Unterredung zur sächsischen Angelegenheit bat. Am 10. Dezember hatte Metternich mit dem Abbruch der multilateralen Gespräche über das Herzogtum Warschau gedroht und gegenüber dem preußischen Staatskanzler Hardenberg einer „vollständige[n] Einverleibung Sachsens in Preußen“ widersprochen.³⁰ In der Unterredung autorisierte er Schulenburg, dem sächsischen König mitzuteilen, „daß er [Metternich] Sachsen als gerettet ansehe, und hoffe, daß der König in Kurzem in seiner Hauptstadt Dresden regieren werde“.³¹ Die Nachricht wurde in Friedrichsfelde zwar freudig, aber keinesfalls überschwänglich aufgenommen, da man dort eine weitere Eskalation der Ereignisse in Sachsen befürchtete.

Besonders bemerkenswert an dem Kommunikationskanal zwischen den beiden Schulenburgs ist, dass die sächsische Diplomatie mit Schulenburg-Vitzenburg einen Weg in den engen Beraterkreis des österreichischen Außenministers gefunden hatte, der auch aus persönlichen Motiven bereit war, die sächsischen Staatsinteressen zu vertreten.

Ein weiteres wichtiges Aktionsfeld der sächsischen Diplomatie stellten die Wiener Salons dar. Einer der glamourösesten Salons der Kongresszeit wurde von der Gattin des jüdischen Bankiers Nathan Adam von Arnstein, Franziska „Fanny“ von Arnstein, unterhalten. Der Arnsteinsche Salon am Hohen Markt galt als preußische Hochburg, in dem Hardenberg, Legationsrat Johann Ludwig Jordan und Staatsrat Johann Gottfried Hoffmann verkehrten.³² Dass der sächsische Bevollmächtigte Schulenburg oder einer der anderen

sächsischen Vertreter diesen Salon besuchten, ist nicht belegt. Dennoch wurde der Salon mit der Veröffentlichung der Flugschrift *Sachsen und Preußen. 1814. Suum cuique* im Oktober 1814 zum gesellschaftlichen Diskussionszentrum der sächsischen Frage. In der Flugschrift, die dem bayerischen Diplomaten Johann Adam Freiherr von Aretin zugeschrieben wurde, wurden unter Bezug auf sachsenkritische Zeitungsartikel aus dem *Rheinischen Merkur* und der *Baireuther Zeitung* massive Vorwürfe gegen Preußen erhoben. Im Kern beschuldigte Aretin die Berliner Politik, ein großpreußisches Königtum im Norden Deutschlands anzustreben, das neben Sachsen auch Westfalen, Hessen, Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Teile von Bayern, Böhmen, Mähren und Polen umfassen werde. Die Annexion Sachsens sei nur ein erster Schritt auf diesem Weg, der letztlich aber nur durch neue Kriege zu erreichen sei. Diese Expansionsgier, die Deutschland in zwei Teile zerreißen würde, sei ein Verrat am preußischen Volk, das seine ganze Kraft für die Befreiung und die Zusammengehörigkeit Deutschlands eingesetzt habe.³³

Der Vorwurf der Ländergier, des Bellizismus und des mangelnden Patriotismus führte im Arnsteinschen Salon zu heftigen Debatten. Obwohl die Hausherrin die Berechtigung dieser Vorwürfe durchaus einräumte, ließ sie sich offenbar dennoch zu beleidigenden Äußerungen gegenüber Sachsen und König Friedrich August hinreißen. Schon vor diesem Eklat hatte die offen propreußische Ausrichtung des Salons dazu geführt, dass selbst Staatskanzler Hardenberg und Wilhelm von Humboldt den Salon mieden.³⁴

Größere Bedeutung für die sächsische Diplomatie kam hingegen dem Salon der Gemahlin des britischen Außenministers Castlereagh zu. Der Genfer Bankier Jean-Gabriel Eynard berichtet in seinen Erinnerungen über die angeblich unbeholfene Art der Gastgeberin. Die Salonteilnehmer blieben sich weitgehend selbst überlassen, nur Alteingesessene des Salons erhielten Sitzplätze

cher Quelle [...]“, Ebd., Loc. 2954/9, 334r, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 27. März 1815.

30 Metternich an Hardenberg, Wien, 10. Dezember 1814, in: MÜLLER (Hg.), Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses, S. 254–258, hier S. 256. STAUBER, Der Wiener Kongress, S. 84–85.

31 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 336r–339v, Schulenburg an Einsiedel, Wien, 14. Dezember 1814.

32 Hazel ROSENSTRAUCH, Congress mit Damen. Europa zu Gast in Wien 1814/15, Wien 2014, S. 46–49.

33 Vgl. BLANK, Der bestrafte König?, S. 348–356.

34 August FOURNIER, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress, Wien, Leipzig 1913 [ND Norderstedt 2014], S. 268, S. 306.

und Neuankömmlinge müssten stehen.³⁵ Ungeachtet der offenbar geringen Strahlkraft entwickelte sich der Salon der Lady Castlereagh am Minoritenplatz zu einem Zentrum der europäischen Diplomatie. Dabei hatte die sächsische Diplomatie auch im Hause Castlereagh einen schweren Stand. Während seiner Mission in Paris und London im Auftrag des sächsischen Königs hatte General von Watzdorf weder beim Zaren, noch beim preußischen König, noch bei Castlereagh Gehör gefunden.³⁶ Diese Zurückhaltung legte Castlereagh in Wien auch gegenüber Schulenburg an den Tag, was den sächsischen Bevollmächtigten allerdings nicht davon abhielt, den Salon der Lady Castlereagh zu besuchen. Vorerst konnte Schulenburg diesen Rahmen nutzen, um mit dem bayerischen Gesandten Wrede und dem württembergischen Gesandten Linden die sächsische Frage zu diskutieren. Zu persönlichen Gesprächen zwischen Castlereagh und Schulenburg kam es aber erst mit der ‚diplomatischen Explosion‘ ab Mitte Dezember 1814. Inhaltlich führten diese Gespräche aber nicht über jene Informationen hinaus, die Schulenburg über andere Kanäle erhalten konnte. Über die Details seines Teilungsplans für Sachsen, den Castlereagh in den Wochen vor Weihnachten entwarf, weihte er den sächsischen Bevollmächtigten nicht ein. Auch die durch Castlereagh abgegebene Erklärung, wonach eine Lösung der sächsischen Frage ohne Zustimmung König Friedrich Augusts I. erfolgen solle, wurde nicht thematisiert. Allerdings konnte Schulenburg auch von dieser Seite erfahren, dass der Plan auf einen Verbleib Friedrich Augusts I. in Sachsen und den Verlust etwa der Hälfte seiner Stammlande hinauslief.³⁷

Parallel zu den diplomatischen und gesellschaftlichen Aktivitäten versuchte die sächsische auswärtige Politik, Einfluss auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. Spätestens seit der Proklamation von Kalisch 1813 war die öffentliche Meinung ein wesentlicher Faktor auch für die Politik der deutschen Monarchen geworden. Initiator dieser medialen Inszenierung war Legationsrat

Breuer. Die im Juni 1814 anonym erschienene Flugschrift *Ein Wort über die Zukunft Sachsens und seines Königshauses. An meine Landsleute* wurde ihm zugeschrieben.³⁸ Da die Flugschrift aus dem Umfeld des sächsischen Königs in Friedrichsfelde vermutet und als Standpunkt der sächsischen Politik angesehen wurde, verbot das Generalgouvernement sie umgehend. Die dadurch ausgelösten Debatten zeigen aber, dass sie eine gewisse Verbreitung gefunden haben musste.

In der Flugschrift wird erstens die Frage diskutiert, ob eine Schwächung und Zerstückelung Sachsens zu wünschen und zu rechtfertigen wäre. Breuer antwortete mit Nein und verwies darauf, dass eine Einverleibung Sachsens durch Preußen keine dauerhafte Stabilität bringen könne, da die sächsische Bevölkerung nach wie vor an ihrem angestammten Landesherrn hänge. Daher könne nur ein freies Sachsen mit seinen tapferen Soldaten Preußen ein zuverlässiger Verbündeter sein. Auch die zweite Frage, ob sich Gründe fänden, die gegen eine Wiedereinsetzung König Friedrich Augusts I. sprächen, beantwortete Breuer mit Nein. Es wäre ein Rückfall in die Barbarei verflossener Jahrhunderte, wenn behauptet würde, dass der König gleichzeitig mit seiner Freiheit auch seinen Besitz verloren habe. Dies sei eine Art Eroberungsrecht, das mit dem Sturz Napoleons eigentlich als überwunden gelte.³⁹

Die von Legationssekretär Georg August von Griesinger wahrscheinlich im Auftrag des Königs verfasste Flugschrift war gleichermaßen an führende Persönlichkeiten in Sachsen und an die Wiener Kongressteilnehmer gerichtet. Sie wurde im September 1814 unter dem französischen Titel *Apologie de Frédéric Auguste, Roi de Saxe. Par un sujet dévoué à Sa Majesté* veröffentlicht. Ende Oktober 1814 erschien dann die deutsche Übersetzung der Flugschrift: *Rechtfertigung Friedrich Augusts, König von Sachsen. Durch einen Sr. Maj. treuergebenen Unterthanen. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen*

35 Jean Gabriel EYNARD, *Der tanzende Kongress. Tagebuch Jean Gabriel Eynards*, übers. von Karl SOLL, Berlin 1923, S. 46–47, S. 63–64.

36 FLATHE, *Sächsische Geschichte*, S. 262–263.

37 FOURNIER, *Geheimpolizei*, S. 312–314. Vgl. STAUBER, *Der Wiener Kongress*, S. 86–87.

38 KOHLSCHMIDT, *Die sächsische Frage*, S. 131. Dieser Interpretation schließt sich auch Isabella Blank an: BLANK, *Der bestrafte König?*, S. 312–314.

39 Vgl. EBD. Breuer werden noch weitere Flugschriften zugeschrieben, die sich mit der sächsischen Frage auseinandersetzen: *Zuruf an Sachsens Patrioten*, 1814; *Wie wurden wir, was wir sind?*, 1815; *Exposé de la marche politique du roi de Saxe*, 1815.

begleitet von einem Sr. Königl. Maj. treuen Vasallen. Beide Flugschriften sollten insbesondere an die beteiligten Minister und Bevollmächtigten des Wiener Kongresses verteilt werden.

Die Argumentation der Flugschriften unterschied sich kaum von den bereits zuvor publizierten Texten und stützte sich vor allem auf den durch den sächsischen König vertreten Rechtsstandpunkt. Neu war allerdings die Bezeichnung des Königs als nunmehr „einziger Kriegsgefangener Europas“. Die verbündeten Monarchen würden in Hessen, Braunschweig, Piemont und sogar in Frankreich die angestammten Herrscher wieder einsetzen, die von Napoleon ihrer Herrschaft beraubt worden waren. Wenn die Herrschaftsrechte dieser Fürsten durch den Akt der Eroberung nicht erloschen seien, dann müsse dies in weit größerem Maße für den König von Sachsen gelten.⁴⁰

Mit entschiedenem Engagement schaltete sich im Einverständnis mit dem König auch der sächsische Bevollmächtigte Schulenburg in das Ringen um die öffentliche Meinung ein. Mit der Anfang Dezember 1814 publizierten Flugschrift *Wünscht das sächsische Volk eine Regierungs-Veränderung* zielte er in der Krise des Kongresses in erster Linie auf das Wiener Kongresspublikum. Im Gegensatz zu anderen Flugschriften verfolgte er die Strategie, einerseits die zahlreichen Sympathiebekundungen des sächsischen Volkes für seinen König darzustellen und andererseits aufzuzeigen, mit welchen Mitteln das russische Generalgouvernement alle prosächsischen Meinungsäußerungen unterdrücke. Zur Diskreditierung der alliierten Monarchen führte er an, dass der Zar bei der Durchreise durch Sachsen zum Wiener Kongress die Annahme jeglicher Bittschriften zugunsten des sächsischen Königs abgelehnt habe und die gemeinsame Adresse der Stadt und der Universität Leipzig der Zensur unterzogen worden wäre. Resümierend stellte Schulenburg heraus: „Wenn man die erwähnten Hindernisse und Drohungen in Erwägung zieht, die es dem sächsischen Volke erschweren, seine Meinung laut werden zu lassen, und bedenkt, daß noch bis jetzt keine fremde Aufmunterung erfolgt ist, jene Äußerungen zu begünstigen, so wird man gern eingestehen, daß wohl nie eine Nation ihren Wunsch, ihren Landesherrn und ihre Selbstständigkeit zu erhalten,

deutlicher und herzlicher zu erkennen gegeben hat, als die Sächsische.“⁴¹

Mit seiner Flugschrift erwies sich Schulenburg nicht nur als profunder Kenner der inner-sächsischen Verhältnisse, sondern konnte in für Russland und Preußen kompromittierender Form aufzeigen, welche wichtigen sächsischen Institutionen sich offen für Friedrich August I. und dessen Rückkehr nach Sachsen einsetzten. Damit sollte offensichtlich werden, dass ein Anschluss Sachsens an Preußen in der sächsischen Bevölkerung unpopulär war. Allerdings wies Schulenburgs Flugschrift auch darüber hinaus und enthielt – wenn auch versteckt – eine Drohung an Preußen. Wenn das Land so unzweideutig für seine Souveränität und den König eintrete, dann wären bei einer Annexion Sachsens unter Umständen Unruhen und Volksaufstände nicht auszuschließen.⁴²

Auf die Denkschrift, die sowohl in Wien als auch in Sachsen Verbreitung fand, reagierte das nunmehr preußische Generalgouvernement mit Verboten und Beschlagnahmungen und forderte einflussreiche Persönlichkeiten in den Gemeinden, Stadträten und Ständen auf, Petitionen an den Kongress zu senden, in denen „im Namen der Nation die Integrität Sachsens erbeten werden soll, jedoch ohne des Königs von Sachsen zu erwähnen“.⁴³ Diese Aktion verkehrte sich aber in ihr Gegenteil, sodass insbesondere in der russischen und der österreichischen Kongressvertretung zahlreiche Petitionen zugunsten des sächsischen Königs eintrafen.

II. Habsburgisch-wettinische Familienverbindungen

41 Wien, Österreichische Nationalbibliothek (kurz: ÖNB), *Wünscht das sächsische Volk eine Regierungs-Veränderung*, 1814 [<http://data.onb.ac.at/rec/AC10452167>], eingesehen am 17. Juni 2016, S. 12–13.

42 Vgl. BLANK, *Der bestrafte König?*, S. 359. Als Reaktion auf die Unterredung mit Metternich am 13. Dezember 1814 erarbeitete Schulenburg eine weitere Flugschrift unter dem Titel *Kann der thüringische Kreis vom Königreich Sachsen getrennt werden*. In der anonym erschienenen Schrift wurde rein wirtschaftlich argumentiert, wonach Sachsen ohne den thüringischen Kreis seine Getreideversorgung nicht mehr sichern könne. KOHL-SCHMIDT, *Die sächsische Frage*, S. 113–114.

43 Beilage zu *Wünscht das sächsische Volk eine Regierungs-Veränderung*, Leipzig, 17. Dezember 1814.

40 BLANK, *Der bestrafte König?*, S. 319–321.



Abb. 2: Prinz Anton von Sachsen, seit 1827 König von Sachsen (1755–1836)



Abb. 3: Maria Theresia von Sachsen, Erzherzogin von Österreich (1767–1827)

Neben der durch die sächsische Gesandtschaft getragenen diplomatischen Ebene wurden die familiären Beziehungen zwischen den Häusern Habsburg und Wettin zum zentralen Instrument sächsischer Kongresspolitik. Im Zentrum standen hier der Bruder des sächsischen Königs, Prinz Anton, und seine Gemahlin, die Schwester des Kaisers, Prinzessin Maria Theresia. Aus dem bereits vor einhundert Jahren edierten Briefwechsel zwischen dem sächsischen König und Prinz Anton ist zu ersehen, dass er oder seine Frau fast täglich mit dem Kaiser über die Lage Sachsens korrespondierten.⁴⁴ Auch wenn sich insgesamt die Mitteilungen des Prinzen mit denen der sächsischen Diplomaten decken, wird dennoch deutlich, dass sich Kaiser Franz I. von Anfang an für die Erhaltung Sachsens und das Rückkehrrecht Friedrich Augusts nach Sachsen aussprach. In dieser

44 Johann Georg, Herzog zu SACHSEN, Friedrich August der Gerechte vom 14. Dezember 1812 bis 7. Juni 1815, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 40 (1919), S. 52–113, hier S. 93–113.

Haltung bestärkte Maria Theresia den Kaiser und entwickelte sich zugleich zu einer wichtigen Kontaktperson für den sächsischen Gesandten Schulenburg. Die Tatsache, dass sich am kaiserlichen Hof eine prosächsische Partei zu etablieren begann, war wohl der wesentliche Grund dafür, dass sich die Geheimpolizei für die Gespräche und den Schriftwechsel der kaiserlichen Schwester zu interessieren begann.⁴⁵

Abgesehen von dieser familiären Verbindung, die eine direkte Brücke zum Kaiser garantierte, wurde Prinz Anton durch König Friedrich August selbst in eine exponierte Position gehoben. Zum einen überbrachte der Prinz dem Kaiser zahlreiche Denkschriften des sächsischen Königs, in denen er vor allem die rechtlichen und militärischen Folgen einer Okkupation Sachsens durch Preußen darlegte. Nach eigenen Worten war es nicht das Ziel des Königs, „die Österreicher zu belehren,

45 Vgl. KOHLSCHMIDT, Die sächsische Frage, S. 94; FOURNIER, Geheimpolizei, S. 97, S. 102, S. 167, S. 234, S. 341, S. 362–363, S. 367, S. 369–372, S. 458–459, S. 476.



Abb. 4: Herzog Albert von Sachsen-Teschen (1738–1822)



Abb. 5: Anton Viktor, Erzherzog von Österreich (1779–1835)

sondern nur ihre eigenen Gedanken systematisch darzustellen“.⁴⁶ Zum anderen wurde Prinz Anton zur sächsischen Schlüsselfigur in der Krise des Kongresses seit Mitte Dezember 1814. Aus Sorge, bei einer militärischen Konfrontation um die sächsisch-polnische Frage vollständig isoliert und politisch ausgeschaltet zu werden, übertrug der König seinem Bruder die Regentschaft.⁴⁷ Damit fiel Prinz Anton die Aufgabe zu, insbesondere in dieser Krisensituation aus königlicher Perspektive zu handeln, um jederzeit die politischen Geschäfte

Sachsens übernehmen zu können. Auch hier war die enge Abstimmung mit Schulenburg und der sächsischen Gesandtschaft vonnöten.

Zur prosächsischen Partei innerhalb der kaiserlichen Familie gehörte auch Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Er war der Sohn des polnischen Königs und sächsischen Kurfürsten Friedrich August II. und der österreichischen Erzherzogin Maria Josefa und hatte 1766 die Lieblingstochter Maria Theresias, Erzherzogin Marie Christine, geheiratet. Seit seiner Flucht von Brüssel nach Wien und der Überführung seiner umfangreichen Kunstsammlung gehörte er zu den einflussreichsten Persönlichkeiten der Residenzstadt. In seinem Palais, der heutigen *Albertina*, hielt er zahlreiche Gesellschaften ab, an denen auch Humboldt und Schulenburg teilnahmen. Der Herzog versicherte Schulenburg, „dass der Kaiser mit großer Wärme für Sachsen gesprochen“ habe und der Meinung

46 Zit. nach KOHLSCHMIDT, *Die sächsische Frage*, S. 117.

47 König Friedrich August I. ließ Ende Dezember 1814 eine Regierungsvollmacht ausstellen. Prinz Anton sah zum Jahreswechsel eine akute Kriegsgefahr und bat am 2. Jänner 1815 seinen Bruder um die Regierungsvollmacht. Die Vollmacht wurde am 17. Jänner 1815 an Schulenburg zur geheimen Verwahrung mit der Auflage versandt, diese erst zu öffnen, wenn die Beziehungen zwischen Wien und Berlin tatsächlich abgebrochen seien. KOHLSCHMIDT, *Die sächsische Frage*, S. 148. Die Edition der Regierungsvollmacht vgl. VÖTSCH, *Die „sächsische Frage“*, S. 178–181.

sei, dass der Erhalt Sachsens im österreichischen Staatsinteresse liege.⁴⁸

Darüber hinaus besaß die sächsische Diplomatie mit dem Großmeister des deutschen Ordens und Bruder des Kaisers, Prinz Anton Viktor, einen weiteren Fürsprecher in der kaiserlichen Familie, da das Büro der sächsischen Gesandtschaft im Haus des Deutschen Ritterordens in der Singerstraße untergebracht war.⁴⁹ Die örtliche Nähe konnte der sächsische Gesandte regelmäßig zu politischen Gesprächen mit dem Großmeister nutzen.

III. Resümee

Die militärische Niederlage Sachsens, die Gefangennahme König Friedrich Augusts I. sowie die Besetzung des Landes durch russische und preußische Truppen führten zu einer weitgehenden Lähmung der sächsischen Außenpolitik. Entsprechend hatte Sachsen seinem Ausschluss von den offiziellen Verhandlungen des Wiener Kongresses nichts entgegenzusetzen und konnte seine Interessen nicht selbstständig vertreten. Vor diesem Hintergrund richtete die sächsische Politik zwei Hauptkommunikationsstränge zur indirekten Interessenvertretung ein. Zentrum der sächsischen Diplomatie und Außenpolitik wurde die durch den Bevollmächtigten Friedrich Albrecht Graf von der Schulenburg-Klosterroda geleitete Gesandtschaft in Wien. Anknüpfend an seine langjährigen diplomatischen Kontakte gelang es Schulenburg in

kürzester Zeit, ein enges Netz von Informanten und Lobbyisten aufzubauen, die den Vertretern der Großmächte und der Mittelstaaten nachhaltig die sächsische Position vor Augen stellten. Diese Strategie konnte allerdings nur durch die Struktur des Kongresses wirksam werden. In die Kommissionen und Komitees, in denen die Hauptarbeit des Kongresses geleistet wurde,⁵⁰ konnte Schulenburg selbst oder über Mittelsmänner die sächsischen Interessen einfließen lassen. Auf monarchischer Ebene bauten der Bruder und die Schwägerin des Königs die intensivste Interessenvertretung zum Kaiser auf, die sich dann als die stabilste und letztlich entscheidende Front gegen alle preußischen Annexionspläne erwies. Insgesamt gesehen begünstigte die auf ein Mächtegleichgewicht abzielende europäische Kongresspolitik, dass 1815 ein stark verkleinertes Königreich Sachsen unter seiner legitimen Dynastie als politische Einheit zwischen der Habsburgermonarchie und Preußen bestehen bleiben konnte.⁵¹

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00106432_01.
 Abb. 2: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00056187_01.
 Abb. 3: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00050057_01.
 Abb. 4: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00056003_01.
 Abb. 5: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00048695_01.

48 SHStA, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 2954/8, 111r–114r, Schulenburg an Einsiedel, Baden, 11. September 1814.

49 Anton ZIEGLER/Carl Graf VASQUEZ (Hg.), Die k.k. Haupt- und Residenzstadt Wien. Mit einem Grundrisse, Wien 1828, S. 148.

50 DUCHHARDT, Der Wiener Kongress, S. 70–80. Vgl. auch DERS., Der Wiener Kongress und seine „diplomatische Revolution“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 65/22–24 (2015), S. 27–32.

51 Vgl. VÖTSCH, Die „sächsische Frage“, S. 177–178.

Zwischen Macht und Ohnmacht Elisabeth von Fürstenberg und die ambivalente Position von Frauen am Wiener Kongress

Monica Kurzel-Runtscheiner

Das berühmte Wiener Kongress-Bild nach einer Zeichnung von Isabey, das bereits im Jänner 1815 zur Subskription ausgeschrieben worden war und 1816 in Paris im Druck erschien,¹ portraitiert die wichtigsten Protagonisten und Entscheidungsträger des großen Ereignisses – und wenig erstaunlich handelt es sich dabei ausschließlich um Männer. Es ist somit ein getreues Abbild der gesellschaftlichen Realität Europas um 1814/15, als politische Entscheidungen nur in Ausnahmefällen von Frauen getroffen wurden. Dennoch hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr die Meinung durchgesetzt, dass Frauen am Wiener Kongress eine zentrale und aktive politische Rolle gespielt hätten.² Man verweist mit Recht auf die unglaublich differenzierte Salonkultur der europäischen Hauptstädte, die in Wien damals einen wahren Höhepunkt erlebte: Hier waren Frauen als Gastgeberinnen von Herrschern, Politikern und Lobbyisten unterschiedlichster Art im wahrsten Sinne des Wortes im Zentrum des Geschehens. Sie schufen ein Ambiente, in dem Menschen unterschiedlichster Nationalität, Standeszugehörigkeit und politischer Gruppierung einander zwanglos begegnen, Meinungen austauschen und Überzeugungsarbeit leisten konnten.³ Zu den berühmten Gastgeberinnen des Kongresses zählten neben

vielen anderen die russische Prinzessin Katharina Bagration, die Töchter des Herzogs von Kurland, Wilhelmine Herzogin von Sagan und Dorothea Gräfin von Talleyrand-Périgord, die gebürtigen Berlinerinnen Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles, die Wiener Schriftstellerin Karoline Pichler, die Diplomategattinnen Lady Emily Castlereagh und Elise Gräfin Bernstorff oder die Wiener Gräfin Laura Fuchs. Da die meisten der angereisten Politiker und Lobbyisten zu den eigentlichen Verhandlungen gar nicht zugelassen waren, waren es vor allem diese privaten Begegnungsorte, an denen sie Kontakte knüpfen und politisch aktiv werden konnten – aber heißt das auch, dass die jeweiligen Gastgeberinnen selbst großen politischen Einfluss hatten?

Aufklärung, Französische Revolution und permanenter Kriegszustand hatten Europas Gesellschaft in den vorangegangenen Jahrzehnten grundlegend verändert, was sich nicht zuletzt auch auf die Position der Frauen auswirkte. Es gab vereinzelt (vor allem weibliche) Stimmen, die forderten, auch Frauen volle Bürgerrechte zuzugestehen, in mehreren Staaten wurden Zivilehe und Scheidung eingeführt, es gab Schriftstellerinnen, die europaweit Gehör fanden und eine riesige Schar lesender Frauen.⁴ In den Jahrzehnten des Krieges hatten sich politische Entscheidungsträger angewöhnt, sich auf ihren zahllosen Reisen zu Unterhandlungen mit Freund und Feind von ihren Frauen oder Geliebten begleiten zu lassen und Verhandlungspartner in privatem Rahmen zu treffen. So war es ganz normal geworden, dass

1 Epi SCHLÜSSELBERGER, *Der Wiener Kongreß*. 1. September 1814 bis 9. Juni 1815, Ausstellungskatalog, Wien 1965, S. 169–170.

2 Diese Sichtweise hat ihren Ausgang in dem berühmten Werk Hilde SPIEL (Hg.), *Der Wiener Kongreß in Augenzeugenberichten*, Düsseldorf 1965, S. 309. Siehe auch: Glenda SLUGA, *On the Historical Significance of the Presence, and Absence, of Women at the Congress of Vienna, 1814–1815*; in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2 (2014), S. 49–62.

3 Brian E. VICK, *The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon*, Cambridge, London 2014, S. 113–152.

4 Sylvia MATTL-WURM, *La haute volaille de Vienne – Intelligänse und Elegänse. Politisierende Frauen und Frauen der Politik 1814/15*, in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHANER/Helene MAIMANN u. a. (Hg.), *Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas*, Wien 2014, S. 343.

politische Themen in weiblicher Gesellschaft besprochen wurden und dass auch die anwesenden Damen ihre Meinung dazu äußerten.⁵ Als man 1814 nach dem Sturz Napoleons endlich wieder nach England reisen konnte, registrierten männliche wie weibliche Ausländer mit Befremden, dass hier noch archaische Sitten herrschten: Dass die Damen nach dem Essen den Raum verlassen mussten, bevor sich die Herrn bei Zigarren und Brandy über Politik unterhielten, erschien den übrigen Europäern als regelrechte Barbarei.⁶ Politiker wie Metternich oder Talleyrand schätzten den geistigen Austausch mit Frauen und erkannten ihr politisches Potenzial. „Wärest Du ein Mann, dann wärest Du mein Freund. Wir würden gemeinsam Großartiges leisten und viel Erfolg haben. Du wärest Botschafter und ich Minister – oder umgekehrt“, schrieb Metternich seiner Geliebten Wilhelmine von Sagan.⁷ Auch in seiner ältesten Tochter Marie erkannte er ein großes politisches Talent: „Wäre sie ein Knabe, dann wäre sie mit dreißig Jahren Kabinettsminister“, vermutete er.⁸ Dennoch kam Metternich keinen Augenblick auf die Idee, dass die Begabungen dieser Frauen anders genutzt werden könnten als für Gespräche mit männlichen Politikern, die so in ihrer Entscheidungsfindung unterstützt wurden.⁹ Der Mangel an konkreten Möglichkeiten, ihr politisches Talent zu entfalten, war laut ihrer Biografin der eigentliche Grund, warum Wilhelmine von Sagan immer wieder an Depressionen litt.¹⁰ Demensprechend rühmten ihre männlichen Zeitgenossen sie entweder dafür, dass sie von ihrer anerkannten

politischen Begabung keinen aktiven Gebrauch machte,¹¹ oder sie verdammten sie, weil sie genau das Gegenteil annahm.¹² Als geschickter Politiker und Diplomat verstand es Metternich wie kein anderer, aus dieser Ambivalenz Kapital zu schlagen. Einerseits klärte er seine politischen Gedanken im Briefwechsel mit der Herzogin von Sagan¹³ und andererseits benutzte er die Korrespondenz mit seiner Frau Lorel, um in der Heimat für ihn vorteilhafte Informationen zu lancieren oder Gerüchte zu streuen.¹⁴ Im Juni 1814 konnte er in London die Schwester des Zaren, Großherzogin Katharina von Oldenburg, zum Werkzeug seiner Politik machen. Ihre offen zur Schau getragene Abneigung gegen den englischen Prinzregenten machte diesen für Metternichs Freundlichkeiten besonders empfänglich und trug so dazu bei die englischen Vorbehalte gegen das bis vor kurzem noch mit Napoleon verbündete Österreich zu zerstreuen.¹⁵ Da Katharina zu diesem Zeitpunkt mit dem Gedanken spielte, den österreichischen Erzherzog Karl zu heiraten, suchte sie die Nähe Metternichs, was bei russischen Diplomaten den Verdacht weckte, sie würde dem österreichischen Außenminister mehr über die politischen Intentionen des Zaren verraten, als für das Land gut war.¹⁶ Tatsächlich besaß Katharina das uneingeschränkte Vertrauen ihres Bruders, der ihren Scharfsinn bewunderte. Zugleich achtete der Zar aber sorgfältig darauf, ihr nicht zu viel Macht zuzugestehen, da sie in Russland höhere Popularität genoss, als er selbst, und es während der französischen Invasion 1812 sogar Gerüchte gegeben hatte, man wolle ihn durch sie ersetzen.¹⁷ In den Monaten des Wiener Kongresses war Katharina

5 Friedrich VON GENTZ, Tagebücher, Bd. 1, Leipzig 1873, S. 258. Dorothy Gies MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, Köln 1989, S. 111. Lady Rose WEIGALL (Hg.), *The Letters of Lady Burghersh (afterwards Countess of Westmorland) from Germany and France during the campaign of 1813–14*, London 1893, S. 123.

6 MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, S. 407. Siehe auch: VICK, *Congress of Vienna*, S. 129.

7 MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, S. 50.

8 Ebd., S. 351.

9 VICK, *Congress of Vienna*, S. 131.

10 MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, S. 50. Auch andere Frauen litten unter dem Ausschluss von aktiver Teilnahme am politischen Leben, vgl. VICK, *Congress of Vienna*, S. 126.

11 MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, S. 492 (Karl von Nostitz und Karl August Varnhagen von Ense).

12 August FOURNIER, *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress*, Wien, Leipzig 1913, S. 346, S. 352. MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, S. 574 (Friedrich Gentz).

13 Ebd., S. 431.

14 Ebd., S. 255, S. 268.

15 Ebd., S. 402.

16 Ebd., S. 406.

17 Maurice-Henri WEIL (Hg.), *Les dessous du Congrès de Vienne. D'après les documents originaux de l'intérieur à Vienne*, Bd. II, Paris 1917, S. 166–167 (9. Februar 1815). Siehe auch: MCGUIGAN, Metternich, Napoleon und die Herzogin von Sagan, S. 108–109.

von Oldenburg jedenfalls eine jener Frauen, denen man großen politischen Einfluss zusprach, weshalb verschiedenste Seiten versuchten, sie zu instrumentalisieren, um den Zaren zu einer für sie günstigen Politik zu bewegen.¹⁸ Dass Katharina von sich aus politisch aktiv wurde, ist hingegen nicht überliefert.¹⁹

Generell lassen die vorhandenen Quellen den Eindruck entstehen, dass Frauen am Wiener Kongress keine wirklichen Akteurinnen waren. „Die Damen in Österreich haben [...] weder politische Tendenz noch politischen Einfluß. Sie sind nur als ein Dépôt der Meinungen zu betrachten“, urteilte im Oktober 1814 ein Informant der Wiener Geheimpolizei.²⁰ Das war vermutlich zu eng gegriffen, denn es gab immer wieder Damen, die sich nicht scheuten, ihre Meinung offen kund zu tun,²¹ die offizielle Politik zu kritisieren²² und mitunter sogar verbotene Schriften zu verteilen.²³ Allerdings blieben diese Aktionen stets auf den Rahmen ihrer Salons beschränkt und bekamen nie einen offiziellen Charakter. So waren die Frauen des Kongresses letztendlich doch vor allem Instrumente der männlichen Politik, der sie nützlich waren, um an Informationen heranzukommen,²⁴ Gerüchte zu lancieren oder durch den Einsatz ihrer weiblichen Reize gute Stimmung für das jeweilige Anliegen zu schaffen. Der französische Bevollmächtigte Fürst Talleyrand setzte die junge, schöne und hochintelligente Gemahlin seines Nefen, Dorothea Gräfin von Périgord, gezielt dazu ein, die franzosenfeindliche Haltung der Wiener zu überwinden und sein Haus zu einem beliebten Treffpunkt zu machen. „Durch ihren überlegenen Geist und ihren Takt war sie anziehend

und wusste sie zu gefallen. Sie war mir dadurch äußerst nützlich“, war sein trockenes Resümee.²⁵ Auch andere Delegierte konnten aus den Reizen ihrer weiblichen Begleitung direkten Nutzen ziehen. So profitierte die Stadt Genf von dem enormen Erfolg, den Anna Eynard, die blutjunge und offenbar besonders anziehende Gemahlin eines ihrer Diplomaten, auf dem Wiener Parkett errang. Das umfangreiche Tagebuch, das Anna während des Kongresses führte, lässt zwar kein wirkliches politisches Interesse oder Engagement erkennen, doch versäumte sie nicht, die Gunst der Stunde zu nützen und den preußischen König um Hilfe für Genf zu bitten, als er sie eines Tages überraschend zum Tanz aufforderte.²⁶ Wirksamer als diese direkte Intervention dürfte aber der indirekte Einfluss gewesen sein, den sie als attraktive Frau auf den englischen Bevollmächtigten Lord Castlereagh ausübte. Nachdem sie eines Abends bei Castlereaghs durch das Vortragen einer italienischen Arie Furore gemacht hatte, überhäufte der begeisterte Gastgeber ihren Mann mit Komplimenten für sie, um dann hinzuzufügen, dass er Genf besonders liebe und alles tun werde, um der Stadt nützlich zu sein. „Diese Worte sind ein gutes Omen für unsere Angelegenheiten“, frohlockte Gabriel Eynard danach in seinem Tagebuch.²⁷ Tatsächlich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Erfolgchancen der kleinen Genfer Delegation durch die große Beliebtheit Anna Eynards deutlich verbessert wurden. Zumindest gelang es ihr, den Herren auch jene Türen zu öffnen, die für die Bevollmächtigten kleiner Staaten normalerweise verschlossen waren.

18 FOURNIER, Geheimpolizei, S. 236, S. 254, S. 306. Manfred MAYER, Geschichte der Mediatisierung des Fürstentumes Isenburg, München 1891, S. 187.

19 Das ist nicht zuletzt deshalb erstaunlich, weil Katharina de facto die höchstrangige Vertreterin Oldenburgs war, die sich während des Kongresses in Wien aufhielt. Weder ihr Schwiegervater, Herzog Peter I., noch Kronprinz August nahmen am Kongress teil, vgl. Guide des Étrangers à Vienne pendant le Congrès, Janvier 1815, S. 21.

20 FOURNIER, Geheimpolizei, S. 161.

21 Ebd., S. 258 (Gräfin Waldstein).

22 Ebd., S. 306 (Fanny von Arnstein und Cäcilie von Eskeles), S. 316–317 (Gräfin Bellegarde), S. 468 (Mediatisierte).

23 Ebd., S. 394 (Cäcilie von Eskeles).

24 Ebd., S. 164.

25 Charles Maurice de TALLEYRAND-PÉRIGORD, Mémoires du Prince de Talleyrand, Paris 2007, S. 452 („Par son esprit supérieur et par son tact, elle sut attirer et plaire, et me fut fort utile.“). Siehe auch: Günter ERBE, Dorothea Herzogin von Sagan (1793–1862). Eine deutsch-französische Karriere, Köln, Weimar 2009, S. 57 und Graf Auguste de LA GARDE, Gemälde des Wiener Kongresses 1814–15. Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten, hg. von Gustav GUGITZ, München 1912, S. 105–106.

26 Journal d’Anna Eynard Lullin pendant son séjour à Vienne (5 oct. 1814–10 févr. 1815), Bibliothèque de Genève, Bd. II, Ms. suppl. 1915, S. 63 (12. Jänner 1815).

27 Édouard CHAPUISAT (Hg.), Au Congrès de Vienne. Journal de Jean-Gabriel Eynard, Paris 1914, S. 224. (26. Dezember 1814, „Ces paroles sont de bon augure pour nos affaires.“).

In offizieller Mission

Über den vermeintlichen oder wirklichen politischen Einfluss der berühmten Gastgeberinnen und Schönheiten des Wiener Kongresses ist seit jeher viel geschrieben worden. Umso erstaunlicher ist es, dass eine Frau, die nachweislich politisch aktiv war und sogar offiziell als Sprecherin einer Interessensgemeinschaft auftrat, bisher weitgehend übersehen wurde: Elisabeth Fürstin von Fürstenberg.²⁸ Anders als die berühmten Kurland-Prinzessinnen dürfte Elisabeth, die zu Kongressbeginn bereits 47 Jahre alt und seit langem verwitwet war, ursprünglich keinerlei politische Ambitionen gehegt haben. Doch als 1805 eine Kette unerwarteter Todesfälle ihren Sohn Karl Egon im Alter von nur sieben Jahren zum regierenden Fürsten des Hauses machte, wurde sie notgedrungen zur politischen Kämpferin. Mit der Gründung des Rheinbundes verlor Fürstenberg, so wie die meisten anderen süddeutschen Kleinstaaten, im August 1806 seine Souveränität, doch Elisabeth war nicht bereit, sich damit abzufinden. „Auch Weiber haben Energie genug, um sich um die Nachwelt zu bekümmern“, war eine der Begründungen für ihr Engagement – denn sie wollte nicht als diejenige in die Geschichte eingehen, die das jahrhundertealte Erbe des Hauses verspielt hatte.²⁹

Als sich im Herbst 1813 das Kriegsglück Napoleons zu wenden begann, schien die Wiedererlangung der Unabhängigkeit in greifbare Nähe zu rücken. Gemeinsam mit dem Fürsten Karl von Leiningen, dem eifrigsten Kämpfer für die Sache der Mediatisierten, arbeitete Elisabeth nun Strategien für künftige Verhandlungen mit den Groß-

mächten aus. Die Fürstin war der Meinung, dass die Mediatisierung rechtlich null und nichtig sei, da die Rheinbundfürsten nicht das Recht gehabt hätten, sich ohne Zustimmung des Kaisers vom Reich zu lösen und daher auch die von ihnen proklamierte Verfassung ungültig sei.³⁰ Darüber hinaus sei die Rheinbundakte auch deshalb hinfällig, weil man die darin eingegangenen Verpflichtungen gegenüber den Mediatisierten nie erfüllt habe.³¹ All ihre Hoffnungen baute sie auf Kaiser Franz, für den sie zeitlebens eine anschwärmerische grenzende Verehrung hegte. Ihre feste Überzeugung, dass er nach dem Sturz Napoleons die alte Ordnung wiederherstellen würde, war allerdings eine fatale politische Fehleinschätzung.

Erfüllt von der allgemeinen Aufbruchsstimmung reiste Elisabeth im Dezember 1813 in Begleitung ihres Sohnes Karl Egon zum Kaiser treffen nach Freiburg. Da neben den verbündeten Herrschern von Österreich, Russland und Preußen auch die wichtigsten Politiker Europas nach Freiburg gekommen waren, hatte die Fürstin hier Gelegenheit, bei Dinern, Bällen und Visiten all jene Leute kennenzulernen, von denen die Mediatisierten eine Verbesserung ihrer Lage erhoffen durften. Am 23. Dezember 1813 hatte sie mit Karl Egon Audienz bei Kaiser Franz, den sie aufforderte, die Souveränität ihres Landes wiederherzustellen. Sie appellierte an die gemeinsamen Ahnherren der Familien Habsburg und Fürstenberg, erinnerte an die 17 Mitglieder ihres Hauses, die in österreichischen Diensten gefallen waren und betonte, dass nur die unerschütterliche Treue zum Kaiserhaus der Anlass für die Mediatisierung gewesen sei.³² Kaiser Franz reagierte liebenswürdig und verständnisvoll, hütete sich aber, der Fürstin konkrete Zugeständnisse zu machen. Er vertröstete sie lediglich „auf künftige bessere Zeiten, deren Entwicklung“, wie er meinte, „freilich noch nicht gereift“ sei. Dennoch schien der Kaiser der

28 Zu Elisabeth von Fürstenberg, geb. Prinzessin von Thurn und Taxis (1767–1822) siehe Karl Siegfried BADER, Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg im Kampf um die Rechte ihres mediatisierten Hauses, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 24 (1956), S. 119–153 und Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Ein Leben zwischen Politik und Liebe – Fürstin Elisabeth von Fürstenberg als Frau und als Kämpferin für die Rechte ihres mediatisierten Hauses, in: Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des NÖ Landesmuseums im Schloß Weitra, Korneuburg 1994, S. 78–89.

29 Donaueschingen, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv (kurz: FFA), OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 7, Bündel 1, Brief vom 18. August 1800.

30 Alexander von PLATEN, Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg 1796–1854. Eine Gedenkschrift, Stuttgart 1954, S. 13–14.

31 Ebd., S. 14. Siehe auch: Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (kurz: HHStA), Staatskanzlei (kurz: StK), Kongreßakten, Karton 10, Fasz. 16, 1r, v, Memoire der Fürstin vom 26. Oktober 1814.

32 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 2, undatiertes Entwurf Elisabeths. Siehe auch: KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, S. 85, Anm. 51.

Fürstin ein „Engel des Trostes“ zu sein.³³ Weniger aus politischen Gründen als aus persönlicher Neugier suchte sie auch um eine Audienz beim Zaren an, der als einer der schönsten und interessantesten Männer Europas galt. Tatsächlich war sie vom Charme des russischen Kaisers ebenso begeistert wie von der Güte des österreichischen.³⁴ Vom König von Preußen, den sie als einen der Retter Deutschlands kennenzulernen wünschte, wurde die Fürstin erst nach einigen Schwierigkeiten empfangen, da dieser sich zur Gewohnheit gemacht hatte, Damen keine Audienz zu geben. Er machte dann auch keinen besonders guten Eindruck auf sie, denn im Gegensatz zu den beiden Kaisern schien er ihr kalt, ernst und trocken zu sein.³⁵ Während ihres dreiwöchigen Aufenthaltes hatte Elisabeth noch mehrmals Gelegenheit, die Herrscher auf Bällen zu treffen, wobei sie mit dem Kaiser „recht viel nach Herzenslust schwätzte“ und mit dem Zaren Polonaise tanzen durfte.³⁶ Auch mit Metternich, Stein, Hardenberg³⁷ und sogar mit dem Großherzog von Baden, ihrem wichtigsten politischen Gegenspieler,³⁸ traf sie in Freiburg zusammen, so dass sie zwar ohne konkrete Zugeständnisse, aber voll von Hoffnung nach Donaueschingen heimkehrte. Die freundliche Aufnahme, die sie bei den Kaisern gefunden hatte, und die wohlwollende Art, mit der man sie anhörte, wenn sie von ihren politischen Anliegen sprach, machten ihr Mut, sich auch weiterhin persönlich für die Interessen der Mediatisierten einzusetzen. Fürst Leiningen, der sie „in jeder Hinsicht geeignet“ fand, auch die wichtigsten Geschäfte zu leiten, unterstützte ihren Plan, zum kommenden Friedenskongress zu reisen. Seiner Meinung nach war es nämlich besonders günstig, eine Frau zu den Verhandlungen zu schicken. Es sei „eine ausgemachte Wahrheit, dass eine Dame weit mehr leisten kann, als wenn ein männlicher Solizitant auftritt“, schrieb er der Fürstin: Eine Frau dürfe stets freier sprechen als ein Mann, und

keiner der Staatsmänner oder Herrscher würde die Unhöflichkeit begehen, sie nicht zu empfangen.³⁹

Im September 1814 reiste Elisabeth daher als Vertreterin der Mediatisierten zu den Friedensverhandlungen nach Wien. Während ihre Freundin Therese von Thurn und Taxis, für die „10 bis 20.000 Gulden auf oder ab“ keine Rolle spielten, für die Dauer des Kongresses ein aufwendiges Haus gemietet hatte, begnügte sich Elisabeth mit einer vergleichsweise bescheidenen Wohnung. Denn im Gegensatz zu Therese, die beabsichtigte, „brilliante Haus [zu] halten“ und „alle gekrönte[n] und nicht gekrönte[n] Häupter alle Abende bey sich zu sehen“, war sie der Ansicht, dass „man ohne eben Cour zu halten bey seltenen, aber ungestörten Conferenzen mit den Haupt-Triebfedern der Großen Machine, dem Ziele näher rücken“ würde.⁴⁰ Am 26. September 1814 kam die Fürstin in Wien an und bezog mit ihrer kleinen Delegation, bestehend aus ihrer Begleiterin Therese von Hochenegg und ihrem Geliebten Joseph von Laßberg, der als fürstenbergischer Bevollmächtigter fungierte, eine Wohnung von wenigen Zimmern im Kurzböckchen Haus in der Kärntner Straße.⁴¹ Hier empfing sie die Besuche ihrer „treuen Bundesgenossen“ und verfasste Eingaben, die sie an Delegierte, Minister und Herrscher sandte.⁴² Immer wieder schrieb sie ihrer Tochter Leopoldine, dass sie „kaum einen Tag verstreichen“ lasse, „ohne irgend einen Schritt in meinen Angelegenheiten zu thun“,⁴³ obwohl ihre Konzentration sehr „unter dem unmenschlichen Lärm von hundert Wägen“ leide, die unaufhörlich durch die Kärntner Straße rollten.⁴⁴ Zu ihren wichtigsten Verbün-

33 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Brief vom 29. Dezember 1813.

34 Ebd.

35 Ebd., Brief vom 12. Jänner 1814.

36 Ebd., Brief vom 3. Jänner 1814.

37 PLATEN, Karl Egon II., S. 15.

38 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Brief vom 10. Jänner 1814.

39 Ebd., Fasz. „Abschriften von Prof. Bader“, Brief Leiningens vom April 1814.

40 Ebd., Fasz. 1a, Brief vom 4. August 1814.

41 KURZEL-RUNTSCHNEINER, Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, S. 86.

42 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Brief vom 2. November 1814. Siehe auch PLATEN, Karl Egon II., S. 18.

43 Ebd., Brief vom 3. Oktober 1814.

44 Ebd., Briefe vom 24. und 27. September 1814. Zur Verkehrsexplosion während des Wiener Kongresses siehe Monica KURZEL-RUNTSCHNEINER, Der Kongress fährt. Leihwagen, Lustfahrten und Luxus-Outfits am Wiener Kongress 1814/15. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Kaiserlichen Wagenburg, Wien 2014 und DIES., Der Wiener Kongress Backstage. Ein logistisches Meisterwerk, in: JUST/MADERTHANER/MAIMANN (Hg.), Wiener Kongress, S. 286–305.

deten zählte der Freiherr vom Stein, der der Sache der Mediatisierten sehr gewogen war. Bereits in Freiburg hatte er in einem Memoire über die künftige Verfassung Deutschlands gefordert, dass von den mediatisierten Staaten vor allem Fürstenberg als eines „der ältesten und mächtigsten deutschen Häuser“ erhalten werden müsse.⁴⁵ Durch ihren Kontakt zu Stein und durch die stundenlangen Beratungen, die in ihrem Hause stattfanden, erregte die Fürstin auch die Aufmerksamkeit der Wiener Geheimpolizei.⁴⁶ Dies war wohl der eigentliche Grund, weshalb die Zustellung ihrer ein- und ausgehenden Korrespondenz stets um einige Tage verzögert war - ein Umstand, den sie immer wieder beklagte, ohne auch nur im Entferntesten seine Ursache zu ahnen.⁴⁷

Zu den Personen, die Elisabeth in Wien häufig sah, gehörte auch die zweite Frau, die offiziell am politischen Kongressgeschehen teilnahm: Fürstin Charlotte von Isenburg.⁴⁸ Charlotte war in Vertretung ihres Gemahls Fürst Karl angereist, der in Ungnade gefallen war, weil er jahrelang auf französischer Seite gekämpft hatte, 1806 unter Einverleibung der Nebenlinien seines Hauses dem Rheinbund beigetreten war und überdies zwei deutsche Fremdenregimenter für Napoleon angeworben hatte. Im Oktober 1813 war das Fürstentum von den Alliierten dem Generalgouvernement Frankfurt unterstellt worden, wodurch es seine Souveränität verloren hatte. Nun erteilte Fürst Karl seiner Gemahlin den Auftrag, für ihre Kinder und ihr Land bei den Wiener Verhandlungen „den Nahmen und die Unabhängigkeit von fremdem Joch“ zu retten.⁴⁹ Ähnlich wie Elisabeth von Fürstenberg schickte auch Charlotte von Isenburg in den Monaten des Kongresses unzählige Eingaben und Memoires an Herrscher und Minister und versuchte, die Mächtigen bei Audienzen und Festen von ihrem Standpunkt zu überzeu-

gen.⁵⁰ Dennoch dürfte Politik im Kontakt der beiden Damen keine Rolle gespielt haben: Elisabeth erwähnt lediglich, dass sie die „liebenswürdige“ Fürstin Isenburg häufig sehe und dass sie sich mit ihr über Fragen der weiblichen Gesundheit ausgetauscht habe.⁵¹

Am 22. Oktober 1814 trat Elisabeth von Fürstenberg erstmals als Führerin der Mediatisierten an die Öffentlichkeit, wobei die ihr „bey dem ganzen zugewiesene Rolle, weit umfassender geworden“ war, als sie es ursprünglich erwartet hatte.⁵² In Begleitung des Fürsten Wied, des Grafen Erbach und des Landgrafen von Fürstenberg überreichte sie dem Kaiser in einer öffentlich gehaltenen Audienz eine Bittschrift, in der die Standesherrn um Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte baten. Sie benützte diese Gelegenheit, um Franz in einer zündenden Ansprache aufzufordern, die deutsche Kaiserwürde wieder anzunehmen und dadurch ein Garant für Frieden und Sicherheit im Reich zu werden.⁵³ Nachdem sie ihren Vortrag beendet hatte, so erzählt ein zeitgenössischer Bericht, „fielen Vatter Franz die hellen Thränen aus den Augen u[nd] er ergrif und drückte die Hände dieser deutschen Fürstin mit Heftigkeit“.⁵⁴ Konkrete Zusagen machte der Kaiser jedoch nicht. „Trost die Fülle haben wir von den redlichen Lippen des biedern Vaters der Deutschen geschöpft“, schrieb Elisabeth an ihre Tochter. „Ob uns Hülfe wird, liegt noch unter dem Schleier verborgen, den nur die Zukunft lüpfen kann [...] Sollte etwas Gutes gelingen, so dank ich dem Himmel doppelt, daß er mich unbedeutendes Geschöpf zum Werkzeug erkohr! Und ist über Uns der Stab gebrochen, so läst das Bewusstsein, alles angewendet zu haben, mich wenigstens nicht ohne Trost.“⁵⁵ Obwohl die Aktion im Endeffekt ohne jede Wirkung blieb, wurde sie in in- und ausländischen Zeitungen viel diskutiert und machte Elisabeth zur „femme celebre“.⁵⁶ Bei Lord Castlereagh, dessen Haus sie häufig besuchte, wurde sie „nach echt Englischer

45 HHStA, StK, Kongreßakten, Karton 6, Fasz. 10, 71 r, v, 3. Jänner 1814.

46 FOURNIER, Geheimpolizei, S. 166, S. 184.

47 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Briefe vom 20. Oktober 1814 und 7./9. November 1814.

48 Für den Hinweis auf die politische Tätigkeit der Fürstin Charlotte Auguste von Isenburg, geb. Gräfin von Erbach-Erbach (1777–1848) danke ich Mag. Katharina Lovecky.

49 MAYER, Geschichte der Mediatisierung, S. 184 (Brief vom 5. Dezember 1813).

50 Ebd., S. 90–109 und S. 183–230.

51 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Brief vom 18. Jänner 1815.

52 Ebd., Brief vom 26. Oktober 1814.

53 Johann Ludwig KLÜBER, Acten des Wiener Congresses, Band I, Wien 1815, S. 36–41.

54 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. „Abschriften von Prof. Bader“, 22. Oktober 1814.

55 Ebd., Fasz. 1a, Brief vom 26. Oktober 1814.

56 Ebd., Brief vom 9. Dezember 1814.

Sitte als Speaker sehr fetirt“, und man erzählte ihr, dass der „Parlatsch“, wie sie ihre Rede nannte, selbst in den englischen Zeitungen großen Beifall gefunden hatte.⁵⁷ Dass die Mediatisierten bei einer derart wichtigen Angelegenheit eine Frau zu ihrer Führerin gewählt hatten, erhöhte noch das allgemeine Aufsehen: „Da die Fürsten in jener öffentlichen Verhandlung sich einmal durch eine Frau vertreten lassen wollten, so kann man wenigstens nicht läugnen, dass ihre Wahl gut ausgefallen, und die Anrede der Fürstin von Fürstenberg an den Monarchen gut gedacht und gefasst gewesen ist“, schrieb etwa der *Korrespondent von und für Deutschland*.⁵⁸ Dass es ihr dennoch nicht gelungen war, den Kaiser durch ihre flammende Rede zum Handeln zu bewegen, führte die Fürstin auf ihre Weiblichkeit zurück: Immer wieder ergreife sie der Wunsch ein Mann zu sein, schrieb sie mehr als einmal an ihre Tochter, da es ihr nur so möglich sein würde, dem Kaiser den nötigen Rückhalt zu geben, um die gerechten Forderungen der Mediatisierten umsetzen zu können.⁵⁹

Obwohl man Elisabeth an maßgeblicher Stelle stets wohlwollend begegnete und sie in den kommenden Monaten zahllose Eingaben, Memoires und Noten verfasste,⁶⁰ wurde doch immer deutlicher, dass die Frage der Mediatisierten bei den Kongressverhandlungen nicht einmal zur Sprache kam. Erst wenn die polnische und sächsische Frage entschieden sei, so hieß es, könne die Neuordnung Deutschlands begonnen werden. Da die Mediatisierten und ihre Bevollmächtigten zu den Verhandlungen nicht zugelassen waren, blieb ihnen nichts anderes übrig, als abzuwarten und aus den zahlreichen, widersprüchlichen Gerüchten, die in Wien kursierten, Schlüsse über ihre Lage zu ziehen. Schon Anfang Dezember 1814 gaben viele von ihnen die Hoffnung auf und verließen die Kaiserstadt.⁶¹ Nicht so Elisabeth, die sich zwar immer wieder über die hohen Kosten und Beschwerden ihres langen Wien-Aufenthaltes

beklagte, die aber nicht bereit war, ihren Posten vorzeitig zu verlassen.

Trotz aller Schwierigkeiten verlor sie weder ihre Zuversicht noch ihren Humor. „Hast Du vielleicht durch mich selbst schon gehört [...] Leerzeichen einfügen! von den famösen Congress Fieber, daß alle Häupter Europas nach einander zu Bette gelegt hat?“, schrieb sie an ihre Tochter, als sie im Dezember 1814 an Grippe erkrankt war. „Eh bien, ma chere, auch wir sind ein hohes Haupt und wollen nicht allein wie ein gemeines MenschenKind aufrecht bleiben [...]“.⁶²

Eine kleine Entschädigung für die unbefriedigende politische Situation waren die zahlreichen Feste, die im Rahmen des Kongresses veranstaltet wurden. Bei ihrer Ankunft war die Fürstin dem überbordenden Unterhaltungsprogramm noch skeptisch gegenüber gestanden, da sie befürchtete, dass es die eigentliche Arbeit behindern würde: „Ubrigens will ich es loben“, schrieb sie Anfang Oktober an ihre Tochter, „wenn die grand faiseurs irgend ein vollendetes Machwerk in diesen Saus und Braus zu stand bringen“.⁶³ Doch mit der Zeit fand sie sichtlich Gefallen daran und berichtete regelmäßig von den Paraden, Redouten, Bällen, Theatervorführungen und Ausfahrten, auf denen sich die „hohen und höchsten“ Gäste vergnügten, wobei die politischen Differenzen ganz einfach ausgeblendet wurden. So begegnete der König von Württemberg, einer der heftigsten Gegenspieler der Mediatisierten, Elisabeth stets mit der größten Jovialität: „Er ist trotz meiner prononcierten politischen Conduite immer höchst zuvorkommend gegen mich und scheint [...] mich persönlich seiner Achtung zu würdigen“, wusste sie zu berichten.⁶⁴ Während sie mit dem „engelguten Kaiser Franz“ auf mehreren dieser Feste Polonaise tanzen durfte, würdigte sie der Zar, der sie in Freiburg so freundlich behandelt hatte, in Wien keines Blickes mehr. „Der schöne Alexander scheint sich im Kreise der schönsten jungen Frau[en] sehr wenig um Antiquen zu bekümmern und hat mich noch keines einzigen bekannten Grußes gewürdigt“, schrieb sie sichtlich gekränkt. „Das mag ein neuer Beweis sein, wie sehr die Damen der Hauptstadt vor denn Frauen der Provinzen voraus haben, denn in

57 Ebd.

58 *Korrespondent von und für Deutschland*, 20. November 1814. Abschrift in FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 2.

59 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Briefe vom 22. November 1814 und 4. Juni 1815.

60 HHStA, StK, Kongreßakten, Karton 10, Fasz. 16.

61 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Brief vom 7. Dezember 1814.

62 Ebd., Brief vom 14. Dezember 1814.

63 Ebd., Brief vom 3. Oktober 1814.

64 Ebd., Brief vom 4. November 1814.

Freyburg war unsereins ihm gut genug.“⁶⁵ Auch sonst musste sie zur Kenntnis nehmen, dass sie in einer Stadt, in der sich alle Berühmtheiten des Kontinents versammelt hatten, trotz ihres hohen Ranges nicht automatisch zur „haute elegance“ gehörte: Der einheimische Adel lud weder sie noch die anderen Mediatisierten zu den eleganten Soupers ein, die regelmäßig für die ausländischen Monarchen veranstaltet wurden,⁶⁶ und auch ihre Jugendfreundin Therese von Thurn und Taxis, die als Schwägerin des Königs von Preußen bestens vernetzt war, hielt es nicht anders.⁶⁷ Umso intensiver war der Kontakt mit ihren „Mit-Unterdrückten“, die fast täglich zu Beratungen bei ihr vorbeikamen, und zu den englischen Delegierten, von deren Fürsprache sie sich viel erhoffte.

Erst Mitte Februar, nach der endgültigen Lösung der sächsischen Frage, begann der Kongress mit der Ausarbeitung einer neuen deutschen Verfassung, die auch das Schicksal der Mediatisierten entscheiden sollte: „Wir von Gottes Gnade Herrn, und von der Confideration Gnade Knechte, glauben daß nun die Auferstehung oder Todes Stunde für uns bald schlagen wird, und thun daher unser Mögliches, um der ewigen Verdammnuß zu entgehen“, schrieb die Fürstin mit spitzer Feder an ihre Tochter.⁶⁸ Die Flucht Napoleons und das Wiederaufflammen der Kampfhandlungen brachten schon bald eine neuerliche Verzögerung, so dass erst am 8. Juni 1815 mit der Bundesakte eine provisorische deutsche Verfassung veröffentlicht werden konnte. Für Elisabeth war das Ergebnis niederschmetternd, da die Standesherrn ihre Souveränität nicht zurückerhielten. „Der Paragraph der die Unterdrückten Reichsstände betrifft ist unter aller Kritik“, schrieb sie an Leopoldine. Nur wenige Konzessionen, wie die Bestätigung ihrer Ebenbürtigkeit mit souveränen Fürstenthümern, privilegierte Besteuerung, Reisefreiheit, das Recht Familienpakte zu schließen, Befreiung vom Militärdienst und Gerichtsbarkeit in zweiter Instanz wurden ihnen zugestanden. „Damit aber diese bewunderungswürdige[n] Concessionen

die sogenannten Mediatisirten nicht in einen zu hohen Grade von Glückseligkeit versetzen möchten“, so höhnte die Fürstin, „wird bey allen hinzugefügt: ‚wenn es mit den Landesgesetzen vereinbarlich ist‘. Die Herrn Souverains können sich also in alle Fälle verwahren, denn da weder ein Protector, noch ein Bundestag für diese saubre Constitution festgesetzt worden ist, so bleibt das Schicksal der Unterdrückten in ihrer Willkühr.“⁶⁹ Schon am nächsten Tag schickte sie eine geharnischte Beschwerde gegen die Bestimmungen der provisorischen Verfassung ab,⁷⁰ während sie sich privat in einem zweiseitigen, sarkastischen Gedicht über die „121 köpfige Hydra, Verhandlung des Congresses genannt“ Luft machte. Besonderen Hohn hatte sie für den „erhabenen Beherscher des unermesslichen Reiches Vaduz“ parat, da es über ihr Fassungsvermögen ging, dass ausgerechnet das winzige Fürstentum Liechtenstein seine Unabhängigkeit behalten durfte, während das wesentlich ältere und größere Fürstentum mediatisiert blieb.⁷¹

In dem traurigen Bewusstsein, „neun Monate hier fruchtloß angewendet zu haben“, bereitete die Fürstin nun die Heimreise vor.⁷² Auch die Abschiedsaudienz bei Kaiser Franz war vom Gefühl der Enttäuschung überschattet. „Im bittersten Gefühl dieser Verletzung heiliger Rechte sprach ich mit dem Erlauchten Vater und stellte ihm meinen und unser aller Kummer lebhaft vor. Ich werde es nie vergessen mit welcher Güte [...] er die Gnade hatte, mir wie der Freund dem Freund die Ursachen auseinander zu setzen, die seinem guten Willen für die unglücklichen Opfer des Reinbundes im Wege getreten wären. Ich wagte es, meine Ansicht der seinigen entgegen zu stellen und er hörte mich an in der vollen Überzeugung, nicht Eigennutz, nur Gefühl für Recht und Wahrheit spräche aus mir.“⁷³ Obwohl der Kaiser die für sie so ungünstigen Entscheidungen mit getroffen hatte, blieb ihre schwärmerische Verehrung für ihn unverändert. „Wohl hat der Vielgeliebte uns häßlich getäuscht“,

65 Ebd., Brief vom 7. November 1814.

66 Ebd., Brief vom 18. Februar 1815, ähnlich auch 4. Februar 1815. Auch von der Fürstin Isenburg sind ähnliche Klagen überliefert, vgl. WEIL, Congrès de Vienne, S. 211.

67 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 1a, Brief vom 5. April 1815.

68 Ebd., Brief vom 11. Februar 1815.

69 Ebd., Brief vom 10. Juni 1815.

70 HHStA, StK, Kongreßakten, Karton 10, Fasz. 16, 20r ff, 10. Juni 1815.

71 FFA, OB¹⁹, Vol. 70, Fasz. 7, Bündel „Gedichte“, 12. Juni 1815.

72 Ebd., Fasz. 1a, Brief vom 10. Juni 1815.

73 Ebd., Brief vom 24. Juni 1815.

schrieb sie an ihre Tochter, „aber zürnen kann ich dem Ehrwürdigen doch nicht.“⁷⁴

Auch der politischen Tätigkeit der Fürstin von Isenburg war im Endeffekt kein Erfolg beschieden. So wie Elisabeth von Fürstenberg hatte sie monatelang mit größtem Einsatz für ihre Sache gekämpft: „Seit drey Tagen stecke ich im Dintenfass, habe an alle Potentaten und ihre Minister geschrieben und bin fest entschlossen, im Falle ich keine Antwort erhalte, sie mit beharrlicher Brutalität zu verfolgen,“ schrieb sie etwa im Jänner 1815 an ihren Gemahl.⁷⁵ Zunächst schien es sogar, als könnte sie ihr Ziel erreichen, da Isenburg im Februar 1815 vom Generalgouvernement befreit wurde und so seine Unabhängigkeit wiedererlangte. Allerdings wurde gleichzeitig betont, dass mögliche Kongressbestimmungen davon unbeschadet bleiben sollten.⁷⁶ Schon bald stellte sich heraus, dass dieser Passus große Bedeutung hatte, da Metternich das Fürstentum in den territorialen Ausgleich zwischen Österreich und Bayern einbeziehen wollte. So blieb Charlotte weiter in Wien, suchte um Audienzen bei Herrschern und Ministern an und schickte schriftliche Eingaben an alle maßgeblichen Stellen. Während Metternich sie gar nicht erst empfing, machte sie mit Kaiser Franz ähnliche Erfahrungen wie Elisabeth von Fürstenberg: Er gewährte ihr Audienz, zeigte größtes Verständnis für ihren Standpunkt, blieb aber politisch unverbindlich und hütete sich vor konkreten Versprechungen.⁷⁷ So musste sie schließlich zur Kenntnis nehmen, dass ihr Land in der Schlussakte des Wiener Kongresses Österreich einverleibt wurde. Isenburg und das winzige Fürstentum von der Leyen waren übrigens die einzigen Rheinbundstaaten, die am Wiener Kongress mediatisiert wurden und so ihre Unabhängigkeit verloren.

Das Schicksal der unermüdlichen Kämpferinnen Elisabeth von Fürstenberg und Charlotte von Isenburg ist beispielhaft für die ambivalente Rolle von Frauen am Wiener Kongress. Einerseits war es zwar möglich, dass sie offiziell politisch

agieren und sogar als Führerinnen von Interessensgemeinschaften auftreten konnten, doch war andererseits stets klar, dass es sich dabei um Ausnahmen handelte. Charlotte von Isenburg war nur die Stellvertreterin ihres Gemahls, den sie auch regelmäßig um Instruktionen und Absegnung ihres Vorgehens bat. Elisabeth von Fürstenberg konnte zwar selbstständig agieren, doch vertrat auch sie nicht ihre eigenen Rechte, sondern diejenigen ihres minderjährigen Sohnes und seiner männlichen Standesgenossen. Die Vorteile, die man sich von ihrer Tätigkeit erhoffte, lagen vor allem darin, dass man Frauen zuvorkommender begegnen musste, was allerdings auch implizierte, dass sie keine vollwertigen Partnerinnen waren. Um die beiden Kleinstaaten unter solchen Umständen aus ihrer hoffnungslosen Lage befreien zu können, hätte es einer großen politischen Begabung oder zumindest einer soliden politischen Ausbildung bedurft. Die Fürstinnen besaßen weder das eine noch das andere, weshalb ihre engagierten Bemühungen wohl von Anfang an kaum Aussicht auf Erfolg hatten.

So mag es kein Zufall sein, dass jene Frauen, die offiziell politisch tätig waren, schon bald vollkommen vergessen wurden,⁷⁸ während die echten oder vermeintlichen politischen Aktivitäten der Salondamen des Wiener Kongresses bis heute Anlass zu Spekulationen geben. Da man Frauen damals allem Anschein nach sehr wohl Einfluss, aber niemals Macht zugestand, könnte es tatsächlich so gewesen sein, dass Salons und Boudoirs

78 In der Memoirenliteratur zum Wiener Kongress wird zumindest Elisabeth von Fürstenberg mehrfach ein Denkmal gesetzt: Karl August Varnhagen von Ense erinnert an ihre „kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit“ (Karl August VARNHAGEN VON ENSE, *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, Bd. 2, hg. von Konrad Feilchenfeldt (Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. 23), Frankfurt/M. 1987, S. 43). Karoline Pichler spricht von der „ebenso achtungswerten als geistreichen Fürstin“, die sich „sehr mutig und besonnen“ an die Spitze der Mediatisierten gestellt habe (Karoline Pichler, *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, hg. von Emil Karl Blümml, Bd. 2, München 1914, S. 39). Die neuere Forschung zum Wiener Kongress wurde auf Fürstenberg erst 2004 durch die Publikation des Tagebuchs des Grafen Stolberg aufmerksam, in dem sie mehrfach erwähnt wird: Henrich Graf zu Stolberg-Wernigerode, *Tagebuch über meinen Aufenthalt in Wien zur Zeit des Congresses vom 9. September 1814 bis zum April 1815*, bearb. von Doris Derdey, Halle an der Saale 2004.

74 Ebd., Brief vom 10. Juni 1815.

75 MAYER, *Geschichte der Mediatisierung*, S. 200 (Brief vom 5. Jänner 1815).

76 Ebd., S. 108, S. 206 (Brief Metternichs vom 25. Februar 1815).

77 Ebd., S. 223 (Brief vom 19. April 1815).

die einzigen Orte waren, an denen sie erfolgreich Politik betreiben konnten. Ob diese Hypothese stimmt, werden wir allerdings nie erfahren, denn

darüber geben die Quellen naturgemäß keine Auskunft.

Diplomatie aus der Froschperspektive Kommunikationskreise und Verhandlungsstrategien eines Klein- staates am Beispiel Genfs

Peter Lehmann

„Ich habe mich am Mittwoch bei Hof erkältet, als ich lange mit den Erzherzögen unter einem absichtlich offenen Kellerfenster plauderte, dessen Perfidität ich erkannte, ohne dass ich es gewagt hätte, mich ihr zu entziehen. Empfindlicher zu sein als diese Fürsten hätte sich nicht geziemt, und so hiess es sich zwangsläufig erkälten. Das ist nichts: die Ehrgeizigen erfahren bei Hofe Erkältungen, die ihnen noch viel mehr Übel bereiten. Ich bedaure die Audienz, die ich heute mit dem älteren der Brüder gehabt hätte; aber die Woche wird nicht vergehen, ohne dass ich ihn sehe.“¹ In kleinen Episoden spiegeln sich bisweilen komplexe Strukturen. So auch in dieser. Sie zeigt ein deutliches Gefälle zwischen den Protagonisten, aber auch eine große Verbundenheit. Damit ist sie exemplarisch für diesen Aufsatz. Sie stammt aus einem Brief von Charles Pictet de Rochemont an seine Frau. Der Genfer war Gesandter seiner Heimatstadt am Wiener Kongress. Er war an diesem 1. Februar 1815 zu Gast bei den beiden österreichischen Erzherzogen Karl und Johann, zwei Brüdern Kaiser Franz' I.

Die Episode zeigt, welche zentrale Bedeutung Pictet als Vertreter eines Kleinstaates dem persönlichen Gespräch mit den Ministern und den Angehörigen der Höfe zumaß. Die Möglichkeiten dazu boten nicht nur die großen Feste, sondern ebenso literarische Diskussionen in den Salons oder Stallbesichtigungen in der Umgebung Wiens. Pictets Bekanntheit als Redakteur der Zeitschrift

Bibliothèque britannique und als innovativer Agronom übernahm dabei die Funktion des Türöffners. Darin zeigt sich der Stellenwert, welcher der Geselligkeit und dem informellen Austausch im Rahmen des Wiener Kongresses zukam.

Die Fragen der Schweiz am Wiener Kongress

Das Terrain in Wien war für die zahlreichen Vertreter aus der Schweiz schwierig.² Um die Verhandlungen überschaubar zu halten und ihre Vorstellungen bestmöglich durchsetzen zu können, hatten die Großmächte Russland, Großbritannien, Österreich und Preussen beschlossen, die Entscheidungen des Kongresses ausschliesslich unter sich zu fällen. Seinem diplomatischen Geschick verdankte es Talleyrand, dass auch das besiegte Frankreich in diesem exklusiven Kreis mitdiskutieren konnte. Die eigentlichen Verhandlungen fanden im Rahmen von Kommissionen statt, welche zu einzelnen Fragen gebildet wurden.³ Die von den Beschlüssen direkt Betroffenen hatten wenig Einflussmöglichkeiten auf die Kommissionen und schon gar keinen Anteil an deren Entscheidungen – das auch deshalb, weil sich die Kommissionsmitglieder lieber in formlosen Gesprächen statt in Sitzungen mit Protokollen austauschten, aber auch, weil nicht selten wichtige Diskussionen am Rande von Festlichkeiten weitergingen.⁴ Aus der Sicht der Staaten unterhalb der Großmächts-

1 Charles PICTET DE ROCHEMONT, *Lettres écrites à sa famille pendant ses missions diplomatiques à Bâle, Paris, Vienne, Paris et Turin (1814–1816)*, Genf 2010, S. 87–88. Online hg. v. Fondation des archives de la famille Pictet als pdf-Datei, verfügbar unter [<http://www.archivesfamillepictet.ch/bibliographie/publications.htm>]. Sämtliche Zitate wurden vom Verfasser aus dem Französischen übersetzt.

2 Vgl. hierzu den Beitrag von Marco Jorio in diesem Band.

3 Den dazu delegierten Ministern der Großmächte kam je nach Gutdünken ihrer Souveräne ein unterschiedlich hohes Maß an Selbständigkeit zu. Zar Alexander etwa nahm persönlich deutlich mehr Einfluss auf seine Minister als Kaiser Franz I., dem Metternich praktisch die Mühe abnahm, selbst politische Visionen zu entwickeln. Heinz DUCHHARDT, *Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15*, München 2013, S. 35–36.

4 EBD., S. 70–80.

grenze erschienen die Entscheidungen des Kongresses denn auch oft wie ein undurchsichtiges Spiel, wie der Fribourger Gesandte Montenach resigniert festhielt: „Der Kongress gleicht einem Kartenspiel, die Verteiler der Karten haben sich geirrt, sie fordern die Karten zurück, mischen sie und verteilen sie erneut.“⁵

Für die Fragen der Eidgenossenschaft wurde eine eigene Kommission gebildet. Die Schweizer Gesandten wurden nur ausnahmsweise zu deren Sitzungen empfangen. Dort durften sie ihre Sicht der Dinge darlegen und wurden dann wieder entlassen. Die Beschlüsse wurden erst danach getroffen. Mit längerer Fortdauer des Kongresses verstärkte sich die Tendenz, die Angelegenheiten der Schweiz hinter verschlossener Türe zu behandeln. Zudem traten die Probleme der Eidgenossenschaft hinter die den Kongress beherrschenden Fragen zur Zukunft von Sachsen und Polen zurück.⁶

Dass nicht nur die eidgenössische Tagsatzung, sondern auch etliche Kantone und selbst einzelne Orte Vertreter nach Wien geschickt hatten, deren Forderungen sich häufiger widersprachen als deckten, war nicht geeignet, dieser Tendenz entgegenzuwirken. Die Voraussetzungen für diese zahlreichen Gesandten waren denkbar ungünstig, hatte die Schweiz doch nicht das Geringste zur Niederringung Napoleons beigetragen – nicht einmal die in französischen Diensten stehenden Truppen hatte man zurückgerufen. Dafür hatte man 1813, als sich die alliierten Truppen der Schweiz näherten, die Neutralität erklärt, was in diesem Moment Napoleon sehr gelegen kommen musste, dessen Gegner aber maßlos verärgerte.⁷

Die Situation der Stadt Genf war besonders delikats. Bis zum Ende des *Ancien Régime* war sie eine formal unabhängige Republik mit einem zerstückelten Territorium, die lose durch Bündnisse mit einzelnen Kantonen mit der Schweiz verbunden war. 1798 wurde sie von Frankreich annektiert. Erst im Schatten österreichischer Bajonette sagte sich Ende 1813 eine provisorische Regierung von Frankreich los. Für die meisten Genfer war klar, dass ihre Stadt ein Schweizer Kanton werden musste, um sie neuerlichen französischen Begehrlichkeiten zu entziehen.⁸ Bei den Verhandlungen zum Ersten Pariser Frieden 1814 hatte die Genfer Delegation aber außer dem von den Alliierten proklamierten Anschluss an die Schweiz nichts erreicht, nicht einmal eine territoriale Verbindung zur Schweiz. Die Genfer setzten daher große Hoffnungen in den Wiener Kongress. Durch zusätzliche Gebiete am nördlichen oder südlichen Ufer des Genfersees sollte der neue Kanton der Schweiz eine militärisch starke, natürliche Westgrenze geben. Diese sollte die Schweiz zu einem Bollwerk gegen künftige französische Expansionsgelüste machen, was einem Hauptanliegen der antinapoleonischen Allianz entsprach.⁹ Die Gebietsarrondierungen konnten allerdings nur auf Kosten Savoyens und Frankreichs erfolgen – ein sehr ambitioniertes Ziel, wenn man bedenkt, dass Genf gänzlich in der Rolle des Bittenden auftreten musste. Die Forderungen der winzigen Stadtrepublik kontrastierten zudem scharf mit dem Schicksal manches deutschen Kleinstaates oder der Stadtrepubliken Genua und Venedig, welche vergeblich auf eine Restauration gehofft hatten.

5 Jean de MONTENACH/Anna EYNARD-LULLIN, *Vienne 1814–1815. Journeaux du congrès: „J’ai choisi la fête...“*, textes établis et introduits par Benoît CHALLAND/Alexandre DAFFLON/Jim WALKER; avec la participation de Bernard LESCAZE, Fribourg 2015, S. 110.

6 Paul WIDMER, *Schweizer Außenpolitik und Diplomatie. Von Charles Pictet de Rochemont bis Edouard Brunner*, Zürich 2003, S. 59–62. Hans DUBLER, *Die Mission des Berner Ratsherrn Ludwig Zeerleder am Wiener Kongress*, in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* 3 (1940), 3, S. 153–169, hier S. 165–166.

7 Thomas MAISSEN, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2010, S. 178. Edgar BONJOUR, *Geschichte der schweizerischen Neutralität. Vier Jahrhunderte eidgenössischer Außenpolitik*, Band 1, Basel 1967, S. 168–180. Beat JUNKER, *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*, Band 1: Hel-

vetik, *Mediation, Restauration 1798–1830*, Bern 1982, S. 180–182.

8 Obwohl es in Genf nicht an prominenten Stimmen fehlte, welche ein Wiederaufleben der alten, unabhängigen Stadtrepublik zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft forderten. Diese Option erwies sich aber als überkommenes Modell, sodass ein Anschluss an die Schweiz der Stadtrepublik den größtmöglichen Gestaltungsspielraum ließ. Paul WAEBER, *L’Option de 1814. La petite République de Joseph Des Arts*, in: *Revue du Vieux Genève* 20 (1990), S. 58–73, hier S. 58–59. Louis BINZ, *Brève histoire de Genève*, Genf 1981, S. 50–51.

9 Lucien CRAMER, *Genève et les traités de 1815. Correspondance diplomatique de Pictet de Rochemont et de François d’Ivernois*: Paris, Vienne, Turin 1814–1816, Genf, Paris, 1914, S. 131–159. WIDMER, *Außenpolitik*, S. 52.

Umso wichtiger war es, die Entscheidungsträger der Alliierten von der strategischen, aber auch der kulturellen Bedeutung¹⁰ Genfs zu überzeugen und ihr Wohlwollen zu sichern.

Wie alle Schweizer blieben auch die Genfer von der Verhandlung der Kommission zur Klärung der eidgenössischen Angelegenheit ausgeschlossen.¹¹ Das bedeutete, dass Pictet nicht nur nach Mitteln suchen musste, die Anliegen seiner Heimatstadt in die Debatten einzubringen, sondern auch nach Möglichkeiten, über deren Verlauf unterrichtet zu bleiben.¹² Dafür waren das Ansehen und das Beziehungsnetz der genferischen Diplomaten zentral.

Pictet de Rochemont: bekannter Agronom und Redakteur

Dass gerade Pictet de Rochemont die Aufgabe übernommen hatte, Genf an den europäischen Kongressen zu vertreten, ist nicht selbstverständlich. Die diplomatische Laufbahn war in seiner Biografie nur eine kurze Episode.

Im Geiste der Aufklärung erzogen, diente er zunächst als Offizier in französischen Diensten, bevor er in seiner Heimatstadt die Magistraten-

laufbahn einschlug. Diese wurde von der Genfer Revolution 1793 jäh beendet, worauf er sich als Gentlemanfarmer auf sein Landgut zurückzog. Dort widmete er sich seiner Musterlandwirtschaft, der Schafzucht und seiner Zeitschrift *Bibliothèque britannique*. Die Zeitschrift hatte sich die Verbreitung naturwissenschaftlicher, literarischer und agronomischer Neuigkeiten aus England auf die Fahne geschrieben. In der Zeit der Kontinentalsperre war sie ein zentrales Organ für die Verbreitung englischer Kultur im französischsprachigen Europa und darüber hinaus.¹³

Pictet de Rochemont war für die literarischen und agronomischen Hefte verantwortlich. In die agronomischen Hefte fügte er auch eigene Berichte zu Erfahrungen und Neuerungen auf seinem Landgut ein. Ebenso berichtete er über seine Zuchtversuche mit spanischen Merinoschafen oder die agronomischen Experimente und die Erziehungsanstalten seines Berner Freundes Philipp Emanuel von Fellenberg. Letztere fanden europaweite Beachtung.¹⁴

Der immense Aufwand, der mit der Publikation der *Bibliothèque* verbunden war,¹⁵ wurde nicht nur durch ihren wirtschaftlichen Erfolg, sondern auch durch die europaweite Bekanntheit und Anerkennung ihrer Herausgeber besonders in der gehobenen Gesellschaft belohnt. Die Zeitschrift fand ihre Kunden in Frankreich, der Eidgenossenschaft und in verschiedenen Staaten Nordeuropas, von den Niederlanden bis Russland.¹⁶ So lud ihn etwa Großherzogin Katharina von Oldenburg, die Schwester von Zar Alexander I. und zukünftige Frau des Königs von Württemberg, zu einer Audienz ein, um mit ihm ungezwungen über Themen der *Bibliothèque britannique* zu diskutieren. Dabei kam das Gespräch auch auf die aktuelle

10 Dieses Argument wurde besonders herausgehoben in Jean Charles Léonard Simonde de SISMONTI, *Considérations sur Genève, dans ses rapports avec l'Angleterre et les états protestants. Suivi d'un discours prononcé à Genève, sur la philosophie de l'histoire*, London 1814. Genf schaffte es dank seines Rufes als Hauptstadt des Protestantismus und als berühmte intellektuelle Stadt, seine Probleme am Wiener Kongress immer wieder auf der Tagesordnung erscheinen zu lassen. Das betonte auch Pictet in seinen Briefen. Louis BINZ/Alfred BERCHTOLD, *Genève et les Suisses*, Genf 1990, S. 43. Melek CIHANGIR/Peter LEHMANN, *Sismondi and Pictet de Rochemont on the future of Geneva in Post-Napoleonic Europe*, in: Béla KAPOSSY/Pascal BRIDEL (Hg.), *Sismondi, Republicanisme moderne et libéralisme critique*, Genf 2013, S. 73–97.

11 CRAMER, *Genève et les traités de 1815*, S. 185–186. WIDMER, *Außenpolitik* S. 46–48. BINZ/BERCHTOLD, *Genève et les Suisses*, S. 50.

12 Pictet de Rochemont wie auch andere Gesandte von Kleinstaaten mussten die Ergebnisse der Verhandlungen in Paris aus der Presse erfahren, so auch den formellen Anschluss Genfs an die Schweiz, der notabene nur in einer Klammerbemerkung erwähnt wurde. Als er den Auszug der Friedensurkunde im *Moniteur* gelesen hatte, schrieb er spöttisch nach Genf: „Nous sommes Suisses, par parenthèse.“ WIDMER, *Außenpolitik*, S. 46.

13 David M. BICKERTON, Marc-Auguste and Charles Pictet, the *Bibliothèque britannique* and the Dissemination of British Literature and Science on the Continent, Genf 1986, p. 53, pp. 613–614.

14 Hans BRUGGER, Briefe von Charles Pictet de Rochemont an Philipp Emanuel von Fellenberg, in: *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft* 29 (1915), S. 315–539, hier S. 334–335 und 340.

15 Pictet hatte pro Jahr um die 2000 Seiten Material zusammenzustellen, zu übersetzen und gegenzulesen. BICKERTON, *Bibliothèque*, S. 378.

16 Die genaue Rekonstruktion der Subskribenten der Zeitschrift ist nicht mehr möglich, da die entsprechenden Listen verschollen sind. Ebd., S. 380–394.

Situation Genfs, und Pictet konnte seiner Gesprächspartnerin seine Sicht der Dinge und die Schwierigkeiten Genfs darlegen.¹⁷

Dank seiner Bekanntheit als Redakteur erhielt Pictet auch die Anfrage, Manuskripte des verstorbenen Fürsten Charles de Ligne gegenzulesen, die der Verleger Cotta für gutes Geld erworben hatte. Pictet gebrauchte diesen Vertrauensvorschuss, um einige kompromittierende Stellen über diverse Angehörige des österreichischen Hofes daraus zu streichen, was ihm deren tiefe Dankbarkeit einbrachte.¹⁸

Die Zeitschrift und sein Ruf als versierter Agronom öffneten Pictet in Wien so manche Tür hochgestellter Persönlichkeiten. Er profitierte dabei auch von der enormen Popularität, welche die Landwirtschaft seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gerade in aristokratischen und gebildeten Kreisen in ganz Europa gewonnen hatte, sodass sie bisweilen als „Agromanie“ belächelt wurde.¹⁹ Ihre Förderer erblickten in der Landwirtschaft viel mehr als nur die basale Funktion der Lebensmittelproduktion. Agronomische Verbesserungen wurden als Allheilmittel für die politischen, wirtschaftlichen und moralischen Probleme der Zeit angepriesen und Produktionssteigerungen mit dem Streben nach ‚Glückseligkeit‘ von Staat und Gesellschaft, mit politischen Reformen und dem Bemühen um die Etablierung eines dauerhaften Friedens in Europa verbunden.²⁰

17 PICTET DE ROCHEMONT, *Lettres*, S. 66–69.

18 Ebd., S. 105.

19 André J. BOURDE, *The Influence of England on the French Agronomes, 1750–1789*, Cambridge 1953, pp. 59–63. John SHOVLIN, *The Political Economy of Virtue. Luxury, Patriotism, and the Origins of the French Revolution*, Ithaca, London 2006, p. 52.

20 „Seroit-il“, schrieb Pictet stellvertretend für die ökonomischen Patrioten, „nécessaire de rappeler que l’agriculture est la seule base solide de la prospérité des nations, et l’appui le plus efficace de leur force? qu’elle multiplie les hommes, assure l’indépendance, crée les manufactures, anime le commerce, qu’elle est enfin le principe de vie des états, et la conservatrice des mœurs? Ces vérités, devenues triviales, ne sauroient être oubliées; mais le problème à résoudre, c’est de trouver des moyens efficaces pour vivifier l’agriculture.“ Charles PICTET DE ROCHEMONT, *Préface*, in: *Cour d’agriculture anglaise*, Bd. 1, Genf 1808, S. xviii–xix. Zum Stellenwert der Landwirtschaft im Reformdiskurs des 18. Jahrhunderts siehe allgemein André HOLENSTEIN/Martin STUBER, Gerrendina GERBER-VISSER, *Nützliche Wissenschaft*

Merinodiplomatie

Bei den Angehörigen des österreichischen Hofes war Pictet vor allem wegen seiner Merinozucht ein gefragter Gesprächspartner. Mit einem Schmunzeln schrieb er seiner Frau: „Er [der Obersthofmeister, Ferdinand Fürst Trauttmansdorff] ist begeistert von Merinoherden und er achtet mich als den Papst der Schafe. Er wollte, dass ich seinen Schäfereien meinen Segen geben gehe; aber ich habe keine Zeit.“²¹

Pictets Veröffentlichungen zu den Merinoschafen fielen im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf fruchtbaren Boden. Während des Krieges in Spanien waren zahlreiche Herden vernichtet worden, was die Preise für spanische Wolle in die Höhe trieb. Die Kontinentalsperre behinderte die Versorgung der europäischen Staaten mit feiner Wolle zusätzlich.²² Dazu kam die Hoffnung, mit der Produktion hochwertiger Wollerzeugnisse der Wirtschaft in den von Krieg und Wirtschaftssperre gebeutelten Ländern Kontinentaleuropas neue Impulse zu geben. Dass diese Idee funktionieren konnte, hatte Sachsen nach dem Siebenjährigen Krieg vorgemacht. Eine der Maßnahmen im Zuge des sogenannten Rétablis-

und Ökonomie im Ancien Régime. Akteure, Themen, Kommunikationsformen – Einleitung, in: DIES., (Hg.), *Nützliche Wissenschaft und Ökonomie im Ancien Régime. Akteure, Themen, Kommunikationsformen* (Cardanus, Bd. 7), Heidelberg 2007, S. 7–16, hier S. 7–11. Koen STAPELBROEK/Jani MARJANEN, *Political Economy*, in: DIES., (Hg.), *The Rise of Economic Societies in the Eighteenth Century. Patriotic Reform in Europe and North America*, Hampshire, New York 2012, pp. 1–25, hier pp. 2–4. Istvan HONT, *Correcting Europe’s political economy: The virtuous eclecticism of Georg Ludwig Schmid*, in: *History of European Ideas* 33 (2007), 4, pp. 390–410.

21 PICTET DE ROCHEMONT, *Lettres*, S. 77.

22 Henry HUNT, *A Practical Treatise on the Merino and Anglo-Merino Breeds of Sheep in which the Advantages to the Farmer and Grazier, peculiar to these breeds, are clearly demonstrated*, London 1809, p. 1. David R. RINGROSE, *Spain, Europe and the “Spanish miracle”, 1700–1900*, Cambridge 1996, P. 281–282. Die spanischen Wollexporte erholten sich von diesem Tiefpunkt nie mehr richtig, auch wegen der Konkurrenz der mittlerweile in Frankreich und Deutschland gewonnenen feinen Wolle aus Kreuzungen lokaler Schafrassen mit Merinos.

sements²³ – eines vom kursächsischen Hof 1763 initiierten Programms zum Wiederaufbau der Volkswirtschaft – war die Förderung der Merinozucht.²⁴ Der Wollexport wurde zeitgenössisch bisweilen als Grundlage für Sachsens Wohlstand angesehen.²⁵ Diese Sichtweise mag zwar verkürzt sein, zeigt aber die großen Hoffnungen, welche in die Merinozucht gesetzt wurden.²⁶

23 Zum sächsischen Rétablissement siehe Uwe SCHIRMER (Hg.), Sachsen 1763–1832. Zwischen Rétablissement und bürgerlichen Reformen, Beucha 1996, und darin insbesondere den Beitrag von Karlheinz BLASCHKE, Sachsen zwischen den Reformen 1763–1831, S. 9–23.

24 Uwe SCHIRMER, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Sachsen zwischen 1720 und 1830 – Bemerkungen zu Verfassung, Wirtschaft und Alltag, in: SCHIRMER (Hg.), Sachsen, S. 128–171, hier S. 166.

25 Joseph von HAZZI, Ueber die Veredlung des landwirthschaftlichen Viehstandes, zugleich die Grundlage des Wohls und Reichthums einer Nation, München 1824, S. 6–9.

26 Was sich auch in der Rezeption von Pictets Schriften äußerte: Der deutsche Mediziner Friedrich Ludwig Linder schrieb in der Einleitung zu seiner deutschen Übersetzung von Pictets *Faites et Observations sur la race des Mérinos*: „Die nachfolgende Schrift ist die Arbeit eines Mannes, der sich als practischer Landwirth und als ökonomischer Schriftsteller bey seinen Landsleuten, wie in England und Deutschland, gleich grosse Achtung erworben hat. Seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Zucht der ächt spanischen Schafe, und unter diesen besonders der vortrefflichen Race der Merinos, scheinen mir daher um so grössere Aufmerksamkeit zu verdienen, je interessanter der Gegenstand ist, den sie beleuchten, und je mehr die gegenwärtigen Verhältnisse von Europa den Zweig der Industrie, welcher auf Verfeinerung der Wolle gerichtet ist, zu begünstigen versprechen. Wo der Handel gewaltsame Erschütterungen erleidet, da müssen unstreitig viele Familien unglücklich werden; aber gewiss ist es auch, dass mitten unter Stürmen, dem Fleisse, dem Erfindungsgeiste und der angeborenen Energie der Menschen neue Gelegenheiten des Erwerbs sich zeigen, und dass die Noth, durch Erweckung der Kräfte und Einsichten, oft Glück und Gewinn bringt, welche auf der ebenen Bahn des ruhigen Genusses nicht zu erlangen waren. Der gegenwärtige Krieg fordert die Menschen auf, den Bedrückungen des Schicksals entgegen zu arbeiten. Wodurch kann dieses unverdächtiger und sicherer geschehen, als durch grössere Landescultur, im ausgedehntesten Sinne des Wortes?“ Friedrich Ludwig LINDNER, Vorrede, in: Carl PICTET, Erfahrungen und Beobachtungen über die spanischen Merinos-Schafe, die Feinheit ihrer Wolle und das Kreuzen derselben mit gemeinen Racen. Von Carl Pictet in Genf. Aus dem Französischen übersetzt und mit vielen Zusätzen nebst

Bei den Habsburgern war diese im frühen 19. Jahrhundert eine hochgehaltene Familientradition. Ermuntert durch das sächsische Beispiel hatte Maria Theresia 1775 die ersten Merinos aus Spanien kommen lassen. 1802 ließ die österreichische Regierung erneut in Spanien Schafe einkaufen.²⁷ Die beiden Erzherzöge Karl und Johann verfügten über je eigene Schäfereien. Erzherzog Karl lud Pictet deshalb regelmäßig ein und ließ sich in Sachen Landwirtschaft und Schafzucht von ihm belehren. Der Genfer konnte es sich dabei auch leisten, dem Erzherzog gegenüber offen zu kritisieren, dass von den früheren Versprechungen für eine sichere Militärgrenze und eine Abrundung des Genfer Gebietes gegen Frankreich hin nichts mehr zu hören war.²⁸

Erzherzog Johann wurde wegen seiner Liebhaberei für die Schafzucht bisweilen als „Hirte des Hofes“ betitelt. Auch er suchte Pictets Bekanntheit, um von seinem Expertenwissen zu profitieren.²⁹ In einem Brief schrieb Pictet: „Der Hirte des Hofes (wie ihn Graf Emeric nennt) hat eine komische Ungeduld, mein Urteil über die kaiserliche Herde in Mannersdorf zu vernehmen. [...] Jeder möchte mir seine Herde präsentieren, um meine Billigung zitieren zu können. Ich bin gezwungen, meine Worte abzuwägen, wenn ich über Widder rede, so als ob es um den Ruf einer Frau oder den Mut eines Mannes ginge.“³⁰

Dass die Liebhaberei für die Merinoschafe beim österreichischen und ungarischen Adel Nachahmer fand, dürfte bei einer so angesehenen *pressure group* kaum verwundern. Die größten Herden besaß Fürst Esterházy. 1815 zählten diese bereits mehr als 120.000 Tiere.³¹ Einige davon

einer noch ungedruckten Abhandlung des Herrn Verfassers begleitet, Wien 1808, S. VII–XIV, hier S. VII–IX.

27 A.C.E. SÜNDER-MAHLER, Die Merino-Stammschäferei Perutz auf der Excellenz gräflich Thun-Hohenstein'schen Domaine Perutz in Böhmen, Bd. 1, Prag 1860, S. 8–11. Charles de LASTEYRIE, Histoire de l'Introduction des Moutons à Laine fine d'Espagne, dans les divers états de l'Europe, et au Cap de Bonne-Espérance, Paris 1802, S. 36.

28 PICTET DE ROCHEMONT, Lettres, S. 89–91.

29 Ebd., S. 102.

30 Ebd.

31 Heinrich Graf zu STOLBERG-WENIGERODE, Tagebuch über meinen Aufenthalt in Wien zur Zeit des Congresses vom 9. September 1814 bis zum April 1815, bearb. von Doris DERDEY, Halle 2004, S. 149. Der Fürstenfamilie

entstammten Pictets Zucht.³² Auch auf dem Wiener Kongress erhielt der Genfer Kaufanfragen, so vom ungarischen Magnaten Emeric Graf Festetits. Diesem war mit seinem früheren Merinowidder kein Glück beschieden gewesen, trotzdem er ihn – ein sprechendes Detail zur Rezeption Pictets – zu dessen Ehren Carolus getauft hatte.³³ Selbst Metternich, der Regiemeister des Wiener Kongresses, hatte ein Faible für die Schafzucht. Pictet schrieb über eine Audienz bei ihm: „Er begann mit mir über das eine und andere zu plaudern, fragte mich, was mein Sohn machte, dann wie viele Merinos ich in Lancy hatte, wie viele in Odessa; er berichtete über eine Schäferei, die er im Banat einrichten liess und erbat von mir tausend Ratschläge und Details und Anleitungen, die ihn mehr zu interessieren schienen als die Angelegenheiten Europas. Sein Vorzimmer war übervoll von Leuten, die ungeduldig wurden wegen der langen Audienz.“³⁴

Man interessierte sich in Wien also offensichtlich weniger für den Gesandten Genfs als vielmehr für den angesehenen Züchter, Agronomen und Redakteur.³⁵ Trotzdem boten diese Gespräche immer die Möglichkeit, bei wichtigen Persönlichkeiten einige Worte über die Genfer Angelegenheiten zu platzieren. Es war ein zentraler Teil von Pictets Verhandlungsstrategie, im Gespräch zu bleiben und jede Möglichkeit zu nutzen, um auf die Genfer Fragen aufmerksam zu machen. In den Briefen an seine Familie sprach er denn auch von seinem „système de faire toujours servir une chose à une autre“,³⁶ womit er nichts anderes meinte, als dass er seine privaten Verbindungen

zugunsten seiner diplomatischen Interessen gebrauchte – und umgekehrt.

Geselligkeit

Eine andere Möglichkeit dazu boten die zahlreichen Festanlässe und Bälle bei Hofe oder die Salons. Auch dieses Feld beackerten die Genfer systematisch. Pictet liebte die Bälle überhaupt nicht.³⁷ Dennoch schätzte er die Möglichkeit, auf den höfischen Festen Kontakte zu knüpfen, denn hier trafen sich die Entscheidungsträger in ungezwungener Atmosphäre.³⁸ Er scheute sich aber auch nicht, Einladungen abzulehnen, wenn er sich von der Gesellschaft keine Vorteile für Genf versprach.³⁹ Die anderen Teilnehmer der Genfer Delegation, das Ehepaar D'Ivernois und vor allem der Sekretär Eynard mit seiner jungen Ehefrau schätzten die gesellschaftlichen Anlässe umso mehr. Besonders die hübsche Anna Eynard freute sich über die zahlreichen Einladungen,⁴⁰

Esterházy gehörten die grössten Merinoherden in Österreich-Ungarn. 1838 wurden sie auf 280.000 Tiere geschätzt. Johann Philipp WAGNER, Ueber die fortschreitende Kultur und Verbreitung der Merinos-Schafzucht mit statistischen Beiträgen und Uebersichten. Nebst einer Untersuchung der Ursachen des Fallens der Wollpreise im Jahre 1837, Königsberg 1838, S. 66.

32 Esterházy hatte ihm um 1805 für 80.000 Franken Merinos abgekauft, wobei der Preis 1806 für ein Lamm zwischen 300 und 450 Franken, für einen Widder zwischen 150 und 1.200 Franken schwankte. Edmont PICTET, Biographie, travaux et correspondance de Charles Pictet de Rochemont, Genf 1892, S. 68.

33 PICTET DE ROCHEMONT, Lettres, S. 87.

34 CRAMER, Genève et les traités de 1815, S. 181.

35 WIDMER, Außenpolitik, S. 57.

36 PICTET DE ROCHEMONT, Lettres, S. 87, 105, 123.

37 Ebd., S. 79. In diesem Brief bedauerte er seinen Freund Erzherzog Johann, der die Bälle noch mehr verabscheute als er, aber im Gegensatz zu Pictet gezwungen war, hinzugehen. Im Zusammenhang mit den Bällen konnte sich Pictet ein paar Seitenhiebe auf die europäischen Monarchen nicht verkneifen, vor allem weil sie sich in der Wiener Öffentlichkeit betont bürgerlich gaben: „Ce séjour à Vienne nous offre, entr'autres curiosités, celui des souverains en frac et en souliers à attaches, dansant des valse, et s'empessant autour des femmes comme nos étudiants de philosophie. Mafoi! Vive la dignité pour les têtes couronnées! Un peu de prestige fait fort bien dans le monde. Il faut faire la part à l'imagination, et entourer d'une auréole ceux qui commandent aux nations, de droit divin. Coudoyer un roi donne une commotion désagréable; et on ne sait comment faire: si on se recule, on risque de marcher sur le pied d'un empereur.“ Ebd., S. 52.

38 So sprach er etwa am Hofball am 1. Jänner mit der österreichischen Kaiserin, Erzherzog Johann und Talleyrand. Ebd., S. 70–71. Bei anderer Gelegenheit war Pictet bei Lord Wellington eingeladen, dem Nachfolger Castlereaghs als Leiter der britischen Delegation, wo sich auch der Zar und die Könige von Preußen, Bayern, Württemberg und Neapel eingefunden hatten. EBD., S. 98–99.

39 Ebd., S. 101.

40 In ihrem Tagebuch schrieb Anna Eynard, dass sie die Abreise von Wien zutiefst bedauerte: „Il est bien naturel que je sois triste de quitter Vienne. Je m'y suis tellement amusée, on a eu tant de bonté pour moi que je serais une ingratitude d'être gaie aujourd'hui. Cette ville me laisse une vive impression par les plaisirs que j'y ai goûtés.“ MONTENACH/EYNARD-LULLIN, Vienne 1814–1815, S. 318.

bei denen sie auch schon mal vom Zaren oder dem preußischen König zum Tanz aufgefordert wurde und diese Gelegenheit nicht ungenutzt ließ, um ein paar Worte zu Genf zu platzieren.⁴¹ Schließlich eröffneten die Genfer sogar ihre eigenen Salons in Wien, welche bei der illustren Gesellschaft offenbar beliebt waren.⁴² Dass damit die Kosten der Delegation stiegen, versteht sich von selbst. Dabei hatte Pictet bereits kurz nach Beginn der Verhandlungen geklagt, dass der Aufenthalt in Wien Unsummen verschlinge. Entschuldigend meinte er: „Ich bedaure zu sehen, dass sich die Republik ruiniert, um sich zu vergrößern.“⁴³

Gerade für die gesellschaftlichen Anlässe kam es Pictet zu Gute, dass die Genfer zwei Gesandte und einen Sekretär nach Wien geschickt hatten, und dazu die beiden Ehefrauen. So konnten die enormen Präsenzzeiten auf verschiedene Schultern und den jeweiligen Talenten respektive Beziehungen gemäß verteilt werden. Pictet hatte einen privilegierten Zugang zum österreichischen und vor allem zum russischen Hof, wohingegen er mit den Engländern den Ton nicht zu treffen schien. Hier konnte François d’Ivernois in die Bresche springen, der jahrelang in England gelebt hatte und dort geadelt worden war.⁴⁴

Beharrlichkeit

Allerdings war für Pictets Tätigkeit noch etwas anderes als die zuweilen flüchtigen gesellschaftlichen Zusammenkünfte wichtig: der regelmäßige Kontakt zur russischen Delegation. Auch hierfür spielte seine Tätigkeit als Agronom und Redakteur eine wichtige Rolle. Dank ihr verfügte Pictet schon zu Beginn seiner diplomatischen Missionen Anfang 1814 über einen privilegierten Zugang zu

den Ministern des Zaren im alliierten Hauptquartier.⁴⁵

Gegen Ende der Verhandlungen zum Ersten Pariser Frieden im Mai 1814 machte er die Bekanntschaft des Grafen Kapodistrias. Dieser war ein liberaler Korfiote im Dienste Zar Alexanders und eine begeisterter Anhänger der von Pictet propagierten Reformideen im Agrar- und Bildungswesen. 1814 wurde er als Botschafter in die Schweiz gesandt, bevor er im Herbst an den Wiener Kongress beordert wurde, um im Komitee zur Lösung der Probleme der Schweiz als Berater zu dienen. In diesem Gremium genoss er großen Einfluss. Mit Pictet verband ihn schon bald mehr als ein gutes Arbeitsverhältnis. Praktisch jeden Morgen machte Pictet Kapodistrias seine Aufwartung. Er wurde vom russischen Gesandten mit den neusten Informationen zu den schweizerischen und genferischen Angelegenheiten versorgt und konnte seine Ansichten darlegen, welche der Korfiote dann meistens als russischen Standpunkt in die Verhandlungen einbrachte. Insgesamt 92 dieser privaten Unterredungen zählte Pictet in seinem Abschlussbericht zum Wiener Kongress. Zwischen den beiden entwickelte sich eine Freundschaft, welche die großen Kongresse überdauerte. Als Pictet de Rochemont 1824 starb, gab ihm der Graf aus Korfu das letzte Geleit auf den Friedhof von Plainpalais in Genf.⁴⁶ Die zentrale Bedeutung Kapodistrias’ für die Mission des Genfer Diplomaten zeigt wohl am besten die Bezeichnung, die ihm Pictet in seinen Briefen gab: Er nannte ihn „mon guide“.⁴⁷

41 PICTET DE ROCHEMONT, *Lettres*, S. 76. MONTENACH/EYNARD-LULLIN, *Vienne 1814–1815*, S. 289, 305, 307.

42 WIDMER, *Außenpolitik*, S. 51.

43 PICTET, *Biographie*, S. 154. Die Berichte an Turretini und damit an die Genfer Regierung schickte Pictet nicht direkt. Die Briefe wurden an Genfer Bankiers gesandt, mit entsprechenden Couverts und durch ein Zeichen kenntlich gemacht (etwa durch ein S am Ende ihres Namens), damit sie ungeöffnet an den Staatssekretär weitergereicht würden. Ebd., S. 153.

44 WIDMER, *Außenpolitik*, S. 57–58.

45 PICTET, *Biographie*, S. 94. BRUGGER, *Briefe*, S. 364–366, S. 378–379. Olivier REVERDIN, *Avant-Propos*, in: Iōannēs Antōniou KAPODISTRIAS, *Anekdote allelographia me tus Philippe-Emmanuel de Fellenberg, Rudolf-Abraham de Schiferli*, 1814–1827, hg. von Elene E. KUKKU/Eudokia PAULOPH-BALMA, Athen 1999, S. 7–14, hier S. 8.

46 WIDMER, *Außenpolitik*, S. 56–57. Zu Kapodistrias siehe die ältere Arbeit von Michelle BOUVIER-BRON, *La Mission de Capodistrias en Suisse (1813–1814)*, Korfu 1984, und die Edition der Briefe von Kapodistrias an Fellenberg und Rudolf-Abraham Schiferli in: KAPODISTRIAS, *Anekdote allelographia*.

47 Z. B. PICTET DE ROCHEMONT, *Lettres*, S. 130–135.

Erfolg?

Bleibt die Frage, was die zahlreichen Besuche und die Beharrlichkeit gebracht haben, mit der die Genfer Frage immer wieder ins Gespräch gebracht wurde. Die ernüchternde Antwort lautet: zunächst nichts. Der Wiener Kongress ging zu Ende, ohne dass Genf irgendeine seiner territorialen Forderungen erfüllt sah. Ausgerechnet Napoleons Rückkehr ebnete den Weg, der schließlich im Zweiten Pariser Frieden die Abtretung eines schmalen französischen Küstenstreifens am Genfersee an Genf ermöglichte, wodurch die Stadt endlich auch territorial mit der Schweiz verbunden wurde. Diesen Erfolg durfte Pictet für sich verbuchen. Da er in Wien unter den zahlreichen Gesandten der Eidgenossenschaft vor allem durch sein Beziehungsnetz positiv aufgefallen war, nahm er 1815 als einziger Vertreter der Schweiz an den Verhandlungen zum Zweiten Pariser Frieden teil. Nach dessen Abschluss meinte er denn auch: „Ich war recht erfolgreich. Alle sagen mir, dass man es nicht hätte besser machen können. Das ist möglich.“⁴⁸

Es ist bemerkenswert, dass die Schweiz, ohne sich am Krieg gegen Napoleon beteiligt zu haben, Territorien zugesprochen erhielt, welche vorher noch nie zur Eidgenossenschaft gehört hatten. Zu dem Umstand, dass die Schweiz im Gegensatz zu anderen Republiken in Europa glücklich aus dem großen europäischen Pokerspiel hervorgegangen ist, trugen aber primär die Interessen der Großmächte nach einer stabilen und ausbalancierten Nachkriegsordnung bei. In dieser übernahm die Schweiz die Rolle eines Puffers gegenüber Frankreich. Damit wird deutlich, dass die territorialen Entscheidungen der europäischen Kongresse über die Schweiz für deren Verhandlungsdelegierte letztlich weitgehend unbeeinflussbar blieben.

Obwohl das Ergebnis in Wien ernüchternd war, hatten die Genfer zumindest insofern Erfolg, als dass ihre Argumente bei den europäischen Diplomaten weithin auf offene Ohren stießen und rezipiert wurden, sodass Talleyrand einmal entnervt bemerkte: „Genf ist also der fünfte Teil der Welt!“

48 BRUGGER, Briefe, S. 444.

Genf schaffte es nicht zuletzt dank seines Rufes als Hauptstadt des Protestantismus und als liberal und intellektuell geprägte Stadt, seine Probleme am Wiener Kongress immer wieder auf der Tagesordnung erscheinen zu lassen.⁴⁹ Dass die grundsätzlich positive Haltung gegenüber Genf darauf zurückzuführen war, schien für Pictet klar. In einem Brief an seine Frau betonte er zusammenfassend die Bedeutung der kulturellen Leistungen als politisch verwertbares Kapital und reflektierte seine Verhandlungsstrategien, seine Beharrlichkeit, mit der er Kontakte pflegte und sein System, seine privaten Verbindungen für seine diplomatische Aufgabe zu nutzen: „Es ist unvorstellbar, was an Leuten in Bewegung gesetzt und an Worten gesprochen und geschrieben wurde für unser teures Genf, einzeln und unsichtbar, und es scheint, als sei diese Masse von Wohlwollen, welche für unser Atom von Staat in Bewegung gesetzt wurde, ein besonderer Schutz des Himmels. Alles wurde hinzugezogen, Bibliothèque britannique, Schriften gegen Bonaparte, Abhandlungen über den Fruchtwechsel, Schriften über die Finanzen, Abhandlungen über Erziehung, Merinos, Hofwil, die Briefchen am Morgen, die wiederholten Besuche, die Denkschriften, die Noten, die Briefe, die Vorzimmer, die Salons, die Treppen, auf denen wir auf die Kutschen warteten, die Vorstellungen, die kleinen Schaumschlägereien der scheinbaren Gunst der Ersten, die einem die Aufmerksamkeit der Zweiten einbringen, etc. etc. Ich sage, alles wurde hinzugezogen, außer die Frauen.“⁵⁰

49 BINZ/BERCHTOLD, *Genève et les Suisses*, S. 43. Davon zeugt eine bemerkenswerte Äußerung Kapodistrias' auf eine kritische Bemerkung zu Genf, welche Pictet seiner Familie beschrieb: „On se dispute beaucoup à l'occasion de cette Genève, je ne vois pas quel grand mal il y auroit eu à la donner à la France. Le comte sortit des gonds. Un tel mot, dit-il, montre une extrême ignorance, je vous en demande pardon. Vous estimez Genève par ses dimensions territoriales, mais vous devriez savoir, que c'est un foyer de génie et de connoissances: c'est une phiole d'essence précieuse, c'est un grain de musc qui parfume l'Europe entière! Je considère cette ville comme le sanctuaire de la vraie liberté, des mœurs, des sciences, et de toutes les idées saines. C'est de là que viendra la résistance morale la plus efficace aux desseins subversifs de la France, c'est là que la Suisse trouvera des défenseurs habiles et dévoués. Ce seroit un crime politique sans but et sans excuse, dont la postérité accuseroit éternellement le Congrès.“ PICTET, *Lettres*, S. 92.

50 Ebd., S. 98.

II. Im Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Geheimdiplomatie

Einführung in die Sektion

Brigitte Mazohl

In den letzten beiden Jahrzehnten haben sich im Zuge einer „Neuen Politikgeschichte“ die Bedeutungshorizonte von Politik- und Diplomatengeschichte erheblich erweitert. Dank des langjährigen Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation in Europa von der Antike bis zur Gegenwart“¹ und des an der Universität Münster angesiedelten Sonderforschungsbereichs zur „Symbolischen Kommunikation“² sowie zahlreicher Publikationen, welche den repräsentativen und performativen Prozessen von Politik zunehmend mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben,³ kam es zu einer Renaissance „des Politischen“, mit der die Engführung der traditionellen – unter dem Ansturm sozialgeschichtlicher Fragestellungen vorerst totgesagten – Politikgeschichte zu Ende ging.⁴

Dieses gewandelte und erweiterte Verständnis von Politik und Diplomatie hat sich naturgemäß auch in den neueren Untersuchungen zum Wiener Kongress, und daher auch in diesem Tagungsband, niedergeschlagen. Die stereotyp wiederholte Rede vom „tanzenden Kongress“,⁵ der mit seinen politi-

schen Agenden nicht vorangekommen sei, erhielt einen neuen Stellenwert: Gerade das „Tanzen“ bzw. das gesellschaftliche Leben neben und hinter den politischen Verhandlungen trat verstärkt in den Vordergrund des Interesses; sie wurden im „Raum des Politischen“ miteinander verschränkt und als „sich gegenseitig beeinflussende Dimensionen des Kongresses“ verstanden.⁶ Da die Verhandlungen selbst ja ebenfalls nur einen kleinen Kreis von Diplomaten umfassten und es außerdem zahlreiche Untergruppen gab, in denen die unterschiedlichsten Detailfragen bearbeitet wurden, rückten auch die „informellen“ Zusammenkünfte und die daran beteiligten Personen vermehrt in den Fokus der Aufmerksamkeit.⁷ Es befanden sich ja sehr viel mehr Kongress-Teilnehmer in Wien, als die 21 auf dem berühmten Kongressgemälde von Jean-Bapiste Isabey porträtierten Repräsentanten der „Großen Acht“ vermuten lassen.⁸

Auch die Frage der öffentlichen Wahrnehmung des Kongresses, die mediale Aufmerksamkeit, die

1 Zwischen 2004 und 2015 angesiedelt an den Universitäten Frankfurt, Innsbruck, Bologna, Trient, Pavia; vgl. die Reihe: Angela DE BENEDICTIS/Gustavo CORNI/Brigitte MAZOHL/Luise SCHORN-SCHÜTTE (Hrsg.), Schriften zur Politischen Kommunikation, Göttingen 2009–2017 (bisher 25 Bände).

2 Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution, Laufzeit 1999–2011, vgl. zur Schriftenreihe: <http://www.uni-muenster.de/SFB496/publikationen.html>, eingesehen am 22. 2. 2018.

3 Richtungsweisend: Johannes PAULMANN, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*, Paderborn 2000.

4 Vgl. etwa Ute FREVERT/Heinz-Gerhard HAUPT (Hrsg.), *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*, Frankfurt 2005 bzw. Barbara STOLLBERG-RILINGER (Hrsg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, Berlin 2005.

5 Das Bonmot wurde und wird in der Literatur dem französischen Diplomaten Charles Joseph de Ligne zuge-

schrieben, auch wenn es quellenmäßig nicht in dessen Werk, sondern nur indirekt durch „Ohrenzeugen“ überliefert ist.

6 So formulierte es Jan Ruhkopf in einer Rezension der Publikation von Brian E. VICK, *The Congress of Vienna. Power and Politics After Napoleon*, Harvard 2014, im März 2017, vgl. <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-23521>, eingesehen am 22. 2. 2018.

7 Vgl. dazu die kollektivbiografische Erfassung der wichtigsten in Wien akkreditierten „Kongress-Teilnehmer“: Karin SCHNEIDER/Eva Maria WERNER (Hrsg.), *Europa in Wien. Who is Who beim Wiener Kongress 1814/15*, Wien-Köln-Weimar 2015.

8 Vgl. dazu den Beitrag von Werner Telesko in diesem Band. Die Vertreter der „Großen Acht“ (Frankreich, Großbritannien, Preußen, Österreich, Russland, Schweden, Portugal, Spanien) tagten auch ihrerseits niemals in der auf dem Bilde inszenierten Zusammensetzung, vgl. Brigitte MAZOHL, „Wer entscheidet – wer nicht? Die politischen Repräsentanten zwischen Macht und Ohnmacht am Wiener Kongress“, in: *Römische Historische Mitteilungen* 58 (2016), S. 169–188.

z. T. von den Akteuren bewusst gesteuert wurde,⁹ wurde im Zuge neuerer Forschungen erstmals systematisch aufgegriffen.¹⁰

Dem Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Geheimdiplomatie sind denn auch – mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen – drei Beiträge der folgenden Sektion gewidmet. **Brian E. Vick**, Autor einer 2014 erschienenen umfangreichen Monografie zum Wiener Kongress,¹¹ in welcher er bereits auf die wichtige Funktion von gesellschaftlichen Ereignissen und Salonkultur für die politische Kommunikation verwiesen hatte – im Vorwort zu diesem Band war davon bereits die Rede –, untersucht in seinem Beitrag den engen Zusammenhang zwischen Geheimdiplomatie und „öffentlicher“ Meinungsbildung sowohl in der politischen Praxis als auch im publizistischen Diskurs. Er spannt dabei einen weiten Bogen von der Zeit des Westfälischen Friedens über die Pariser Friedenskonferenzen, für welche der amerikanische Präsident Woodrow Wilson mehr Transparenz (im Gegensatz zum „odor of Vienna“) eingefordert hatte, bis in die Gegenwart hinein: Bereits in der Frühen Neuzeit – daher auch im Rahmen des Wiener Kongresses, wofür er anschauliche Beispiele liefert – und bis heute sei es um ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Geheimverhandlungen und Geheiminformationen einerseits und einer nicht zuletzt politisch instrumentalisierbaren richtigen Dosis von gezielter „öffentlicher“ Information andererseits gegangen – die politischen Akteure hätten ebenso wie die jeweiligen Informanten souverän die Klaviatur dieses Spiels beherrscht. Das Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Geheimdiplomatie (und dessen Handhabung) sei geradezu konstitutiv für die politische Praxis der Neuzeit gewesen und

präge diese bis heute: Gerade in der Verquickung von gezielter Verschleierungs- und gewollter Informationspolitik liege das wesentliche Element von Politik und Diplomatie begründet. Auf diese Weise bildeten auch Zensur und öffentliche Meinungsbildung (im Wien der Kongresszeit beispielhaft der „Österreichische Beobachter“) nur eine Seite derselben Medaille. Wie sehr von dieser Grundlage einer zeitgenössischen Praxis von Meinungsbildung und Informationsvermittlung auch die spätere historiografische Aufarbeitung geprägt wurde, zeigt Vick u. a. am Beispiel von Johann Ludwig Klübers berühmter und wirkmächtiger Aktenedition, die zunächst ja nicht für die Nachwelt, sondern als neutrales Informationsmedium für die Zeitgenossen bestimmt war. Die von Klüber herausgebrachten „Akten“ hätten die Arbeitsperspektive späterer Historikergenerationen mit ihrem Fokus auf die politische Geschichte sowie auf das Bild der europäischen Staatenwelt des 19. Jahrhunderts für die Zukunft bleibend beeinflusst.

Auch der Beitrag von **Ruth Hemstad**, auf deren Monografie zum „Propagandakrieg“ um Norwegen bereits hingewiesen wurde,¹² beschäftigt sich mit dem engen Zusammenhang zwischen Pressepolitik, politischer Propaganda und „Realpolitik“. Obwohl die „norwegische Frage“ ja vor Kongressbeginn – infolge des Vertrags von Kiel vom Januar 1814 und der Abdankung des dänischen Kronprinzen Christian Federik, im August desselben Jahres – schon entschieden war, kam der öffentlichen Meinung (insbesondere in England und damit auch der englischen Politik) in Bezug darauf große Bedeutung zu, welche Zugeständnisse an die „aufständischen“ Norweger, die sich selbst eine freiheitliche Verfassung gegeben hatten und denen daher die Sympathie der europäischen Öffentlichkeit entgegen kam, von seiten der schwedischen Krone zu erwarten waren. Insbesondere Bernardotte, Oberbefehlshaber der Nordarmee gegen Napoleon und späterer schwedischer König, bemühte sich mit einer Reihe von überall in Europa zirkulierenden Pamphlets, Proklamationen und Presseartikeln für die norwegisch-schwedische Union Stimmung zu machen – zu guter Letzt erfolgreich, wenn auch mit Einschränkungen, da er sich von der „öffentlichen

9 Eva Maria WERNER, „Da wird m' r ihnen glei alles auf d' Nasen bindten [...]“. Presse und Berichterstattung zur Zeit des Wiener Kongresses, in: Agnes HUSSLEIN-ARCO/Sabine GRABNER/Werner TELESKO (Hrsg.), *Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, Belvedere, Wien-München 2015, S. 291–295; DIES., *Gentz gegen Görres – eine Kontroverse im Kontext der österreichischen Pressepolitik zwischen Wiener Kongress und Karlsbader Beschlüssen*, in: Leipziger Jahrbuch für Buchgeschichte 19 (2010), S. 43–71.

10 Vgl. beispielsweise für Norwegen: Ruth HEMSTAD, *Propagandakrig. Kampen om Norge i Norden og Europa, 1812–1814*, Oslo 2014.

11 VICK, *The Congress of Vienna*.

12 HEMSTAD, *Propagandakrig*.

Meinung“ zur Anerkennung der norwegischen Verfassung gezwungen sah. Wie bei Vick zeigt sich auch in Hemstadts Analyse die starke Vernetzung der europäischen publizistischen Organe: Lokale Medien gaben jeweils die Berichte „aus Wien“ – meist kommentarlos – als solche wieder. Insgesamt trug die norwegische Frage, so wird aus Hemstadts Artikel deutlich, als publizistisches Ereignis entscheidend zur politischen Konfliktbewältigung bei. So konnte auch der „Verlierer“ Dänemark neben dem „Sieger“ Schweden letztlich das politische Ergebnis der schwedisch-norwegischen Personalunion, das beim Kongress bestätigt wurde, als Erfolg verbuchen. Die in Wien selbst erfolgreich gelebte politisch-gesellschaftliche Präsenz des dänischen Königs, Frederic VI., obwohl Dänemark zu den „offiziellen“ Verhandlungen gar nicht zugelassen war, trug dazu zweifellos das ihre bei und zeigt einmal mehr die Bedeutung des gesellschaftlichen Parketts im Hintergrund der politischen Beratungen.

Welch entscheidende Rolle auch nicht formell zu den Kongressverhandlungen zugelassene Diplomaten jenseits der offiziellen politischen Bühne spielen konnten, lässt sich am Beispiel des engen Vertrauten und informellen Beraters von Zar Alexander I., dem polnischen Fürsten Adam Jerzy Czartoryski, anschaulich illustrieren. Diesem „Vertreter“ Polens, das es als eigenen Staat zur Kongresszeit ja nicht mehr gab und das daher – vergleichbar dem Fall „Italien“ – nicht als solches beim Kongress vertreten war, ist die dritte Studie dieser Sektion aus der Feder von **Jaroslav Czubaty** gewidmet.¹³ Fürst Czartoryski, ein leidenschaftlicher Verfechter eines zukünftig wieder selbständigen polnischen Staates, unterstützte des Zaren Aspirationen auf ein unter seiner Oberhoheit stehendes Polen und intervenierte mit dieser Mission bei allen wichtigen Vertretern der Großmächte, darunter bei Castlereagh, Talleyrand und Metternich, auch ohne offiziell zur russischen Delegation zu gehören. Und er konnte sich mit diesem politischen Ziel letztlich durchsetzen, trotz vielfältiger Widerstände, die es sowohl innerhalb seiner polnischen Landsleute, die einen zu starken Machteinfluss des Zaren fürchteten, als auch innerhalb der russischen Delegation selbst gab, in der

er die Position des offiziellen Vertreters Russlands, Karl Robert von Nesselrode, erheblich schwächte. Gerade in diesem Fall, der bekanntlich in Verbindung mit dem Konflikt um die Zukunft Sachsens beinahe erneut zum Krieg geführt hätte, wird die Komplexität des im Hintergrund und jenseits der Öffentlichkeit genutzten politisch-diplomatischen Beziehungsgeflechts besonders deutlich.

Eine scheinbare Detailfrage, die daher mehr für die publizistische Öffentlichkeit als für die konkreten politischen Verhandlungen von Interesse war, behandelt schließlich der vierte Beitrag dieser Sektion, die Studie von **Magnus Ressel** über die „Barbareskenfrage“ beim Wiener Kongress.¹⁴ Es war mit dieser Frage ein bis heute aktueller völkerrechtlicher Streitpunkt verbunden: Mit welchen politischen Gemeinschaften konnten überhaupt international gültige und anerkannte Verträge geschlossen werden und mit welchen nicht? Der jahrhundertelangen, von zahlreichen europäischen Staaten und insbesondere auch von den deutschen Hansestädten geübten Tradition, sich von den Kaperungen ihrer Handelsschiffe durch die Piraten der nordafrikanischen Barbaresken „freizukaufen“, sollte ein Ende gesetzt werden – so eine breit geführte publizistische Kampagne für einen Kreuzzug gegen Nordafrika, der zugleich der Befreiung christlicher Sklaven dienen hätte sollen. An vorderster Front agierte in diesem Sinne der pietistische Lübecker Professor Friedrich Hermann, dessen Publikation über die „Seeräuber“ am Wiener Kongress und darüber hinaus weite Verbreitung fand. Dass ein solches Vorhaben letztlich nicht von Erfolg gekrönt war, sieht Ressel einerseits in der „Realpolitik“ der europäischen Großmächte (die aus ökonomischen Überlegungen heraus lieber den Status quo beibehalten wollten) sowie in der mangelnden Aktivität der am meisten betroffenen Hansestädte selbst begründet – andererseits aber auch in der – hinter diesem „Kreuzzugsgedanken“ versteckten – anti-monarchistischen und „liberalen“ Botschaft in Hermanns und seiner Vorläufer Werk, die der „Fürstenkongress“ von Wien nicht gut heißen konnte.

13 Vgl. dazu auch die Publikation von Jaroslav CZUBATY, *Księstwo Warszawskie (1807–1815)*, Warschau 2011.

14 Vgl. dazu auch die Monografie von Magnus RESSEL, *Zwischen Sklavenkassen und Türkenpässen. Nordeuropa und die Barbaresken in der Frühen Neuzeit*, Berlin-New York 2012.

Negotiating Publics and Power Politics: Discourses and Practices of Secrecy and Publicity at the Congress of Vienna

Brian E. Vick

United States President Woodrow Wilson famously demanded that there be “no odor of Vienna” about the Paris peace talks in 1919. In considering Wilson’s rejection of the Congress of Vienna model following the First World War, one would not be wrong to think that he had in mind above all the replacement of the dubious compromises of interest politics and trading souls and territories with a more democratic notion of national self-determination. But for present purposes it is important to remember that the first of Wilson’s Fourteen Points involved the call for a new, open diplomacy in place of secret diplomacy, for “open covenants of peace, openly arrived at,” with negotiations always to be in “public view”. In the event, of course, the Paris negotiations fell back on backroom deals hammered out among the Big Four and based on the preparatory labors of equally closeted mid-level diplomatic experts. The Paris talks might have aimed to establish a new world order of transparent diplomacy, but they were hardly an advertisement for it. Through the efforts of a disappointed and industrious press and of governments leaking information in pursuit of their own agendas, some news of the proceedings certainly reached the public, even beyond the showpiece plenary sessions. The details of the real talks, however, remained secret, to a degree that could only have been imagined in 1814.¹

Except, as I argue here, Wilson’s view of the Vienna Congress was in many ways mistaken. The leading rulers and statesmen assembled in Vienna in 1814 did not for the most part dream of such a degree of secrecy, much less implement it. They remained very much aware that they worked in a diplomatic environment that involved an intricate interplay between secrecy and transparency, in both discourse and practice. And both secrecy and publicity, as will be seen, came in several layers, types, and social contexts. This contested balance of the hidden and the intentionally or unintentionally revealed was not fundamentally different from twentieth-century or present-day diplomacy, and could trace its roots deep into the early modern period. Considerations of publics, and of public opinion, already constituted central elements of international relations long before the twentieth century. The Congress of Vienna marked a milestone in the development not only of conference diplomacy and summit diplomacy, but of what has come to be called public diplomacy as well. Nor was it simply that governments practiced public as well as secret diplomacy. Rather, the lines between secret and public diplomacy – and between soft and hard power – were more blurred than analysts often recognize. They represented connected practices in the international system.²

Critiques of secret diplomacy long predated the First World War, including during the Congress of Vienna. No one expressed such ideas more sharply than the Tyrolean military surgeon and occasional

1 Marc TRACHTENBERG, *The Cold War and After: History, Theory, and the Logic of International Politics*, Princeton/NJ 2012, p. 16, fn. 26, “no odor”; Verena STELLER, *Zwischen Geheimnis und Öffentlichkeit. Die Pariser Friedensverhandlungen 1919 und die Krise der universalen Diplomatie*, in: *Zeithistorische Forschungen* 8 (2011), pp. 350–372, at pp. 350–351; ID., *Diplomatie von Angesicht zu Angesicht. Diplomatische Handlungsformen in den deutsch-französischen Beziehungen 1870–1919*, Paderborn 2011, chapter 4; William R. KEYLOR, *Versailles and International Diplomacy*, in: Manfred F. BOEMEKE/

Gerald D. FELDMAN/Elisabeth GLASER (ed.), *The Treaty of Versailles: A Reassessment after 75 Years*, New York 1998, pp. 469–506, at 474–485.

2 Jan MELISSEN, *Public Diplomacy*, in: Andrew F. COOPER/Jorge HEINE/Ramesh THAKUR (ed.), *The Oxford Handbook of Modern Diplomacy*, Oxford 2013, pp. 436–451; on the relationship between soft and hard power Joseph S. NYE, Jr., *The Future of Power*, New York 2011.

panegyric poet Aloys Weissenbach, better known today (if at all) as the librettist for Beethoven's cantata in honor of the Vienna Congress, *Der glorreiche Augenblick*. Weissenbach also published a narrative of his trip to the Congress. There he counted himself among the spectators, "because I betray my Congress secrets", whereas the real actors did not, insofar as "to this sphere belong measures, which one must carry out under cover, since, if they were practiced publicly, the apes in the human race would immediately no longer be able to resist the desire to reach for their razors and cut their throats." Weissenbach also paid homage to publicity when he praised the small-town dwellers he encountered for their well-informed political discussions and attachment to the general interest rather than only to that of one's own "estate."³ The main periodical devoted to covering the Congress, the *Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses*, somewhat more gently and whimsically satirized Congress secrecy and the resistance to journalists' attempts to peer behind the scenes. In January 1815, the editors remarked that "[t]he Congress is indeed like a beehive – the windows that one carves into it in order to see them building and working they are immediately busy to smear with wax, that they not let themselves be observed." Further buttressing their desire for transparency in political culture, the *Chronik* came out in support of a free press in the new German constitution to be drafted at the Congress.⁴

Complaining too of the lack of information about the negotiations were other observers, both Austrian and foreign, diplomats and spectators. Particularly members of smaller delegations expressed discontent about the lack of transparency, which condemned them to sifting the rumor mill and going continually from delegation to delegation, salon to salon, and party to party in hopes of picking up some few crumbs of information that might yield insights into their own or others' af-

fairs. Some rumors or sources of information were well-founded, but most were off-base or purely speculative, hence the problem became to distinguish which was which.⁵

Critiques of government policy and international relations as matters of *arcana imperii*, to be kept hidden in the cabinets of privy councilors, ministers, and rulers, also long antedated the Vienna Congress. Two decades before, Immanuel Kant had fired a blast against secret reservations in treaties that might lead to war in his essay *Perpetual Peace*, where more generally he proposed that transparency had a normative moral value in international affairs. "The formal attribute of publicness", he explained, led to "the *transcendental formula* of public right: 'All actions affecting the rights of other human beings are wrong if their maxim is not compatible with their being made public.'" If something has to be "*kept secret*," in other words, then it is "*not right*."⁶ Here Kant put his twist on an older view stretching back through the eighteenth century, as the work of Lucian Hölscher on Enlightenment-era bourgeois critiques of *Geheimnis* and *Öffentlichkeit* has shown, or that of Andreas Gestrich for early eighteenth-century diplomacy.⁷ August Ludwig Schlözer similarly enhanced his reputation both by skewering the practice of the arcanum, and even publishing leaked documents in order to shine the light of public scrutiny on government actions. In a kind of Wikileaks avant la lettre, Schlözer proclaimed

3 Aloys WEISSENBACH, *Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung*, Wien 1816, pp. 63–64; Brian E. VICK, *The Congress of Vienna as an Event in Austrian History: Civil Society and Politics in the Habsburg Empire at the End of the Wars against Napoleon*, in: *Austrian History Yearbook* 46 (2015), pp. 109–133, at pp. 124–125.

4 *Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses*, quote, no. 34, 20 January 1815, p. 502, press freedom, no. 2 and 29, 7 October 1814 and 3 January 1815, pp. 24–25, pp. 425–432.

5 Maurice-Henri WEIL, *Les dessous du Congrès de Vienne. D'après les documents originaux de l'intérieur à Vienne*, Bd. 1, Paris 1917, pp. 363–364, report of 23 October 1814 on how many contradictory rumors were circulating, which the observer took to mean that secrets were well-kept.

6 Immanuel KANT, *Towards Perpetual Peace*, in: Hans REISS (ed.), *Kant's Political Writings*, Cambridge 1970, pp. 93–129, at pp. 93–94, pp. 125–129, quotes p. 126.

7 Lucian HÖLSCHER, *Öffentlichkeit und Geheimnis: eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit (Sprache und Gesellschaft, Bd. 4)*, Stuttgart 1979, chapter 3; Andreas GESTRICH, *Absolutismus und Öffentlichkeit: politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 103)*, Göttingen 1994, chapter 2. Also see Miloš VEC, *Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat. Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, Bd. 106)*, Frankfurt a. M. 1998, pp. 255–259.

the slogan “es sterbe die Geheimnismacherei”, and “to get into Schlözer” became something rulers feared.⁸ The genre of “secret histories” of the late seventeenth century and after, with their often lurid exposés of what allegedly occurs in the secret chambers of court or government, also attests to the desire to penetrate those walls and lift the veil of secrecy. The *Gespräche im Reiche der Toten* of David Fassmann and his imitators show a similar tendency, equally creative, in lifting still another veil. Leaked documents sometimes accompanied publications in these genres too.⁹

While the secrecy of government acts and diplomacy formed the norm, however, and for all the critiques of secrecy by various figures, it remains the case that secrecy was just as often honored in its breach, and if anything, all the more so in international relations than in domestic rule. At least as far back as the critiques of secrecy or even before, diplomatic relations showed elements of publicity and an engagement with publics, especially regarding matters of peace and war, and above all for congresses as easily-recognizable events that served as magnets for public and/or entrepreneurial interest. Andreas Gestrich, once again, has shown how dense the network of publications already was for the congresses of the first half of the eighteenth century, with a new crop of more or less well-informed pamphlets and newspapers emerging for each new event, above that period’s already burgeoning baseline level of print culture related to current events. Perhaps surprisingly, perhaps not, depending on whether one’s background is in early modern or modern history, such findings hold further back in the seventeenth century as well. Konrad Repgen has shown how wide a range of publications grew up around the negotiations at Münster and Osnabrück leading to

the Peace of Westphalia in the 1640s. These included descriptions of ceremonial entries or other instances of representational publicness, but also copies of the notes exchanged by negotiators, or other official protocols and documents. Few steps escaped the public’s desire for news. All of this meant, of course, that almost everything was said or written with an eye toward the watching public and its judgments. The public that diplomats and rulers had in mind might be above all that of other governments and officials, but editions of various newspapers and pamphlets ran into the thousands, and for the biggest events like the publication of the final Treaty of Westphalia the total number of copies in the numerous translations and editions topped twenty-five thousand, or ten percent of the reading public at the time. As the reading public grew toward three million in the course of the eighteenth century, and allowing for multiplier factors in the number of readers per copy in public and private venues, most residents of cities formed part of the potential public for news, extending even into the artisan and servant classes.¹⁰

The examples above cannot be considered a case of many exceptions somehow proving the rule of secrecy. Instead, the abundance of public information, public interest, and government engagement shows that the rule was more complicated. Navigating the complex interaction between secrecy and publicity constituted part of standard diplomatic practice from the seventeenth century through the eighteenth. If anything, ongoing negotiations were more fully and accurately publicized for the earlier congresses than in 1814. But the Congress of Vienna stood at a further stage of a long line of relevant developments, with the growth of readership, and changes in conceptions of rule and statehood, and in relationships to the public and public opinion in the age of revolution and of peoples’ wars.¹¹

8 Cornelia VISMANN, *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt a. M. 2000, pp. 226–229, quotes p. 229; Harm KLUETING, *Die Lehre von der Macht der Staaten. Das außenpolitische Machtproblem in der „politischen Wissenschaft“ und in der praktischen Politik im 18. Jahrhundert*, Berlin 1986, pp. 63–66.

9 Peter BURKE, *Publicizing the Private: The Rise of „Secret History“*, in: Christian J. EMDEN/David MIDGLEY (ed.), *Changing Perceptions of the Public Sphere*, New York 2012, pp. 57–72; on Fassmann, Johannes ARNDT, *Herrschaftskontrolle durch Öffentlichkeit. Die publizistische Darstellung politischer Konflikte im Heiligen Römischen Reich 1648–1750*, Göttingen 2013, pp. 121–125.

10 Konrad REPGEN, *Der Westfälische Friede und die zeitgenössische Öffentlichkeit*, in: *Historisches Jahrbuch* 117/1 (1997), pp. 38–83, at pp. 79–83 for the numbers; and ARNDT, *Herrschaftskontrolle*, pp. 26–27, pp. 38–39, p. 228 on the public and press dimension to international relations in the first half of the eighteenth century, and the later numbers.

11 On the renewal of forms of monarchical rule and representation in the revolutionary era and into the nineteenth century, see: Johannes PAULMANN, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien*

Particularly by the early nineteenth century, both secrecy and publicity came in several layers, or types. Secrecy could involve preventing information from leaking, to the public, or to competitors. The latter certainly came into play as the various states' representatives tried to evade the efforts of the infamous and near-ubiquitous Habsburg police spies to find revealing documents or overhear sensitive conversations. In the scholarly literature, the focus has tended to be more on the prevention of publication, that is, through press censorship.

The main delegations attempted to keep details of the negotiations away from public view, but at the same time they knew they needed to court public opinion on many issues. Those publics might be in Vienna itself, around Europe, or in their home countries. Here it is important to remember that the publics of concern in public opinion could involve the social elites of court and salon circles, both in Vienna and in other capitals, large cities, and spas, as well as broader reading publics. Hence word of mouth and rumor proved significant vectors or venues of publicity just as much as newspapers and pamphlets.¹²

Regarding censorship, as Eva Maria Werner has observed, the Austrian government hardly encouraged public participation in political discussion, but both from within Vienna and from outside it, more information made its way into the public sphere than often thought. This was partic-

ularly true in the circumstances of the fragmented German states, where with enough persistence one could usually find a publisher somewhere. Moreover, despite the Habsburg regime's reputation for strict censorship, its complex censorship bureaucracy could not be so well-coordinated as to maintain a very tight net, and they in any case still permitted a wide array of publications from other parts of Germany and Europe into the empire.¹³ Even Austrian elites were said to be getting most of their news from foreign papers during the Congress.¹⁴

Régime und Erstem Weltkrieg, Paderborn, München u. a. 2000; Hubertus BÜSCHEL, Untertanenliebe. Der Kult um deutsche Monarchen 1770–1830, Göttingen 2006; Eva GILOI, Monarchy, Myth, and Material Culture in Germany 1750–1950, Cambridge 2011.

12 On the press and censorship in the Congress era, Brian E. VICK, *The Congress of Vienna: Power and Politics after Napoleon*, Cambridge/MA 2014, pp. 99–111, and pp. 132–138, pp. 149–152, pp. 295–302 on salons and public opinion; on salons see also Glenda SLUGA, *Madame de Staël and the Transformation of European Politics, 1812–1817*, in: *International History Review* 37/1 (2015), pp. 142–166. While the press played a smaller role in Russia, public opinion was still important in the form of political conversation among elites: Angela RUSTEMEYER, *Das Arkanum zwischen Herrschaftsanspruch und Kommunikationspraxis vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert*, in: Walter SPERLING (ed.), *Jenseits der Zarenmacht. Dimensionen des Politischen im Russischen Reich 1800–1917* (*Historische Politikforschung*, Bd. 16), Frankfurt a. M., New York 2008, pp. 43–70, at p. 45, pp. 63–69.

13 Eva Maria WERNER, „Da wird m'r ihnen glei alles auf d'Nasen bindten ...“ - Presse und Berichterstattung zur Zeit des Wiener Kongresses, in: Agnes HUSSLEIN-ARCO/Sabine GRABNER/Werner TELESKO (ed.), *Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, Belvedere, Wien, München 2015, pp. 281–285. For the period before 1814, Eva Maria WERNER, *Von Reform zu Reform. Österreichs Zensur und politische Presse in den Jahren vor dem Wiener Kongress*, in: Reinhard STAUBER/Florian KERSCHBAUMER/Marion KOSCHIER (ed.), *Mächtepolitik und Friedenssicherung. Zur politischen Kultur Europas im Zeichen des Wiener Kongresses* (*Austria: Forschung und Wissenschaft, Geschichte Bd. 9*), Berlin, Wien, Münster 2014, pp. 71–87; Helmut HAMMER, *Oesterreichs Propaganda zum Feldzug 1809. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Propaganda*, München 1935. Generally on Austrian censorship, see: Norbert BACHLEITNER, *Die Zensur der Habsburger. Zur Datenbank der in Österreich zwischen 1750 und 1848 verbotenen Bücher*, in: Bernd KORTLÄNDER/Enno STAHL (ed.), *Zensur im 19. Jahrhundert. Das literarische Leben aus Sicht seiner Überwacher*, Bielefeld 2012, pp. 255–267; and Norbert BACHLEITNER, *The Habsburg Monarchy*, in: Robert Justin GOLDSTEIN (ed.), *The Frightful Stage: Political Censorship of the Theater in Nineteenth-Century Europe*, New York 2009, pp. 228–264, pp. 232–247, pp. 256–257, emphasizing the effectiveness and conformist weight of censorship, as does Donald E. EMERSON, *Metternich and the Political Police: Security and Subversion in the Habsburg Empire, 1815–1830*, The Hague 1968; more moderate views, Thomas OLECHOWSKI, *Die österreichische Zensur im Vormärz*, in: Gabriele B. CLEMENS (ed.), *Zensur im Vormärz: Pressefreiheit und Informationskontrolle in Europa* (*Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung*, Bd. 9), Ostfildern 2013, pp. 139–152, and Julius MARX, *Die österreichische Zensur im Vormärz*, Wien 1959; on censorship as less effective, Alan SKED, *Metternich and Austria: An Evaluation*, Basingstoke 2008, pp. 139–164. ARNDT, *Herrschaftskontrolle*, p. 525, on the federal structure's influence on publishing in the early eighteenth century.

14 August FOURNIER, *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress*, Wien, Leipzig 1913, p. 202, report of 25 October 1814.

With respect to word of mouth and discussions in salons and social circles, it has already been noted that rumors were rife and often wrong, but many were also well-founded, clearly based on reliable informants. Whether through governments' desires or the indiscretion of individuals within delegations, information did find its way into the public sphere. The veil of secrecy was in this way partly perforated, or transparent, rather than all-obscuring.

Wild rumors could lead to feelings of insecurity among the various publics. For this reason, and because leaders were aware of secrecy's critics, statesmen at times felt compelled to defend the practice of concealment. In November 1814, for example, Metternich and the Austrians launched an article in the *Prager Zeitung* that would then be picked up in Metternich's own press organ, the *Oesterreichischer Beobachter*. The article laid out the Vienna Congress's basic organization into separate committees for distinct geographic and thematic areas, and observed that the statesmen of the main powers had opted to pursue "confidential" negotiations as the "quickest and most effective" course.¹⁵ Prussia's Foreign Minister Prince Hardenberg too felt he had to defend the decision for secret backroom parleys in a newspaper article a few weeks later. Through his representative in Hamburg he arranged for the piece to appear in the *Hamburgischer unpartheyischer Correspondent*, the German paper with the largest circulation and one of the best reputations for neutral reliability, as advertised in its title. Referencing the Austrian article, Hardenberg was slightly more forthcoming in his explanation of why so little was known among the "Publicum", arguing that "[t]he fruits of the work carried on with uninterrupted activity within the cabinets can only then become general knowledge when it has grown to maturity." In the meantime, one simply had to ignore the rumors and trust the officials.¹⁶

In these defensive pieces, the diplomats were among other things responding to the uneasy or angry feeling among the public that the lack of progress on the diplomatic front correlated with the amount of time spent at parties and court festivities rather than working, a sentiment captured in Prince de Ligne's famous *bon mot* about the Congress dancing but not advancing. Work was being done and progress slowly being made, the leaders wanted to reassure the watching and judging publics, but only behind the scenes.¹⁷ Possibly with a hint from officials, the diplomats and diplomatic secrecy also received support from the folksy-satiric Austrian periodical the *Eipeldauer Letters*. In its inimitable Austrian dialect it lampooned the Viennese for expecting daily bulletins of the negotiations' progress and speculating on the political situation in the absence of such reports in coffee houses and beer halls, as if they were holding congresses of their own. The editor reckoned that these same people would not be so pleased if other private persons began nosing into their business affairs or marriage contracts; some business was just better conducted in private.¹⁸

These semi-official articles in defense of secrecy, however, were not isolated instances of publicity to buttress a contested system of cabinet politics. Rather, they represent two examples of the much wider tendency for governments to have press policies in place, that is, to back up their domestic and diplomatic initiatives with support in the press, whether newspapers or pamphlets. Propaganda (or at least public diplomacy) thus accompanied censorship as two sides of a coin. One tends to think of government-sponsored or -controlled newspapers like the *Oesterreichischer Beobachter* in this regard, but governments could launch articles in other newspapers as well, including those outside their jurisdiction, as in the case of Hard-

15 *Oesterreichischer Beobachter*, no. 328, 24 November 1814, pp. 1791–1792, quote 1791.

16 *Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten*, no. 120, 13 December 1814 (dateline 3 December), copies of the newspaper and related correspondence in Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz (GStA PK), III. HA Ministerium des Auswärtigen I. Nr. 993, fol. 36–39, fol. 52–53v.

17 On the balance of festive diplomacy and cabinet politics at the Congress, see Brian E. VICK, *Der Kongress tanzt und arbeitet trotzdem. Festkultur und Kabinettpolitik*, in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHANER/Helene MAIMANN (ed.), *Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas*, Wien 2014, pp. 268–285.

18 [Franz Xaver Carl Gewey], *Briefe des neu angekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. Mit Noten von einem Wiener*, Heft 3, Brief 3 (1815), pp. 39–44; WERNER, *Presse*, p. 284.

enberg and Hamburg.¹⁹ Metternich's collaborator, the Romantic literary icon Friedrich Schlegel, similarly wrote pieces for the Hamburg papers. Given that newspapers at the time relied heavily on re-printing stories from other newspapers, at home and particularly abroad – for the foreign news – this also meant that a well-placed story stood a good chance of being taken up in other publications in a ripple-effect from one end of the continent to the other. Talleyrand and the French too played that game, as with an article attacking Prussian moves to annex Saxony, which appeared in several newspapers in France and abroad, including the *Hamburger Correspondent*.²⁰

In all this, therefore, it was not that the great powers attempted to keep all information about negotiations out of the public eye, but that they hoped to control or at least influence the information that did reach it, as well as its interpretation. Along with Hardenberg's anonymous defense of the Congress's organization and secrecy, for instance, the *Hamburger Correspondent* was able to report that the Polish cities of Toruń and Cracow were possibly to be designated as free cities on the Hanseatic model (which was true), and that Prussia's annexation of the whole of Saxony would conduce to a European balance of power (which reflected Prussia's interpretation of its policy). Hardenberg also planted an article in the paper on the debate about *landständische Verfassungen*, or estates-based constitutions, a burning issue in the talks on the new constitution for the German states to be drafted in Vienna.²¹

As with previous congresses, however, an independent or at least semi-independent press also staked claims to publish and interpret information about negotiations. They in part depended on governmental sources to be able to do so, which helps explain why they were willing to publish articles in the interest of this or that government along the way. This held as we have seen even for major papers like the *Hamburger Correspondent*, and Johann Cotta's *Allgemeine Zeitung* from Bavaria. As long as both papers still gave column space to multiple states' views, they maintained their reputations for relative neutrality within the public sphere.

Such considerations applied also to the newcomer journal specializing on the Congress, the previously-noted *Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses*. Its principal editor Theodor Hartleben, an official from the state of Baden, had approached Hardenberg back in September to secure official documents for publication from the Prussian delegation, but Hardenberg had maintained the line of secrecy, that any documents would be released for publication at the appropriate time. He did so despite Hartleben's offer that any publications could be accompanied with commentary useful to the Prussian delegation, thus passing up a potentially helpful connection.²² It was not until January 1815 that the *Chronik* could publish accounts of some negotiations based on the actual protocols, in this case involving the annexation of the former Republic of Genoa by the Kingdom of Piedmont-Sardinia and the work to achieve a permanent settlement on the prickly questions of diplomatic rank and precedence.²³

Along with the *Chronik*, which appeared twice-weekly in newspaper-style format, there was the *Archiv des Wiener Kongresses* of the Nuremberg publisher Friedrich Campe. Beginning early in 1815, this organ appeared in separate issues like a periodical, filling its pages at first with reprints of the recent Paris treaties and notes from smaller

19 On press policy in the German states: Andrea HOFMEISTER-HUNGER, *Pressepolitik und Staatsreform: Die Institutionalisierung staatlicher Öffentlichkeitsarbeit bei Karl August von Hardenberg (1792–1822)*, Göttingen 1994; Wolfgang PIERETH, *Bayerns Pressepolitik und die Neuordnung Deutschlands nach den Befreiungskriegen*, München 1999. For Austria, WERNER, *Presse. MELISSEN, Public Diplomacy*, p. 438, stresses that public diplomacy and propaganda should not be seen as equivalents.

20 VICK, *Congress of Vienna*, p. 102, pp. 303–304. For the pamphlet war over the cession of Norway to Sweden, among the Scandinavian countries but waged in European and British public opinion, see Ruth HEMSTAD (ed.) and intro „Like a Herd of Cattle”. *Parliamentary and public Debates regarding the Cession of Norway, 1813–1814* (Oslo Studies in Legal History, vol. 9), Oslo 2014, pp. 13–91.

21 GStA PK III., HA MdA I. Nr. 993, fol. 40–41, fol. 45, article on constitutions in *Hamburgischer Corresponden-*

ten, no. 122, 16 December 1814 (dateline 3 December), and report on Polish negotiations; defense of Prussia's acquisition of Saxony, *Hamburgischer Correspondent*, no. 120, 13 December 1814.

22 GStA PK, III. HA MdA I Nr. 1090, fol. 16–17v, Hartleben to Hardenberg, Mannheim, 25 September 1814; Hardenberg's reply, fol. 23, 31 October 1814.

23 *Chronik*, no. 34, 20 January 1815, pp. 500–502.

German delegations. In ads for the *Archiv* placed in both the Augsburg *Allgemeine Zeitung* and the Berlin cultural periodical *Zeitung für die elegante Welt*, Campe promised that the work would “include all the important documents with relevance for this eternally noteworthy assembly”, and therefore “must be of interest to every German, and indispensable to the historian.”²⁴

Ultimately of more enduring fame, one should particularly note in this context the work of the Reichspublizist Johann Ludwig Klüber. From his privileged position as a Badenese official and former and future collaborator with Hardenberg, Klüber cultivated his various connections to attend the Congress and arranged to get special access to Congress documents.²⁵ One mostly thinks of the project now as the first real document edition for the Congress of Vienna, its eventual nine volumes still for a while longer being the most complete set of diplomatic sources on the event and indeed indispensable for historians (Klüber’s collection better fulfilling that promise than Campe’s). It began to appear already during the Congress, however, and should be thought of just as much as another vehicle for satisfying contemporaries’ hunger for news than as a monument to posterity. Klüber’s work on balance stands more in the tradition of the document editions of the Peace of Westphalia than of the various competing government-sponsored editions of foreign policy documents in the wake of the First World War. Despite the connection with Hardenberg, Klüber’s collection exhibits less of a tendency to support or critique a specific state’s policies than did the later editions, where the disputes and accusations of complicity in the origins of the war were much sharper and more well-defined than in the discourse surrounding the Vienna Congress.

The fact that diplomacy took place not only in the arcanum of cabinets but also in the light of public scrutiny did have effects on the negotiations. Public diplomacy and secret diplomacy represented not so much separate categories but rather connected practices. Just as at the congresses and other moments of diplomatic tension between Westphalia and the Congress of Vienna, governments at times played to the gallery, even if it might only be an indirect or delayed audience to their words and activities. The relationship between public opinion and diplomacy has always been noted for the case of British efforts to abolish the trade in African slaves across the Atlantic, and that link was in evidence at Vienna as well. For one, Castlereagh worried that all the other powers were out to cut the most profitable deals with the British they could in return for support on abolition, this being such a popular cause there. More productively, he knew he needed to orchestrate the negotiations in such a way as to highlight the purity of British motives internationally and to demonstrate his strong commitment to full and immediate abolition for the watching activists back home. Even if the outcome was a predictable disappointment, at least he couldn’t be blamed for neglecting his duty as British Foreign Secretary to promote the ending of the slave trade.²⁶

Similarly in the negotiations over Poland, Castlereagh’s circular memorandum of January 1815 to the eastern powers on the just treatment of the Polish nationality was as much to highlight to the Poles and the public that it wasn’t the British who prevented the restoration of the Polish state, and that they were looking out for Polish interests as best they could under the circumstances of continued partition.²⁷ Already back in November, Talleyrand had let his note in defense of the King of Saxony circulate in Viennese salon society, a move that boosted the popularity of the French

24 Friedrich CAMPE, *Archiv des Wiener Kongresses*, Nürnberg 1815. Ads in *Allgemeine Zeitung* (Augsburg), Beilage, no. 28, 7 March 1815, p. 112; *Zeitung für die elegante Welt* (Berlin), no. 47, 7 March 1815, col. 376.

25 Andreas DEUTSCH, *Ein Geheimbund mit Lizenz zum Töten. Der Anti-Illuminaten-Orden des Johann Ludwig Klüber. Edition der Geheimbundsatzung mit Einleitung*, Stuttgart 2010, pp. 29–31. The preface to the first volume, dated 8 December 1814, also included a public call to send corrections and further documents: Johann Ludwig KLÜBER, *Acten des Wiener Congresses*, 8 vols., Erlangen 1815–1818, vol. 9 1835.

26 On Castlereagh and abolition in 1814–1815: VICK, *Congress of Vienna*, pp. 195–212; Paul KIELSTRA, *The Politics of Slave Trade Suppression in Britain and France, 1814–48*, Basingstoke 2000, pp. 22–61. On the staged nature of the protocolled formal talks, Charles K. WEBSTER, *The Foreign Policy of Castlereagh 1812–1815. Britain and the Reconstruction of Europe*, London 1931, p. 422.

27 Viewing the Austrian, Prussian, and Russian responses as probably also for British public consumption, Karl GRIEWANK, *Der Wiener Kongress und die europäische Restauration 1814/15* Leipzig ²1954, p. 254.

delegation even among German patriots. His note to Metternich on Saxony in December for its part made it into Campe's *Archiv* later in 1815.²⁸ In a related vein of using the threat of publicity to pressure one's opponents, the Russian delegation proposed moving the talks over Poland and Saxony from the previous informal verbal exchanges to more formal, properly protocolled conferences in January 1815, at the height of the conflict over those territories. The Russians hoped that this might pin down the British, who would then know that the texts would become public knowledge, first and foremost in the British Parliament.²⁹

Tensions between secrecy and publicity, then, were no new development at the time of the Vienna Congress, nor for that matter did they disappear in the wake of the First World War, and up to the present day. These tensions could be felt at the level of the discourse surrounding diplomacy, but they also helped shape diplomatic practice and international relations at the highest levels. Governments did not solely defend secrecy against a news-seeking public, but rather played the game of publicity themselves, as part of the competition with their rivals. Public and secret diplomacy, and soft and hard power, thereby went hand-in-hand. As I argue elsewhere, recourse to public opinion at the levels of press, salons, and festive culture did not only affect the ways that states conducted their diplomatic campaigns, but rather also influenced their aims and the outcomes themselves. In attempting to sway public opinion through a range of actors and practices, governments left themselves exposed to its influence in turn, whether as promoted by other governments or by independent or partly independent non-governmental actors. Public opinion and public diplomacy did not undercut power politics or determine states' goals, but they did put constraints on states' goals and on their pursuit of those goals. The tensions between publicity and secrecy in diplomacy affected diplo-

matic outcomes even in the highest-stakes, most power-political contests, at the Congress of Vienna including those over the Polish and Saxon lands.³⁰

Scrutinizing the relationship between publicity and secrecy also offers food for reflection for historians. When one thinks of the focus on publishing supposedly secret documents in the newspapers of the day, or even more in Klüber's document edition, it shows how much archival files, the *Akten* of government papers, had come to define the notion of the state, and consequently of where to find truth in history, in political history, in the nineteenth century and after.³¹ By bringing in wider publics and public opinion as factors even in great power relations, historians can open up a more nuanced understanding of power politics, based on a broader range of actors and sources from within political culture. Such a view of international relations may ultimately be more realistic about the nature of power and power relations than what has passed for realism in the past: classical, neoclassical or otherwise. It also helps to connect diplomatic history, as here with the Congress of Vienna, more closely to the changing world of diplomacy today, with its "polylateral" realm of transnational civil society and non-governmental actors alongside the bilateral and multilateral dimensions of diplomatic practice.³² The latter, more classic and well-studied forms of diplomatic interaction did not stand alone in the Congress era either. Hence, exploring the role of broader political culture in the international system at that time can offer new perspectives on its present configurations as well.

28 On Talleyrand's note and its reception: Georges PALLAIN (ed.), *Correspondance inédite du Prince de Talleyrand et du Roi Louis XVIII pendant le Congrès de Vienne*, Paris 1881, p. 81, 25 October 1814; Goethe Museum Düsseldorf, Sophie Schlosser Tagebuch, fol. 7v–8, 8 and 9 November 1814; CAMPE, *Archiv*, Heft 3, pp. 306–315.

29 Charles M. WOODHOUSE, *Capodistria: The Founder of Greek Independence*, London 1973, pp. 121–122, pp. 123–124.

30 VICK, Congress of Vienna, *passim*.

31 VISMANN, *Akten*; Philipp MÜLLER, Die neue Geschichte aus dem alten Archiv. Geschichtsforschung und Arkanpolitik in Mitteleuropa, ca. 1800 – ca. 1850, in: *Historische Zeitschrift* 299/1 (2014), pp. 36–69, who highlights the interweaving of „Öffentlichkeit“ and „Arkanpolitik“ in the – limited – opening of archives to historians in the nineteenth century. For the ways in which access to secret government documents shaped the reception of the field of contemporary history in the decades before and after the Second World War, see Astrid M. ECKERT, The Transnational Beginnings of West German *Zeitgeschichte* in the 1950s, in: *Central European History* 40/2 (2007), pp. 63–87.

32 Geoffrey WISEMAN, „Polylateralism“: Diplomacy's Third Dimension, in: *Public Diplomacy Magazine* 4 (2010), pp. 24–39.

The Tsar's dignitary as representative of the nation. How to conduct the diplomacy of a nation without a state?

Jarosław Czuby

In the famous picture by Jean-Baptiste Isabey showing the most influential diplomats of the Congress of Vienna a significant person is missing. His absence symbolically reflected his role in the negotiations – both publicly and backstage. To understand the special position of Prince Adam Jerzy Czartoryski among European diplomats in 1815 one needs to go back twenty years.

The third partition of Poland (1795) ended the existence of a state whose tradition reached back to the tenth century. Its territory was divided between Austria, Prussia and Russia. During the next two decades the only chance for Poles to regain independence was connected with the victorious wars waged by Napoleon. Among their results was the creation of the Duchy of Warsaw in 1807 from the lands incorporated after the Third Partition of Poland into Prussia. A state composed of just one seventh of the territory of former Poland was a substitute for a Polish state under protection of the Emperor of the French. In 1809 its borders expanded as a result of Napoleon's victory over Austria. At the beginning of the Emperor's war on Russia in 1812, deputies who gathered at an extraordinary session of the parliament of the Duchy proclaimed the restitution of the Kingdom of Poland. This opportunity to accomplish the Polish national aspirations vanished with the defeat of the *Grande Armée*. The Duchy of Warsaw was occupied by the Russian army but in 1813/1814 many Polish soldiers faithfully continued their fight alongside Napoleon.¹

The defeat of the Emperor of the French and his first abdication seriously complicated the Poles' political situation. The idea of restoring the Kingdom of Poland was approved by Alexander I in 1813 in secret negotiations between him and some representatives of the Polish political elite

who were searching for the new protector for the 'Polish cause' in the face of Napoleon's defeat, but it was easy to predict that an attempt to restore the Polish state would provoke strong resistance in Berlin and Vienna. In spring of 1813 Alexander I had to act cautiously to attract Prussia and Austria into an anti-Napoleonic coalition. At the same time Poles could only rely on the Tsar's confidential declaration of his willingness to work towards the restitution of Poland. The entangled strategic interests of the Great Powers could annihilate the remaining chance to create a Polish state. This threat induced some of the Duchy's ministers to attempt to influence the course of the negotiations between the great powers in favour of the 'Polish cause'.² Only one man could plausibly coordinate and lead such an action.

Prince Adam Jerzy Czartoryski, forty-three years old in 1813, came from one of the most eminent Polish aristocratic families. Having ardently supported the patriotic reform of the state during the *Great Diet (Sejm Wielki, 1788–1792)*, he was sent to Petersburg by his parents after the Third Partition of Poland to seek the return of the Czartoryski family's property confiscated by Catherine II. The condition of the Tsarina's consent was Prince Adam Jerzy's entry into Russian service. In subsequent years Czartoryski carried out his duties at the Petersburg court and shone in the group of young Russian aristocrats considered to be 'liberals'. Above all, he became the closest friend of Grand Duke Alexander, son of the Tsarevich Paul, and heir to the Russian throne. The special context of this friendship was also shaped by the love between Czartoryski and Alexander's wife Elisabeth – which was fully approved by her tolerant husband. After the *coup d'état* of 1801

1 Jarosław CZUBATY, *Księstwo Warszawskie (1807–1815)*, Warszawa 2011, pp. 470–533.

2 ID., *Zasada 'dwóch sumień'*. Normy postępowania i granice kompromisu politycznego Polaków w sytuacjach wyboru (1795–1815), Warszawa 2005, pp. 551–556.

and Alexander I's accession to the throne, Prince Adam's friendly relations with the new Tsar and his intellectual qualifications introduced him into the informal but influential circle of the so-called 'young friends of the Tsar'. During their private meetings with Alexander, this group of aristocrats, ironically called by their adversaries the 'Committee of Public Salvation', discussed Enlightenment ideas and declared the need to reform and modernize Russia. From 1802 on, all of them were appointed ministers or deputy ministers. Czartoryski became the deputy of the minister of foreign affairs. From 1804, due to the illness of Chancellor Vorontsov, he was in effective charge of imperial diplomacy. He tried to involve Russia in Southern and Western Europe, stressing the need to resist the growing domination of the continent by France. He was one of the architects of the anti-Napoleonic coalition of 1805. Czartoryski tried to blend the political pragmatism necessary in Great Power politics with some elements of idealism. In his far-reaching plan Alexander I, who willingly declared his liberal attitudes, was to use the power of his empire to reform the political system of Europe according to the principles of the rights of nations, peace and freedom. One of the elements of such regeneration in politics was the restitution of the Polish state with the Russian ruler as its king. Such a project was fully approved by Alexander I who stated it was his "favourite idea".

Czartoryski, suspected of being a "Polish agent" in the Tsar's circle, was unpopular among most of the Russian elite. After the disastrous battle of Austerlitz (1805) Czartoryski was held responsible for the defeat and lost his post. Nevertheless, while going on indefinite leave he remained a Russian dignitary of the highest rank and a member of the State Council. Unlike the majority of Poles, he did not support Napoleon in 1806. As a liberal aristocrat he saw Bonaparte as a despot and disbelieved in his goodwill towards Polish national aspirations. At the same time he rejected all Russian suggestions to engage himself in any attempts to destroy the pro-Napoleonic orientation among the Poles.³ On the threshold of

the 1812 war Czartoryski decided to join his compatriots in the Napoleonic party but – as a gentleman, friend of the Tsar and a Russian dignitary – he tried to obtain an official release from service from Alexander. His pleas remained unanswered. Czartoryski therefore remained on the sidelines of the great political movement which engaged his fellow-Poles in 1812.⁴ But in 1813 this very fact, alongside his status as a Russian dignitary, his continuing friendship with the Tsar and his long-standing efforts to rebuild Poland with Alexander I as its king, gave him his chance to represent Poles in their relations with the anti-Napoleonic coalition.

In January 1813 Czartoryski left his residence in the Austrian part of partitioned Poland. At the end of March he reached Alexander's headquarters in Kalisz. He appeared there without any official commission. The aim of his journey was known only to a few ministers and dignitaries of the Duchy of Warsaw who were acting without the permission of their Duke, King Frederick Augustus of Saxony. Czartoryski came in a private capacity, in order to remind his friend of earlier confidential commitments and promises, which were part of the specific political and emotional interaction between the two men. For the next few months, their relations were not easy; they were particularly irritating for the monarch. Czartoryski arrived after the conclusion of the treaty between Russia and Prussia (28 February 1813) which promised the territorial enlargement of Prussia in exchange for its participation in the future war against Napoleon. He accompanied Alexander at Reichenbach where the convention between Russia, Prussia and Austria was concluded (27 June 1813). The Duchy of Warsaw was to be partitioned between these three powers.⁵ The presence of the Prince, widely known as a Polish patriot, in the Tsar's circle aroused well-founded suspicion among Prussian and Austrian diplomats

3 Most recent biography of Prince Adam Jerzy: Jerzy SKOWRONEK, *Adam Jerzy Czartoryski (1770–1861)*, Warszawa 1994.

4 CZUBATY, *Zasada 'dwóch sumień'*, pp. 446–455.

5 Władysław ZAJEWSKI, *Sprawa polska na kongresie wiedeńskim*, in: ID., *Wokół Napoleona i rewolucji europejskich 1830–1831*, Warszawa 1984, pp. 221–265, at p. 230; Walentyna NAGÓRSKA-RUDZKA, *Polskie działania dyplomatyczne na obczyźnie przed kongresem wiedeńskim*, in: *Księga pamiątkowa ku uczczeniu 25-letniej działalności naukowej prof. Marcelego Handelsmana*, Warszawa 1929, pp. 277–300, at p. 279.

that behind the official arrangements of the treaty the hidden intention of Alexander I was to rebuild the Polish state and so to enlarge his sphere of influence in Europe. Such a solution could also be disadvantageous for Great Britain. It is no wonder that the most important players in the great diplomatic and military game in Europe approached the Polish question so reluctantly or cautiously.⁶ Similar opinions were shared by some Russian dignitaries and generals in the Tsar's entourage, who were convinced that any reconstruction of Poland would require a return of Russia's Polish provinces and would not expand, but reduce the Russian Empire's significance in Europe. This was the reason why Alexander I criticized Czartoryski's decision to appear among the coalition diplomats, and he recommended prudence in action or even passivity to the Poles, because "the point is that no one should know or guess that it is for Poland".⁷ Everything was to be settled thanks only to the might of the Tsar.

In spite of his unpleasant position, the Prince accompanied the Tsar during the following months of 1814 in Chaumont, in Paris and then during his voyage to London. He conducted dozens of arguments with diplomats, including Karl Heinrich vom Stein, the Austrian Johann Stadion, and the British Charles Stewart and Robert Stewart, Viscount Castlereagh. Because the territory of the Duchy was claimed by Austria and Prussia, he tried to convince his interlocutors that rebuilding the Polish state was a necessary condition for a just and stable balance of power in Europe. At the same time he tried to weaken the opposition towards this idea among the Russians by explaining to them the benefits accruing to Russia from such a widening of its sphere of influence.⁸ In the last months of 1813, without informing Alexander I, he sent several agents to London. One of them was to hand over the Russian government memorandum concerning the necessity of rebuilding Poland; the others' task was to stimulate pro-Polish articles in

press and speeches in the House of Commons.⁹ He acted then both as a diplomat and as a head of an intelligence network. Using his personal, unofficial contacts, he tried to influence the moods at many European courts and cabinets, as well as to establish a party supporting Alexander I's plans among the Poles.¹⁰ During his travel to London in July 1814 he submitted another memorandum to Castlereagh, arguing that rebuilding Poland would prove the selflessness of the victorious powers and the moral principles which guided their policies. This initiative, again undertaken without informing Alexander I, could be explained by the fact that in trying to reduce the British government's fear of Russia's growing power he even suggested the possibility of making the king of Poland a ruler chosen from outside the Romanov dynasty. He also held some conferences with an influential group in the Whig parliamentary opposition, including Canning, Gower, Holland and Grey.¹¹

Alexander I came to Vienna determined to keep the territory of the Duchy of Warsaw under his control, and transform it into the Kingdom of Poland, thereby widening the Russian sphere of influence while pursuing fame as a liberal ruler and a defender of the rights of nations.¹² It was easy to predict that the Russian ruler's attempts to accomplish his plan would encounter strong opposition. Austrian, Prussian, French and British diplomats would all regard the idea of restoring the Polish state as an attempt to expand Russian influence deep into Europe. The solution of the Polish question was all complicated further by Prussia's request to enlarge its territory at the expense of Saxony in compensation for the Polish lands lost in 1807 to the Duchy of Warsaw.

Czartoryski was useful for the Tsar as an experienced diplomat, an expert in Polish matters, and also as a signal of Polish support for Alexander as constitutional king of Poland.¹³ He came to

6 SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, p. 184.

7 Private diary of Czartoryski edited by Szymon ASKENAZY, *Polska a Europa 1813–1815* podług dziennika Adama ks. Czartoryskiego, in: *Biblioteka Warszawska II/1* (1909), pp. 1–30, at pp. 21–22.

8 ID., *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska II/3* (1909), pp. 417–445, at pp. 439–441; NAGÓRSKA-RUDZKA, *Polskie działania dyplomatyczne*, pp. 283–284.

9 SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, p. 189–191; Eugeniusz WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska 1813–1815*, Kraków, Warszawa 1919, pp. 42–58.

10 SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, p. 182.

11 NAGÓRSKA-RUDZKA, *Polskie działania dyplomatyczne*, p. 298; SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, pp. 192–193.

12 Anna BARANOWSKA, *Polityka polska Aleksandra I*, in: *Wolnomularstwo Narodowe*. Walerian Łukasiński, Warszawa 2014, pp. 37–72, at pp. 47–50.

13 SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, p. 194.

Vienna not as a member of the Russian delegation but as the Tsar's unofficial adviser in Polish matters. Such status was not exceptional, as the involvement in negotiations of persons without official posts was typical of Alexander's style of policy making. According to this praxis, in the course of congress meetings the Tsar limited the influence of Karl Nesselrode, the actual head of Russian diplomacy, recognizing him as favourable to Austria.¹⁴ Other members of the Russian delegation were also reluctant to rebuild Poland. One of them, the Corsican Charles-André Pozzo di Borgo, addressed a memorandum to the Tsar on 20 December 1814, in which he argued that the creation of even a small Polish state would provoke unrest in this part of Europe as "the existence of such statehood would push Polish subjects [of Austria and Prussia] to constant rebellion." One of the Tsar's main experts on Polish matters, Jean-Portais Anstett, was also hostile towards the Tsar's "favourite idea", to the extent that he confided to one of the agents of the Austrian secret police, that he had tried to dissuade the ruler from his Polish plan.¹⁵ The general criticism of the Russian elite towards the Polish plan of their ruler was partly derived from a lasting hostility towards Poles that had been aggravated by their participation in the 1812 war on Napoleon's side. It was magnified by the conviction that the creation of even a small Polish state would result in the loss of Russia's Polish provinces and by the anxiety that a constitutional form of government in Alexander's Poland could provoke dangerous changes in the political system of the empire proper.

Such divergence of opinions between Czartoryski and many other diplomats in Russian service made their cooperation difficult. It did not help that Prince Adam criticized their moral and intellectual qualities. In his private diary one can find opinions about Nesselrode, who was "shallow". Anstett was, in Czartoryski's opinion, "a puff ball of vanity and an unmerciful liar". Both of them he characterized as "conceited, cold-hearted and

smug".¹⁶ Among Alexander's advisers he appreciated Stein and Ioannis Kapodistrias. The first, as a German, believed that the creation of a constitutional Polish Kingdom under Alexander's sceptre would engage Russia in permanent conflict with Poles and thereby weaken the expansionism of the empire. The second, as a Greek, showed considerable understanding for the idea of national independence.¹⁷

Czartoryski was personally consulted by Alexander in Polish matters. He took part in conferences of the Russian ruler with Stein, Anstett, Kapodistrias and the Russian chief negotiator Andrei Razumovsky at which the strategy for the negotiations was established.¹⁸ He held several semi-official meetings with leading diplomats of other European powers. With the French minister of foreign affairs, Charles-Maurice de Talleyrand, and then the Prussian chancellor Karl August von Hardenberg he discussed the possibility of limiting Prussian claims against Saxony. In the same manner he met with Metternich, the main opponent of Alexander I's plans, who managed simultaneously to declare his sympathy towards the idea of Polish independence and to state that such a solution would harm the European balance of power. He consulted with the Archduke Charles and the Austrian Empress Marie Louise who were known for their hostility towards Metternich. During his meetings with Castlereagh, Czartoryski appealed for British support for the Tsar's proposal to create the Kingdom of Poland. Castlereagh's response was for Poles to resign from having their own state in exchange for a guarantee from the European powers of their national rights under Russian, Prussian and Austrian rule.¹⁹

Prince Adam was to prepare a Russian answer for the – in his words – "satanic" memorial of Castlereagh on the Polish question of 12 Octo-

14 WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska*, pp. 151–152.

15 Władysław ZAJEWSKI, *Kongres wiedeński i Święte Przymierze*, in: ID. (ed.), *Europa i świat w epoce restauracji, romantyzmu i rewolucji 1815–1849*, Warszawa 1991, pp. 20–69, at p. 33; ZAJEWSKI, *Sprawa polska*, pp. 236–237.

16 ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska* II/2 (1909), pp. 209–237, at p. 228, p. 233; ASKENAZY, *Biblioteka Warszawska* III/1 (1909), pp. 42–75, at p. 60.

17 Juliusz WILLAUME, *Stanowisko Prus wobec sprawy polskiej na kongresie wiedeńskim*, „Przegląd Zachodni” 1950, no. 1–2, pp. 4–31, at p. 8; ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska*, vol. II/2, p. 228.

18 WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska*, pp. 151–152.

19 ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska*, vol. III/1, pp. 56–57; SKOWRONEK, *Adam Jerzy Czartoryski*, p. 198.

ber 1814. The British Secretary of State for Foreign Affairs argued that Alexander I, following his moral principles, ought to reconstruct Poland from the provinces already under his own rule and not force other powers to follow his example.²⁰ Czartoryski both stressed the moral dimension of the restitution of Poland and the danger for European stability caused by the embers of unrest fanned by the division of the Polish nation between three powers.²¹ The Prince was also one of the authors of the Russian response to Castlereagh's second memorandum of 4 November, in which three options for solving the Polish question were proposed: 1) full reconstruction of the Polish state within the boundaries before the first partition of 1772 under a ruler not of the Romanov dynasty; 2) the creation of Poland within frontiers from before the second partition of 1793; 3) total division of the Duchy of Warsaw according to the treaties of 1813.²² By accepting one of the first two variants, Alexander I would have to face strong opposition from Russians caused by the necessity of returning the Polish annexations of 1793 and even 1772. The third would mean abandoning his plan.

Czartoryski was recognized by many Russian and Austrian diplomats as one of those responsible for accentuating the dispute between the powers: "Wrath fell on me" – he noted in his diary on 3 December.²³ In his reply he criticized the British argument of a growing threat posed by the "colossus of the North": there was no greater "colossus" in Europe "than the enormous power of Great Britain". He added that Alexander's plan of creating the Kingdom of Poland would appease, rather than aggravate the situation of the continent.²⁴

The aspirations of the Russian ruler and the Prussian plan to annex Saxony provoked growing opposition from Austrian, French and British representatives. In November and December, Czartoryski together with Stein and Kapodistrias represented Alexander during conferences with the Prussians concerning the possibility of com-

promise in the case of Saxony. This was also the topic of his consultation with Castlereagh. At the same time he advised the Tsar to involve Russian policy more actively in German and Italian affairs, in order to gain the "sympathy of the nations" and to dispose his opponents to compromise. It is possible that following such advice, Alexander ordered on 27 December his ambassador in London to complain about the political course steered by Castlereagh in Vienna. The ambassador argued that Great Britain should not oppose the plan of rebuilding Poland, because it was based on the principles of liberalism and respect for the rights of nations.²⁵

On 3 January 1815, Great Britain, Austria and France entered into a formal alliance. The great powers were on the brink of war. In January Czartoryski noted in his diary information about two conferences. The first was with Hardenberg concerning Saxony. The other was with Castlereagh who urged that Alexander agree to cede a significant part of the Duchy of Warsaw to Prussia, thereby limiting Prussian appetite for Saxony. Prince Adam noted: "[Castlereagh] has got common sense, honesty, willingness cold but right, views limited but clear and fair. He is a minister prudent but not great; he lacks great spirit, broad skills and acuteness; he has enough conceit but not greatness". After his next meeting with Razumovsky and Nesselrode, Czartoryski anxiously noted that his interlocutors opted for cession of the Duchy of Warsaw to Prussia to avoid war.²⁶ The Prince feared that such pressure from different milieux could result in Alexander's abandonment of his Polish plan.

In these circumstances backstage action could be of particular importance. Czartoryski insisted that Polish aristocrats in Vienna demonstrate their devotion to Alexander I. According to the reports of the Austrian secret police, Czartoryski and Maria Naryshkina, née Czetyrtyńska, a charming Polish lady, had both seriously influenced the Tsar's pro-Polish attitude. The Swiss Frederic Cesar La Harpe, the ruler's former preceptor and a friend of Czartoryski, apparently acted to the same end. The Prince also tried to stimulate a

20 ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska*, vol. III/1, pp. 56–57.

21 WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska*, pp. 151–152, pp. 436–438;

22 ZAJEWSKI, *Kongres wiedeński*, p. 44.

23 ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska*, vol. III/1, p. 57.

24 WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska*, pp. 435–437.

25 *Id.*, p. 193, p. 226, p. 228, pp. 452–454.

26 ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska*, vol. III/1, pp. 58–59, pp. 62–63.

pro-Polish mood in British public opinion by asking the philosopher Jeremy Bentham to engage in press debate about the national rights of Poles.²⁷

Perhaps Czartoryski's greatest achievement was to convince his compatriots of the necessity to support Alexander I as their future ruler. This was not easy, taking into account the Napoleonic sympathies which remained strong in spring 1814. By the autumn of that year, however, many political authorities were engaged in work on the future constitution of the state. Widely respected military leaders agreed to organize a new Polish army under the command of the Tsar's brother, Grand Duke Constantine. All this gave Alexander the opportunity to emphasize his moral right to the Polish crown. Moreover, in November, as the controversy over the Polish question grew, Constantine appealed to Polish generals to declare if the Polish army they were organizing was ready to defend the country alongside Alexander. Their affirmative reply was advertised in Vienna's diplomatic salons.²⁸

The solution of the Polish question was finally reached in spring 1815 when a new threat, caused by Napoleon's return from Elba, prompted Alexander's opponents to seek a compromise with him. The Tsar could thus accomplish his plan, but he was also forced to make some concessions by ceding two departments of the Duchy of Warsaw (Poznań and Bydgoszcz) to the Prussians in exchange for their resignation from their demand for all the territory of Saxony. Cracow was proclaimed a free city under the protection of Russia, Austria and Prussia. The rest of the Duchy became the Kingdom of Poland with Alexander I as its king. Czartoryski consciously assessed the results of negotiations writing in a letter to one of his friends that in the Final Act of the Congress in Polish matters "there you can find good and evil. [...] However, generally speaking, our situation has become better."²⁹

In the last stage of negotiations he strived to achieve more. He understood the necessity of

ceding part of the Duchy to Prussia in order to reach agreement with Great Britain, Austria and France. Appreciating Alexander's efforts to create the Kingdom of Poland, he was worried about the future of this state under the rule of the Russian Tsars. Preparing a draft of the final agreement between Russia, Prussia and Austria, he proposed a separate article, assuring the joining of the Polish provinces annexed by Russia to the new Kingdom of Poland. The idea was rejected by Alexander himself arguing that including such an assurance in the treaty would be an offence to the honour of Russia. Czartoryski, again without Alexander's knowledge, tried during confidential meetings with Castlereagh and then Wellington to induce Great Britain to promote the confirmation of the Poles' national rights, the constitutional system of the Kingdom of Poland and the incorporation into it of Polish provinces already under Russian rule by an official declaration of the European powers. The British diplomats refused, arguing that they could not advise the Tsar.³⁰

The necessity of compromise between powers in face of the threat caused by Napoleon's return to power in France prevented any British pressure on Alexander in this matter. The Final Act of the Congress (9 June 1815) left the possible incorporation of Russia's Polish provinces into the Kingdom of Poland to the decision of the Tsar. The national rights of Poles under Russian, Austrian and Prussian rule were to be guaranteed, but their extent was to be determined by the rulers.

Czartoryski's position in the course of negotiations in Vienna was specific. He was a Russian dignitary outside the official Russian delegation but known as the Tsar's former friend and advisor. Simultaneously he was widely recognized as the unofficial representative of Polish national aspirations. This ambiguous position to some extent limited his possibility of action as he did not play the leading role in the Russian delegation. On the other hand, his status gave him some advantages. It allowed him to play the game according to the Tsar's secret instructions, and sometimes even against the intentions of the Russian ruler. It could be difficult to specify on whose behalf he spoke. A

27 SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, p. 195, p. 210; ZAJEWSKI, Sprawa polska, pp. 237–239.

28 Waclaw TOKARZ, Komitet Organizacyjny Wojskowy, 1814–1815, in: *Bellona* 11 (1919), pp. 848–874, at pp. 848–849; ID., *Armia Królestwa Polskiego (1815–1830)*, Piotrków 1917, pp. 24–29.

29 WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska*, pp. 499–500.

30 ASKENAZY, *Polska a Europa*, in: *Biblioteka Warszawska*, vol. III/1, p. 65; WAWRZKOWICZ, *Anglia a sprawa polska*, pp. 261–262, p. 323.

good illustration of this was Castlereagh's report to Lord Liverpool on 24 December 1814: "The following day P-ce Czartoryski, who although not in any official situation, appears now the actual Russian minister, at least on Polish and Saxon questions, desired to call on me. He did not profess to come in the Emperors name, nor did I wish to impede any object he might have in conferring with me, by endeavouring to give his visit a more formal character than those he chose to close with it."³¹

Czartoryski as a former Russian minister was perceived as a member of European political elite. At the same time, as a representative of the idea of nationality, he was an outsider. It seems that in the delicate and complex situation in Vienna, such double status could bring some advantage. Perhaps his activity reflected the methods of policy making in an age of transition – the national aspirations (the idea of national sovereignty, national rights, liberties, etc.) formulated as a political aim in an almost modern way were pursued both by relatively new political methods (such as influencing public moods by press and parliamentary debates) but also by using personal contacts with eminent diplomats and dignitaries, or the methods of secret diplomacy.

Without doubt, Czartoryski's activity in Vienna influenced to some extent the final outcome of the negotiations. Taking into account the strong opposition to the idea of rebuilding Poland not only from some European powers but also from the majority of the Russian delegation, without his moral and diplomatic support Alexander could have been less determined and less successful in forcing his plan; a complete fourth partition of Poland was quite possible.³² Czartoryski himself was disgusted by the lack of understanding for the

idea of rights of the nations among the political elite of Europe and their lack of political foresight. Commenting in his diary on the reaction of diplomats in Vienna to Napoleon's return to power he wrote: "Nonsense, tardiness, lack of forethought, blindness of monarchs and governments; dancing, they do not finishing [negotiations], considering themselves to be masters. If they had already finished and thoroughly established [order in] Europe, Bonaparte would perhaps not have dared to fly from his cage. All that they would establish now, peoples recognized as an effect of pressure not as a benevolence."³³

In July 1815 Czartoryski returned to Warsaw. His reception was rather cool. Many of his compatriots not familiar with the details of negotiations accused him of little zeal for their cause.³⁴ A few months later Alexander I announced the names of ministers and his deputy in the Kingdom of Poland. Czartoryski was omitted. This was not a total surprise – Alexander I needed obedient administrators, not independent cooperators in order to rule his new constitutional kingdom as he wished. Prince Adam was downgraded in importance. Fifteen years later, during the Polish Rising against Russia of 1830–1831, he became Prime Minister of the national government. Considered by Nicholas I as a traitor and sentenced to death *in absentia*, he spent the rest of his life in exile. Until his death he tried to remind the powers of the Polish question. Many of his compatriots regarded him as 'king *de facto*' of Poland. In fact, he can be regarded as a symbol of a transitional era in European politics between traditionalism and modernity: an era in which national aspirations could be represented by an aristocrat and former friend and minister of a despot.

31 WAWRZKOWICZ, Anglia a sprawa polska, p. 473.

32 SKOWRONEK, Adam Jerzy Czartoryski, p. 204.

33 ASKENAZY, Polska a Europa, in: Biblioteka Warszawska, vol. III/1, p. 68.

34 Id., p. 71.

The Congress of Vienna and the Scandinavian Press

Ruth Hemstad

In the very first short notice from Vienna in the Norwegian press, in early September 1814, it was reported under the heading “Foreign News” from Vienna that “some believe the destiny of Norway will definitely be decided upon at the Congress in Vienna”.¹ These rumours, as was indicated by the vague phrase “some believe”, were quoted in the official newspaper *Tiden* without further comments. The same rumours were published in other European newspapers at this time as well.²

The destiny of Norway was for a brief period, and probably for the very first time, discussed in the European public sphere: in newspapers, journals and pamphlets, during the years 1813–15. The controversial question – the cession of Norway from the Danish King to the Swedish King against the proclaimed will of the people – could have been decided upon, and it remained an issue at the Congress. This was from time to time also mirrored in the Scandinavian press, which regularly brought foreign news from this spectacular international event.

In this article I will try to establish some connections between the Congress of Vienna, the Norwegian question, and public opinion, as it was displayed in published material, primarily the Scandinavian press around 1814/1815.³ A part of this is the role of what I have called a propaganda and pamphlet war in Europe regarding the cession of Norway.⁴

1 Udenlandske Efterretninger; in: *Tiden*, no. 133, 8 September 1814. Relayed from *Lübeckische Zeitung*, 2 August 1814.

2 Stian E.A. EISENTRÄGER, *The European Press and the Question of Norwegian Independence in 1814*, unpublished MA-Thesis, Norwegian University of Life Science, Ås 2013, p. 92.

3 See also Ruth HEMSTAD, *The Congress of Vienna and the Destiny of Norway*, in: Helge HØIBRAATEN/Jakob MALIKS/Kjarten KOCH MIKALSEN (ed.), *Constitution and Exception*, Oslo 2019 (forthcoming).

4 Ruth HEMSTAD, *Propagandakrig. Kampen om Norge i Norden og Europa, 1812–1814* (Nasjonalbibliotekets

A Nordic Reconstruction

1815 was a turning point, not only for Europe and international politics, but for the political geography in the European northern periphery as well.⁵ Denmark ended up as the greatest loser of the Napoleonic Wars due to the loss of Norway, which had been more or less an integrated part of the absolutist Danish composite state for 434 years.⁶ Sweden lost Finland, an integrated part of the country for 600 years, to Russia in 1809, and her last provinces in northern Germany – Swedish Pomerania – in 1815. On the other hand, Sweden did realize her long-standing goal of a union with Norway. Norway attained in the end a quite independent position, once again as a distinct Kingdom, in a personal union with Sweden. Finland became a grand duchy under the Russian Tsar in 1809, and thereby started its national history, although at an embryo level.⁷ The North Atlantic islands, Greenland, Iceland and the Faeroes, were separated from their old Norse motherland, Norway, and continued as Danish dependencies.

Apart from the situation in Finland, all these changes were stipulated in the Danish-Swedish

skriftserie, vol. 9), Oslo 2014. ID., Introduction. *The Law of Nations and the Norwegian Question in the parliamentary and public Debates in Great Britain in 1813 and 1814*; in: ID. (ed.), „Like a Herd of Cattle”. *Parliamentary and public Debates regarding the Cession of Norway, 1813–1814* (Oslo Studies in Legal History, vol. 9), Oslo 2014, pp. 13–91.

5 Paul W. SCHROEDER, *The Transformation of European Politics, 1763–1848* (The Oxford History of Modern Europe), Oxford 1994, p. 580; Roald BERG, *Denmark, Norway and Sweden in 1814. A geopolitical and contemporary Perspective*; in: *Scandinavian Journal of History* 39 (2014), pp. 265–286, at pp. 268–270.

6 Ole FELDBÆK, *Denmark and the Treaty of Kiel 1814*, in: *Scandinavian Journal of History* 15/3–4 (1990), pp. 259–268, at p. 259, p. 267; BERG, *Denmark, Norway and Sweden*, p. 269.

7 Lars BJÖRNE, *Hotet från öster. Drag i finsk och även norsk historia fram till 1809/1814* (Oslo Studies in Legal History, vol. 8), Oslo 2014.

Treaty of Kiel of 14 January 1814, making it, as Jörgen Weibull underlines, “one of the most important and remarkable documents in Nordic history”.⁸ This treaty was guaranteed by Britain, Russia and Prussia, in accordance with former Swedish treaties with these countries in 1812/13. The Swedish Crown Prince since 1810, Charles John – the former French Marshal Jean Baptiste Bernadotte – dreamed of turning the Scandinavian Peninsula into a Swedish Scandinavian Empire, which would be easier to defend. His policy was presented as a means to secure “the independence of the North” for the future.⁹

The Treaty of Kiel of January 1814, dissolving the Danish-Norwegian union and prescribing the formation of a union between Norway and Sweden, met with firm Norwegian resistance. The Norwegians did not want to become ‘Swedish slaves’. The Danish Prince and Norwegian governor, Christian Frederik, was soon to be at the head of what was called a ‘rebellion’ against Swedish ambitions. The final restructuring of the Nordic region, and the fulfillment of the treaty, was, therefore, not confirmed and concluded until the Congress of Vienna.

Bernadotte and the Destiny of Norway

Bernadotte put a lot of effort into what may be termed a propaganda campaign to secure the necessary support from the Great Powers for his quite controversial policy of subduing Norway. Accordingly, several pamphlets, proclamations and articles circulated in Europe around 1814 on the part of Sweden, Denmark and Norway.¹⁰ This was an integrated, if not always official, part of the diplomatic efforts at the time, ranging from the publication of diplomatic acts and letters be-

tween the sovereigns to proclamations, pamphlets, bulletins and poems. These sorts of publications frequently appeared as well in newspapers and journals, along with articles discussing the situation in Norway, and they defended or attacked the Swedish policy and the promised but disputed support from the British government during 1813 and 1814.

In Britain, an aroused public opinion and the critical Whig opposition accused the Tory government of supporting Swedish submission of the brave and freedom-loving Norwegian people. One newspaper even argued that “Norway is the first state that has refused to be transferred, like a track of landed property, from the hands of one possessor to another however necessary his native country may be to complete the arrondissement of any particular dominions.”¹¹ Instead of being transferred “like a herd of cattle”, as it was said, the Norwegians managed to give themselves a constitution, and they elected Christian Frederik as their new King on 17 May 1814 at Eidsvoll. Bernadotte was still busy on the continent and was not able to return to Sweden with his army until late May 1814.

The so-much-longed-for European peace was still challenged in the Scandinavian area in the summer of 1814. Allied commissioners were sent to Copenhagen and Christiania to settle the conflict in favour of Sweden, but they had to leave the area without being able to secure peace. However, they reported that the Danish King was not to blame for the Norwegian rebellion – even if it was led by the heir to the Danish throne. This was later on to become an important point of discussion in Vienna.

In spite of the advice from the commissioners, a Swedish military campaign against Norway was rendered necessary to put the Norwegian resistance to an end and force the newly-elected King of Norway to abdicate and leave the country. The news of the Congress to be held in Vienna reached the Norwegian headquarters as a glimpse of hope in the middle of the short war – at a de-

8 Jörgen WEIBULL, *The Treaty of Kiel and its political and military Background*; in: *Scandinavian Journal of History* 15/3–4 (1990), pp. 291–301, at p. 301.

9 *Treaty of Concert and Subsidy between His Britannic Majesty and the King of Sweden*; signed at Stockholm on 3 March 1813, London.

10 HEMSTAD, *Like a Herd*, pp. 13–91; see also Ruth HEMSTAD, *The Propaganda war regarding the cession of Norway to Sweden. 1813–1814*, in: Marc H. LERNER/Alexander MIKABERIDZE (ed.), *The Consortium on the Revolutionary Era 1750–1850. Selected Papers 2014*, Louisiana State University – Shreveport 2018, pp. 108–127.

11 *Political Observations. Norway*, in: *Liverpool Mercury* etc, 6 May 1814. The Examiner underlined that no government has a „right to transfer a whole people to another, like a herd of cattle”. Norway, in: *The Examiner*, 15 May 1814; HEMSTAD, *Like a Herd*, p. 31.

cisive moment, on 8 August, through a courier from London.¹² It was taken under consideration whether it would be possible to persevere until the start of the Congress, scheduled to begin on 1 October. The shortage of food and supplies was, however, considered too critical to continue the war. The King and his government decided instead, on the same day, to agree to Charles John's offer to accept the Norwegian Constitution as a basis for an armistice and a union between Norway and Sweden.

By the time the news reached the Norwegian press about how Norway's destiny was to be decided upon in Vienna, a truce was concluded as a part of the Convention at Moss on 14 August. Christian Frederik declared his willingness to abdicate, and an extraordinary parliament, the *Storting*, was elected to negotiate with the Swedes and to make the necessary amendments to the constitution.

The news of the preliminary Scandinavian settlement came as a relief to the British Prime Minister Liverpool, who admitted, in September 1814, that the Norwegian question had in fact been "the most awkward and embarrassing of any in our European politics".¹³ The strong opposition and the sympathy for the Norwegians demonstrated by the public opinion continued, however, to be an awkward point of reference, at least for the British, during the Congress of Vienna, even if the core question of a union was formally not on the 'large green table'. The European public opinion was to a certain degree aware of and aroused by the Norwegian question. This fact put a lot of pressure on Bernadotte, also during the decisive fall of 1814.

Bernadotte's sudden acceptance of the Eidsvoll Constitution has been regarded as something

of a mystery in Norwegian historiography.¹⁴ There were, however, plausible reasons for this offer, one of them being the upcoming Congress, another one being Bernadotte's repeatedly public-performed constitutional promises towards the Norwegians. Bernadotte needed the parliamentary consent of the new controversial union and the enforced common King, and he needed to gain the support of the international community gathered in Vienna. He certainly did not want the Norwegian question to be 'decided upon' at the Congress.

Accordingly, Bernadotte accepted the May Constitution with minor changes. The Treaty of Kiel from January 1814 resulted in a personal union on 4 November between Sweden and Norway – although the Treaty of Kiel never was formally recognized by the Norwegians. On 4 November the Swedish King, Carl XIII, was elected by the *Storting* as King of Norway, based on the November Constitution. According to Dag Michalsen, this legal and political process was "later confirmed by its indirect presence at the Congress of Vienna".¹⁵

The resulting loose union was a disappointment seen from the perspective of the Swedish nobles. This point was put forward in the French official newspaper *The Moniteur*, relayed in German papers, and from there in the Swedish paper *Allmänna Journalen* in March 1815. It seems, according to these dissatisfied and envious noblemen, that Norway had conquered Sweden, not the other way around.¹⁶ This statement, and the report of these attitudes in Sweden concealed behind the headline "Foreign news", may be seen as a part of the domestic debate concerning the union, which was to be discussed at the next Parliament, *Riksdagen*, gathering in Stockholm in the summer of 1815.

12 Frederik SCHIERN (ed.), *Nogle samtidige Optegnelser af J.G. Adler om Begivenhederne i Norge i Aaret 1814*, in: *Historisk tidsskrift* 3/6 (1867/1869), pp. 289–298, at p. 297.

13 Lord Liverpool to Lord Castlereagh, 2 September 1814. Quoted from Yngvar NIELSEN, *Aktstykker vedkommende Konventionen i Moss 14de August 1814*, Christiania 1894, p. 194. See also Ola MESTAD, *The Most awkward and embarrassing Question. The Transformation of International Law, British Treaty Obligations and the Establishment of the Swedish Norwegian Union in 1814*, in: *Scandinavica* 54/1 (2015), pp. 48–64, at p. 60.

14 Halvdan KOHT, 1814. *Norsk dagbok hundre aar efterpaa*, Kristiania 1914, pp. 341–342.

15 Dag MICHALSEN, *International Dimensions of the Norwegian Constitution of 1814*, in: *Scandinavica* 54/1 (2015), pp.65–81, at p. 72..

16 *Utländska Nyheter*, Lübeck, 9 February 1815, in: *Allmänna Journalen*, no. 69, 22 March 1815.

The Congress of Vienna, Scandinavian Politics and the Scandinavian Press

As I have shown, news circulated frequently: from the European continent to Scandinavia, and from one Scandinavian country to the next. News from Vienna was regularly reported on in the Scandinavian press: as abstracts from the official Austrian newspaper, as “letters from Vienna”, or through other European newspapers. Barker and Burrows point out that even if “newspapers tended to serve geographically defined communities, the information sources they used to compile their texts were international.”¹⁷ In general, foreign news had a prominent position also in the Scandinavian press at this time – usually, though, without editorial comments.¹⁸ Although there was rarely any news in the Scandinavian press regarding the Scandinavian question at the Congress, there are some interesting exceptions.

The Norwegian Constitution of 17 May 1814 assured freedom of the press: “An entire liberty of the press shall take place”. It was asserted that “it is allowed for everybody to freely deliver his opinions of government or any other subject.”¹⁹ There were, however, some constraints to this article.²⁰ The constitution also provided that the parliamentary debates held in the newly established *Storting* were to be open to the public, and the proceedings were to be published. The Norwegian press was however rather limited, with few newspapers and few printing offices, but an early example of an opposition press in Norway was established in early 1815. *Det Norske Nationalblad* gives some interesting examples of how the Congress and related foreign news were discussed.

Denmark continued to be an absolutist state with strong censorship until 1849. The official

journal, *Danske Statstidende*, was the only one allowed to bring foreign news.²¹ Sweden had a position closer to the Norwegian situation, with freedom of the press provided in her 1809 Constitution, although with restrictions on newspapers and journals in 1812. There were few political newspapers, the main one being *Allmänna Journalen*, which was used consciously by Bernadotte. This newspaper also brings some revealing articles related to the Congress.

The importance of foreign news in the press at this time is illuminated in a quite unusual way in March 1815 in the Swedish newspaper *Allmänna Journalen*. After what turned out to be a fictive report from the political discussions at Elba, describing how the Congress – and even the union between Sweden and Norway – was discussed “with great interest”, an explanation followed.²² In this article, under the headline “How to manage without the German post?”, the problems of being at a distance from the political events were described.²³ Even when the post from the continent did arrive, there was not always much to report anymore, it complains:

“No army to combat, almost none to reinforce; [...] no crowns to give away, almost none to take; no declarations of war, no proclamations, no bulletins! How will this all end, how will the world go around at all?” It is described as a tragedy if the Congress, “which still gives us something to report”, will end its negotiations peacefully. Then, it goes on, “it will be the end of the article *Foreign News*, that is so with all papers!” It is because of the foreign news, it concludes, that the readers “accept the reviews, the critics and anti-critics, and so forth.”²⁴

The Congress was presented in the Scandinavian press as a peace and conciliation conference, and as such a unique historical event, in line with the peace settlements in Westphalia in 1648 and

17 Hannah BARKER/Simon BURROWS (ed.), *Press, Politics and the Public Sphere in Europe and North America, 1760–1820*, Cambridge 2002, p. 6.

18 See also Eva Maria WERNER, *Press and Reporting at the Time of the Congress of Vienna*, in: Agnes HUSSLEIN-ARCO/Sabine GRABNER/Werner TELESKO (ed.), *Europe in Vienna. The Congress of Vienna 1814/15*, München 2015, pp 281–286, at p. 285.

19 *The Constitution of the Kingdom of Norway*, Christiania 1814.

20 Article 100. Disobedience to the law and contempt against religion, morality or the constitutive powers were punishable.

21 Torkild VOGEL-JØRGENSEN, *Under enevælden 1749–1849 (Berlingske tidende gennem to hundrede aar: 1749–1949, vol. 1)*, København 1949, p. 192.

22 *Underrättelser från Elba (Af en Swensk.) Elba i December 1814*, in: *Allmänna Journalen*, no. 2, 3 January 1815.

23 *Ett sätt att umbära Tyska Posten*, in: *Allmänna Journalen*, no. 2, 3 January 1815.

24 *Ett sätt att umbära Tyska Posten*, in: *Allmänna Journalen*, no. 2, 3 January 1815.

Utrecht in 1713.²⁵ The social and spectacular aspects, including all the sovereigns and dignitaries assembled in Vienna, the range of festivities and the enormous consumption of wine and food, was also, quite naturally, commented on.

Even if the destiny of Norway was not to be decided upon in Vienna after all, several details connected to the Treaty of Kiel remained to be resolved at the Congress. Some of the questions continued to be controversial and were to be intensively debated in the years to come.

The Late King

Sweden was one of the minor allied powers, and was represented by its plenipotentiary, the politician and diplomat, Count Charles Lövenhielm. However, the Swedish Crown Prince was, as Glenda Sluga points out, one of the few European sovereigns to avoid the Congress.²⁶ Charles John was busy elsewhere, securing his new minor empire.

At the same time as the first delegates were gathering in Vienna, in September 1814, the Danish King, Frederik VI, quite surprisingly published an announcement in the Danish newspapers stating that he was going to the Congress.²⁷ Denmark, as Napoleon's ally, was not officially invited to the Congress. Still, the King was encouraged to participate by Austrian diplomats, and he, therefore, more or less invited himself.

Norway was not acknowledged by the international community as an independent state, and had no representation on its own, even if the newly elected and then abdicated King, Christian Frederik, wanted to go to Vienna to explain his course of actions.

In late November 1814, news from the Copenhagen press reporting that Christian Frederik had finally arrived Denmark (Copenhagen?), was

quoted in the Norwegian newspaper *Tiden*.²⁸ It announced as well that he had sent his adjutant, Major L. F. von Brock, as his courier to Vienna. Brock hastened almost without hesitation from Denmark to Vienna. His mission, not mentioned in the report, was to bring a declaration explaining the former King's Norwegian policy.²⁹

This declaration, announcing the abdication, was published in Norway in October, as an addition to the King's opening speech in the *Storting*. Christian Frederik had it translated into French and published as a separate printing, which he brought with him when he left the country on the 10 October. This rare publication was meant for an international audience, not least of whom were the European sovereigns gathered in Vienna. The message was, however, quickly censored by the Danish delegation in Vienna, which did not want it to reach the intended recipients – the Tsar, the Austrian Emperor and the Prussian King.³⁰ The Danish Prince wanted to explain himself and his actions, referring to the strong national will among the Norwegians, but this was not the version the Danish King wanted to have circulated. The official Danish version was that Denmark had nothing to do with the Norwegian uprising, and that the Danish King had done everything that was in his power to get the Prince to leave the country. Nothing of this was mentioned in the document. The official version, confirmed as well by the allied commissioners, was an important counter argument against Bernadotte's accusations of Danish intervention and support of the Norwegian rebellion.

The Danish Prince was popular in Denmark, and the Danish King ordered that the press should not publish anything about the enthusiastic reception of Christian Frederik on his arrival in Denmark.³¹ He was even more afraid that the Prince would turn up at the Congress, which he actually

25 Stockholms Post-tidningar, 9 January 1815. *Tiden* 24 November 1814, relayed from Stockholms Post-Tidningar 29–31 October 1814.

26 Glenda SLUGA, *Madame de Staël and the Transformation of European Politics, 1812–17*, in: *The International History Review* (2014), pp. 1–25, at p. 4.

27 Georg NØRREGÅRD, *Freden i Kiel 1814*, København 1954, p. 13. The announcement was published in *Dagen*, 6 September, *Dansk Statstidende*, 9 September, and *Collegial-Tidende*, 10 September 1814.

28 Copenhagen, 19 November 1814, in: *Tiden*, 14 December 1814.

29 Christian FREDERIK, *Discours du roi a l'ouverture de la diete Norvegienne le 8 d'octobre 1814*, [s.n. 1814].

30 Louis BOBÉ, *Statsminister Niels Rosenkrantz' Breve til Greve J.G. Moltke fra Wienerkongressen*, in: *Danske Magazin* 6/3 (1924), pp. 312–337, at p. 316. A letter with the same message did however reach the British Prince Regent.

31 NØRREGÅRD, *Freden*, p. 90.

wanted to attend. Christian Frederik was, however, stopped in Copenhagen by the Queen.³² What had happened with the Prince in Norway was not to be talked about at all, and the King forbade that Norway should be mentioned after 1814.³³

The Swedish Pomerania

One of the major details to be resolved in Vienna was the question of Swedish Pomerania and the Duchy of Rügen, which was supposed to be transferred to Denmark according to the Treaty of Kiel, as a form of indemnity for the cession of Norway. The issue came to the front in Vienna in early 1815, but was resolved only at the final phase of the Congress. Bernadotte accused the Danish King of encouraging his cousin in Norway, and decided to disregard the treaty with reference to the Danish policy, in spite of the international judgement from the allied commissioners.³⁴ Bernadotte refused to hand over Swedish Pomerania to Denmark, and instead pressed for compensation from Denmark for the expenses involved in the war with Norway.

The result of the protracted negotiations was a compromise, a three-party settlement resulting in a treaty between Denmark and Prussia, and a related treaty between Sweden and Prussia. These treaties were signed in May and June 1815. Prussia eventually paid Sweden – and Bernadotte personally – for these areas, as a compensation for the military expenses in Norway. Denmark received in its treaty with Prussia the Duchy of Lauenburg (a former part of Hannover) and neighbouring Holstein, as a compensation for Pomerania and Rügen.

Swedish Pomerania was finally transferred to Prussia in late October 1815.³⁵ The news regarding the treaty was reported in the official Copenhagen

press in October, and republished in Norway later that same month, and in Sweden on 4 November.³⁶ The issue of Pomerania was barely mentioned in the Scandinavian press during the negotiations. The publication of the treaty resulted in an interesting response in the Norwegian press.

Letters or comments from the readers were generally few in the Scandinavian as well as the European newspapers at this time.³⁷ In this case, news related to the political event in Vienna was apparently communicated to such remote areas as the Norwegian countryside, resulting in a submitted letter from what could or could not have been a local farmer discussing foreign policy in late 1815.³⁸ The main issue in this letter was the question of compensation – not for Denmark, but for Norway. This was closely connected to another controversial issue – Norway's part of the Danish state debt – also stipulated in the Treaty of Kiel. In the letter, it is argued that Norway was never an integrated part of Denmark and never the private property of the common Kings. It is emphasized that the Norwegian nation did not support the stipulations in the Treaty of Kiel regarding Greenland, Iceland and the Faeroes, which remained Danish, although they originally were Norwegian. The union with Denmark is presented as a tragedy for Norway, resulting in considerable losses, territorially and financially. The letter concludes with an appeal to the gathered *Storting* to claim compensation for all the Norwegian losses – and not, as was the result in Vienna – only for the Danish ones.

The Norwegian arguments on this point were underlined as well in a resolution from the *Storting* to the King in late 1814, claiming that Norway's legitimate right to Iceland, Greenland and the Faeroes as Norwegian colonies, as well as the Norwegian part of the common overseas colonies, had to be taken into consideration as a part of the

32 Id.

33 Id.; BOBÉ, Rosenkrantz' Breve, p. 316; BERG, Denmark, p. 269.

34 Ronald Lee TAYLOR, *The Swedish Acquisition of Norway. Anglo-Swedish Diplomacy, 1810–1814*, PhD-Thesis, Case Western Reserve University 1974, p. 249, p. 251. Sam CLASON, *Sverige på kongressen i Wien 1814–1815. Ett bidrag till kännedomen om Karl Johans yttre politik* (review), in: *Historisk Tidskrift Stockholm*, (1916), pp. 40–54.

35 NØRREGÅRD, *Freden*, p. 208. Lauenburg was formally transferred to Denmark on 27 July 1816 (p. 210).

36 Tillæg til Danske Statstidende, 9–10 October 1815. Den Norske Rigs-Tidende 15 October 1815, *Allmänna Journalen*, 4 November 1815.

37 BARKER/BURROWS, *Press, Politics*, p. 15.

38 I Anledning af Artiklen fra Kjøbenhavn af 10de October d. A. i den Norske Rigtstidende no. 85; in: *Det norske Nationalblad*, no. 37–40, 21 November 1815. The letter is signed 'Haaken Haraldsen Thorsklubbe', which could be a fictive name, dated 2 November in Gudbrandsdalen, a valley in the middle of Norway.

final settlement between Denmark and Norway/Sweden.³⁹ The resolution from the *Storting* resulted in comments in the foreign press.

Communication was generally slow, and it was not always easy to separate gossip from facts. In a slightly misinterpreted way, it was presented as if Sweden had claimed its rights on these North Atlantic islands towards Denmark. This news was in turn relayed in the Swedish press. In an editorial comment in March 1815, *Allmänna Journalen* in Sweden presents a correction to these rumours, which was also meant for an international public.⁴⁰ It is clearly denied here that the common King, as King of Norway, had presented any demands towards Denmark. In May, the newspaper returns to this point, explaining that its statement from March had been relayed in foreign papers, but without the last part, which is underlined once more, that Sweden did not present any demands regarding these islands. It only refers to the Treaty of Kiel.⁴¹ It adds, however, that according to this treaty, Sweden should transfer Swedish Pomerania to Denmark, not due to the promise of a peaceful cession, but for the actual handing over of Norway. This is a rare comment regarding the question of Pomerania during the negotiations. The conflict was, however, not settled until 1821, after considerable pressure from the Great Powers upon Sweden, who regarded this, as a financial question, a matter for the *Storting* solely.⁴²

Conclusion

In spite of, or partly because of, being the great loser after the Napoleonic Wars, the King of Den-

mark made a favourable impression in Vienna, and the public in Denmark celebrated him at his return in June 1815, certain of his great achievements at the Congress.⁴³ The Danish tragedy of 1814 was later not to be spoken of.⁴⁴

Bernadotte, although remaining a controversial figure, got even more than he could have expected. He did secure for Sweden the Scandinavian peninsula, even if his dream of a Swedish Scandinavian empire soon faded away, and – by the dissolution of the union in 1905 – was definitely history. Already in 1816 it was pointed out in *Allmänna Journalen* in Sweden, again in referring to foreign public opinion, that this union, and the way it was concluded, was something quite exceptional: “A union between two separate nations, each of them with their own constitution and laws, united only by a common King securing their eternal peace.”⁴⁵ Norway secured its – in fact quite revolutionary – constitution as a vital part of its renewed position as a distinct Kingdom.

The destiny of Norway was discussed in 1814 for the first time in the European public sphere, and news regarding the Norwegian question as well as the Congress of Vienna circulated across European boundaries. The international event in Vienna, and from time to time Scandinavian questions related to the Congress, were also mirrored in the Scandinavian press. The role of the press and public opinion within and as a vital part of the new international system, established in 1815, is a topic still requiring further examination.

39 Kongeriget Norges overordentlige Storthings Forhandlinger i Aaret 1814, Christiania [1815], 24 November 1814. See Knud BERLIN, *Danmarks ret til Grønland. En udredning af Grønlands, Islands og Færøernes stilling til Norge og Danmark før og nu*, Kjøbenhavn 1932, p. 102. Halvdan KOHT, *Det Grønland, vi miste*, Kristiania 1924, p. 21.

40 Strödda Underrättelser, in: *Allmänna Journalen*, no 54, 6 March 1815.

41 Id., in: *Allmänna Journalen*, no. 102, 5 May 1815.

42 See MICHALSEN, *International Dimensions*, p. 79–80.

43 Rasmus GLENTHØJ/Morten Nordhagen OTTOSEN, *Experiences of War and Nationality in Denmark and Norway, 1807–1815*, London 2014, p. 254.

44 The Danish historical oblivion regarding the loss of Norway in 1814 has been addressed in numerous books recently, foremost by Rasmus Glenthøj. For an English version, see GLENTHØJ/OTTOSEN, *Experiences of War*.

45 En blick på Fæderneslandets Öden under loppet af det förflutna året, in: *Allmänna Journalen*, no. 61, 13 March 1816.

The Hanseatics and the ‘Barbary question’ at the Congress of Vienna

Magnus Ressel¹

1. Introduction¹

One of the most curious books that has ever been written on the Barbary corsairs bears the following title: *Ueber die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung. Ein Völkerwunsch an den erlauchten Kongreß in Wien. Mit den nöthigen historischen und statistischen Erläuterungen* (On the Sea Rovers in the Mediterranean and their Destruction: A Wish of the People to the Noble Congress in Vienna. With the Necessary Historical and Statistical Explanations), written by the Lübeck Professor Friedrich Herrmann (1775–1819).² After its first edition was published in Lübeck in 1815, a French translation followed in 1816.³ A second edition in German was printed in 1817 in Leipzig.⁴

The book posed, in the widest possible sense, the *Barbary question*.⁵ Continuous preying on the

part of the Barbary corsairs on Hanseatic shipping was regarded as a violation of international law. According to the author, if two states had no official relations, a situation of non-violence had to prevail.⁶ By contrast, from the point of view of the Barbary states, they were – in accordance with Islamic law – at war until a treaty (mostly combined with a tribute from the Christian side) was concluded.⁷ Until 1830, the result was the continuous preying of the Barbary corsairs on German shipping. Even though the actual loss of ships was small, this effectively barred German shipping from Mediterranean ports,⁸ thus depriving German ship-owners of liberty on the seas and of various forms of income via freighting.⁹

1 Many thanks for help and inspiration go to Michael Hundt and Frank Eisermann; to Frank also for sending me a copy of his Master’s thesis.

2 Friedrich HERRMANN, *Ueber die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung. Ein Völkerwunsch an den erlauchten Kongress in Wien. Mit den nöthigen historischen und statistischen Erläuterungen*, Lübeck 1815.

3 Frédéric HERRMANN, *Appel aux Puissances de l’Europe pour faire cesser les pirateries des Barbaresques dans la méditerranée*, Bremen 1816.

4 This edition has a shorter title, and page 438 of the first edition, which included some news on the Barbary corsairs, was left out: Friedrich HERRMANN, *Ueber die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung. Mit den nöthigen historischen und statistischen Erläuterungen*, Leipzig 1817.

5 On the book hitherto: Ernstpeter RUHE, *Christensklaven als Beute nordafrikanischer Piraten. Das Bild des Maghreb im Europa des 16.–19. Jahrhunderts*, in: ID. (ed.), *Europas islamische Nachbarn. Studien zur Literatur und Geschichte des Maghreb*, vol. 1, Würzburg 1993, pp. 159–186, at pp. 174–175; Frank EISERMANN, *Halbmond vor der Waterkant. Die Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck und die „Barbareskenfrage“ 1814–1830* (Master’s thesis), Bremen 2004, pp. 30–37; ID., Johann Smidt und die „Barbareskenstaaten“ 1814–1820,

in: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte* 19 (2007), pp. 5–34, at pp. 11–13; Tilman HANNEMANN, *Brême et la lutte anti-pirate (1814–1819): un prélude à l’action coloniale contre les Barbaresques*, in: Daniel NORDMAN et al. (ed.), *Savoirs d’Allemagne en Afrique du Nord XVIIIe-XXe siècle*, Paris 2012, pp. 73–95.

6 HERRMANN, *Seeräuber* [1815], pp. 346–347.

7 This led the Europeans to regard the Barbary states as sponsors of piracy: Jörg MÖSSNER, *Die Völkerrechtspersönlichkeit und die Völkerrechtspraxis der Barbareskenstaaten*, Berlin 1968, pp. 76–88.

8 The only German state that had full protection for its shipping within the Mediterranean was the Electorate of Hanover via the personal union with Great Britain: Nicholas HARDING, *North African Piracy, the Hanoverian Carrying Trade, and the British State, 1728–1828*, in: *The Historical Journal*, 43/1 (2000), pp. 25–47. However, proper Hanoverian long-distance shipping was practically non-existent before 1815: Karl KAUFHOLD, *Die Wirtschaft in der Frühen Neuzeit: Gewerbe, Handel und Verkehr*, in: Christine van den HEUVEL/Manfred von BOETTICHER (ed.), *Geschichte Niedersachsens*, vol. 3/1: *Politik, Wirtschaft und Gesellschaft von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Hannover 1998, pp. 351–574, at p. 473.

9 Magnus RESSEL, *Zwischen Sklavenkassen und Türkenpässen. Nordeuropa und die Barbaresken in der Frühen Neuzeit*, Berlin, Boston 2012, pp. 526–544.

The Barbary question at the Congress of Vienna itself has received little attention in historical literature. Only Brian Vick included this facet of the negotiations in his work on the Congress of Vienna. He sees the Hanseatic plenipotentiaries as supporters of concerted action against the Barbary states, aided by some high-ranking individuals in the European diplomatic scene. A combination of British and Austrian interests in the status quo, and especially the stability of the Ottoman Empire were, in his view, the key reasons for the failure of such efforts.¹⁰

In general, Vick's representation is correct; however, he overestimates the Hanseatic interest in the Barbary question. Even though Herrmann's book had been officially requested by the delegate from Lübeck, Senator Johann Friedrich Hach (1769–1851)¹¹, it did not stand for the Hanseatic interests, which were generally motivated by the necessities of *Realpolitik*. The text belongs to a discursive atmosphere of the early 19th century that was becoming ever bleaker within the European public with regard to the Barbary regencies.¹² If we bear in mind that the book was 438 pages long, written in German (hardly spoken by many delegates in Vienna) and permeated with long philosophical and historical chapters which had no importance to the stated goal, it seems that the official addressees, monarchs in Vienna, were not identical to the real addressee, i.e. the German public.

In the following article, this unusual book, its context and its aftermath shall be looked at in more detail. The analysis of its trajectory can give us an insight into the complex relations between Northern Germany and the Barbary states around 1814/15. First, the historic relations of the Hanseatic cities and the Barbary regencies in the 18th century will be contextualized, followed by the changing perception of the Barbary regencies around 1800. Afterwards, the actual proceedings that took place before and at the Congress shall be highlighted, followed by a concluding interpreta-

tion of the Barbary question at the Congress of Vienna.

2. Historical and political-economic context

Between 1580 and 1760, ships from Germany had often been the victims of attacks by Barbary corsairs along the Atlantic coast of Iberia.¹³ After 1760, the Hanseatics practically stopped shipping to Southern Europe, since this had been outsourced to the British, the Dutch and the Scandinavians. This was not to the detriment of Hanseatic trade to and from the region. On the contrary, the half century from 1755 to 1805 saw a steady expansion in this particular branch of trade.¹⁴ The replacement of Dutch merchants by merchants from Hamburg and Northern Germany in central ports of the area such as Bordeaux, Marseille or Livorno, provides ample evidence of this secular phenomenon.¹⁵

In this regard, we shall cite a contemporary; Lübeck's senator Mattheus Rodde (1754–1825). During the course of intense negotiations between Hamburg, Bremen and Lübeck on the question of whether an accord with the Barbary corsairs should be sought, he simply stated on 25 March 1794 that trade between Lübeck on the one hand and Spain and Portugal on the other was *as intense as never before*.¹⁶ Proper shipping between Iberia

10 Brian E. VICK, *The Congress of Vienna: Power and Politics after Napoleon*, Cambridge, London 2014, pp. 212–224.

11 He most likely had a short memorandum in mind: EISERMANN, *Halbmond*, p. 31; HANNEMANN, *Brême*, p. 78.

12 Ann THOMSON, *Barbary and Enlightenment. European Attitudes towards the Maghreb in the 18th Century*, Leyde 1987, pp. 123–142.

13 A statistical approximation on the Hanseatic losses in comparison to other Northern European states can be found in: Magnus RESSEL, *Protestant Slaves in Northern Africa during the Early Modern Age*, in: Simonetta CAVACIOCCHI (ed.), *Schiavitù e servaggio nell'economia europea*, Florence 2014, pp. 523–535.

14 Cf.: Ludwig BEUTIN, *Der deutsche Seehandel im Mittelmeergebiet bis zu den napoleonischen Kriegen*, Neumünster 1933, pp. 71–72, pp. 174–175.

15 On Bordeaux, cf.: Peter VOSS, *A Community in Decline? The Dutch Merchants in Bordeaux, 1650–1715*, in: Clé LESGER/Leo NOORDGERAAF (ed.), *Entrepreneurs and Entrepreneurship in Early Modern Times. Merchants and Industrialists within the Orbit of the Dutch Staple Market*, The Hague 1995, pp. 43–62; On Marseille: BEUTIN, *Seehandel*, pp. 157–160; Charles CARRIÈRE, *Négociants marseillais au XVIII^e siècle. Contribution à l'étude des économies maritimes*, Marseille 1973, pp. 266–288; on Livorno: Godefridus HOOGWERFF, *De Nederlandsch-Duitsche Gemeente te Livorno en haar kerkhof*, in: *Mededelingen van het Nederlandsch Historisch Instituut te Rome* 7 (1927), pp. 147–182, at pp. 172–174.

16 Lübeck, *Archiv der Hansestadt Lübeck (AHL)*, *Externa, Barbareskenstaaten* 5, *Promemoria* 25 March 1794.

and Lübeck was marginal, with four ships on average going towards Portugal or Spain on a yearly basis. Trade was conducted via Danish ships and, therefore, any possible entry into a peace settlement was to be attained only at a modest price.¹⁷ For Bremen, the situation was even better, as its merchants could buy cheap Hanoverian shipping passes which gave ships from this city the full protection of the British Empire.¹⁸ Only Hamburg had shipping interests in Southern Europe to defend: of the 100 ships that came from Portugal and entered the port of Hamburg in the year 1799, 57 were from Hamburg and 4 were from Lübeck.¹⁹

In the years around 1800, some German ships were lost to Moroccan corsairs.²⁰ This was due to a substantial increase in German shipping after the conquest of the Netherlands by the French army. Along the coast of Southern Portugal, the Hanseatics met Moroccan corsairs, who had become more active after the beginning of the general European conflagration in 1793.²¹ Despite the attention that these captures received in Germany, the overall losses remained small and it was comparatively easy to have the captured crews liberat-

ed.²² The Hanseatic cities intensified their negotiations with Morocco between 1790 and 1805 with the result that Hamburg finally concluded a peace treaty in 1805.²³

The years from 1806 to 1814 witnessed not only the marginalization of German long-distance shipping, but also a marked decline in piratical activity on the part of the Barbary states and a flourishing of commercial shipping under the flags of the regencies.²⁴ This was due to the high profits that the North African merchants could now make by providing transport services in the years during the continental blockade. However, this ended in 1814 with the re-issuing of the European de-facto embargo on North African shipping under the pretext of sanitary reasons.²⁵ The reaction on the part of the Barbary regencies followed quickly: the corsairs returned to their former profession. Some captures of Prussian and Hanseatic ships occurred again already in 1814, and reminded the Northern Germans of the limits their shipping would find in the post-Napoleonic world.²⁶

However, the Barbary corsairs were not a substantial problem for Northern Germany before, at and after the Congress of Vienna. There is an interesting hiatus between the public perception of the importance of the Barbary question and the way in which the politicians dealt with it. On the agenda of the latter, this topic usually received intense attention and often became the subject of detailed enquiries. It was always concluded that the costs of treaties with the Barbary powers were estimated as too high in relation to the presumed trade advantages. The standard example stated was that of Denmark: the kingdom paid,

17 The contemporaries were well aware of this: Johann Georg BÜSCH, *Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung, nebst zwei kleineren Schriften eines verwandten Inhalts*, Hamburg 1797, pp. 86–87, pp. 106–109.

18 HARDING, *North African*, pp. 41–43; cf. also fn. 30.

19 Ernst BAASCH, *Die Hansestädte und die Barbaresken*, Kassel 1897, p. 118.

20 Those lost included at least the following: three ships in 1798: 1 from Bremen, 1 from Hamburg, 1 from Prussia; one ship in 1801: 1 from Prussia; two ships in 1804: 2 from Prussia; two ships in 1805: 1 from Hamburg, 1 from Lübeck. Single losses were found in: Carl WEHRMANN, *Geschichte der Sklavenkasse*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 4 (1884), pp. 158–193, at pp. 179–180; BAASCH, *Hansestädte*, pp. 109–110; BEUTIN, *Seehandel*, p. 110; Antjekathrin GRASSMANN, *Nordafrikanische Piraten: Ein Dorn im Fleische der Hanseaten vom 16. bis 19. Jahrhundert*, in: Ortwin PELC (ed.), *Mythen der Vergangenheit: Realität und Fiktion in der Geschichte*, Göttingen 2012, pp. 159–178, at pp. 168–169. In the last article article, some losses from other years are wrongly ascribed to the year 1805.

21 Daniel PANZAC, *Les corsaires barbaresques. La fin d'une épopée 1800–1820*, Paris 1999, pp. 129–135; Jean-Louis MIÈGE, *Aspects de la course marocaine du XVIIe au XIXe siècle*, in: Michel VERGÉ FRANCESCHI/Antoine-Marie GRAZIANI (ed.), *La guerre de course en Méditerranée (1515–1830)*, Paris 2000, pp. 41–65, at pp. 59–60.

22 Johann Georg KOHL, *Das Haus Seefahrt zu Bremen*, Bremen 1862, pp. 116–117, Detlef QUINTERN, *Bremer Sklaven in Afrika? Zur Legende von den Piraten an der Barbareskenküste*, in: Hartmut RODER (ed.), *Piraten – Die Herren der Sieben Meere*, Bremen 2000, pp. 48–63, at p. 61.

23 BAASCH, *Hansestädte*, pp. 110–129.

24 PANZAC, *Les corsaires*, pp. 140–185.

25 Id., pp. 217–224.

26 Between 1814 and 1830 there were lost at least: 1816 four ships: 2 from Hamburg, 1 from Oldenburg, 1 from Lübeck, 1824 one ship: 1 from Hamburg, 1827 one ship: 1 from Hamburg. The single losses were found in: Bremen, *Staatsarchiv Bremen (StAB)*, 2-R.11.ee.5.d.2, *Bericht über die Fortsetzung der Feindseligkeiten der Barbaresken [...]*; BAASCH, *Hansestädte*, pp. 161–162.

according to a Prussian report from 1816, 124,800 piasters annually for the maintenance of all its peace treaties with Muslim powers in the Mediterranean, while it received only 25,500 piasters from the issuing of its 'Algerian passports' for the impressive fleet of 500 ships that sailed into the Mediterranean each year.²⁷ Bearing in mind the disadvantageous geographical position of Prussia's main harbors (Emden and Eastern Frisia went to the Kingdom of Hanover in 1815), Prussia could, at best, count on 30 ships annually in the Mediterranean.²⁸ Thus, any expensive endeavors to reach peace were not viable for Prussia.²⁹

The situation was slightly different for the Hanseatic cities. Their trade into the Mediterranean was not inconsiderable and some growth of the respective fleets was to be expected from a peace-treaty with the Barbary states. However, the structural facts here also tended to favor the status quo since long-distance trade was possible for the respective native merchants. We can illustrate this with the words of Bremen's senator Gildemeister in 1829 after a visit to Hamburg:

*"Hamburg, as well as Bremen, does not lack occasion to protect itself against the hostilities of the Barbary corsairs by using foreign flags ... Under the Hanoverian flag, Hamburg has three; under the Danish flag, it has more than twenty ships running".*³⁰

Even though Hamburg's businessmen mostly used the Danish flag for their trade into the Mediterranean, after 1815 this does not seem to have been a very profitable business for either the Danish shippers or the Hamburg merchants. If we look at Danish shipping into the Mediterranean, this was constantly decreasing between 1815 and

1830.³¹ We can deduce that Hamburg's trade into the Mediterranean was shrinking at the same time when it vigorously expanded into Latin America.³² It may be added that Hamburg's trade and shipping into the Mediterranean remained insignificant in the decade after the occupation of Algiers in 1830; mostly due to prohibitive tolls in Italy.³³ The marginality of the problem of the Barbary states for the Northern Germans is reflected in the instructions that the Hanseatic delegates to the Congress of Vienna received from their governments, in which it was hardly mentioned.³⁴

3. The rift between economic reality and political ideology around 1800

In the writings of the time, we often find another type of argument besides the economic, one that seems to us more central in the eyes of the public: prestige. The true scandal was the open and apparent discrimination against Germans on the ocean. Only Germans had to buy passports from foreign nations or charter ships under non-German flags.³⁵

Yet, this had been true for decades and had not caused too much consternation. The fact that this was different in post-Napoleonic Europe was due to a shift of perception of Northern Africa within

27 Alfred ZIMMERMANN, *Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik*, Oldenburg, Leipzig 1892, p. 116; in 1815, this was still worthwhile: Dan ANDERSEN, *The Danish Flag in the Mediterranean: Shipping and Trade, 1747–1807*, Copenhagen 2000, pp. 306–308.

28 ZIMMERMANN, *Geschichte*, p. 115.

29 Id., pp. 119–129; Magnus RESSEL, *Swedish Pomeranian Shipping in the Revolutionary Age (1776–1815)*, in: *Forum Navale* 68 (2012), pp. 65–103, at pp. 91–93.

30 StAB, 2-R.11.ee.5.d.2, Bericht von Senator Gildemeister, 12 August 1829. Bremen employed roughly two dozen ships under the Hanoverian flag in 1829: BAASCH, *Hansestädte*, p. 166.

31 While shipping was estimated at 500 Danish vessels per year with Mediterranean passes in 1816 (fn 27), just ten years later only 100 remained: StAB, 2-R.11.ee.5.d.2, August Wilhelm Pauli an Herrn Bürgermeister Smidt in Bremen, 24 December 1827.

32 Erwin WISKEMANN, *Hamburg und die Welthandelspolitik von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Hamburg 1929, pp. 148–150.

33 Adolph SOETBEER, *Ueber Hamburgs Handel*, Hamburg 1840, pp. 160–163.

34 Only the delegates from Lübeck and Bremen received short instructions to deal with the subject of the Barbary corsairs, while Hamburg's delegate received none at all: Michael HUNDT (ed.), *Quellen zur kleinstaatlichen Verfassungspolitik auf dem Wiener Kongreß. Die mindermächtigen deutschen Staaten und die Entstehung des Deutschen Bundes 1813–1815*, Hamburg 1996, p. 54, p. 64.

35 Johann Georg BÜSCH, *Über die durch den jezigen Krieg veranlaßte Zerrüttung des Seehandels [...]*, Hamburg 1793, pp. 88–93; ID., *Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung*, Hamburg 1797, pp. 86–87, pp. 106–109; ID., *Über das Bestreben der Völker neuerer Zeit einander in ihrem Seehandel recht wehe zu thun*, Hamburg 1800, pp. 16–19.

the European public, coming interestingly from France. Here, the discourse began to change in the year 1770. Hitherto, French writers had regarded Northern Africa mostly with benevolence and sometimes even idealized it.³⁶ This changed with the publication of the first edition of Guillaume-Thomas Raynal's (1713–1796) *Histoire des deux Indes*; here, Raynal broke decisively with French tradition.³⁷ He expressed hope for a *ligue universelle* that would conquer the Barbary states. The indigenous people would then be liberated and could, thereafter, turn to the manufacturing industry, commerce and civilization.³⁸

His text echoes some lines of French enlightenment with its manifold physiocratic touches. In France, several authors had advocated a stronger economic development by reducing the existing feudal bonds which allegedly kept French agriculture down.³⁹ While physiocracy was adhering on the outside to the structures of the age, this stream of thinking implicitly had an anti-aristocratic tendency and was thus most popular among bourgeois circles.⁴⁰ Raynal saw a similar scandal at work in Northern Africa and openly advocated for the removal of such an obstacle to economic and thus human progress. The fact that France profited most from the structures of Mediterranean trade in the 17th and 18th centuries proves that Raynal did not follow 'national' interests.⁴¹

Raynal's book achieved great success all over Europe, as evidenced by the many translations and several editions. Indeed, there had always been advocates of a crusade against the Barbary regencies since their beginnings in the 1520s. Yet such

voices had mostly come from Spain and Italy, and much more rarely from France.⁴² Raynal now legitimized an invasion, not in the name of God, but in the name of human progress. It fits this overall picture that, although not for his chapter on the Barbary states, Raynal's work was forbidden in late Ancien Régime France and he himself was exiled.⁴³

Among some German scholars who had an affiliation to the Danish monarchy, a different perspective on the Barbary states prevailed. Renowned authors like Dietrich Hegewisch (1746–1812) and Carsten Niebuhr (1733–1815), partly in response to Raynal, published important essays that exonerated the Barbary states mostly from fault and pointed towards the original European aggression of the early 16th century that had forced these states into becoming military republics that had to sponsor corsairing in order to survive.⁴⁴ The 'German scepticism' to an attack on the Barbary states can best be illustrated by the *Nachrichten und Bemerkungen über den algerischen Staat*: three monumental volumes on Algiers that were published between 1798 and 1800 by Christian Levsen (1757–1831).⁴⁵ Even though he extensively cited Raynal's plans for an invasion, he in fact regarded the likelihood of a military action of the Europeans against Algiers as slim. He gave preference to an end to the Turkish rule as the result of a revolution from the side of the oppressed Moors, and a subsequent process of civilizing the

36 THOMSON, *Barbary*, pp. 14–19, p. 46, pp. 55–57.

37 Guillaume-Thomas RAYNAL, *Histoire philosophique et politique des établissements, du commerce des européens dans les deux Indes*, vol. 4, Paris 1770, pp. 114–120.

38 *Id.*, p. 114.

39 Paul CHENEY, *Commerce*, in: Daniel BREWER (ed.), *The Cambridge Companion to the French Enlightenment*, Cambridge 2014, pp. 44–59.

40 John MACKRELL, *The Attack on 'Feudalism' in Eighteenth-Century France*, Buffalo 1973, pp. 133–162; David MCNALLY, *Political Economy and the Rise of Capitalism. A Reinterpretation*, Berkeley 1990, pp. 141–151.

41 Paul MASSON, *Histoire du commerce français dans le Levant au XVIIIe siècle*, Paris 1896, pp. 353–375; Daniel PANZAC, *La caravane maritime. Marins européens et marchands ottomans en Méditerranée (1680–1830)*, Paris 2004, pp. 178–183.

42 E.g.: Abd El Hadi BEN MANSOUR, *Alger XVIe-XVIIe siècle*, *Journal de Jean-Baptiste Gramaye 'évêque d'Afrique'*, Paris 1998, pp. 542–595.

43 On Raynal's exile: Alan C. KORS, *D'Holbach's Coterie: An Enlightenment in Paris*, Princeton 1976, pp. 228–230.

44 Dietrich HEGEWISCH, *Erörterung der Frage: Ist es recht, daß wir die Algerier, Tunetaner und Tripolitaner Seeräuber nennen? [...]*, in: *Id.*, *Historische, Philosophische und Literarische Schriften*, Hamburg 1793, pp. 18–32, at p. 25, p. 30; Carsten NIEBUHR, *Von den christlichen und mohammedanischen Korsaren*, in: *Deutsches Museum* 1787, p. 177–203 & 1788, pp. 81–88; *Id.*, *Noch etwas über die mohammedanischen Freistaaten in der Barbarei*, in: *Deutsches Museum*, Leipzig 1791, pp. 1–27.

45 Christian LEVSEN, *Nachrichten und Bemerkungen über den algerischen Staat*, vols. 1–3, Altona 1798–1800. This work has been incorrectly attributed to the Danish consul in Algiers, Baron Rehbindler, under whom Christian Levsen had worked: Friedrich BRÜSSOW, *Christian Levsen*, in: *Neuer Nekrolog der Deutschen* 9/1 (1833), pp. 106–107.

Algerians via more intense commercial relations with the wider world.⁴⁶

4. Herrmann's book

Professor Friedrich Herrmann was an exception in the learned German world due to his admiration for Raynal. He had been born in 1775 into a poor household in Saxony. The first thirty years of his life were marked by sacrifices, hard work and only limited gratification.⁴⁷ Becoming a professor at the Johanneum in Lübeck in 1806 was the reward for decades of hard work under poor conditions, which had left their mark on Herrmann's health. He suffered from a pulmonary disease from which he would die in 1819.

From February 1814 onwards, he wrote the text on the Barbary corsairs, in his own words, like a maniac.⁴⁸ The impetus of his work becomes clear from a brief look at the bibliography (he listed 133 titles from 1525 until 1809):⁴⁹ we find that Raynal's work is praised, while Levensen's account is belittled.⁵⁰ The strong influence of Raynal on his work can be perceived in most parts of his book.⁵¹ Herrmann avoided mentioning the real problems of Hanseatic shipping. He could have easily written on the de-facto discrimination against the Hanseatics by the greater sea powers in their letting the Barbary corsairs continue their preying. Yet he abstained from any tone critical of the greater powers. Herrmann chose the chord of French enlightenment, i.e. of Raynal. The Muslim corsairs did not stand in the way of the Hanseatics; they stood in the way of human progress.

The book is divided into four chapters. The first is titled *Historical Regards on the Barbary States*, the second *Historical Overview on the Relations of Barbary towards the European States during the Last Three Centuries*, and the third *Re-*

sources of the Barbary States in the First Half of the Nineteenth Century. One is tempted to regard these first three hundred pages as a simple summary of the existing literature. Only the fourth chapter *Observations on Piracy in the Mediterranean*, the sole one translated into French in 1816, is truly original. Here, Herrmann points out the obligation of the rulers to reinvigorate Europe after the Napoleonic wars. The chapter is written as a historical account, a political pamphlet, a religious plea and a liberal utopia. There, the crusade against the North African regencies follows almost naturally from a complete renewal of European politics.⁵² Despite its title, the focus here is therefore not on the Barbary states, but on the creation of a new society that combines liberalism and Christian piety.

It is not easy to decipher the ideological background and reasoning of its author. In the literature, it was hinted that Herrmann came from a background in German pietism and that this may have helped to form his basic convictions.⁵³ This is not implausible, since Herrmann was also a theologian and his sermons were known for their intensity and popularity.⁵⁴ Yet, the ideological mindset of Herrmann is more complex. We can identify in him one of the key exponents of the Hanseatic bourgeoisie in the early 19th century. Deeply influenced by the liberal, patriotic and pietistic thinking of his time, he sincerely wished for a fundamental reform of humanity. Such thinking could even transcend eurocentrism. In 1806, Herrmann had translated the English standard account on the revolution of Haiti and, in his foreword, stated sympathies for the black slaves.⁵⁵ His ideal was a world without slavery and oppression, and one that was morally educated and informed not by rationality but by a patriotic Christendom.

We can understand Herrmann's line of thought best if we look at his earlier work, *Der Nationen Fall. Ein Spiegel für Herrscher und Beherrschte*.⁵⁶

46 LEVSEN, Nachrichten, vol. 3, pp. 211–215.

47 On Herrmann's life we have to rely mostly on his funeral sermon: Karl KNORR, Leben Friedrich Herrmann's, in: Friedrich GÖRING (ed.), Den Manen Friedrich Herrmann's, Lübeck 1819, pp. 19–87.

48 Id., p. 78.

49 HERRMANN, Seeräuber [1815], pp. 417–438.

50 Id., pp. 431–437.

51 One example: [After the end of the Barbary states] "trade will get an extension of which we in Europe had hitherto no idea", see: Id., p. 400.

52 See esp.: Id., p. 406.

53 HANNEMANN, Brême, p. 79.

54 KNORR, Leben, pp. 37–38.

55 Marcus RAINSFORD/Friedrich HERRMANN, Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo besonders des auf derselben errichteten Negerreichs, Hamburg 1806, pp. VIII–IX.

56 Friedrich HERRMANN, Der Nationen Fall. Ein Spiegel für Herrscher und Beherrschte, Lübeck 1809.

In this 244-page book from 1809, he gives an overview of the developments of the last centuries, especially those of the 18th century, which, in the end, resulted in the French conquest of Europe. The book is a strong attack against a 'mechanized' enlightenment, which had led to self-interest and the killing of spirit and patriotic feelings. The age of reason was enthusiastic about its own discoveries, but it had forgotten the inner mind (*Gemüth*). The result was apathy among the people and indifference when the French armies came. Herrmann calls for a Christian renewal that will lead to true piety among the people.⁵⁷ The spirit of the nation lies in its religion and the states are invoked to embrace it and to immerse themselves in it in order to rise again. An organic unity of Christian conviction and national identification, expressed in its highest form of will by the state; that is the goal of Herrmann.⁵⁸ Such undertones soon got the author into trouble with the French authorities, especially after the annexation of Lübeck to the Napoleonic Empire in 1810. After 1812, he had to live in exile for many months in Mecklenburg.⁵⁹

Herrmann, who purportedly addressed his book on the Barbary corsairs to the princes assembled in Vienna, had only had bad experiences with non-republican rulers throughout his lifetime. Had his book really been only a call for them, he would certainly have been quicker⁶⁰ and the book presumably more concentrated. Instead, Herrmann wanted the book to be read by a wide audience, rulers and ruled alike, who were to then act in accordance with the innermost will of the European nations. The subtitle *a wish of the people* was not only a plea; we can also identify it here as a call for a better Christian policy in the future. Such thinking belonged to the new surge

of Pietism at the end of Napoleon's reign that was to permeate Europe for some decades.⁶¹ The harmony of religion and politics was Herrmann's ultimate aim and, in this matter, even a threatening tone was used towards the princes.⁶²

Herrmann was far from alone in this venture; in the second decade of the 19th century, pietism stood for political activism and thus a program of change in the veins of German liberalism.⁶³ This connection was dissolved in the third and fourth decades of the century and pietism became ever more associated with conservatism.⁶⁴ Until then, however, many German intellectuals with a bourgeois and protestant background dreamt of a harmonious unity between kings and nations within a re-Christianized Europe.

Such religiously embellished liberal thinking, however, was not unequivocally shared within the German intellectual world.⁶⁵ Even though Herrmann's publication certainly never lacked favorable reception within the intellectual public, the romantic, chivalresque, religious and liberal fervor was, in the end, too far-flung and ambitious: maybe fitting for the discursive world of the Holy Alliance, but problematic when applied to *realpolitik* made in Vienna.

5. Failure at the Congress and the aftermath

More sober were the politicians of the affected German states. Already in 1814, Bremen's senator Johann Smidt had discussed the topic with other

57 See esp.: Id., p. 95.

58 The similarities to Johann Gottlieb Fichte's oeuvre are manifold; a detailed comparison cannot be undertaken here.

59 KNORR, *Leben*, pp. 46–62.

60 While he was writing the book on the Barbary corsairs, he simultaneously studied the documentation on Russia in the Lübeck archives and published several poems: Karl GOEDEKE, *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Aches Buch: Vom Weltfrieden bis zur französischen Revolution 1830*, Berlin 2011, pp. 611–612; Hans-Bernd SPIES, *Russische Quellenforschung in Lübeck*, in: *Archivalische Zeitschrift* 77/1 (1992), pp. 127–144.

61 Gustav BENRATH, *Die Erweckung innerhalb der deutschen Landeskirchen 1815–1888. Ein Überblick*, in: Ulrich GÄBLER (ed.), *Geschichte des Pietismus*, vol. 3: *Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert*, Göttingen 2000, pp. 150–271, at pp. 156–159.

62 HERRMANN, *Seeräuber* [1815], pp. 409–410.

63 Ted CAMPBELL, *Christian Confessions: A Historical Introduction*, Louisville 1996, pp. 128–129.

64 Andreas GESTRICH, *Pietistisches Weltverständnis und Handeln in der Welt*, in: Hartmut LEHMANN (ed.), *Geschichte des Pietismus*, vol. 4, Göttingen 2003, pp. 556–583, at pp. 566–568.

65 Florian KERSCHBAUMER, *Sir Sidney Smith und die Barbaresken-Frage am Wiener Kongress*, in: Reinhard STAUBER/Florian KERSCHBAUMER/Marion KOSCHIER (ed.), *Mächtepolitik und Friedenssicherung. Zur politischen Kultur Europas im Zeichen des Wiener Kongresses* (Austria: *Forschung und Wissenschaft, Geschichte Bd. 9*), Berlin, Münster, Wien 2014, pp. 89–105, at pp. 101–102.

statesmen and his colleague Johann Friedrich in Paris.⁶⁶ Then, as well as afterwards, the Barbary question was always overshadowed by the quest of the cities to maintain their independence in the face of the territorial demands of the neighboring states.⁶⁷ One month after the beginning of the Congress, on 15 October, 1814, Lübeck's senator Hach wrote to the senate that the three Hanseatic delegates had deliberated to write a memorandum on the Barbary corsairs, and that he had been charged with this.⁶⁸ Even though this memorandum was lost by Bremen's delegate Smidt,⁶⁹ we roughly know its contents from the answer that Hach gave to the Turkish delegate in this regard: the trade of the Hanseatics in Southern Europe was too small in relation to the high tributes that the four Barbary states demanded.⁷⁰ The next texts we have on the affair were written by Smidt on 16 November to the senate of Bremen; here, he wrote that Metternich had given him the hint that a Hanseatic memorandum on the Barbary question would find sympathy from the side of the delegates. However, he could not come up with something "plausible", as he expressed it.⁷¹

After November, Smidt began to collaborate more intensely with Sidney Smith in his endeavors to liberate Northern Africa.⁷² Smidt even became a member of the *Chevaliers Libérateurs des Esclaves Blancs en Afrique*, the crusader order that Sidney Smith had founded in London. However, this was to no avail at the Congress, where Smith was ridiculed by most diplomats.⁷³ At this point, it seems that the Congress was more or less finished with the Barbary question. Prussia whose government had promised its port cities some help,⁷⁴ did

not take any action on this issue since matters of far greater importance, i.e. the Polish and Saxon questions, demanded constant attention and action from the Prussian diplomats.⁷⁵

However, Herrmann's book did make it to the Congress shortly before its conclusion. In February, it was finished and rapidly printed. On 3 March 1815 the first copies arrived in Vienna.⁷⁶ On 4 March, 1815, Lübeck's delegate criticized it quite harshly: the copies had been labeled, contrary to all etiquette, without distinguishing between the different ranks of the princes, and he found it far too long.⁷⁷ On 8 March, Hach was completely convinced that it would fail miserably:

*"The affair will remain even more certainly without success since the book has become too thick, has arrived too late and is written in German. All parties are already most annoyed by the long duration of the Congress and will certainly abstain from beginning new things."*⁷⁸

On 29 March, in the last letter on the affair, Hach mentioned a written comment of Hardenberg in which the Prussian chancellor expressed discontent with the work.⁷⁹ Thus, the book failed in its direct aim. Far too thick, written in German and arriving at a time when the Congress delegates were longing to return home and yet had to face the most unwelcome surprise of Napoleons return to power, it could not but remain a point of curiosity at the Congress.

Even if the book had arrived earlier in a shorter form in French, a crusade would not have resulted from its appeal. All calls at the Congress of Vienna and afterwards for an attack against the Northern African regencies found only rejection from the British side.⁸⁰ Yet we may safely presume that the book had not been written in vain and indeed had found its readership: the main appeal of the book received press coverage, and some diffu-

66 Wilhelm von BIPPEN, Johann Smidt, ein hanseatischer Staatsmann, Stuttgart, Berlin 1921, pp. 154–155.

67 Michael HUNDT, Lübeck auf dem Wiener Kongreß, Lübeck 1991, pp. 44–60; ID., Die mindermächtigen deutschen Staaten auf dem Wiener Kongress, Mainz 1996, pp. 68–81.

68 AHL, 01.1-06 - ASA Deutscher Bund, Wiener Kongress 1814–15, A3,1, bl. 144r.

69 Ibid., bl. 175r.

70 Ibid., bl. 147r.

71 StAB 2-M.3.a.2b Bd. 1, bl. 45v.

72 EISERMANN, Halbmond, pp. 44–51; ID., Johann Smidt, pp. 16–17; HANNEMANN, Brême, pp. 83–86.

73 ZIMMERMANN, Geschichte, pp. 116–117; KERSCHBAUMER, Sir Sidney Smith, pp. 95–99.

74 ZIMMERMANN, Geschichte, p. 115.

75 VICK, Congress of Vienna, pp. 278–320.

76 AHL, 01.1-06 - ASA Deutscher Bund, A 3,2, bl. 87r.

77 Ibid., bl. 97r–97v.

78 Ibid., bl. 205v.

79 Ibid., 104v. We may suppose that he had sensed the anti-royal tone of the work.

80 VICK, Congress of Vienna, pp. 218–221. In 1816 Castle-reagh told the Prussian resident in London that Spain had asked, unsuccessfully, for a British crusade against the North African regencies: ZIMMERMANN, Geschichte, p. 117.

sion of the book did take place among an audience of substantial importance.⁸¹ In Bremen, Herrmann received a medal for it in 1816, the same year that he published a shortened version in French for the international public. In the following years, it became, also via the second edition of 1817, a standard account for the German readership interested in the history and present state of the Maghreb states.

The following years saw some agitation within the Northern German coastal port cities for international, or at least, national action against the Barbary corsairs. Yet the voices of caution soon became more influential. On 7 June, 1817, the ship-owners and merchants of Hamburg's *Commerzdeputation* explicitly declared:

"These rover states do not start wars as long as they receive their tributes and are not insulted and, moreover, they have a far more rigid understanding of the law of nations than the maritime people of civilized Europe".⁸²

Such convictions also began to dominate at the latest after 1819.⁸³ The Hanseatics continued to use the ship-passes of Hanover or Denmark to conduct their trade towards and within the Mediterranean and, in the course of the 1820s, negotiated intensely with the regencies via British mediation. A peace accord was close when the French invasion of Algiers in 1830 made any continuation of such endeavors unnecessary.⁸⁴

6. Conclusion

In 1826, a co-director of the 'Hamburger Versicherungs-Gesellschaft' published a fundamental work on the relations of the Barbary states with the Hanseatic cities, especially with Hamburg.⁸⁵ This book was mainly a summary of Herrmann's work, yet, in its central statements, diametrically opposed it. The author asserted that the costs of a land war had been calculated in Vienna and these had been found to be too high.⁸⁶ He vividly pro-

posed a peace treaty between all of Germany and the Barbary powers as the most viable solution.⁸⁷ Herrmann's call for a crusade had been turned around, and now the same arguments were being used to support negotiations.

In 1815, the Hanseatic diplomats present in Vienna had treated the issue of the Barbary powers as a side affair and had left it open for future negotiations. And indeed, the period from 1815 to 1819 saw some activities from the Hanseatics to convince the greater powers of Germany and Europe to help them to solve the problem, in contrast to 1814/15 in Vienna. We may correct Vick in this regard in his idea that it had been Metternich or Castlereagh who had forestalled actions against the Barbary corsairs; perhaps more important had been the deliberate inactivity on behalf of the Hanseatic delegates.⁸⁸

This negligent treatment of the Barbary question on the part of the politicians brings us to the fundamental and recurring element of the anti-Barbary campaign. Its utopianism from the late French enlightenment did not square well with the realism of the Congress. The advocates of this movement had striven most strongly towards a new social order that was implicitly to the detriment of the monarchical structures of the age. It is thus fitting that a professor coming from a poor background, and who served in the republican city of Lübeck, sent a book full of erudition to an assembly of monarchs and appealed to them to destroy states at the other end of the Mediterranean – states with which most of the predecessors of these monarchs had stood in amicable relations for centuries. This 'supplication' was not only a plea to the leaders of Europe, but also a maneuver to win support from the European public and thus put the rulers under some pressure.

We should interpret the abortive wish for a crusade, which has its emblematic symbol in Herrmann's book for the Congress of Vienna, as an expression of bourgeois European liberalism at the beginning of the 19th century. The dream of such a crusade rose and fell not by chance with the first tide of this liberalism (1815–1819), and its utopian aims bear testimony to the short liaison between pietism and liberalism.

81 VICK, *Congress of Vienna*, p. 218.

82 BAASCH, *Hansestädte*, pp. 134–135.

83 HANNEMANN, *Brême*, p. 92; EISERMANN, *Halbmond*, pp. 112–117.

84 BAASCH, *Hansestädte*, pp. 151–180.

85 Peter TÖNNIES, *Merkantilisch-geschichtliche Darstellung der Barbaresken Staaten [...]*, Hamburg 1826.

86 *Id.*, p. 186.

87 *Id.*, p. 199–205.

88 VICK, *Congress of Vienna*, pp. 222–223.

III. Internationale Mächtepolitik

Einführung in die Sektion

Reinhard Stauber

Im Zuge eines globalgeschichtlich inspirierten Interesses an Imperien und ihren Herrschaftstechniken schenken neuere Studien zum Wiener Kongress von 1814/15 jenen mächtropolitischen Ereignissen und Strukturen wieder vermehrt Beachtung, die den besonderen Moment des in Wien versammelten „Europa ohne Distanzen“ (so Metternich in einer von Talleyrand überlieferten Redepassage von Ende Oktober 1814)¹ ausmachen.

Den harten Kern der politischen Verhandlungen in Wien bildeten territoriale Konflikte² – schon deshalb, weil der zentrale Auftrag des Kongresses, wie ihn der Erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 formuliert hatte, darin bestand, die Ausführung der dort in generellen Wendungen getroffenen Regelungen für ein dauerhaftes Gleichgewichtssystem in Europa sicherzustellen. Es ging dabei nicht um die Umsetzung eines abstrakten Grundsatzprogramms zur Gestaltung des europäischen Mächtesystems, sondern, überwiegend in der aus dem 18. Jahrhundert geläufigen Form eines auf Bevölkerungszahlen fixierten „Länderschacher[s]“,³ um territoriale Konstellationen und die Gestaltung strategischer Einflusszonen im Interesse der siegreichen Vier-Mächte-Allianz, die Ordnung, Stabilität und Ruhe garantieren sollten. Hier half, etwa hinsichtlich der Eindämmung Frankreichs oder der Zukunft Italiens, ein bemerkenswert weitgehender Grundkonsens der leitenden Staatsmänner dieser vier Mächte – mit einer Ausnahme, die den Kongress am Jahresende 1814 an den Rand des Scheiterns brachten: Polen.

Paul W. Schroeder hat eine deutliche Zäsur zwischen der antagonistischen Staatenwelt des

18. Jahrhunderts und dem institutionell unterfangenen, konfliktmindernden europäischen „Konzert“ des 19. Jahrhunderts postuliert.⁴ Sicher befand Europa sich mit der intensiven militärisch-politischen Kooperation 1813–1818 auf einer neuen Etappe seines Wegs zum „Staaten-system“, wenn man darunter ganz allgemein einen „regelgeleitete[n] Zusammenhang zwischen [...] staatlichen Elementen“ versteht, „der eines politischen Managements bedurfte“.⁵ Die in der neueren Forschung oft apostrophierte Neubegründung Europas als politisches Regelsystem beruhte stärker als bis dahin üblich auf multilateral festgelegten politischen Zielen: der hohen Priorisierung eines stabilen Friedens, der Schaffung kooperativer Strukturen und der Abschirmung Europas gegenüber den aktuellen Konflikten in den amerikanischen Kolonien. Daraus erklärt sich die „allgemeine geopolitische Stabilität“ des Kontinents, die ihrerseits die Voraussetzung für die erfolgreiche globale Expansion der westlichen Mächte im 19. Jahrhundert bildete.⁶

Das europäische „Konzert“ der „Wiener Ordnung“ war und blieb freilich ein stark hierarchisches System. Der Anspruch der vier „leading Powers“⁷ auf die exklusive Klärung von Grundsatzfragen in diesem engsten Kreis scheiterte im Herbst 1814 noch an den Differenzen um Polen, doch ab Juni 1815 sorgten der erfolgreiche Abschluss der Verhandlungen in Wien und der endgültige Sieg über Napoleon für ein weiter gestärktes Selbstbewusstsein der Monarchen, Minister

1 Vgl. Reinhard STAUBER, *Der Wiener Kongress*, Wien-Köln-Weimar 2014, S. 59–60.

2 Thierry LENTZ, 1815. *Der Wiener Kongress und die Neugründung Europas*, München 2014, S. 85.

3 Andreas FAHRMEIR, *Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850*, München 2010, S. 132.

4 Paul W. SCHROEDER, *The Transformation of European Politics 1763–1848*, New York 1994, S. 580.

5 Jürgen OSTERHAMMEL, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 674.

6 Vgl. John DARWIN, *Der imperiale Traum. Die Globalgeschichte großer Reiche 1400–2000*, Frankfurt-New York 2010, S. 218.

7 So Castlereagh im September 1814; zit. nach Klaus MÜLLER (Hg.), *Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses 1814/1815*, Darmstadt 1986, S. 185.

und Diplomaten Russlands, Großbritanniens, Österreichs und Preußens. Als „Tribunal eigener Schöpfung“,⁸ 1818 erweitert um das von der Besatzungsherrschaft befreite Frankreich, praktizierten die Großmächte ihre Rolle als Schiedsrichter und Träger militärischer Interventionen im Zeichen eines strikt am eigenen Vorteil ausgerichteten Sendungsbewusstseins.

Die Wiener Ordnung als „Arrangement autokratisch regierender imperialer Aristokraten“ zu kennzeichnen,⁹ das in der Vormärzzeit von einer zunehmend lebendigen und politischen Öffentlichkeit zunehmend herausgefordert worden sei, scheint überzogen, zumal Verfassungen in der Gedankenwelt der Entscheider in Wien durchaus eine Rolle spielten (der preußische König für Neuchâtel 18. Juni 1814, der Zar für sein Königreich Polen 27. November 1815, beide, zusammen mit dem Kaiser von Österreich, für die Freie Stadt Krakau 3. Mai 1815/15. Juli 1818). Ebenso fanden sich im Erfahrungsraum der Akteure des Wiener Kongresses zusammengesetzte Staatswesen frühneuzeitlicher Provenienz („composite states“) stärker verankert als zentralstaatliche Muster nach französischem Vorbild, was beispielsweise die Union zwischen Schweden und Norwegen von 1814 oder die föderalen Ordnungen für die Eidgenossenschaft und die Niederlande von 1814/15 bezeugen. In dieser Tradition zusammengesetzter, föderativer Staatlichkeit waren nationale Rechte und nationalstaatliche Verfasstheit keineswegs deckungsgleich; nationale Einigungspolitik überformte nicht notwendigerweise die Autonomie einzelner ethnischer Gruppen. Gerade im Fall multinationaler Imperien lassen sich mehrfache, abgestufte Loyalitäten zwischen Region, Einzelstaat und Zentrum beobachten, die mit Kategorien wie „Nationalität“ besser erfassbar ist als jener des „Nationalstaats“,¹⁰ Diesen Sachverhalt

sucht die neuere Forschung mit Formeln wie „föderativer Nationalismus“, „Nationalität im Staat“ oder „multinational nationality“ auf den Punkt zu bringen.¹¹

Das Europa der „Wiener Ordnung“ war ein Europa der Imperien, nicht der Nationalstaaten,¹² und es waren imperiale Orientierungen, die diese Intensivphase gemeinsamer europäischer Politik prägten, wie sich noch in den 1820er-Jahren mit den Interventionen Frankreichs in Spanien und Algerien, Österreichs in Neapel sowie Großbritanniens, Frankreichs und Russlands in Griechenland zeigte. Die politischen Spitzen der „leading Powers“ waren (Preußen ist hier wohl auszunehmen) durchweg imperial verfasste und imperial denkende Akteure, von denen zwei, in Großbritannien und in Russland, darüber hinaus „globale Ambitionen“ verfolgten.¹³ In Preußen entstand 1821 immerhin die erste theoretische Rechtfertigung des Interventionsprinzips.¹⁴ Die Eindämmung Frankreichs an seiner Nordostgrenze durch das neue Königreich der Niederlande, der Zerschneidung der schweizerischen Eidgenossenschaft, die Rekonstruktion des italienischen Raums und der kompromisslose Anspruch des Zaren auf den zentralen Teil Polens bezeugen eine „imperiale Neuzeichnung“ der Landkarte Europas, und die Peripherien Europas blieben auch im 19. Jahrhundert „ein umstrittenes Feld des Kon-

8 Mark MAZOWER, *Die Welt regieren. Eine Idee und ihre Geschichte von 1815 bis heute*, München 2013, S. 20, zitiert zustimmend eine Denkschrift Gents' von 1818.

9 Cemil AYDIN, *Regionen und Reiche in der politischen Geschichte des langen 19. Jahrhunderts (1750–1924)*, in: Sebastian CONRAD/Jürgen OSTERHAMMEL (Hg.), *Geschichte der Welt 1750–1870. Wege zur modernen Welt*, München 2016, S. 35–253, hier S. 75.

10 Dieter LANGEWIESCHE, *Reich, Nation, Föderation. Deutschland und Europa*. München 2008, S. 188, 206. Vgl. Brian E. VICK, *The Congress of Vienna. Power and*

Politics after Napoleon, Cambridge/Mass.–London 2014, S. 266–277, 284–288, 320, der am Beispiel des Umgangs mit der Bevölkerung des geteilten Polen sein Konzept der Anerkennung „for a multinational nationality“ entwickelt (S. 287).

11 Die Zitate in dieser Reihenfolge bei Dieter LANGEWIESCHE, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, München 2000, S. 55; Wolfram SIEMANN, *Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biografie*, München 2016, S. 519; VICK, *The Congress of Vienna*, S. 287.

12 Wolfram SIEMANN, *Der Wiener Kongress 1814/15. Restauration, Rekonstruktion oder imperiale Neuordnung Europas?*, Wien 2017, S. 21–25.

13 Ulrich MENZEL, *Die Ordnung der Welt. Imperium oder Hegemonie in der Hierarchie der Staatenwelt*, Berlin 2015, S. 773.

14 Karl Christoph Albert Heinrich VON KAMPTZ, *Völkerrechtliche Erörterung des Rechts der Europäischen Mächte in die Verfassung eines einzelnen Staats sich zu mischen*, Berlin 1821.

kurrenzkampfes zwischen Imperien“.¹⁵ Dabei beschränkten sich, wie Brian Vick in seinem grundlegenden Werk über die politische Kultur Europas im Brennspeigel des Wiener Kongresses dargelegt hat, die imperial-monarchischen „influence politics“ natürlich nicht auf diplomatische und militärische Aktionen, sondern schlossen medialen Einsatz, zeremonielles Pathos und symbolisches Handeln, alles berechnet auf Wirkung auf die öffentliche Meinung, ein.¹⁶

Die folgenden Beiträge, die zur Dokumentierung des Panels „Mächtepolitik“ der Wiener Tagung von 2015 ausgearbeitet wurden (ein Referat wurde nicht in schriftlicher Fassung eingereicht) sind diesen neuen, realistischen Sichtweisen verpflichtet und schöpfen ihre Argumente aus eingehender Quellenarbeit.

Die beiden ersten Beiträge nehmen mit Italien und der Schweiz europäische Regionen in den Blick, deren Gestaltung in territorialer wie in verfassungsmäßiger Hinsicht entscheidend durch Interventionen der vier alliierten Mächte geprägt wurde und an deren Beispiel auch den Zusammenhängen „zwischen internationaler Ordnung und Verfassungsordnung“¹⁷ nachgespürt werden kann. In den beiden folgenden Aufsätzen steht die Struktur des internationalen Regimes¹⁸ von 1815 selbst im Fokus; sie wird im Hinblick auf den Ausschluss des Osmanischen Reichs aus dem europäischen Garantiesystem bzw. auf die Camouflage innenpolitischer Interessen beim Abschluss der Quadrupelallianz im November 1815 analysiert und ausdrücklich auch nach ihren Schwachpunkten befragt.

Marco Bellabarba, Autor einer Geschichte der Habsburgermonarchie von 1765–1918,¹⁹ be-

schreibt in seinem Beitrag die Rekonstruktion des italienischen Raums auf dem Wiener Kongress. Als Hauptprobleme erwiesen sich die Ansprüche der spanischen Nebenlinie Bourbon-Parma auf die Toskana, Parma, Piacenza und Guastalla sowie die Frage des künftigen Regenten des Königreichs Neapel-Sizilien, das Joachim Murat mit allen Mitteln, Frontwechsel zwischen seinem Schwager Napoleon und den alliierten Mächten einschließend, zu behaupten suchte. Die staatenpolitische Fragmentierung der Halbinsel fand sich ab 1814/15 reduziert, vor allem durch die bleibende Aufhebung der alten Seerepubliken Venedig (seit 1815 Bestandteil der österreichischen (Vize-) Königreiche Lombardo-Venetien, Illyrien und Dalmatien) und Genua (1814 Sardinien-Piemont zugesprochen), was mit einem verstärkten Einfluss der Großmächte Österreich und Frankreich einherging. Der Nordteil der Apenninenhalbinsel galt unstrittig als Interessenssphäre Österreichs, das den dauerhaften territorialen Zuwachs in der Lombardei und Venetien als Kompensation für weitergehende Ansprüche in Polen betrachten konnte.

Bellabarbas besonderes Interesse gilt den für ein angemessenes Verständnis der Epoche wichtigen Zusammenhängen zwischen Innen- und Außenpolitik. Er beschreibt das auf den zentralen Werten von Legitimität und Stabilität gründende administrative Modell Metternichs und die Herausforderungen, in die es ab Juli 1820 geriet, als die Interessenskoalition zwischen der Habsburgermonarchie und den konservativen Eliten der italienischen Einzelstaaten durch den auf Sizilien ausbrechenden antizentralistischen Widerstand erstmals gefährdet wurde, was Anfang 1821 zur militärischen Intervention führte. Daraufhin entwickelte sich in den 1820er-Jahren eine zunehmend nationalistisch und moralisch negativ konnotierte Sicht der italienischen Eliten auf die Habsburgermonarchie, auf die die Wiener Politik zunehmend verständnislos reagierte und, wie Bellabarba abschließend bilanziert, die rücksichtslosen Methoden der napoleonischen „Zivilisierungsmission“ fortführte.

Die enge Verklammerung von territorialer Neukonfiguration, Reorganisation der Verfassungsverhältnisse auf mehreren staatlichen Ebenen und künftiger Rolle in der europäischen Politik prägte auch den Fall der schweizerischen

15 Zit. nach Jane BURBANK/Frederick COOPER, *Imperien der Weltgeschichte. Das Repertoire der Macht vom alten Rom und China bis heute*, Frankfurt-New York 2012, S. 414, 417.

16 VICK, *The Congress of Vienna*, S. 1–20, hier S. 7.

17 Nach dem Titel des Bandes von Gabriele SCHNEIDER/Thomas SIMON (Hg.), *Verfassung und Völkerrecht in der Verfassungsgeschichte: Interdependenzen zwischen internationaler Ordnung und Verfassungsordnung*, Berlin 2015.

18 Terminus in Anlehnung an MENZEL, *Ordnung der Welt*, S. 60.

19 Marco BELLABARBA, *L'impero asburgico*, Bologna 2014.

Eidgenossenschaft. Das Schweizer Gebiet war 1813/14, wie **Marco Jorio**, lange Jahre Chefredaktor des „Historischen Lexikons der Schweiz“ in seinem Beitrag darlegt, zu einem Konfliktherd erster Ordnung geworden, da zentrale Fragen der Gestaltung der „neuen Schweiz“ wie die Föderalisierung des Bundessystems, das Schicksal der sechs „neuen“, 1803 eingerichteten Kantone sowie Gebiete und Entschädigungen zwischen einzelnen Orten stark umstritten waren und konservative Eliten wie z. B. in Bern auf eine Restauration der Zustände von vor 1798 drängten. Die drohende Gefahr eines offenen Bürgerkriegs veranlasste die vier Regierungen der Siegerallianz schon vor dem Wiener Kongress, sich zu „intervenierenden Mächten“ zu erklären und auf der „Langen Tagsatzung“ in Zürich den Entwurf für eine neue Bundesverfassung („Bundesvertrag“) zu erzwingen.

Nachdem schon der Erste Pariser Friede die künftige Unabhängigkeit und Selbstregierung der Schweiz gesichert hatte, war auf dem Wiener Kongress über die Aufnahme von drei weiteren Kantonen (Genf, Wallis, Neuenburg), das Schicksals des Veltlin und Ansprüchen auf Entschädigungszahlungen zu entscheiden. Russland, Österreich, Preußen und Großbritannien setzten zur Behandlung dieser Fragen einen eigenen Ausschuss ein, in dessen Verhandlungen auch Frankreich, namentlich im Hinblick auf die Genfer Verhältnisse, rasch einbezogen wurde. Es war also nicht erst der Streit um Sachsen, sondern die Schweizer Agenden, die ab November 1814 den Weg zur Rückkehr des bourbonischen Frankreich als gleichberechtigter Partner in die europäische Diplomatie ebneten. Die Kommission der „Bevollmächtigten der in Schweizer Angelegenheiten intervenierenden Mächte“ (so die vollständige Bezeichnung) maß sich ausdrücklich und mit allgemeinem Einverständnis eine Funktion als europäischer Schiedsrichter zu. Da auch ihre Entscheidungskompetenz vollständig anerkannt wurde, konnte die Kommission bis März 1815 jene Grundlagen für die „neue Eidgenossenschaft“ schaffen, wie sie in einer Acht-Mächte-Deklaration am 20. März 1815 bestätigt wurden und nach Jorios Urteil „gesamthaft positiv“ ausfielen.

Die Analysen von Miroslav Šedivý und Mark Jarrett, beide exzellente Kenner der Original-Überlieferung, eint eine skeptische Einschätzung

der friedensstiftenden und -sichernden Leistungen des „Europäischen Konzerts“.

Miroslav Šedivý, Verfasser mehrerer eingehender Monographien zur Mächtepolitik im Vormärz,²⁰ stellt neben den stabilisierenden die antagonistischen Grundstrukturen der europäischen Mächteordnung nach 1814/15 heraus, besonders anhand des Umgangs mit dem Osmanischen Reich, das außerhalb dieser Ordnung verblieb. Auf dem Wiener Kongress wurde eine Einbeziehung der Hohen Pforte zumindest in die diplomatischen Netzwerke von Metternich und Castlereagh kurzzeitig zur Debatte gestellt, scheiterte aber am Widerstand vor allem des Zaren. Obwohl eine Einbeziehung des Osmanischen Reichs in ein Garantiesystem für den territorialen Status quo noch wiederholt diskutiert wurde, konnte sich die Pentarchie vom Beginn der Auseinandersetzungen in und um Griechenland 1821 bis hin zum Krimkrieg 1853/56 nie auf eine einheitliche politische Haltung gegenüber der Pforte einigen. Šedivýs konsequente Perspektive von Südosten her zeigt mit der Ausklammerung der Diskussion der mit dem Osmanischen Reich zusammenhängenden Probleme also die Grenzen des Kongress-Systems, das eigentlich auf die Garantie von Stabilität ausgerichtet war, deutlich auf. So warnt der Autor so auch vor einer zu optimistischen Bewertung des Europäischen Konzerts, wie sie etwa Paul W. Schroeder („international system of political equilibrium“)²¹ oder Matthias Schulz („Sicherheitsrat“)²² vertreten haben.

Schlussstein wie Kernelement der postnapoleonischen Ordnung Europas gleichermaßen war die nach dem endgültigen Sieg über den Kaiser der Franzosen gleichzeitig mit dem Zweiten Pariser Frieden im November 1815 abgeschlossene „Quadrupelallianz“. Ihrem politischen Kern nach war sie die letzte Erneuerung der Kriegsallianz gegen Napoleon, die die leitenden Minister Russ-

20 Miroslav ŠEDIVÝ, *Metternich, the Great Powers and the Eastern Question*, Pilsen 2013; DERS., *Crisis among the Great Powers. The Concert of Europe and the Eastern Question*, London-New York 2017; ID., *The Decline of the Congress System. Metternich, Italy and European Diplomacy*, London-New York 2018.

21 SCHROEDER, *Transformation*, S. 580.

22 Matthias SCHULZ, *Normen und Praxis. Das Europäische Konzert der Großmächte als Sicherheitsrat, 1850–1860*, München 2009, S. 4–20.

lands, Österreichs, Preußens und Großbritanniens auf Betreiben Castlereaghs im März 1814, während der Kampagne in Frankreich, auf 20 Jahre abgeschlossen hatten. Der angesprochene Kern des Vertragswerks bestand in seiner anti-französischen Ausrichtung, zuerst gegen Napoleon selbst, nach seiner Verbannung gegen alle eventuell auflebenden Tendenzen zu expansiver Politik. Die Quadrupelallianz sah in ihrer Fassung vom November 1815 u. a. regelmäßige Treffen der monarchischen Souveräne oder ihrer Minister zur Beratung friedenssichernder Maßnahmen vor und war deswegen ein besonders wichtiges Signal für die Absicht der siegreichen Allianz, ihr Zusammenwirken politisch fortzusetzen. **Mark Jarrett**, der eine wichtige Zusammenfassung zur Diplomatiegeschichte des Wiener Kongresses und des Europäischen Konzerts vorgelegt hat,²³ verfolgt in seinem Beitrag die Entstehungsgeschichte der Allianz vom 20. November 1815 anhand archivalischer Materialien. Er geht dabei der zentralen Frage nach, ob das Vertragswerk tatsächlich als Kernstück des Kongresssystems zur Garantie des Friedens in Europa gelten kann oder vielmehr die antifranzösische Allianz im Zeichen von Revolutionsfurcht und zunehmender Repressionsbereitschaft fortschrieb.

Für die Allianz von 1815 sind Entwürfe von russischer und britischer Seite erhalten. Aus Jar-

retts Analyse ergibt sich ein starkes Motiv der britischen Diplomatie (das diese freilich möglichst verborgen zu halten suchte), nämlich die Herrschaft der restituierten bourbonischen Monarchie, konkret der Person Ludwigs XVIII., zu garantieren und gegen alle vermuteten Umsturzversuche zu stabilisieren. Als 1818 die alliierte Besatzungsarmee aus dem Nordwesten von Frankreich abgezogen und Ludwig XVIII. als gleichberechtigtes Mitglied des europäischen Konzerts der großen Mächte aufgenommen wurde, stellte St. Petersburg nochmals eine europäische Liga zur formalen Garantie des territorialen Status quo zur Diskussion. Die britische Politik aber war nicht bereit, sich so weitgehend zu binden. Castlereagh, der sich im Unterhaus ab 1820 angesichts finanzieller Nöte und sozialer Unruhen zunehmender Angriffe erwehren musste, hatte deswegen die Bindung Großbritanniens an die Politik auf dem Kontinent systematisch herunterzuspielen. Deswegen interpretierte die Allianz von 1815 nun als Bündnis, das sich hinsichtlich seiner militärischen Verpflichtungen immer nur strikt auf Frankreich und die Stützung der Bourbonen bezogen habe, um so eine Debatte über gemeinsame militärische Interventionen anderswo (akut 1820 Spanien und Neapel) von vorneherein abzuwenden.

23 Mark JARRETT, *The Congress of Vienna and its Legacy. War and Great Power Diplomacy after Napoleon*, London 2013.

The Congress of Vienna and the Italian Peninsula*

Marco Bellabarba

* Translation by Riccardo James Vargiu

The history of the relations between the Congress of Vienna and the Italian Peninsula is rife with contradictions and misunderstandings. Its starting point, which seems apparently clear, lies in the peace treaty between France and the allied forces, signed in Paris on 30 May 1814. In addition to reserving an area of influence for Austria in Northern Italy, article 6 of the treaty laconically states that “L’Italie [...] sera composée d’Etats souverains.” The future congress’s work, and even more so Austria’s foreign policy, would draw inspiration from such a statement.

Reinhard Stauber has effectively described Metternich’s *italienisches Programm*: “Restitution der Einzelstaaten des Ancien Régime ohne Verfassungen und ein loses Föderativsystem mit polizeiähnlichen Aufgaben zur Unterdrückung jeglicher ‘Unruhe’ [...]. Die Taktik, die er auf dem Kongress verfolgte, bestand darin, die Behandlung aller italienischen Fragen so weit wie möglich aufzuschieben, vor allem um den Gang der Ereignisse in Neapel abzuwarten.”¹

First of all, we must observe that “the putting aside of Italian problems revealed the fundamentally marginal role played by the [Italian] Peninsula in the context of European balances that the congress aimed to establish.”² In order to understand Italy’s position at the meetings in Vienna

– and, more importantly, in order to understand that what followed was less *Restitution* than actual reconstruction of the Italian political space – we must begin with the country’s original weakness. The period in which this ‘reconstruction’ may be placed starts with the Treaty of Paris, continues throughout the meetings held in Vienna, and may be seen to end with the revolutions of the 1820s.

Let’s turn to the ways in which this reconstruction process came to fruition. The Treaty of Vienna that was concluded in 1815 after the final defeat of Napoleon at Waterloo allegedly ‘restored’ the map of Italy to a state similar to that of 1748, though in fact it reduced the political fragmentation of the peninsula, strengthened the main states (the kingdoms of Sardinia and Naples, and the Austrian dominions), and suppressed all the ancient republics.³ Genoa and its territories were joined to Piedmont, as part of an enlarged Kingdom of Sardinia, under the House of Savoy, “the shield of the Austrian possessions in Italy”, as Ferdinand Anton von Bubna, Austria’s military governor in Piedmont, wrote in a letter to Metternich.⁴

1 Reinhard STAUBER, *Der Wiener Kongress*, Wien, Köln, Weimar 2014, p. 152.

2 Vittorio CRISCUOLO, *Il Congresso di Vienna*, Bologna 2015, pp. 99–100. As noted also by Heinz DUCHHARDT, *Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15*, München 2014, p. 83: “Die anfänglichen Überlegungen in Wien, von der Aufteilung des Großherzogtums Warschau selbst zu profitieren, wurden [dagegen] nicht sehr nachdrücklich betrieben, umso weniger als der Zar eine Zeit lang nicht ohne Geschick die italienische Karte gespielt und die Hofburg zu überzeugen versucht hatte, besser auf italienische statt auf südpolnische Arrondierungen zu setzen.”

3 Excepting, of course, the tiny Republic of San Marino. On the other hand, during the meeting between Genoese ambassador Antonio Brignole Sale and Francis I in Paris in May 1814, the latter pointed out, rather brusquely, that the era of republics was permanently over in post-Napoleonic Europe: see Lorenzo SINISI, *Giustizia e giurisprudenza nell’Italia preunitaria. Il Senato di Genova*, Milano 2002, pp. 12–13. On the complex negotiations for the surrender of Genoa, see Brian E. VICK, *The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon*, Cambridge, London 2014, pp. 244–245.

4 Narciso NADA (ed.), *Le relazioni diplomatiche fra l’Austria e il Regno di Sardegna, I series: 1814–1830*, vol. 1 (24 April 1814–17 July 1820), Roma 1964, p. 49. As aptly noted by Luigi MASCILLI MIGLIORINI, *Metternich, L’artefice dell’Europa nata dal Congresso di Vienna*, Roma 2014, p. 149, the surrender of Genoa to Piedmont was instrumental to Austria in that it served as a barrier against a hypothetical French invasion; at the same time, though, it created a more authoritative and independent state, one more suited to bring together those in favor of uni-

From the very beginning, as the Prussian delegate Wilhelm von Humboldt put it, it was clear that “the Italian question was a Mediterranean one, and powers with an important position in that sea – thus, Austria and Great Britain – could not help but be interested in the matter.”⁵ He intentionally omitted the two other great Mediterranean powers, France and Spain, which, sure enough, tried to make their own interests carry some weight in the most complex issue addressed in Vienna, the one regarding the Kingdom of Naples.⁶

At the opening of the congress, two Neapolitan delegations were present: one representing the king in office, Joachim Murat, and one representing the Bourbon court of Ferdinand IV, in exile in Palermo, which demanded restitution of the kingdom occupied by Napoleonic forces in 1806.⁷ In a famous report sent to the British Prime Minister Liverpool,⁸ the Secretary of State Castlereagh explained that “the affairs of Italy” – starting with the layout of Northern Italy and the incorporation of Genoa into the Kingdom of Sardinia, already decided in Paris – had to be tackled by another “subdivision.” Later, the issues regarding the borders of the Papal State, the Duchies of Central Italy (Parma, Modena, Piacenza), and the Kingdom of Naples, which in those months was still being ruled by Napoleon’s son-in-law Joachim Murat, would be addressed.

Overall, the congress’s stance was unfavorable to Murat; the Spanish and the French pushed for a branch of the Spanish Bourbon dynasty to be

restored to the throne. Yet it was ultimately⁹ Metternich who prepared a *Memorandum* in February 1815, calling for the return of the former king, Ferdinand IV. This agreement, signed by France and England, became the leading powers’ only possible solution when Murat suddenly sided with Napoleon during his ‘Hundred Days’. The short war against the Neapolitan army between March and May 1815 sanctioned Metternich’s decisions. The Austrians entered Naples on 21 May, and, by uniting Southern Italy and Sicily under the same crown, Ferdinand IV King of Naples became Ferdinand I, “roy du royaume des Deux-Siciles.”¹⁰

Meanwhile, in mid-April, the birth of the Lombardo-Venetian Kingdom had been officially proclaimed, and the political geography of Central Italy had been mapped out without great controversy: the Duchy of Modena, Reggio Emilia and Mirandola was returned to Francis IV of Habsburg-Este, while the Grand Duchy of Tuscany was assigned to the brother of Emperor Francis I, the Grand Duke Ferdinand III. A solution favorable to the Austrians was likewise found for the Duchy of Parma, Piacenza and Guastalla, which went to Napoleon’s second wife, Marie Louise of Habsburg, under the agreement that after her death these territories would be returned to the Bourbons, legitimate masters of the duchies in 1796.¹¹

The condition of the Papal State was far more complicated. “In post-Napoleonic Europe, which was heavily influenced by the ideas of the Enlightenment, the survival of the papacy as a territorial entity was not only dependent on political considerations, but also on philosophical, theological, and

fyng Northern Italy (supporters of this project had not disappeared with the end of the Napoleonic presence). Thus, a strengthened Piedmont was a clear contradiction in the Austrian project of hegemony over Northern Italy, to such an extent that the project may be viewed, though perhaps not from the onset, as having been “far less conclusively decided than Metternich purported to believe.”

5 MASCILLI MIGLIORINI, Metternich, p. 147.

6 VICK, Congress of Vienna, p. 18: “Much remained undecided about the settlement in Italy, a particularly sensitive area given Napoleon’s history in the peninsula and the continued presence of his former marshal Joachim Murat as king of Naples.”

7 CRISCUOLO, Il Congresso, p. 101.

8 Klaus MÜLLER (ed.), Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses 1814/15, Darmstadt 1986, pp. 198–200, no. 28, 21. November 1814.

9 As already written by Walter MATURI, Il congresso di Vienna e la restaurazione dei Borboni a Napoli, in: Rivista storica italiana 5 (1938), no. 3, pp. 32–72, and no. 4, pp. 1–61.

10 STAUBER, Wiener Kongress, p. 161. From a political point of view, the agreement the new king made with Emperor Francis I, with which he committed himself to setting up the kingdom following the Austrian model – that is, without granting a constitution – was very important.

11 For a detailed description, see CRISCUOLO, Il Congresso. A special committee appointed to deal with Tuscan matters (formed by delegates from Austria, Russia, France, England, and Spain) rejected the demands set forth by Labrador to assert the hereditary claims of the Bourbons over the former Napoleonic Kingdom of Etruria.

above all cultural factors.”¹² At first, cardinal Ercole Consalvi demanded the full restitution of the Papal State both in Italy and in France. But that was not all. The more reactionary curial cardinals, characterized as “zealous”, believed they could ask for the restitution of all Church goods and assets nationalized during the revolution. In the end, Consalvi, fearing that an exceedingly obscurantist policy would alienate support for Rome by European powers, opted for a more moderate course, and aimed at the reintegration of provinces under Austrian and Neapolitan rule. With a few minor exceptions, these territories (the legations of Bologna, Romagna, and Ferrara; the legations of the Marches; and the enclaves of Pontecorvo and Benevento) were handed back to the Pope.¹³

At this point, the settlement of Italy could be said to be complete. In any case, it was neither restoration nor restitution, with the exception of some areas.

The Lombardo-Venetian Kingdom that Metternich sought to establish was a wholly artificial organism, created ‘from scratch’, with no historical traditions shared by its two parts, and geographical borders entirely different from those in place both at the time of the *Ancien régime* and under Napoleon. The Papal State had effectively been ‘re-founded’, and people (including those of Bologna, and of the Marches) who had long experienced life under more modern states were once again brought under the papacy.

The rift produced in Southern Italy was even more glaring. On 8 December 1816, Ferdinand IV – now Ferdinand I, King of the Two Sicilies – ascended to the throne of a state whose existence contradicted the very principle of legitimacy that had informed the intentions of the plenipotenti-

aries convened in Vienna. The newborn reality had a completely different connotation from the past one, starting with its official name, which dropped any reference to Naples. The merging of the two components (the South and Sicily), which up to 1815 had only been united by their common sovereign, amounted to the birth of a new state, and to the demise of the Kingdom of Sicily, one of Europe’s oldest states.¹⁴

All this resulted in a huge extension of the Austrian sphere of hegemony over the entire Italian Peninsula, and not only over Lombardy-Venetia.¹⁵ If it is true that the prevailing attention to the problems of Germany and continental Europe allowed the “great invasion of Italy on the part of Austria,” as noted by a French observer, it is also true that right from the start the specific forms of this “invasion” suffered from the difficult balance between its components.¹⁶

According to an authoritative historiographic tradition, after 1815 a period started in which the alliance between Vienna, the Italian governments, and the Church caused an inevitable clash between progress, represented by Italian liberals, and reaction, represented by the Restoration governments. In Lucy Riall’s well-written words: “One consequence of this implicit ‘Whiggish’ approach to the Italian Risorgimento is that Restoration government has rarely been the main focus of analysis”.¹⁷ But we could add at least two other consequences of this ‘Whiggish’ approach. First, the failure to recognize that Italy was not only a matter of international policy for the Habsburg Empire: “[F]or Austria, Italian problems were domestic prob-

12 Roberto REGOLI, Cardinal Consalvi and the Restitution of the Papal States, in: Heinz DUCHHARDT/Johannes WISCHMEYER (ed.), *Der Wiener Kongress – Eine kirchenpolitische Zäsur?*, Göttingen 2013, pp. 113–126, at p. 116.

13 In fact, in spite of the many difficulties, “Consalvi succeeded in performing a minor miracle in Vienna by having the territorial integrity of the Papal States reaffirmed and by re-integrating the Holy See into the international arena”: see REGOLI, Cardinal Consalvi, p. 118. On the condition of the Papal State specifically, and on the political and intellectual climate during the Restoration generally, the book by Adolfo OMODEO, *Studi sull’età della Restaurazione*, Torino 1970, continues to be very useful.

14 Angelantonio SPAGNOLETTI, *Storia del Regno delle Due Sicilie*, Bologna 1997, pp. 11–12, also notes that the “Kingdom of the Two Sicilies perceived itself to be the greatest Italian power, upheld by a dynasty associated with the greatest European houses, and that therefore, despite a subsequent wholly Italy-centric historiographic vision, many believed that, if only it had wanted to, it could have acquired hegemony over the entire peninsula”.

15 STAUBER, *Wiener Kongress*, p. 161, rightly observes “eine enorme Ausweitung der Hegemonialsphäre der Habsburgermonarchie in Norditalien, die bis dahin auf der Lombardei und Venezien, vereinigt in einem neuen Königreich, beruht hatte.”

16 MASCILLI MIGLIORINI, *Metternich*, pp. 149–150.

17 Lucy RIALL, *The Italian Risorgimento. State, Society and National Unification*, London, New York 1994, p. 15.

lems, both in the sense that Lombardy-Venetia was part of the Habsburg Monarchy, and in the sense of the central position the peninsula occupied in the Austrian power system during the Restoration era.¹⁸ Second, the failure to understand how Vienna's policy changed toward the two main Italian states, the Kingdom of Sardinia and the Kingdom of the Two Sicilies.

During a meeting held on 13 November 1814, the Spanish plenipotentiary Labrador proposed that, similar to what had been accomplished by instituting a 'deutsches Komitee', an *ad hoc* committee should be created for Italy. Metternich opposed this solution, however, and drew attention to political-institutional differences between countries north and south of the Alps. While Germany could be rebuilt as a federal 'Staatenbund' in keeping with the agreements of Paris, Italy lacked strong enough political ties to make such a solution viable. Using a metaphor that would later become very well known, the chancellor described Italy as "une réunion d'États indépendants compris sous la même dénomination géographique".¹⁹ These "independent states" could thus be dealt with separately, starting with Genoa, whose fate had been settled back in Paris, as we've noted, and moving later to the other territories, which were tackled in no pre-established order. While Metternich acknowledged that the peninsula had for centuries possessed historical and geographic unity, he also maintained that this cultural identity was incapable of giving rise to political identity, much less to political unity. In his opinion, the threat of a national revolution in Italy would therefore remain insubstantial until a European power was interested in fueling sentiments of independence there.²⁰

From this perspective it is possible to understand the reforms Metternich promoted in Italy,

in Lombardy-Venetia, in the Papal State, and in the Kingdom of the Two Sicilies, "to reconcile absolutist political structures with the need for political innovation," in the belief that "an efficient, modern bureaucracy and a centralized administration were crucial to the establishment of absolute authority".²¹ What he favored was a modernization process that was modeled on Austria, but was also shared by government elites, by the moderate public opinion, and by Italian liberal intellectuals.²²

This compromise among dynasties, conservative and liberal groups, provided the main support for Austrian policy after the congress: "This was important, practical common ground"²³ among Italian elites and the Habsburg regime. But while "no word recurred as frequently among the writers of the period as stability", it was equally true that, "everywhere, it was only through elitism that this order survived and was allowed to establish relative peace and stability", as observed by Michael Broers.²⁴ For some years, the rigid legitimism of the Restoration seemed to have opened a period favorable to small Italian states. On the strength of their newly recognized historical rights, these had no difficulty in "receiving protection from a great foreign power without 'becoming dependent' on it".²⁵

21 RIALI, *The Italian Risorgimento*, pp. 19–20.

22 As already noted by Paul W. SCHROEDER, *Did the Vienna Settlement Rest on Balance of Power?*, in: *The American Historical Review* 97/3 (1992), pp. 683–706, at p. 702: "Austrian hegemony in Italy was too exclusive and politically conservative, but it was legal, unaggressive, and non expansionist, in stark contrast to Austria's Italian ambitions during much of the war. On the whole, Austrian support was welcomed by Italian regimes as a barrier against revolution and war."

23 Michael BROERS, *The Quest for a "Juste Milieu": the Restoration as a Silver Age?*, in: Reinhard STAUBER/Florian KERSCHBAUMER/Marion KOSCHIER (ed.), *Mächtepolitik und Friedenssicherung. Zur politischen Kultur Europas im Zeichen des Wiener Kongresses* (Austria: Forschung und Wissenschaft: Geschichte, Bd. 9), Berlin, Wien u. a. 2014, pp. 33–36, at p. 38.

24 BROERS, *The Quest*, in: STAUBER/KERSCHBAUMER/KOSCHIER (ed.), *Mächtepolitik*, p. 44.

25 Luca MANNORI, *Alla periferia dell'Impero. Egitonia austriaca e immagini dello spazio nazionale nell'Italia del primo Risorgimento (1814–1835)*, in: Marco BELLA-BARBA/Brigitte MAZOHL/Reinhard STAUBER/Marcello

18 Angelo ARA, *Fra nazione e impero. Trieste, gli Asburgo, la Mitteleuropa*, Milano 2009, p. 42.

19 Metternich's assessment of the Italian situation, which he set forth in a conversation with the Spanish ambassador Gómez Havelo Pedro de Labrador, is provided in full in Comte D'ANGEBERG [Leonard Jakòb Borejko CHODZKO], *Le Congrès de Vienne et les traités de 1815*, Paris 1844, vol. II, pp. 424–425. An effective presentation of the "Italian question" at the congress may be found in STAUBER, *Wiener Kongress*, pp. 68–69, p. 151–167.

20 MASCILLI MIGLIORINI, *Metternich*, p. 148.

The Italian administrative monarchies survived thanks to a delicate mix of outside support (by the Habsburg Empire) and approval by military and intellectual elites, largely bred during the Napoleonic era, of the policies of the restored dynasties. It was a fragile balance, however, which broke as early as 1820–21, when revolutions started in Naples, Sicily and Piedmont. Metternich, who over the course of the previous years had for the most part minimized the risk of riots in Italy,²⁶ was deeply shaken by the revolution in Naples.²⁷

“Naples was supposed to serve the same purpose in Italy as did Prussia in Germany: to act as Austria’s partner in preventing innovations. A secret Austro-Neapolitan treaty of June 12, 1815, bound Ferdinand I to introduce no changes into his government incompatible with the form used by Austria in governing Lombardy-Venetia”.²⁸ Metternich completely misunderstood the meaning of the Neapolitan revolts. He mistook them for a revolution waged by the *Carbonari* against the legitimate monarchic power. After all, his assessment of the influence of the *Carbonari* ‘sects’ as a cause for the revolts was shared by all the

European diplomats of the time. Ministers Castlereagh and Talleyrand, as well as the English envoy in Naples, William A’Court, believed the revolution to be the result of a conspiracy on the part of the *Carbonari*. Toward the end of August 1820, A’Court wrote to Castlereagh that the *Carbonari* threatened the survival of the kingdom: “The existence of these formidable sects renders the business much more complicated than in Spain, and much more difficult to be brought to a successful issue. How can any government go on, if there exists an occult power infinitely more strong than that of executive government, and having objects and interests totally unconnected with those of the Nation?”²⁹

In actual fact, the situation was far more complex. The agents of the revolution were the provinces, and particularly Sicily, which had reacted to the centralization of the monarchy, or, as Luigi Blanch – one of the leading figures of the revolution – later remarked, “l’esprit provincial qui voulait le plus possible et par degrés s’affranchir de la Capitale, et l’esprit communale contre le reste de l’ancienne aristocratie et la forme d’administration centrale”.³⁰ The real objective of the revolution in the southern kingdom had been the “tendance au fédéralisme” on the part of the elites in the periphery. The latter reacted thus to the Napoleonic-like centralism from which the new Bourbon government drew inspiration.³¹ Yet fear of revolutionary contagion made Metternich view Italy in an entirely new light, as a land in the

VERGA (ed.), *Gli imperi dopo l’impero nell’Europa del XIX secolo*, Bologna 2008, pp. 309–346, at p. 330.

26 For example, in his famous *Mémoire* on the conditions of Italy, which he sent to Emperor Francis I on 3 November 1817, he concluded: “Nous constatons que le mécontentement est général dans ce pays [...] que cette fermentation est entretenue par les différentes sectes, dont la tendance est inquiétante sans doute, mais qui pourtant, faute d’une direction centrale, des chefs connus, d’un plan concerté et suivi, son bien moins dangereuses qu’on ne pourrait le craindre; que, malgré l’existence de cet élément d’agitation, il n’y a pas de mouvement révolutionnaire à redouter en Italie tant que les agitateurs ne seront pas poussés et soutenus par une puissance étrangère; enfin que présentement aucun puissance ne peut nous inspirer de sérieuses inquiétudes à cet égard”: Klemens von METTERNICH, *Mémoires, documents et écrits divers laissés par le prince de Metternich chancelier de cour et d’État*, tome III, Paris 1881, p. 81.

27 The English Minister Castlereagh expressed the same surprise in a letter dated 29 July to his brother-in-law Charles Stewart: “[We] cannot but witness with increased surprise and grief the forcible subversion of the Govt. of Naples”; cit. in Mark JARRET, *The Congress of Vienna and its Legacy. War and Great Power Diplomacy after Napoleon*, London, New York 2014, p. 237.

28 Paul W. SCHROEDER, *Metternich’s Diplomacy at its Zenith*, Austin/Tx. 1982, pp. 53–55.

29 JARRET, *Congress of Vienna*, p. 235.

30 Luigi BLANCH, *Mémoire sur le Royaume de Naples* (October 1822), in: *Scritti storici*, ed. by Benedetto CROCE, vol. 2, Bari 1945, p. 278.

31 MANNORI, *Alla periferia dell’Impero*, p. 319. Further, in the course of the 1820s, the *Carbonari* themselves were the first to recognize the artificialness of the nation-building process and only rarely contemplated a unified Italian state: “The Neapolitan *Carbonari*, for instance, considered the Kingdom of the Two Sicilies to be their primary *patria*. Many former supporters of the Napoleonic regime in northern Italy could not conceive an Italian nation beyond the borders of the former Napoleonic Kingdom”: Maurizio ISABELLA, *Mazzini’s Internationalism in Context: From the Cosmopolitan Patriotism of the Italian *Carbonari* to Mazzini’s Europe of Nations*, in: C.A. BAYLY/Eugenio F. BIAGINI (ed.), *Giuseppe Mazzini and the Globalisation of Democratic Nationalism 1830–1920* (Proceedings of the British Academy, vol. 152), Oxford, New York 2008, pp. 37–58, at p. 46.

grip of anarchy. The opinion, set forth but a few years before, that the Habsburg government was far more popular among Italians than their own governments were,³² was replaced by suspicions of a wide-spread revolutionary conspiracy against Austria, which obviously had to be stopped by any means necessary. In March 1821, when the imperial troops were entering the Kingdom of the Two Sicilies, he wrote to Count Stadion: "Any retreat in Italy in the present situation would mean making revolution for ourselves in the entire peninsula, and how could we retain our Italian provinces for ourselves if this happened?"³³

Metternich, as we have briefly noted above, believed that the revolution was the result of a dangerous sectarian conspiracy, rather than a constitutional movement: "Car il est parfaitement prouvé que ce sont le menées des carbonari toutes seules, sans qu'il y eût une impulsion étrangère, sans qu'il y eût un prétexte même spécieux à une agitation politique, qui ont donné naissance à ces mouvements insurrectionnels qui ont porté Sa Majesté le Roi de Naples à déposer le pouvoir." Thus was born, in his own words, the "haute mission de l'Autriche" as "la gardienne et la protectrice naturelle de l'ordre public en Italie"³⁴ established with the agreement of the winning powers in Vienna.

Indeed, this order was no longer simply a matter of domestic and foreign stability. Instead, it was closely associated with the defense of a political culture that the subjects of the Kingdom of

the Two Sicilies did not possess³⁵ – and, if truth be told, that others did not possess either. The political and social backwardness of Italy, not just of the Kingdom of the Two Sicilies, made any form of representative government entirely inappropriate. This was clear – according to Metternich – both from "the point of view of the national character, of the extreme and hot temper of the people and of the vivacity of their hatreds [and] in consideration of the total lack of culture in the lower classes of society".³⁶ This new, and wholly negative image of Italy was immediately adapted and extended to Northern Italians, starting with the subjects of the Kingdom of Sardinia. Here the revolution of 1821 was a lot less violent than in Naples. On 9 March 1821, a regiment stationed in Alessandria, the main stronghold of the Savoy Kingdom, had rebelled and requested that they be granted the Spanish constitution of 1812. From Alessandria, the revolution had extended to Turin, Genoa, and Savoy, forcing King Victor Emmanuel I to abdicate in favor of his brother Charles Felix. The latter was in Modena at the time, and as a result, the regency was entrusted to Prince Charles Albert of Carignano, who granted the constitution in order to put an end to the violence. Yet with an edict issued on the night of 21 March, Charles Felix suspended the constitution, demanded that Charles Albert leave Turin, and called for intervention by the Austrian troops. "In fact, the Piedmontese insurrection collapsed almost as suddenly as it had arisen. The combined effect of the flight of Charles Albert, the defeat of the Neapolitans and the reinforcement of Austrian forces in Lombardy together doomed the rebels."³⁷ In a desperate attempt, on 8 April, the rebels attacked the loyalist

32 As he had written in his *Mémoire on Italy* in 1817: "Si ce tableau est loin d'être satisfaisant, nous y trouvons néanmoins, d'autre part, des conditions favorables dont nous pourrions tirer parti pour rendre le Gouvernement autrichien populaire en Italie et pour gagner à notre cause l'opinion, et peut-être [?] même l'attachement des peuples voisins, don't aucun n'est content ni de son sort actuel ni de son Gouvernement"; METTERNICH, *Mémoires*, documents, p. 91.

33 SCHROEDER, *Metternich's Diplomacy*, p. 55: "The Austrian Foreign Minister, who just a few weeks before had been insisting that the Spanish revolution must be left alone, now had to convince other nations that the Neapolitan revolution must be crushed, and this not simply because it was bad for Austria (clearly too self-centered a reason) but because it represented an intolerable menace to Europe and the world."

34 METTERNICH, *Mémoires*, documents, pp. 407–408.

35 *Ibid.*, p. 360: "Cela ne passera pas à Naples comme à Madrid. Le sang couler par torrents. Un peuple à moitié barbare, d'une ignorance absolue, d'une superstition sans bornes, ardent et passionné comme les Africains, un peuple qui ne sait ni lire ni écrire et don't le dernier mot est le poignard, présente une belle matière pour l'application des principes constitutionnels!" And further, in a characteristically disdainful letter dated 22 March 1821 from Laibach, we read: "Si je compte bien, notre entrée à Naples doit se faire demain; ainsi c'en serait fait de cette révolution. Une grande fantasmagorie a disparu de fait; en moins de huit jours, elle aura cessé d'exister même pour le plus incrédule" [p. 460].

36 SCHROEDER, *Metternich's Diplomacy*, p. 97.

37 JARRET, *Congress of Vienna*, p. 285.

troops in Novara, but were easily defeated, while the Austrian regiments summoned by Charles Felix effortlessly crushed the last hotbeds of resistance.

The attitude Austrians had toward the government of Piedmont was rather similar to the one it had toward Naples, albeit on a smaller scale, considering the very limited size of the revolution that took place in the former state. As in Naples, though, the aim was to support the government of Charles Felix and to restore order. Yet Metternich, the governor of Milan, Strassoldo, or the Austrian representative in Turin, Daiser, described the sovereign and the Savoy elites by resorting to the same stereotypes of backwardness, incompetence, corruption, and immorality that other Habsburg functionaries had used to describe the Neapolitan government. On 26 November 1821, while in Turin, Daiser characterized the inhabitants of Piedmont as “hommes, qui ne connoissent et ne veulent connoître aucun sentiment de reconnaissance”, and wrote to Metternich that the urgent task of the new government was “de se mettre au niveau des autres Etats civilisés, afin de prévenir une réaction populaire et pour rendre superflu le désir presque générale d’un système représentatif.”³⁸

A few months later, Daiser would express a more favorable opinion of the measures Charles Felix used to modernize the administration of his territories. He remained convinced, however, that the Austrian army and the threat of foreign intervention were the “chief deterrents to further revolution and that if the government wished to sustain the existing system, its main task – that of educating an ignorant and talentless nobility to be fit to rule – had hardly been touched.”³⁹

Italy came to be seen as a country characterized by “an incomplete and failed statehood”,⁴⁰ a condition only the imperial government could remedy.⁴¹ This radically pessimistic evaluation of the Italian regimes’ endurance caused a complete overturning of the image of the Habsburg Empire in Italy. In May 1820, Luigi Blanch wrote that Austria was a “composite power, made up of nations that maintain their old institutions, and are governed more by custom than by law, whose rulers have moderate desires and make moderate use of power.”⁴²

But just a decade later, in books and newspapers printed in Italy, the Habsburg Empire was no longer being described as a multinational ‘composite state’, but instead as one, homogeneous nation inhabited only by Germans, and which ruled the Italian Peninsula with despotism.

This imaginary transfiguration of two communities, the Italian one and the Austrian one, into ‘national’ subjects remained on a purely intellectual plane at the time. But reconstructing its genesis in the age of Restoration is important. In some ways, it seems to arise from the same ‘cultural imperialism’ that Napoleonic functionaries had adopted in Italy a decade before.⁴³ As we have seen, after 1820, Habsburg measures in Italy reflected the idea that they should have a ‘civilizing mission’. Thus, Austrian policies took on the form of cultural imperialism. In the long run, this prevented a genuine relationship between Vienna and the Italian people, and made it impossible for the two to understand one another deeply.

40 MANNORI, *Alla periferia dell’Impero*, p. 331.

41 A land of incapable and immoral princes, who would be swept away by the revolution without the emperor’s intervention; David LAVEN, *Austria’s Italian Policy Reconsidered: Revolution and Reform in Restoration Italy*, in: *Modern Italy* 1/3 (1997), pp. 3–33. In some measure, we might say that after the 1820s, in the Kingdom of the Two Sicilies as well as in the Papal State, as far as domestic policy was concerned, the real Restoration began: “It was the return to reactionary principles, and the consequent deterioration in the efficiency of government experienced under Leo XII after 1823, which laid the basis for the unrest of the early 1830s” [p. 7].

42 BLANCH, *Scritti storici*, vol. 2, p. 132.

43 I am borrowing the concept from the important book by Michael BROERS, *The Napoleonic Empire in Italy, 1796–1814. Cultural Imperialism in a European Context?*, Houndmills, Basingstoke, New York, 2005.

38 Narciso NADA (ed.), *Le relazioni diplomatiche fra l’Austria e il Regno di Sardegna, I series: 1814–1830*, vol. 2 (23 July 1820–3 August 1822), Roma 1968, p. 362.

39 SCHROEDER, *Metternich’s Diplomacy*, p. 186.

Der Wiener Kongress und die Schweiz¹

Marco Jorio

Als Ende September 1814 die dreiköpfige Schweizer Delegation in Wien eintraf, hatte die Schweiz schon fast 20 Jahre innerer und äußerer Wirren hinter sich. Es war eine der turbulentesten Phasen ihrer gesamten Geschichte. Jetzt, im Frühherbst 1814, war die von Napoleon in der Schweiz geschaffene Ordnung nach dem Sieg der Alliierten zusammengebrochen. Welche Rolle sollte die Schweiz im neuen Europa spielen? Wie sollte sie im Inneren organisiert werden? Diese Fragen um die Zukunft der Eidgenossenschaft standen seit Ende 1813 bei den alliierten Mächten und in der Schweiz im Zentrum von heftigen politischen Kämpfen.

Alte und Neue Schweiz

Die Diskussion innerhalb der Schweiz orientierte sich an zwei ‚Modellen‘: an der Alten Eidgenossenschaft und an der von den Franzosen, vor allem von Napoleon, zwischen 1798 und 1813 geschaffenen neuen Schweiz. ‚Alte Schweiz‘ versus ‚Neue Schweiz‘: Das war die Ausgangslage und so hießen auch die beiden Lager.

Die Anhänger der ‚Alten Schweiz‘ beriefen sich auf die im Spätmittelalter entstandene *Confederatio Helvetica*.² Diese bestand aus 13 vollberechtigten Kantonen, einer Reihe von verbün-

deten Kantonen, den sogenannten Zugewandten ‚Orten‘ (z. B. Genf) und zahlreichen Untertanengebieten. Ein kompliziertes Bündnisgeflecht hielt die einzelnen ‚Orte‘ (Kantone) zusammen, die als konfessionell gemischtes *Corpus Helveticum* seit 1648 ein souveräner Staat waren.³

Die ‚Neue Schweiz‘ entstand ab 1798. Nach einem kurzen Zwischenspiel als Helvetische Republik,⁴ einem zentralistischen Einheitsstaat von Frankreichs Gnaden, und nach inneren Wirren übergab im Februar 1803 Napoleon als selbsternannter ‚Mediator‘ der Schweiz eine neue Bundesverfassung auf föderalistischer Basis.⁵ Die 13 alten Kantone wurden wieder hergestellt, zum Teil in neuen Grenzen; aus den früheren Untertanengebieten und Verbündeten wurden sechs neue Kantone (Graubünden, Waadt, Tessin, Aargau, Thurgau, St. Gallen) gebildet. Aber 1803 musste die Schweiz als französischer Satellitenstaat eine Militärkapitulation sowie eine Defensiv-Allianz abschließen und Napoleon bis zu 16.000 ‚freiwillige‘ Soldaten zur Verfügung stellen.

Von Leipzig nach Wien⁶

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813 wurde auch den Schweizer Politikern klar, dass Napoleons Stern im Sinken begriffen war und sich auch die Schweiz auf die neuen Verhältnisse einstellen musste. Bereits am 15. November erklärte eine außerordentliche Tagsatzung in Zürich die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz und bot Truppen zum Schutz der Gren-

1 Ende 2014 erschien der 13. und letzte Band des vom Verfasser geleiteten *Historischen Lexikons der Schweiz* (HLS) je in einer deutschen, französischen und italienischen sowie in einer elektronischen Ausgabe (www.hls-dhs-dss.ch). Damit liegt eine aktuelle Enzyklopädie zur gesamten Geschichte der Schweiz vor. Dieser Artikel stützt sich auf die deutsche Ausgabe beziehungsweise die einschlägigen Artikel mit der neuesten weiterführenden Literatur: Marco Jorio (Chefredaktor), *Historisches Lexikon der Schweiz*, 13 Bände, Basel 2002–2014. In diesem Beitrag wird auf die HLS-Artikel mit der neuesten weiterführenden Literatur verwiesen. Nur wörtliche Zitate oder im HLS (noch) nicht aufgeführte Titel werden separat ausgewiesen.

2 Andreas WÜRGLER, Artikel „Eidgenossenschaft“, in: HLS 4 (2005), S. 114–121.

3 Marco JORIO (Hg.), 1648, *Die Schweiz und Europa*, Zürich 1999.

4 Andreas FANKHAUSER, Artikel „Helvetische Republik“, in: HLS 6 (2007), S. 258–267.

5 DERS., Artikel „Mediation“, in: HLS 8 (2009), S. 407–411.

6 Christian KOLLER, Artikel „Restauration“, in: HLS 10 (2011), S. 251–253. Standardwerk ist nach wie vor William MARTIN, *La Suisse et l'Europe 1813–1814*, Lausanne 1931.

zen auf. Aber man wagte noch nicht, die Schweizer Regimenter aus Napoleons Armee zurückzuziehen. Auf Betreiben Metternichs setzten sich die Alliierten über die Neutralitätserklärung der Tagsatzung hinweg, und am 21. Dezember 1814 überschritten weit über 100.000 Mann – hauptsächlich österreichische und russische Truppen unter Feldmarschall Schwarzenberg – zwischen Schaffhausen und Basel den Rhein und marschierten durch die Schweiz und über die Jurapässe ins Innere Frankreichs.

Der Zusammenbruch der Herrschaft Napoleons und der alliierte Durchmarsch destabilisierten die labile innenpolitische Lage. In den alten 13 Kantonen meldeten sich die früheren Eliten zurück und verlangten die Wiederherstellung der vorrevolutionären Verhältnisse. So übernahmen am 23. Dezember in Bern Vertreter des alten Patriziats die Macht, und auch in den anderen alten Kantonen kam es im Jänner und Feber zu konservativen Gegenrevolutionen. Am 29. Dezember erklärten 10 der 13 alten Kantone die Mediationsverfassung Napoleons von 1803 für aufgehoben und leiteten eine Verfassungsrevision ein mit dem Ziel, die alte Eidgenossenschaft so weit wie möglich wieder herzustellen. Die neuen Kantone sahen sich in ihrer Existenz bedroht und rüsteten militärisch auf. Sie fanden Unterstützung vor allem bei Zar Alexander, der von seinem Erzieher Frédéric-César Laharpe, einem Waadtländer, beeinflusst wurde.⁷ Die Schweiz drohte in Anarchie und Bürgerkrieg zu versinken.

Die drei alliierten Monarchen waren sich bei ihren Treffen in Freiburg im Breisgau und in Basel um die Jahreswende 1813/14 noch uneins, wie mit der Schweiz zu verfahren sei. In Chaumont sprachen sich dann aber Anfang März 1814 die Monarchen für das Weiterbestehen der 19-örtigen Eidgenossenschaft aus und drohten den zerstrittenen Eidgenossen mit einer Intervention, falls sie sich nicht friedlich auf eine neue Verfassung einigen sollten.

Die internen Streitigkeiten gingen an der Tagsatzung, dem Gesandtenkongress der Kantone und oberstem Organ der Eidgenossenschaft, weiter. Vor allem die Territorialforderungen einiger alter Kantone an ihre Nachbarn vergifteten

das Klima. Die alliierten Diplomaten in Zürich nahmen nun direkten Einfluss auf den Gang der Verhandlungen. Nach mehrmonatigem Streit und fünf gescheiterten Verfassungsentwürfen einigte man sich in der Tagsatzung nach einem Ultimatum der alliierten Gesandten am 9. September auf eine neue Verfassung, den sogenannten Bundesvertrag.⁸ Die Streitfragen, welche die Kantone untereinander nicht regeln konnten – vor allem die internen Gebietsstreitigkeiten – wurden dem Wiener Kongress vorgelegt.

Nach der Niederlage Napoleons konkretisierte sich auch die Haltung der Alliierten gegenüber der Schweiz. Der Erste Pariser Frieden vom 30. Mai 1814⁹ hielt im Artikel VI fest: „Die Schweiz behält ihre Unabhängigkeit, und fährt fort, sich selbst zu regieren“. Frankreich wurde – mit wenigen Ausnahmen – in die Grenzen vom 1. Jänner 1792 verwiesen. Bei Frankreich verblieben die Enklaven, so vor allem der frühere zugewandte Ort Mülhausen/Mulhouse nördlich von Basel im Elsass. Damit stand fest, dass die früheren Verbündeten der Eidgenossenschaft, das Wallis (jetzt französisches Departement Simplon), Genf (Teil des Departements Mont-Blanc) und Neuenburg (,selbstständiges‘ Fürstentum des französischen Marschalls Berthier) an die Schweiz fallen würden. Auf der Basis des Pariser Friedens und unter Druck der alliierten Gesandten beschloss die Tagsatzung am 12. September, das Wallis, Neuenburg und Genf als vollberechtigte Kantone in die Eidgenossenschaft aufzunehmen, die von da an 22 Kantone zählte. Offen war noch das Schicksal des ,herrenlosen‘ ehemaligen Fürstbistums Basel, dessen nördlicher Teil vor der Revolution eine Reichsexklave war und jetzt als Generalgouvernement unter alliierter, genauer gesagt österreichischer Verwaltung stand.

Ebenfalls am 12. September 1814 beschloss die Tagsatzung eine offizielle Gesandtschaft an den Wiener Kongress zu senden. Die drei

⁷ Antoine ROCHAT, Artikel „Frédéric-César Laharpe“, in: HLS 7 (2008), S. 552.

⁸ Die neue Bundesverfassung, welche die Mediationsverfassung ablöste, vermied den Namen „Verfassung“ und nannte sich „Bundesvertrag“, der bis zur Errichtung des Bundesstaates 1848 in Kraft war. Vgl. Renato MOROSOLI, Artikel „Bundesvertrag“, in: HLS 3 (2004), S. 41–42.

⁹ Rita STÖCKLI, Artikel „Pariser Frieden“, in: HLS 9 (2010), S. 54.

Vertreter,¹⁰ der Zürcher Bürgermeister und Tagsatzungspräsident Hans von Reinhard, der Basler Bürgermeister Johann Heinrich Wieland und der Freiburger Staatsrat Jean de Montenach, vertraten unterschiedliche Positionen. Montenach war ein Vertreter der ‚Alten Schweiz‘; Wieland stand den neuen Kantonen und damit der ‚Neuen Schweiz‘ nahe; Reinhard lavierte dazwischen, neigte aber eher der ‚Neuen Schweiz‘ zu. Die Tagsatzung gab ihnen das Mandat, in Wien von den Mächten die Anerkennung der schweizerischen Unabhängigkeit und Neutralität sowie einige Gebietserweiterungen zu verlangen. Neben der offiziellen Schweizer Delegation trafen etwa 20 weitere Delegierte aus der Schweiz ein, welche die Sonderinteressen ihrer Kantone – zum Teil gegeneinander – vertraten.

Die Ausgangslage bei Beginn des Kongresses¹¹

Bei Kongressbeginn waren also bereits wichtige Entscheidungen gefallen. Aber es gab noch einige ungelöste Probleme, die in Wien einer Lösung harren. Die Schweiz erhob zur Abrundung einige Territorialforderungen an die Nachbarstaaten: In erster Linie sollte das Fürstbistum Basel sowie das Dappental im Jura von Frankreich an die Schweiz fallen. Genf sollte mit französischen und sardisch-savoyischen Gebieten erweitert werden und eine Landverbindung zur Schweiz erhalten. Vom Großherzogtum Baden wollte man die südlich des Rheins gelegene Stadt Konstanz (zugunsten des Kantons Thurgau) sowie Arrondierungen rund um Schaffhausen. Von Italien verlangte man die Enklave Campione am Luganersee (zugunsten

des Kantons Tessin) und als wichtigste Forderung die Rückgliederung der ehemals bündnerischen Herrschaften Veltlin, Bormio und Chiavenna.

Die schwierigste Frage bildeten aber die finanziellen und territorialen Forderungen einiger alter Kantone an ihre neuen Nachbarn. Sie vergifteten das innenpolitische Klima seit fast einem Jahr. Die Tagsatzung entsandte daher drei Delegierte aus Kantonen, die keine Gebietsforderungen stellten und verbot ihnen, sich zu diesen Streitpunkten zu äußern. Im Zentrum stand die Forderung des Kantons Bern an den Kanton Aargau um die Rückgabe des ehemaligen Berner Aargaus (nicht des ganzen Aargau!). Zug forderte vom Kanton Aargau das südliche Freiamt, Uri vom Kanton Tessin das ehemalige Untertanengebiet Leventina, Appenzell-Innerrhoden von St. Gallen das Rheintal sowie Schwyz und Glarus von St. Gallen Uznach und Gaster.

Das Schweizer Komitee¹²

Die Schweizer Frage gehörte gemäß dem britischen Außenminister Castlereagh neben der Neuorganisation von Deutschland, Polen und Italien zu den vier großen Fragen des Wiener Kongresses. Sie war den Siegermächten so wichtig, dass diese schon zu Beginn des Kongresses ein eigenes Schweizer Komitee einsetzten. Am 14. November 1814 nahm das Komitee als Erstes unter dem Vorsitz der Nummer Zwei in der österreichischen Diplomatie, Johann von Wessenberg, die Arbeit auf. Wessenberg war mit den Schweizer Verhältnissen bestens vertraut: Seine Familie, ursprünglich aus dem Aargau stammend, besaß vor 1793 die Herrschaft Burg im Leimental im Fürstbistum Basel

10 Zu den drei Gesandten siehe die entsprechenden Biografien im HLS. Mandat der Tagsatzung: Klaus MÜLLER (Hg.), Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses 1814/15 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. 23), Darmstadt 1986, S. 446–448.

11 Zur Schweiz auf dem Wiener Kongress siehe Marco JORIO, Artikel „Wiener Kongress“, in: HLS 13 (2014), S. 455–456. Ebenso das Kapitel „Die Schweizer Eidgenossenschaft und ihre Neutralität“, in: Reinhard STAUBER, Der Wiener Kongress, Wien, Köln, Weimar 2014, S. 137–151. Hans-Ulrich JOST, Das Schweizer Impoglio, in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHANER/Helene MAIMANN (Hg.), Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas, Wien 2014, S. 374–391 (diesen Artikel konnte ich erst nach Abschluss dieses Beitrags einsehen).

12 In der großen Flut von Untersuchungen zur Zeit von 1813 bis 1815 fehlen bis anhin Studien zur Arbeit des Schweizer Komitees, in dessen Rahmen immerhin die Erklärung vom 20. Mai 1815 vorbereitet wurde, sowie zur Schweizer Delegation. In diesem Artikel steht das Schweizer Komitee im Zentrum. Quellenbasis: Johann Ludwig KLÜBER (Hg.), Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815, Bd. 5, Erlangen ²1833, S. 158–344 („Acten des Congress-Comités für die Angelegenheiten der Schweiz“). Dort finden sich die Protokolle der 14 Sitzungen samt den beim Komitee eingegangenen Berichten und Bittschriften.

Zur Bedeutung der Schweizer Fragen auf dem Wiener Kongress siehe STAUBER, Wiener Kongress, insbes. S. 54, S. 66–68, S. 137–151.

(heute Kanton Baselland); er selbst hatte 1787–89 im Prämonstratenserkloster Bellelay (heute Kanton Bern) das berühmte *Collège* besucht und saß als junger Mann von 1791 bis 1794 im Basler Domkapitel in Arlesheim bei Basel. Aber nicht nur er, auch sein Vorgesetzter Metternich war mit den Verhältnissen in der Schweiz, vor allem im Fürstbistum Basel beziehungsweise in der Nordwestschweiz, bestens vertraut. Als Enkel einer Andlau aus der fürstbischöflich-baslerischen Landvogteifamilie in Arlesheim weilte Metternich als junger Mann im Fürstbistum, zusammen mit seinem Cousin Konrad Karl Friedrich von Andlau-Birseck, den er 1814 zum alliierten Generalgouverneur des herrenlosen Hochstifts Basel eingesetzt hatte. In diese baslerisch-birseckische ‚Seilschaft‘ mit Metternich und Wessenberg holte der Außenminister im Frühjahr 1814 zudem den Neffen des Fürstbischofs von Basel, Joseph von Neveu, in seine Kanzlei.¹³

Die anderen Vertreter waren ebenfalls zum Teil hervorragende Kenner der Schweiz:¹⁴ Für Preußen saßen Wilhelm von Humboldt, für Russland Heinrich Friedrich Karl vom Stein und Ioannis Kapodistrias (Capo d'Istria), für England Lord Charles William Stewart und Sir Stratford Canning im Komitee. Ab der dritten Sitzung (30. November 1814) nahm auf Betreiben Talleyrands auch Joseph von Dalberg für Frankreich Einsitz. Neben Wessenberg kannten vor allem Kapodistrias und Stratford Canning, 1813/14 bevollmächtigte Minister ihrer Regierungen bei der Tagsatzung, die Verhältnisse in der Schweiz sehr gut. Beide hatten entscheidend auf die Beruhigung der inneren Verhältnisse und die Neuorganisation der Eidgenossenschaft Einfluss genommen. Die Mit-

arbeit im Schweizer Komitee war die Fortsetzung ihrer Tätigkeit in Zürich.

Das Komitee behandelte in vierzehn Sitzungen vom 14. November 1814 bis zum 19. März 1815 die Schweizer Angelegenheiten. Es lud einzelne Schweizer Delegierte vor, aber nur die wichtigeren, so viermal die offizielle Delegation der Tagsatzung, dann je einmal die Vertreter von Bern (Ludwig von Zeerleder),¹⁵ Aargau (Philipp Albert Stapfer), Waadt (Frédéric-César de Laharpe), Graubünden (Vincenz von Salis-Sils), des Fürstbistums Basel (Ursanne Conrad de Billieux, Melchior Delfils) sowie von Genf (Charles Pictet de Rochement, Francis d'Ivernois und Jean-Gabriel Eynard). Andere, wie der Bieler Vertreter Friedrich Heilmann,¹⁶ der im Auftrag seiner Stadt die Bildung eines eigenen Kantons im Süden des Fürstbistums Basel forderte, wurden vom Komitee nicht angehört.

An ihrer konstituierenden Sitzung vom 14. November 1814 standen als einziger Punkt die Territorialforderungen Berns zur Diskussion. Wessenberg gab in einer schriftlichen Stellungnahme sofort die Marschrichtung an: Die seit 1803 bestehenden 19 Kantone seien beizubehalten. Wenn die Kantone untereinander im gegenseitigen Einverständnis gewisse Grenzkorrekturen vereinbarten, solle das möglich sein. Daher seien die Ansprüche Berns auf die Waadt und den Aargau zurückzuweisen. Trotzdem sollte versucht werden „de contenter les Bernois“;¹⁷ da Bern für die innere Ruhe der Schweiz wichtig sei. Bern sei daher mit einem Teil des Fürstbistums Basel zu entschädigen. Humboldt folgte in seiner Stellungnahme dem österreichischen Vorschlag und formulierte noch schärfer „que la conservation des 19 cantons doit être la base du travail du Comité“.¹⁸ England und Russland lieferten ihre Argumente zwei Tage

13 Zum Fürstbistum Basel 1813-1814 siehe Marco JORIO, *Der Untergang des Fürstbistums Basel (1792–1815). Der Kampf der beiden letzten Fürstbischöfe Joseph Sigismund von Roggenbach und Franz Xaver von Neveu gegen die Säkularisation*, Freiburg i. d. Schweiz 1982, insbesondere S. 154–194. Biografie zu Joseph von Neveu: EBD., S. 261–262. Ferner: DERS., *La fin de l'évêché de Bâle et le congrès de Vienne (1814/1815)*, in: *Annuaire de la Société d'histoire du Sundgau* (2014), S. 281–298.

14 Zu Canning, Kapodistrias sowie deren Tätigkeit in der Schweiz siehe die entsprechenden Biografien im HLS 3 (2004), S. 194 und HLS 7 (2008), S. 87. Zu den anderen Mitgliedern des Schweizer Komitees sind keine Biografien im HLS angesetzt worden.

15 Zu Zeerleder siehe Christoph ZÜRCHER, Artikel „Ludwig Zeerleder“, in: HLS 13 (2014), S. 648 sowie André François MOOSBRUGGER, *Nicht immer kann David siegen. Ludwig Zeerleder, seine Geschwister und ihre Familien 1806 bis 1825 und Ludwig Zeerleder am Wiener Kongress (1814/15)*, Bern 2013.

16 Tobias KÄSTLI, *Warum Biel kein Kanton der Eidgenossenschaft werden konnte: freistaatliche Ideen und deren Scheitern am Wiener Kongress 1814/15*, in: *Bieler Jahrbuch* (2010), S. 24–33.

17 KLÜBER, *Acten*, S. 178.

18 Ebd.

später nach. Auch der englische Vertreter Stewart sah in Bern den Schlüssel für die Befriedung der Schweiz und lehnte – einige kleinere Grenzberichtigungen vorbehalten – die Abtretung des Berner Aargaus an Bern ab. Er warnte vor Unruhen in der Schweiz und verlangte „de mettre l’Europa à l’abri des maux qui pourraient résulter du dérèglement des affaires en Suisse“.¹⁹ Kapodistrias sprach sich kategorisch für die integrale Erhaltung der 19 Kantone und damit gegen jede Verstümmelung des Kantons Aargau aus. Seine Hochachtung für die neuen Kantone und seine Verachtung für die „cantons aristocratiques“ und besonders für Bern drückte er aus, indem er die neuen Kantone als leuchtendes Beispiel für die innere Einigkeit hinstellte, wohingegen ihre aristokratischen Gegner sich nur halten könnten „que par des moyens répressifs et odieux“.²⁰

Am folgenden Tag wurde die offizielle Schweizer Delegation zum ersten Mal vorgeladen. Delegationschef Reinhard stellte die Hauptziele der eidgenössischen Mission vor: die feierliche Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz im europäischen Frieden, die Anerkennung der Neutralität durch alle am Kongress beteiligten Mächte, die Wiederherstellung der früheren militärischen Grenzen und Grenzverbesserungen. Freimütig schilderte er aus der Erfahrung als Präsident der Tagsatzung die innenpolitischen Konflikte und verlangte die Intervention der Mächte. Wieland schloss sich ihm an. Auch Montenach bestätigte die Ziele der Mission, widersprach aber seinen beiden Kollegen in der Frage, wie die internen Probleme der Schweiz zu lösen seien: Er lehnte eine Intervention der Mächte ab und schlug stattdessen vor, dass die Schweiz die Territorialkonflikte im Rahmen des althergebrachten Schiedsgerichtswesens selber regeln solle. Die Frage, ob Intervention oder eidgenössisches Schiedsgericht, beschäftigte die Minister fortan, wobei große Zweifel an der Zweckmäßigkeit von Schiedsrichtern aufkamen. Kapodistrias formulierte es am 16. November am deutlichsten: „Les passions sont irritées, les esprits aigris. [...] Où trouver des arbitres impartiaux, de moyens d’exécution?“²¹ Schließlich entschied das Komitee

am 16. Jänner 1815, dass die Höfe der für das Komitee ernannten Minister in den noch unerledigten Schweizer Differenzen selbst das Richteramt übernehmen möchten. Und so spielte das Komitee die Rolle eines Gerichtshofes – ohne natürlich die eigenen Interessen zu vergessen.²²

In den folgenden Sitzungen hörte sich das Komitee die Vertreter der von den Berner Ansprüchen direkt betroffenen Kantone an. Als Erster vertrat am 30. November der Berner Gesandte Ludwig von Zeerleder tapfer die Territorialforderungen seiner Regierung, obwohl ihm klar war, dass er auf verlorenem Posten stand. In einem umfangreichen Memorandum legte er die Gründe dar, warum Bern für einen Teil seiner großen Verluste von 1798 mit dem Berner Aargau und dem ehemals fürstbischöflich-baslerischen Münstertal (Moûtier-Grandval) entschädigt werden solle. Das von den übrigen Kantonen bestrittene Recht Berns, Forderungen an andere Kantone zu richten, begründete Zeerleder damit, dass Bern ein souveräner Staat sei und keine Verpflichtung gegenüber der Eidgenossenschaft habe. Auf die Waadt hätte Bern bereits verzichtet, verlange aber Entschädigungszahlungen. Zeerleder unterbreitete im gleichen Auftritt zwei Memoranden, in denen der Kanton Zug seine Ansprüche auf den südlichen Teil des aargauischen Freiamts und der Kanton Uri auf die nun tessinische Leventina begründeten.²³

Die Vertreter der beiden ehemaligen Berner Untertanengebiete Waadt und Aargau, der Zarenzieher Frédéric-César de Laharpe und Philipp Albert Stapfer, hatten am übernächsten Tag, dem 2. Dezember, leichtes Spiel. Sie vertraten auch die beiden neuen Kantone St. Gallen und Tessin. Übereinstimmend erklärten sie den Ministern, dass die neuen Kantone nichts forderten, aber alle territorialen und finanziellen Ansprüche an ihre Kantone ablehnten. Einzig in der Frage der Entschädigung an Bern für den Verlust der Feudalabgaben, der *Lods* (*Laudemium*) in der Waadt, erklärte sich Laharpe gesprächsbereit. Für Diskussion und Unwillen, vor allem beim englischen Minister, sorgte Stapfers Äußerung, dass der Aargau sich nur durch Gewalt zu einer Verlet-

19 Ebd., S. 187.

20 Ebd., S. 191.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 302.

23 Das Memorandum von Uri fehlt bei Klüber. Abgedruckt bei MOOSBRUGGER, S. 105–106.

zung seiner territorialen Integrität zwingen lasse. Einzig der französische Gesandte Dalberg unterstützte die Abtretung des Berner Aargaus an den Kanton Bern. Das Ergebnis der Befragungen floss am 10. Dezember in die Bestätigung des schon seit Längerem feststehenden Grundsatzes, dass die territoriale Integrität der 19 Kantone nicht angetastet werde, also „de prendre l'intégrité des 19 cantons pour principe fondamental“.²⁴ Damit waren die Ansprüche der alten Kantone vom Tisch.

Um die ‚Alte Schweiz‘, vor allem Bern, zufrieden zu stellen, schwenkte das Komitee – in erster Linie auf Betreiben Österreichs – auf großzügige Entschädigungen an die Verlierer von 1798 ein. Als territoriale Kompensation stand aber nur das Fürstbistum Basel zur Verfügung. Der südliche, protestantische Teil gehörte vor der Revolution bereits zur Schweiz und stand unter dem Einfluss Berns, der nördliche katholische Teil war Reichsgebiet. Das gesamte Hochstift, auch der schweizerische Südteil, war 1793 und 1797 Frankreich einverleibt worden. Metternich hatte das Gebiet bereits Anfang 1814 dem Kanton Bern als Kompensation angeboten, der aber nur den südlichen Teil übernehmen wollte. Während die Eliten im Süden zu Bern neigten, traten die meist adeligen Exponenten des Nordteils für die Bildung eines eigenen Kantons ein. Da für die anderen alten Kantone innerhalb der Schweiz keine territorialen Kompensationen mehr möglich waren, sahen die Minister vor, die kleinen (vor-)alpinen Kantone, die durch die Verluste ihrer Untertanengebiete und den zweiten Koalitionskrieg verarmt waren, finanziell zu entschädigen.

Sofort nach dem Grundsatzentscheid vom 10. Dezember wandte sich das Schweizer Komitee dem zweiten großen Schweizer Problem, dem ehemaligen Fürstbistum Basel, zu. Dalberg preschte schon am gleichen Tag vor, indem er anregte, den jenseits der Jurakette gelegenen, geografisch bereits zur Freigrafschaft Burgund gehörenden Teil des Fürstbistums (die Ajoie, deutsch Elsgau) sowie das waadtländische Vallée de Dappes (deutsch Dappental) wieder an Frankreich abzutreten im Tausch gegen einzelne Gemeinden um Genf, vor allem dem Pays de Gex, womit Genf sein zersplittertes Territorium arrondieren und eine direkte Landverbindung mit der übrigen Schweiz nörd-

lich des Genfersees gewinnen könne. Damit wäre auch die im Ersten Pariser Frieden vorgesehene hybride Situation auf der zollfreien Straße von Genf zur Schweiz nördlich des Genfersees gelöst. Aber schon am nächsten Tag zog Dalberg diesen Vorschlag auf Weisung aus Paris wieder zurück und schlug vor, das ganze Fürstbistum dem Kanton Bern zu übergeben. England, das als Fürsprecher der Calvinstadt dem genferisch-baslerischen Tauschgeschäft positiv gegenüber stand, schlug eine andere Lösung vor: Die Ajoie sollte an Genf abgetreten werden, damit die Genfer später selber mit Frankreich den Tauschhandel abwickeln könnten. Dieser Vorschlag wurde aber nicht weiter verfolgt, sodass die ‚Genfer Frage‘ und die ‚Basler Frage‘ fortan gesondert beraten wurden.

Am 16. Jänner 1815 erschienen die zwei Landesvertreter des ehemaligen Fürstbistums Basel, Billieux und Delfils, zur Anhörung vor dem Komitee.²⁵ Die beiden Jurassier erklärten, dass das „Fürstentum Pruntrut“ – wie der nördliche Teil des Hochstifts in den Jahren 1813–15 genannt wurde –, vor der Revolution zwar Reichsgebiet gewesen war, aber wegen seiner Sitten und der Allianz mit den sieben katholischen Orten immer als schweizerisch gegolten hätte. Die überwiegende Mehrheit – angeblich 6/7 der Bevölkerung – hätte sich in zahlreichen Petitionen für den Anschluss als eigenen Kanton an die Eidgenossenschaft, wenn möglich unter der Regierung des in Offenburg residierenden Fürstbischofs Franz Xaver von Neveu, ausgesprochen. Das Land bilde mit seinen Übergängen über den Jura „la clef principale de la Suisse“²⁶ und wäre ein beachtlicher Kanton, vergleichbar mit den Kantonen Solothurn und Basel. Und was Genf, Neuenburg und dem Wallis zugestanden worden sei – der Anschluss an die Schweiz als selbstständige Kantone – solle auch dem ehemaligen Fürstbistum Basel gewährt werden. Vor allem baten sie, dass ihre Heimat nicht zerstückelt werde und ihre staatliche Unabhängigkeit nicht im falsch verstandenen Interesse einiger Kantone geopfert würde. Wessenberg versicherte den beiden Jurassiern, dass das ehemalige Hochstift zur Schweiz geschlagen werden würde, wollte aber nicht sagen, auf welche Weise. Dalberg gab dagegen offen zu, dass das Land an Bern fallen

24 KLÜBER, Acten, S. 213.

25 Memorandum abgedruckt bei KLÜBER, Acten, S. 258–261.

26 Ebd., S. 258.

werde. Auf den Protest der beiden Landesvertreter entgegneten die Minister, dass für die Mächte höhere europäische Interessen, der Frieden in der Schweiz und frühere Zusagen maßgebend seien, versprachen aber, dass die Vereinigung mit Bern für das Land vorteilhaft sein werde.²⁷

Genf sandte eine eigene dreiköpfige Deputation nach Wien. Ihr Leiter, der brillante Charles Pictet de Rochemont,²⁸ verfügte am Kongress als Herausgeber der europaweit gelesenen *Bibliothèque britannique*²⁹ und als Agrarpionier über ein hohes Ansehen und ein exzellentes Beziehungsnetz. Die Genfer verlangten in der Anhörung durch das Komitee am 17. Dezember mündlich und dann im Memorandum vom 18. Dezember auch schriftlich die Arrondierung des zersplitterten Genfer Territoriums („désenclavement complet du petit domaine de notre république“)³⁰ und eine Respektierung der bisherigen Handelsprivilegien durch Frankreich und Sardinien-Savoyen, nicht aber eine Landverbindung mit dem Rest der Schweiz. Diese Forderung stellte dann die eidgenössische Deputation in ihrer Eingabe vom 19. Dezember, in der sie alle territorialen Forderungen der Schweiz an Frankreich, Italien und das Großherzogtum Baden zusammenfasste.³¹

Wenig glücklich operierten die Schweizer und Graubündner Vertreter in der Frage des Veltlins, früheres Untertanengebiet der Bündner, das 1797 von Napoleon der Cisalpinischen Republik einverleibt worden war, dann an das Königreich Italien kam und seit Mai 1814 von Österreich besetzt war.³² Durch die Konfiskation von Bündner

Privatvermögen, der sogenannten *Confisca* vom 28. Oktober 1797, hatten über 140 private und öffentliche Eigentümer ihren gesamten Besitz verloren.³³ Österreich als künftiger Herr der Lombardei erklärte sich zwar am 10. Dezember noch bereit, das Veltlin an die Schweiz abzutreten, verlangte aber die rechtliche Gleichstellung mit den anderen Schweizern und die Bildung eines eigenen Kantons. An der 6. Sitzung vom 13. Dezember wurde die Veltliner Angelegenheit in Anwesenheit der Schweizer und der nicht namentlich genannten Bündner und Veltliner Delegierten im Komitee besprochen. Dabei präsentierte Wessenberg eine Petition aus dem Veltlin, welche den Verbleib des Landes bei der Lombardei verlangte. Reinhard erklärte den Ministern mündlich und später auch schriftlich, dass die Mehrheit der Veltliner den Anschluss an die Schweiz wünschten, die (protestantischen) Bündner Aristokraten aber das Geschäft lauwarm betrieben – „montraient moins de chaleur“³⁴ –, da sie durch die Vereinigung der katholischen und italienischsprachigen Südtäler ein Übergewicht der Katholiken befürchteten. Zudem hofften sie, dass mit dem Verbleib des Veltlins bei Italien den durch die *Confisca* enteigneten Bündnern eine höhere Entschädigung zugesprochen werden würde. Den Anschluss der drei Täler als 23. Kanton lehnte Reinhard ab, da die Schweiz schon zu heterogen sei und die Integration eines nochmals völlig anders gearteten Kantons südlich der Alpen die Eidgenossenschaft überfordern könne. Er schlug vor, das Veltlin dem Kanton Graubünden anzuschließen, entweder als vierten Bund oder als Halbkanton wie Unterwalden und Appenzell. Da das Veltlin – wie Reinhard behauptete – „n’était pas mûr pour pour la liberté“,³⁵ solle die Tagsatzung die neue Verfassung bestimmen und bis zur Konstituierung des neuen Halbkantons einen eidgenössischen Kommissar in die Südtäler schicken.

die kleineren Herrschaften Bormio und Chiavenna. Einfachheit halber spricht man meistens nur vom Veltlin (*pars pro toto*), wobei aber oft nicht klar ist, ob alle drei ehemaligen Bündner Untertanengebiete oder nur das eigentliche Veltlin gemeint sind.

27 Zum Auftritt der beiden jurassischen Landesvertreter siehe JORIO, Untergang, S. 186.

28 Barbara ROTH, Artikel „Charles Pictet-de Rochemont“, in: HLS 9 (2010), S. 727. Paul WIDMER, Schweizer Außenpolitik und Diplomatie: von Charles Pictet-de Rochemont bis Edouard Brunner, Zürich 2014, insbes. S. 36–94. Ferner in diesem Buch der Beitrag von Peter LEHMANN, S. 55–66.

29 Jean-Daniel CANDAU, Artikel „Bibliothèque britannique“, in: HLS 2 (2003) S. 390–391.

30 KLÜBER, Acten, S. 239.

31 „Mémoire présenté par la Légation suisse, relativement à la restitution et l’amélioration des frontières de la Suisse“, abgedruckt bei Ebd., S. 242–247.

32 Zur Veltliner Frage siehe Peter METZ, Geschichte des Kantons Graubünden, Bd. 1 (1798–1848), Chur 1989, insbes. S. 223–252. Beim Begriff „Veltlin“ handelt es sich eigentlich um drei Gebiete: das große Veltlin sowie

33 Silvio MARGADANT, Artikel „Confisca“, in: HLS 3 (2004), S. 460.

34 KLÜBER, Acten, S. 222.

35 Ebd., S. 233.

Am 28. Dezember 1814 unterbreitete der Bündner Delegierte Vincenz von Salis-Sils zwei eigene Noten, in welchen er im Widerspruch zur eidgenössischen Delegation vorschlug, das Veltlin als eigenen Kanton nach dem Vorbild des preußischen Fürstentums Neuchâtel/Neuenburg der Eidgenossenschaft einzuverleiben. Er lehnte im Auftrag seiner Regierung die Vereinigung der Südtäler mit dem Kanton Graubünden kategorisch ab und nannte sie „une réunion monstrueuse de parties aussi disparates“.³⁶ Auf alle Fälle verlange Graubünden Entschädigungen für die Verluste im Veltlin. Als den Bündnern um die Jahreswende zu Ohren kam, dass sich die Veltliner Angelegenheit nicht nach Wunsch entwickelte, brach Hektik aus. Sie traten am 13. Jänner 1815 in zwei neuen Eingaben an das Schweizer Komitee heran. Sie bezweifelten die Legitimität der Veltliner Delegation unter dem rührigen Graf Diego Gucciardi, welche den Verbleib ihrer Heimat bei der Lombardei verlangte,³⁷ und forderten den sofortigen Anschluss an die Schweiz und einen Entscheid der Tagsatzung und der alliierten Diplomaten in der Schweiz, wie das Veltlin gleichberechtigt der Schweiz angeschlossen werden könne. Graubünden war jetzt auch bereit, das Veltlin (ohne Bormio und Chiavenna) als neues Hochgericht in den Kanton Graubünden aufzunehmen. Aber nun war es zu spät. Österreich hatte andere Pläne für das strategisch wichtige Durchgangsland zwischen Tirol und der Lombardei.

Das Komitee griff selber auch direkt in die inneren Verhältnisse der Schweiz ein. Schon in der zweiten Sitzung vom 15. November verabschiedete das Komitee einen von Canning und Kapodistrias verfassten Aufruf an die Tagsatzung, während des Kongresses für Ruhe und Ordnung in der Schweiz zu sorgen. Am 19. Dezember – es war dies die neunte Sitzung – besprach das Komitee den neuen Bundesvertrag, den die Minister als „imparfait sous plusieurs rapports“³⁸ beurteilten. Um nicht neue Unruhen in der Schweiz zu provozieren, verzichtete aber das Komitee auf

Änderungswünsche in der Hoffnung, dass mit der Zeit und der Erfahrung die Mängel behoben werden könnten. Der zum vierten Mal vorgeladenen Schweizer Delegation unterbreiteten die Minister den ‚Vorschlag‘ – wobei es sich eher um einen Befehl handelte – die auf den 5. Jänner 1815 angesetzte Beschwörung des neuen Bundesvertrags bis zum Abschluss der Arbeiten im Komitee auf Mitte Feber zu verschieben. Die Schweizer Delegation war nicht erfreut, da sie bei einer Verschiebung der Inkraftsetzung der neuen Verfassung neue Unruhen befürchtete. Die Mächte aber versprachen, den am 9. September 1814 von der Tagsatzung beschlossenen Bundesvertrag nicht mehr in Frage zu stellen.

Die Schweizer Erklärung vom 20. März 1815

Mit der Anhörung der Delegierten aus dem ehemaligen Fürstbistum Basel am 16. Januar 1815 schloss das Komitee die Befragungen ab. Schon am selben Tag lag den Ministern ein umfangreicher Bericht aus der Feder von Kapodistrias vor,³⁹ der den ganzen Fragenkomplex der Eidgenossenschaft zusammenfasste. Darin wurden die strategischen Ziele der Alliierten genannt: Rückgabe der ehemals schweizerischen Gebiete, militärisch sichere Grenzen, eine Bundesverfassung und kantonale Verfassungen, welche Ruhe im Inneren, Sicherheit gegen außen und die Respektierung der Neutralität garantierten. Die Intervention der Großmächte in der Eidgenossenschaft sei auf Wunsch der alliierten Gesandten in der Schweiz, von zwei der drei Schweizer Delegierten am Wiener Kongress und von den von territorialen oder finanziellen Streitpunkten betroffenen Kantonen gewünscht worden, um einen Bürgerkrieg zu verhindern, der für die Schweiz selber, aber auch für die Nachbarländer negative Folgen hätte. Das Ziel sei die Bildung eines „corps de nation solidement constitué et capable de maintenir son système de neutralité perpétuelle“.⁴⁰ Die skizzierten Dispositionen nahmen die Erklärung vom 20. März vorweg – mit zwei Ausnahmen: Das Fürstbistum Basel soll ohne Ajoie an die Schweiz beziehungsweise Bern kommen und zwar so, dass die Pässe

36 Ebd., S. 257.

37 Sandro MASSERA (Hg.), *La delegazione valtellinese al Congresso di Vienna (1814–1815)*, Sondrio 1981. Biografie von Graf Diego Gucciardi in Mario CARVALE (Hg.), *Dizionario Biografico degli Italiani*, Bd. 61, Roma 2004, S. 67–69.

38 KLÜBER, *Acten*, S. 241.

39 „Rapport du comité institué pour les affaires de la Suisse“, abgedruckt in Ebd., S. 269–300.

40 Ebd., S. 274.

über den Jura in Berner Hand seien; die Ajoie soll trotz Opposition Frankreichs als Tauschobjekt für die territoriale Verbindung Genfs zur übrigen Schweiz zurückbehalten werden. Veltlin, Chiavenna und Bormio sollten samt ihrem Anteil an der sogenannten italienischen Schuld als vierter Bund, „Veltliner Bund“, dem Kanton Graubünden zugeschlagen werden. Dem Bericht lag auch schon ein Entwurf der Schweizer Erklärung bei, der bis und mit Artikel 9 der Erklärung vom 20. März entsprach. Es fehlte noch der Artikel 10. Die beiden noch nicht entschiedenen Punkte betreffend Ajoie und Veltlin waren dem Entwurf als Anhang beigefügt. Die Schweizer Erklärung entstand also nicht in aller Eile nach der Rückkehr Napoleons, wie dies allgemein behauptet wird, sondern lag bereits zwei Monate vorher fast fertig redigiert vor.

Einen Monat später, am 20. Februar 1815, präsentierte Wessenberg im Auftrag seines Kabinetts einen neuen Entwurf der Schweizer Erklärung. Es ging vor allem um die Ajoie, die nun zusammen mit dem übrigen Fürstbistum an die Schweiz beziehungsweise Bern und Basel gehen sollte, nachdem der Tauschplan mit Genf undurchführbar geworden war. Österreich beanspruchte nun das Veltlin für sich, das nun trotz früherer Versprechungen nicht an die Schweiz beziehungsweise Graubünden fallen und im Rahmen der italienischen Angelegenheiten geregelt werden sollte; die im Veltlin enteigneten Eigentümer sollten aber unter Leitung einer österreichisch-schweizerischen Kommission entschädigt werden. Dalberg und Canning wurden beauftragt, aus den beiden Entwürfen eine neue Version zu erstellen, die in der 12. Sitzung vom 5. März vorlag. Die alliierten Regierungen der anderen vier Mächte waren mit der Abtretung der Ajoie an Bern einverstanden. Kapodistrias hatte die Gelegenheit genutzt, um in der Zwischenzeit vom Berner Vertreter Zeerleder Änderungen der Berner Verfassung im Hinblick auf eine gerechtere Vertretung der Bevölkerung in der Berner Regierung und im Parlament zu verlangen.⁴¹

Am 7. März wurde in Wien die Flucht Napoleons aus Elba bekannt. Nun wollte das Komitee die fast fertige Schweizer Erklärung so rasch als möglich abschließen. In der Sitzung am 13. März

stimmten alle Minister dem Grundsatz zu, dass das Veltlin, Bormio und Chiavenna beim Herzogtum Mailand – das heißt bei Österreich – verbleiben sollten. Einzig die kleine und unbedeutende Herrschaft Rhäzuns, eine österreichische Enklave in Graubünden in der Nähe von Chur, sollte an den Kanton Graubünden fallen. In der letzten Sitzung des Schweizer Komitees am 19. März wurde die definitive „Erklärung zu den Schweizer Angelegenheiten“⁴² zuhanden der Mächte verabschiedet und bereits am folgenden Tag, dem 20. März, von den Ministern der fünf Großmächten sowie Spanien, Portugal und Schweden genehmigt.

Die Erklärung vom 20. März 1815 enthielt keine Überraschungen mehr. Die wichtigsten Punkte waren:

- Die bereits am 12. September 1814 von der Tagsatzung beschlossene Aufnahme von Genf, Wallis und Neuenburg als gleichberechtigte Kantone in die Eidgenossenschaft wird bestätigt. Das Dappental fällt an den Kanton Waadt zurück.
- Das ganze Fürstbistum Basel (samt der Stadt Biel) kommt an die Schweiz, bildet aber nicht einen eigenen Kanton, sondern wird auf die Kantone Bern, welcher den Löwenanteil erhält, Basel (Bezirk Birseck) und Neuenburg (Gemeinde Lignières) aufgeteilt. Die Bewohner der an Bern und Basel abgetretenen Gebiete erhalten umfangreiche rechtliche Garantien. Der Kanton Bern wird verpflichtet, ein allfällig reorganisiertes Bistum Basel proportional zur katholischen Bevölkerung zu finanzieren.
- Alle anderen Territorialforderungen der Schweiz an Nachbarstaaten werden abgelehnt.
- Die Genfer erhalten keine Landverbindung zur Schweiz, dafür eine zollfreie Straße über Versoix sowie die Aussicht auf einige sardisch-savoyische Gebiete.
- Die seit 1803 bestehenden 19 Kantone und deren Grenzen werden gewährleistet.
- Die drei neuen Kantone Aargau, Waadt und St. Gallen müssen den alten Kantonen Uri,

41 MOOSBRUGGER, David, S. 147–150.

42 Text der Schweizer Erklärung vom 20. März 1815: Wilhelm FETSCHERIN, Repertorium der Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen aus den Jahren 1814–1848, Bd. 2, Bern 1876, S. 786–794, sowie KLÜBER, Acten, S. 310–318.

Schwyz, Ob- und Nidwalden, Zug, Glarus und Appenzell-Innerrhoden als Entschädigung die hohe Summe von 500.000 Franken zahlen, die in erster Linie für das Schulwesen eingesetzt werden muss. Der Kanton Tessin überlässt dem Kanton Uri die Hälfte des Zolls in der Leventina. Ebenso erhalten der enteignete Fürstbischof von Basel, Franz Xaver von Neveu, und dessen Domherren von den Kantonen Bern und Basel sowie der ehemalige Fürstabt von St. Gallen, Pankraz Vorster, und dessen Beamte vom Kanton St. Gallen großzügige Pensionen.⁴³

- England zahlt das Darlehen zurück, das die Städte Bern (220.000 Pfund Sterling) und Zürich (50.000 Pfund Sterling) vor der Revolution bei der Bank of England angelegt hatten und das während der Koalitionskriege sequestriert war; die ausstehenden Zinsen dienen der Tilgung der Schulden der Helvetischen Republik.
- Die Kantone, allen voran diejenigen der ‚Alten Schweiz‘, werden unter Druck gesetzt, den neuen Bundesvertrag zu akzeptieren und ermahnt, künftig „in einem der gemeinsamen Wohlfahrt Aller entsprechenden Geist, ohne Rückblick auf die Vergangenheit, zu arbeiten“.⁴⁴ Zudem „wünschen“ die Signatarmächte, dass eine allgemeine Amnestie für alle politischen Delikte gewährt werde.
- Die „immerwährende Neutralität“ der Schweiz wird zwar als im Interesse der europäischen Staaten stehend anerkannt. Eine formelle völkerrechtliche Garantie wird aber erst in Aussicht gestellt, „sobald die schweizerische Tagsatzung zu den in dem gegenwärtigen Vergleich festgesetzten Bedingungen ihre Zustimmung in guter und gehöriger Form wird erteilt haben“.⁴⁵

43 Werner VOGLER, Abt Pankraz Vorster von St. Gallen und der Wiener Kongress 1814/15, in: Oberberger Blätter (1982/83), S. 26–38 und Oberberger Blätter (1984/85), S. 52–68; Peter BÜHRER, Die Frage der geistlichen Fürstentümer St. Gallen und Basel auf dem Wiener Kongress 1814/15, in: Rorschacher Neujahrsblatt 86 (1996), S. 21–34.

44 Wilhelm FETSCHERIN, Repertorium der Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen aus den Jahren 1814–1848, Bd. 2, Bern 1876, S. 793.

45 Ebd., S. 786.

Nachspiel

Mit der Schweizer Erklärung war nach der Deklaration über die Ächtung des Sklavenhandels (8. Feber) und des Regelwerks über diplomatische Rangfragen (19. März) eine der ersten großen europäischen Fragen entschieden. Schon am 29. März folgte die Vereinbarung der acht Signatarmächte des Ersten Pariser Friedens zur Arrondierung des Kantons Genf mit savoyischen Gebieten. Metternich hatte bereits am 20. März die Erklärung an die Tagsatzung in Zürich gesandt mit der Aufforderung, diese zu ratifizieren. Am 28. März unterbreitete die Tagsatzung die Erklärung den Kantonen zur Genehmigung. Die in der Schweiz akkreditierten Minister der acht Signatarmächte doppelten am 31. März nach und verlangten vor dem Hintergrund des neuen Krieges mit Napoleon die raschestmögliche Ratifizierung.⁴⁶ Nachdem die Dreiviertel-Mehrheit der Kantone erreicht war, ratifizierte die Tagsatzung am 27. Mai 1815 die Schweizer Erklärung vom 20. März.⁴⁷ Unter massivem Druck der Alliierten trat sie am 20. Mai 1814 – wenig neutral – der antinapoleonischen Allianz bei und unternahm im Juni sogar einen (unrühmlichen) Feldzug in die Freigrafschaft Burgund.⁴⁸

Die Schweizer Erklärung vom 20. März wurde zu einem großen Teil, aber stark umformuliert, in die Schlussakte vom 9. Juni 1815 aufgenommen (Artikel 74 bis 84). Einige Punkte wurden weggelassen, so die Präambel, die Ermahnung an die Kantone, die meisten Bestimmungen, welche die Art der Eingliederung des Fürstbistums Basel betreffen sowie die Bestimmungen betreffend die Pensionen für den Basler Fürstbischof und den St. Galler Fürstabt. Neu hinzu kamen die Abtretung der Herrschaft Rhäzuns an Graubünden (Artikel 78) und die Vereinbarungen mit dem König von Sardinien-Piemont betreffend der Abtretung von savoyischen Gebieten an Genf (Artikel 80, 91

46 KLÜBER, Acten, S. 320–322.

47 Ebd., S. 323–324.

48 Ebd., S. 339–342: „Convention de la Suisse avec L.M. les Empereurs d’Autriche et de Russie, et les Rois de la Grand-Bretagne et de Prusse, dans laquelle la Suisse adhère à l’alliance entre ces puissances“. Ferner: Hervé DE WECK, Artikel „Burgunderfeldzug“, in: HLS 3 (2004), S. 114; Jean-Paul NEZ, L’invasion de la Franche-Comté par les troupes suisses en juillet 1815, in: Mémoires de la Société d’émulation du Doubs 43 (2001), S. 37–69.

und 92). Die Erklärung vom 20. März 1815 wurde als Anhang Nr. 11 und die Vereinbarung vom 29. März 1815 mit Sardinien-Piemont als Anhang Nr. 12 der Wiener Schlussakte angefügt. Nachdem die Tagsatzung am 12. August 1815 auch die Wiener Schlussakte ratifiziert hatte, waren seitens der Eidgenossenschaft alle Bedingungen des Kongresses erfüllt.

Nach der zweiten Abdankung Napoleons entsandte die Schweiz im Gegensatz zum Ersten Pariser Frieden mit dem bewährten Genfer Pictet de Rochement einen offiziellen Vertreter an die von September bis November dauernden Friedensverhandlungen nach Paris. Im Zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815⁴⁹ wurden die Wiener Beschlüsse aufgrund der militärischen Erfahrungen während der 100 Tage noch etwas nachgebessert: Genf erhielt auf Kosten Frankreichs doch noch die ersehnte Landverbindung zur Schweiz nördlich des Genfersees und von Sardinien-Piemont einige weitere kleinere Gebiete, Nordsavoyen wurde neutralisiert,⁵⁰ die französische Festung Hüningen vor den Toren Basels wurde geschleift und der Schweiz wurden drei Millionen Francs Kriegsschädigung zugesprochen. Am 20. November 1815 erhielt die Schweiz schließlich in einem eigenen Dokument die ersehnte völkerrechtliche Anerkennung ihrer Neutralität.⁵¹ Die „Déclaration des Puissances portant reconnaissance et garantie de la neutralité perpétuelle de la Suisse et de l’inviolabilité de son territoire“ hatte Pictet de Rochement auf Bitte Kapodistrias’ selber verfasst, der die Erklärung dann als russischen Vorschlag den Mächten unterbreitete. Damit war die Neugestaltung der Schweiz abgeschlossen.

Würdigung

Die Entscheidungen des Wiener Kongresses und der beiden Pariser Frieden bildeten in drei zentralen Bereichen die Basis für die Zukunft der Schweiz in den folgenden zwei Jahrhunderten:

- Die Schweiz hat noch heute als eines der wenigen Länder Europas die gleichen Landesgrenzen, wie sie 1815 vom Wiener Kongress geschaffen worden waren.
- Noch heute bestehen die gleichen Kantone in den gleichen Grenzen wie 1815, mit einer Ausnahme: 1979 wurde als Spätfolge des Wiener Kongresses aus Teilen des ehemaligen Fürstbistums Basel doch noch der neue Kanton Jura als 23. Kanton geschaffen, wie dies die Deputation des Fürstbistums 1814/15 gefordert hatte.
- Die schweizerische Außenpolitik und damit die Stellung der Schweiz in der Welt basiert noch immer auf der Neutralitätserklärung vom 20. November 1815, die immerhin dazu beigetragen hat, dass die Schweiz zwei Weltkriege fast unbeschadet überstand.

Die Arbeit der offiziellen, von Reinhard dominierten Schweizer Delegation war nicht so schlecht, wie sie meist dargestellt wurde. Die Deputation unternahm, was sie unter den gegebenen Umständen und angesichts der innenpolitischen Differenzen leisten konnte; sie war von den Ministern im Komitee als einziger valabler Gesprächspartner aus der Schweiz akzeptiert. In außenpolitischen Kernfragen wie Unabhängigkeit, sichere Grenzen und Neutralität sind keine Differenzen zwischen den drei Schweizer Vertretern auszumachen – jedenfalls nicht vor dem Komitee. Dass Monténach zuweilen beiden Kollegen offen widersprach, bestätigte das Schweizer Komitee in seiner Überzeugung, die Rolle des Schiedsrichters auch in innenpolitischen Fragen übernehmen zu müssen. In Wien hat die Schweiz fast alles erhalten, was sie wollte, außer der formellen Garantie der Neutralität und einigen Gebietserweiterungen. Mehr, als in der Erklärung vom 20. März 1815 verfügt wurde, war für die Schweiz wohl nicht herauszuholen. Ob das Veltlin durch eine bessere Koordination mit den Bündnern zu Lasten der siegreichen Großmacht Österreich hätte zurück gewonnen werden können, ist höchst unsicher. Natürlich warf die Vielzahl von Vertretern aus der Eidgenossenschaft nicht das beste Licht auf das zerstrittene Land. Aber wie sollte die Schweiz aus einem Munde sprechen, nachdem keine zentrale Regierung bestand und auch der nationale Gedanke noch schwach ausgebildet war?

49 Zum Zweiten Pariser Frieden siehe Anm. 9.

50 Victor MONNIER, *L'origine de la neutralité suisse étendue à la Savoie du Nord dans les traités de 1815 et 1816*, in: *Pouvoirs et territoires dans les Etats de Savoie*, Nice 2010, S. 79–89.

51 Alois RIKLIN, Artikel „Neutralität“, in: *HLS 9* (2010) S. 209–214. Neutralitätserklärung abgedruckt u. a. in FETSCHERIN, *Repertorium*, S. 812–815.

Die Gesamtbilanz des Wiener Kongresses war für die Schweiz gesamthaft positiv, auch wenn nicht alle Territorialforderungen erfüllt wurden, wobei vor allem der endgültige Verlust des Veltlins schmerzte. Den talentierten Ministern des Schweizer Komitees war es gelungen, die Schweiz als einzige noch überlebende Republik Europas territorial und verfassungsmäßig nachhaltig neu zu organisieren, die Kantone mehr oder weniger zufrieden zu stellen und die innenpolitisch zerstrittenen Eidgenossen zu befrieden. Die Eidgenossenschaft gilt daher als Gewinnerin des Wiener Kongresses – ein beachtliches Resultat!

Nachtrag

Nach der Wiener Tagung vom 17. bis 20. Juni 2015 sind in der Schweiz mehrere Werke zur Neugestaltung der Schweiz in den Jahren 1813–1816 erschienen:

- Jean DE MONTENACH/Anna EYNARD-LULLIN, „J’ai choisi la fête...“. Vienne 1814–1815. Journaux du congrès, Freiburg i. d. Schweiz 2015.
- Daniel BRÜHLMEIER (Hg.), Zürich und der Wiener Kongress. Erklärung über die Angelegenheiten der Schweiz vom 20. März 1815, Zürich 2015.
- Antonia JORDI, Biels Traum vom eigenen Kanton am Wiener Kongress, in: Beat KÜMIN (Hg.), Politische Freiheit und republikanische Kultur im alten Europa. Historische Essays zum Gedenkjahr „Gersau 1814“, Vitznau 2015, S. 31–36.
- Jean-Claude REBETEZ/Damien BREGNARD, Je Jura en Berne. Bicentenaire du Congrès de Vienne (1815), Pruntrut 2015.
- Gianluigi GARBELLINI, Valtellina e Valchiavenna al Congresso di Vienna, in: Napoleone nelle Alpi. Le montagne d’Europa tra Rivoluzione e Restaurazione, o. O. 2015, S. 157–170.
- Tobias KÄSTLI, Le congrès de Vienne et ses conséquences pour Bienne et le Jura, in: Actes de la Société jurassienne d’émulation 119 (2016), S. 145–153.
- Alexandre DAFFLON, Colosse du Nord ou feu follet? Portraits croisés du tsar Alexandre chez Jean de Montenach et Anna Eynard-Lullin (1814–1815), in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 66 (2016), S. 301–316.
- Olivier MEUWLY, Frédéric-César de la Harpe. Un conseiller du Tsar au Congrès de Vienne, in: Revue historique vaudoise 124 (2016), S. 247–258.
- Tobias KÄSTLI, Nach Napoleon. Die Restauration, der Wiener Kongress und die Zukunft der Schweiz 1813–1815, Baden 2016 (Besprechung Marco Jorio, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 67 (2017), S. 250–252).
- Olivier MEUWLY (Hg.), Le congrès de Vienne et le Canton de Vaud. 1813–1815, Lausanne 2017.
- Jean-Claude REBETEZ/Damien BREGNARD (Hg.), De la crosse à la croix. L’ancien Évêché de Bâle devient suisse (Congrès de Vienne – 1815), Neuenburg 2018.

An Insupportable Burden: The Eastern Question and the Failure of the 1815 Order

Miroslav Šedivý

At the present time, television and newspaper headlines are full of the problems in the Near East and Africa with their corresponding strong and negative impact on the situation in Europe; issues that the European Union is unable to solve: the political disturbances in North Africa, the civil war in Syria, the Israel-Palestinian conflict and, of course, the wave of immigration from some of these regions to the Old Continent. A hundred years ago, in 1914, nations around the world were dragged into World War I by the deterioration in relations of some European countries in the post-Ottoman Balkan area, and it was no accident that the explosion leading to the war was sparked in Sarajevo, a town in Bosnia-Herzegovina that had officially belonged to the Ottoman Empire until 1908. The political order of Europe established after the Napoleonic Wars at the Congress of Vienna (1814–1815) was continually weakened by the Great Powers' unilateral and egoistic policies towards the Ottoman Empire, and the peace among them, as settled in the Austrian capital was eventually destroyed due to the same competition between them in the Crimean War (1853–1856).

The three above-mentioned examples show how the situation in Europe during the modern era has been negatively influenced by the affairs in the Ottoman/post-Ottoman regions. This continuous interdependence compels historians and political scientists to pose the question what actually caused this situation and how it could have been avoided. This paper attempts to contribute to finding the answer to this question by explaining why the European states system created at the Congress of Vienna was continuously weakened and in its very existence threatened by the Great Powers' behaviour towards the Ottoman Empire – the so-called Eastern Question resulting from the decline of the latter that was not included in the public law of Europe and thus in the European states system after 1815.

In the search for the correct conclusion, it is necessary to emphasise the fact that every international political system is based on three principal pillars: first, the legal norms; second, the willingness of the countries to observe them; and third, their readiness to improve the system if it is shown to be defective. As will be shown, none of these conditions was fulfilled in the actions of the Great Powers towards the Ottoman Empire, or at least by the majority of these actions: the Ottoman Empire was left outside the public law of Europe and was therefore unprotected by the legal principles shielding European countries; the Great Powers often acted towards her in the manner that would have been considered illegal if applied towards a country belonging to so-called “civilised Europe”; and, finally, even with the awareness of the dangerous potential of the Eastern Question, the Great Powers were unable to modify their relations with the Ottoman Empire and amend the European states system through changes in its legal basis by, for example, creating more binding legal norms for their relations among themselves, as well as towards the sultan's decaying state. The content of this paper will be structured as follows: it will explain, first, the negative consequences of the fact that the Ottoman Empire remained outside the European states system after 1815; and second, the failure of the plans to remedy this situation.

The post-Napoleonic international order established in 1814–1815 gave Europe a period of unprecedented peace and stability, but it must also be admitted that it contained the seeds of its deficiencies and final breakdown: it left too much freedom of action to the Great Powers and offered too few legal guarantees against their abuse of power. The system depended to a large extent upon their self-restraint and willingness to cooperate, but both traits started to fade soon after 1815. The Great Powers inclined more and more to pursue uni-

lateral goals – whenever it suited them and they were able to do so; for these reasons their mutual cooperation became increasingly difficult.¹ Their pledge to solve affairs dangerous to the stability and peace of Europe at periodic meetings was kept only grudgingly, and was finally broken entirely in 1822 with the end of the last congress of the Pre-March period. Even before this moment, the primary aim of the personal discussions for each Power was to check and control the others more easily, and simultaneously prepare the best position for enforcing their own, mostly selfish, interests; and this principle also dominated international politics in the following years when the Great Powers usually proceeded according to George Canning's famous motto: "Every nation for itself and God for us all."²

The negative consequences of the lack of sufficient barriers against the ambitions of the Great Powers were most obvious in connection with the Ottoman Empire, which remained outside the settlement of the Congress of Vienna. Her sovereignty and territorial integrity was thus unprotected by the public law of Europe and more exposed to their ambitious policies than the states sheltered by it. Three of the Great Powers generally exploited the given situation: Russia, France and Great Britain were willing to promote their territorial and economic interests when they found it advantageous and feasible, taking advantage of the exclusion of the Ottoman Empire from the so-called family of European nations and using double legal standards in their relationships with her and other – more "civilised" – European countries. Her exclusion enabled them to disregard the Ottoman Empire's sovereignty and the conditions of the treaties concluded in the past with her, and

to conduct themselves towards her from a position of power. This behaviour affected not only the internal situation of the empire, but also the relations among the Great Powers themselves which often clashed with their egotistic designs. Serious consequences in this respect already arose from the very first crisis that occurred in the Ottoman Empire after 1815: the Greek fight for independence from 1821 to 1832. This crisis significantly contributed to the end of the congress era and created a breach within the Pentarchy when France, Great Britain and Russia intervened in 1827 on behalf of the Greeks, whereas Austria and Prussia sided with the sultan. Some historians have advocated this step as being a humanitarian intervention, but this claim is dangerous for two reasons: first, it has nothing in common with reality; and second, it adds a constructive element to the actions of the three Powers which in fact was entirely lacking – their intervention in Greece was rather an expression of disunity than a desire to help the insurgents.³

The Greek fight for independence witnessed not only great disunion among the European Powers, even among the three aiding the Greeks, but also discussions over the legal aspects of the coexistence between European countries and the Ottoman Empire. The most prominent commentator was Austrian Chancellor Clemens von

1 Anselm DOERING-MANTEUFFEL, *Vom Wiener Kongreß zur Pariser Konferenz. England, die deutsche Frage und das Mächtesystem 1815–1856*, Göttingen 1991, pp. 41–55; Tim CHAPMAN, *The Congress of Vienna. Origins, Processes and Results*, London, New York 1998, pp. 80–81; Michael SHEEHAN, *The Balance of Power. History and Theory*, London, New York 1997, pp. 125–130; Mark JARRETT, *The Congress of Vienna and its Legacy. War and Great Power Diplomacy after Napoleon*, London, New York 2013, pp. 344–376.

2 Francis R. BRIDGE, *Allied Diplomacy in Peacetime. The Failure of the Congress 'System' 1815–23*, in: Alan SKED (ed.), *Europe's Balance of Power, 1815–1848*, London 1979, pp. 34–53, at 53.

3 For historians regarding the intervention as a humanitarian intervention, see Reinhard HEYDENREUTER, *Die erträumte Nation. Griechenlands Staatswerdung zwischen Philhellenismus und Militärintervention*, in: Reinhard HEYDENREUTER/Jan MURKEN/Raimund WÜNSCHE (ed.), *Die erträumte Nation*, München 1995, pp. 47–77, at 60; Gary J. BASS, *Freedom's Battle. The Origins of Humanitarian Intervention*, New York 2008, pp. 48–49; Matthias SCHULZ, *Das 19. Jahrhundert (1789–1914)*, Stuttgart 2011, 92. Other historians who recently refused to regard the intervention as humanitarian include Oliver SCHULZ, *Ein Sieg der zivilisierten Welt? Die Intervention der europäischen Großmächte im griechischen Unabhängigkeitskrieg (1826–1832)*, Berlin 2011; John BEW, 'From an umpire to a competitor.' Castlereagh, Canning and the issue of international intervention in the wake of the Napoleonic Wars, in: Brendan SIMMS/David J.B. TRIM (ed.), *Humanitarian Intervention. A History*, Cambridge 2011, pp. 117–138; Davide RODOGNO, *Against Massacre. Humanitarian Interventions in the Ottoman Empire, 1815–1914: The Emergence of a European Concept and International Practice*, Princeton, Oxford 2012, pp. 79–89.

Metternich-Winneburg who resolutely supported the sovereignty and territorial integrity of the Ottoman Empire and sided with the sultan against the Greeks. Metternich's Austria clearly differed in her conduct in Near Eastern affairs from that of France, Great Britain and Russia: she was less aggressive and more willing to apply international law to the Ottoman Empire. The chancellor was well aware of the fact that the sultan's state was unprotected by the Viennese settlement, but he simultaneously saw no reason why the European countries could not apply the same legal rules towards her as generally accepted among themselves if they wanted to maintain the very stability of the European states system and if they expected the Ottoman Empire to act according to the same law in return, as a Prussian envoy in Vienna reported in June 1827: "Metternich strongly opposes the principle introduced by the French government that, in the matter of the distinction between suzerainty and sovereignty, it is not necessary to define them so precisely with the Turks who do not understand the difference themselves; he thinks that if one believes one can deviate from the treaties and from the principles of law with regard to the Turks, one no longer has the right to demand of the Porte [the Ottoman government] that it observes them on its part."⁴ The attitudes assumed by Great Britain, Russia and France to the Greek insurrection during 1826–1827 led Metternich to utter sharp criticism of the duplicity in their conduct when they infringed upon the sovereignty of another country in a manner that they would never have allowed to be used against themselves in a similar case: "What would England or Russia say to an agreement ... which would take place between France and Austria and which would basically establish that His British Majesty or the Russian emperor would be deprived of an insurgent Ireland or Finland?"⁵

Metternich's appeals to the other Powers not to apply a different set of self-serving rules and take advantage of the fact that the Ottoman Empire was weak and remained outside the legal boundaries of Europe received no positive response except from Prussia, which, however, did not pursue an active Near Eastern policy and merely hoped that the problems of the sultan's decaying state would not negatively affect the affairs of the West. On the contrary, even before the definite settlement of the Greek affair and the establishment of an independent Greek Kingdom in 1832, France took advantage of the Ottoman Empire's exclusion from the European states system and attacked her in Algeria with impunity in 1830. The official explanation of the seizure of this Ottoman North-African province – the suppression of piracy and the restoration of French honour, allegedly insulted when the Algerian dey infamously struck the French consul general in the face with his flywhisk in 1827 – which was a mere pretext for a real goal: much like in Spain in 1823 and the Peloponnese five years later, the French king and his ministers wished to increase their popularity with the French public by increasing France's glory on the international scene. Unfortunately for the French regime, the conquest not only did not improve its popularity in the country, but it also was harmful for the relations between France and Great Britain – because in the future this North-African region became a popular topic of parliamentary and newspaper debates in the British Isles and increased the British suspicions of French designs in the Mediterranean, which later contributed to the breach between the two Great Powers in their attitudes towards Egypt in the late 1830s.⁶

4 Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK), Hauptabteilung III (HA III), Ministerium des Auswärtigen I (Mda I), 6008, Maltzan to Frederick William III, Vienna, 10 June 1827.

5 Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), Staatenabteilungen (StA), England 175, Remarks to the Protocol of 4 April 1826, attached to Metternich to Esterházy, Vienna, 4 June 1826. For more on Metternich's interpretation of the public law and the intervention into the war between the Turks and the Greeks see for example

Metternich to Apponyi, Vienna, 17 October 1826, in: HHStA, StA, Frankreich 261; Metternich to Bombelles, Vienna, 13 November 1826, in: HHStA, StA, Russland III, 75; and Metternich to Apponyi, Vienna, 31 March and 11 June 1827, in: HHStA, StA, Frankreich 264.

6 Christopher J. BARLETT, *Great Britain and Sea Power 1815–1853*, Oxford 1963, 83; Jean DARCY, *France et Angleterre. Cent années de rivalité coloniale: l'Afrique, Paris 1904*, pp. 170–190; Charles-André JULIEN, *Histoire de l'Algérie contemporaine. La conquête et les débuts de la colonisation (1827–1871)*, Paris 1964, 38; Pierre RENOUVIN, *Histoire des relations internationales, vol. V: Le XIX(e) siècle, I: de 1815 à 1871*, Paris 1954,

If the destructive potential of the Eastern Question for the partnership of the Great Powers was evidenced in the late 1820s by their division over the Greek affair, then in the 1830s it was owing to the so-called Egyptian Question: the presence of the powerful Ottoman pasha in Egypt, Mohammed Ali, led to two wars between him and the Ottoman sultan in 1831–1833 and 1839–1841. When the Russian Tsar Nicholas I helped the sultan against the pasha through a military expedition in the Bosphorus in early 1833, Great Britain and France protested against this aid even though both Maritime Powers sided with the sultan, and all the Great Powers – including Russia – wished at that time the preservation of his weak empire. Their anti-Russian conduct was actually motivated by jealousy caused by Russia's dominant influence in Constantinople and distrust of the Tsar's real aims. For the same reasons, even after the withdrawal of the Russian forces from the Ottoman soil in July 1833, Great Britain and France continued their anti-Russian policy in the Near East, which contributed to the deterioration of relations among all Great Powers and, of no less importance for the outbreak of the Crimean War, to the emergence of Russophobia in the British Isles, reaching a level of real hatred by 1840.⁷

pp. 420–421; Miroslav ŠEDIVÝ, *Metternich, the Great Powers and the Eastern Question*, Pilsen 2013, 436.

7 Matthew S. ANDERSON, *Russia and the Eastern Question, 1821–1841*, in: SKED (ed.), *Europe's Balance of Power*, pp. 79–97, at 93; Gerald D. CLAYTON, *Britain and the Eastern Question. Missolonghi to Gallipoli*, London 1971, 74; David GILLARD, *The Struggle for Asia 1828–1914. A Study in British and Russian Imperialism*, London 1977, pp. 38–53; John H. GLEASON, *The Genesis of Russophobia in Great Britain. A Study of the Interaction of Policy and Opinion*, Cambridge 1950, 277; Margaret LAMB, *Writing up the Eastern Question in 1835–1836*, in: *The International History Review* 15/2 (1993), pp. 239–267, at 241; Thomas G. OTTE, *A Janus-like Power. Great Britain and the European Concert, 1814–1853*, in: Wolfram PYTA (ed.), *Das europäische Mächtekonzert. Friedens- und Sicherheitspolitik vom Wiener Kongreß 1815 bis zum Krimkrieg 1853*, Köln, Weimar, Wien 2009, pp. 125–153, at pp. 143–144; Muhammed H. KUTLUOĞLU, *The Egyptian Question (1831–1841). The Expansionist Policy of Mehmed Ali Paşa in Syria and Asia Minor and the Reaction of the Sublime Porte*, Istanbul 1998, pp. 109–110; Philip E. MOSELY, *Russian Diplomacy and the Opening of the Eastern Question in 1838 and 1839*, Cambridge 1934, 7; Sir Charles K. WEBSTER, *The Foreign Policy of Palmerston 1830–1841*. Britain,

In the mid 1830s, the Eastern Question reached the point when it not only had a negative influence over the relations among the Great Powers, but also contained a very concrete and imminent possibility for an all-European war, as was proved when the second war between the sultan and the pasha broke out in 1839. The divergence in opinions between the Great Powers, at that time between France and the other four, led to the diplomatic rupture on 15 July of the following year when Great Britain, Russia, Austria and Prussia signed with the Ottoman Empire a convention in London, ensuring the latter diplomatic and military assistance against Mohammed Ali. Due to this help, the pasha was finally defeated, and forced to surrender in 1841. France felt isolated and humiliated by this omission and began to threaten with arms, which led to a general war scare in Europe in late 1840: the so-called Rhine Crisis. Although France finally yielded and joined the other Powers in the signature of the Second London Convention concerning the Levant, on 13 July 1841, for many Europeans a war on the Continent seemed to be imminent, or even inevitable, and they often did not understand why they would have to suffer from it owing to a conflict of the two Oriental despots in the distant Near East, when all the Great Powers including France again formally declared their desire for the preservation of the Ottoman Empire.⁸

the Liberal Movement and the Eastern Question, vol. I, London 1951, pp. 279–342; Igor KARPEYEV, *Russia and Turkey. From Geopolitical Rivalry to Co-operation*, in: Kemal ÇIÇEK (ed.), *The Great Ottoman-Turkish Civilisation, vol 1: Politics*, Ankara 2000, pp. 433–440; Robert J. KERNER, *Russia's New Policy in the Near East after the Peace of Adrianople*, in: *Cambridge Historical Journal* 5/3 (1935–1937), pp. 280–290; Maria N. TODOROVA, *Mythology of the Eastern Question. The Treaty of Unkiar-Iskelessi*, in: Maria N. TODOROVA (ed.), *Aspects of the Eastern Question. Essays from the First Bulgarian-Dutch Symposium of Historians, Sofia, 6–7 June 1984*, Sofia 1986, pp. 23–31; Vernon J. PURYEAR, *L'opposition de l'Angleterre et de la France au traité d'Unkiar-Iskelessi en 1833*, in: *Revue historique* 182 (1938), pp. 283–310; Vernon John PURYEAR, *France and the Levant from the Bourbon Restoration to the Peace of Kutiah*, Berkeley 1941, pp. 181–208; Alexander BITIS, *Russia and the Eastern Question. Army, Government, and Society 1815–1833*, Oxford, New York 2006, pp. 467–475.

8 For the second Turko-Egyptian war and the Rhine Crisis, see Eugène de GUICHEN, *La crise d'Orient de 1839 à*

The evolution of the Eastern Question in a mere quarter century after the Congress of Vienna seemed to prove that it had been a serious mistake at the Congress not to settle the relations between the European countries and the Ottoman Empire on a more solid basis of international law, an idea actually discussed by its participants who well understood the dangerous potential of the Ottoman Empire's exclusion from the public law of Europe. Metternich and British Foreign Secretary Robert Stewart Viscount Castlereagh were aware of the fact that a functioning system of international relations among European countries was hardly possible without the Ottoman Empire, which was geopolitically too close and important to exclude. If the Ottoman Empire were to become subject to the international law guaranteeing peaceful relations between the participating states, it would become a member of this system and it would be more difficult for a Russian monarch to provoke new wars with his southern weak neighbour.⁹

To bring the Ottoman Empire into the European states system at the Congress and ensure the general peace and tranquillity for all Europe by "placing its territorial possessions under the general guarantee of the new order"¹⁰, it was necessary to persuade Sultan Mahmud II and Tsar Alexander I to agree with the plan. Nevertheless, the response from the two monarchs gave little hope for success: Sultan Mahmud II strongly distrusted the European Powers and saw no usefulness in the plan, while Tsar Alexander I understood its anti-Russian basis and did not want to deprive himself or his descendants of eventual territorial gains at

the expense of the Ottoman Empire with the recognition of her sovereignty and territorial integrity. Metternich and Castlereagh tried to overcome the resistance of the two monarchs in vain, and when Napoleon I's escape from Elba interrupted the negotiations on this topic, the question of the Ottoman Empire's entrance into the European states system was abandoned and never discussed further at the Congress.¹¹

The opportune occasion for laying a more solid foundation for the Ottoman Empire's further existence with the political incorporation of her entire domains into the family of European nations was thus lost. It is naturally not certain whether such an outcome, if realised, would really have prevented any foreign interference in her internal affairs. What is certain, however, is that it would have made foreign interventions more difficult because, despite the fact that the plan for a general guarantee without the Ottoman Empire did not succeed, the Final Act of the Congress of Vienna constituted the foundation stone of the new international legal order offering to its signatories certain guarantees of security and stability, which was exactly what the Ottoman Empire lacked after 1815. Ottoman territories became a more achievable channel for the Great Powers' aggressiveness that could not be so easily vented within the body of European countries protected by the post-1815 order. The Ottomans themselves soon started to regret the wasted chance they had had in 1814–1815, and they participated several times until 1853 in the discussions which emerged on their legal relationship to the European family. In late 1828, the topic was for the first time raised from Constantinople when the sultan was at war with the Tsar and informed the cabinet in Vienna

1841 et l'Europe, Paris 1921; Adolf HASENCLEVER, *Die Orientalische Frage in den Jahren 1838–1841. Ursprung des Meerengenvertrages vom 13. Juli 1841*, Leipzig 1914; Letitia W. UFFORD, *The Pasha. How Mehemet Ali Defied the West, 1839–1841*, Jefferson, London 2007; Irmline VEIT-BRAUSE, *Die deutsch-französische Krise von 1840. Studien zur deutschen Einheitsbewegung*, Köln 1967.

9 Metternich to Hudelist, Paris, 24 May 1814, in: Rudolf BUCHNER (ed.), *Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses 1814/1815*, Darmstadt 1986, 60; Ulrike TISCHLER, *Die habsburgische Politik gegenüber den Serben und Montenegrinern 1791–1822. Förderung oder Vereinnahmung?* (Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 108), München 2000, pp. 41–42.

10 HHStA, StA, Türkei VI, 10, Metternich to Stürmer, Vienna, 6 October 1814.

11 Douglas DAKIN, *The Congress of Vienna, 1814–15, and its Antecedents*, in: SKED (ed.), *Europe's Balance of Power*, pp. 14–33, at 30; Nazif GÜRBÜZ, *Die österreichisch-türkischen Beziehungen vom Wiener Kongreß (1814–1815) bis zum Tod des Zaren Alexander I. (1825). Mit besonderen Beachtung der österreichischen Quellen*, unpublished dissertation, Wien 1983, pp. 4–40; Jacques-Alain de SÉDOUY, *Le congrès de Vienne. L'Europe contre la France 1812–1815*, Paris 2003, 254; Sir Charles K. WEBSTER, *The Foreign Policy of Castlereagh, 1815–1822. Britain and the European Alliance*, London 1947, 349; Adam ZAMOYSKI, *Rites of Peace. The Fall of Napoleon and the Congress of Vienna*, London 2007, 415.

of his wish to arrange his relations with his powerful northern neighbour in a European congress where, moreover, the legal basis of the Ottoman Empire's future existence was to be determined; in other words, "where Turkey would be approved and recognised as an integral part of the European political system."¹² Regarding the expected opposition of Russia, the plan was unfeasible and soon fell into oblivion.¹³

The outbreak of the Near Eastern crisis in 1839 intensified the apprehensions existing in the West of the negative impact of the war in the Ottoman Empire on general peace, as did also the debates about how to remove or at least diminish the negative effects on the European states system of the Great Powers' interference into her affairs. In France and Great Britain, the question of a guarantee was frequently discussed again as a means for establishing a barrier against the Russian expansion to the south, and in September 1839, the British cabinet proposed a plan to protect the Ottoman Empire by the guarantee of her territorial integrity and independence for at least ten years. The attitude of Nicholas I was completely negative for the same reason that Alexander I had disapproved of it at the Congress of Vienna: he did not want to spoil the chance for Russia's territorial expansion to the south in the future. His aversion was so strong that in the summer of the same year he had refused to participate in a conference at Vienna suggested by Metternich for uniting the Great Powers on the Eastern Question – because of his fear that the other Powers would unite against Russia and compel her to accept the engagement of such a guarantee.¹⁴

For the sake of British-Russian cooperation in the Near East, the cabinet in London abandoned the whole idea, but it was promptly adopted by

France. The government in Paris suggested that the Ottoman Empire's integrity and independence should be placed under the guarantee of the Great Powers for an unlimited period of time. Mustafa Reshid Pasha, a reformatory Ottoman foreign minister who was well-disposed towards Europe, welcomed this project and added that the Porte would actually want to become a part of "the European confederation."¹⁵ The debates concerning the French proposal for a guarantee lasted from late 1839 until spring 1841 – because the plan was advocated by three consecutive French cabinets and the king in person, and was supported by the Turks themselves.¹⁶ It was discussed in the French parliament as well as by the European press, and was also attentively observed by the representatives of the secondary countries. The arguments against it were principally raised by Metternich, who in 1839 – much like at the end of the Napoleonic Wars – desired to bring the Ottoman Empire into the European States System under the principle of equality, which meant her accession to the settlement of the Congress of Vienna with the same rights as well as duties, whereas according to the French proposal, all the territory of the Ottoman Empire was to be placed "under the protection of the European nations' rights and under the guarantee of the Great Powers."¹⁷ The problem

12 HHStA, StA, Türkei VI, 34, Ottenfels to Metternich, Constantinople, 10 December 1828.

13 HHStA, StA, Türkei VI, 34, Ottenfels to Metternich, Constantinople, 10 November and 10 December 1828.

14 Paris, Archives du Ministère des affaires étrangères, Paris (AMAE), Correspondance politique (CP), Angleterre 653, Sébastiani to Soult, London, 27 September, 2 and 5 October, 28 December 1839; HHStA, StA, England 223, Esterházy to Metternich, London, 1 October 1839; Matthew RENDALL, *Restraint or Self-Restraint of Russia. Nicholas I, the Treaty of Unkiar Skelessi, and the Vienna System, 1832–1841*, in: *The International History Review* 24/1 (2002), pp. 37–63, at 52.

15 HHStA, StA, Türkei VI, 71, Stürmer to Metternich, Constantinople, 6 November 1839.

16 Moskau, Archiv vnesnei-politiki Rossiiskoi imperii (AVPRI), fond 133, Kantselariia, opis 469, 1840/178, Tatishchev to Nesselrode, Prague, 25 August 1840; AVPRI, fond 133, Kantselariia, opis 469, 1841/191, Struve to Nesselrode, Vienna, 28 April and 7 Mai 1841; HHStA, StA, Frankreich 320, Apponyi to Metternich, Paris, 5 January 1841; HHStA, StA, Türkei VI, 73, Stürmer to Metternich, Constantinople, 8 January 1840; London, The National Archives (TNA), Foreign Office (FO) 120/180, Beauvale to Palmerston, Vienna, 16 November 1839; TNA, FO 120/197, Beauvale to Palmerston, Vienna, 22 April 1841; TNA, FO 27/623, Bulwer to Palmerston, Paris, 30 April 1841; GStA PK, HA III, MdA I, 7349, Maltzan to Frederick William III, Vienna, 16 October 1839; GStA PK, HA III, MdA I, 7350, Maltzan to Frederick William III, Vienna, 5 and 12 December 1839; AMAE, CP, Turquie, 282, Pontois to Guizot, Pera, 7 February 1841; GUICHEN, *La crise d'orient*, 512.

17 GStA PK, HA III, MdA I, 7351, Maltzan to Frederick William III, Vienna, 25 December 1839.

of the French solution was, as Metternich correctly remarked, that “any state whose existence is placed under a foreign guarantee is simultaneously a state voluntarily or involuntarily deprived of its independence. It has, in a word, lost its sovereign rights, it is subordinated.”¹⁸

Although it might appear so, this was not merely a theorisation, but a sharp reaction to the content of the French proposal as well as the affairs in the eastern Mediterranean during the previous decade. The egotistic ambitions of France, Russia and Great Britain led to the struggle for influence over the sultan’s court, and this was problematic for the internal situation of the empire. If the French proposal for the guarantee had been accepted, it could have opened the door to much greater interference on the part of the European Powers into Ottoman affairs. Greece, whose existence was guaranteed by Great Britain, France and Russia, suffered from the three Powers’ struggle for influence in Athens and, without much exaggeration, in the 1830s she exchanged Ottoman control for the supremacy of these European countries. If the Greeks’ independence of action was not limited *de iure*, it was definitely limited *de facto*.¹⁹ The relations between the Ottoman Empire and the European Powers after the Crimean War also proved the validity of Metternich’s warning. In the Parisian Peace of 1856, the independence and territorial integrity of the former was guaranteed by the latter under such conditions that all foundations for a colonial protectorate over the Ottoman

Empire were laid.²⁰ Even if such a protectorate did not materialise, the sultan’s state was subjugated to the Great Powers’ tutelage to such an extent that the French plenipotentiary minister in Constantinople, P. Engelhardt, declared in 1878 that “the Ottoman Empire has never been more afflicted in her internal autonomy than since the period when this autonomy, solemnly declared at a congress [of Paris], was placed under the guarantee of the public law of Europe.”²¹

This, however, did not happen at the beginning of the 1840s since no Great Power was willing to accept the French plan. The idea was finally abandoned in the spring of 1841 and never discussed again in the Pre-March Period, though Metternich once more tried to save the situation during the same year with two simple ideas aimed at lessening the dangerous potential of the Eastern Question for Europe: first, that the Great Powers would formally undertake not to acquire any Ottoman territory in the future; second, that Vienna was made a permanent centre from which the situation in the Near East was to be supervised and from which the joint reports were to be sent to Constantinople in case of need. However, both plans failed owing to the lack of interest of the other Great Powers who did not want to limit their freedom of action in the Near East.²² The same fate met Nich-

18 HHStA, StA, Frankreich 319, Metternich to Apponyi, Königswart, 1 September 1840. See also HHStA, StA, England 225, Metternich to Esterházy, Johannisberg, 21 October 1839; HHStA, StA, England 230, Metternich to Neumann, Vienna, 1 January and 7 February 1840; HHStA, StA, England 231, Metternich to Neumann, Königswart, 2 September 1840; HHStA, StA, Türkei VI, 72, Metternich to Stürmer, Vienna, 24 December 1839; HHStA, StA, Russland III, 120, Metternich to Kaisersfeld, Vienna, 2 January 1840; HHStA, StA, Frankreich 319, Metternich to Apponyi, Königswart, 1 September 1840; AVPRI, fond 133, Kantseliariia, opis 469, 1840/178, Tatishchev to Nesselrode, Vienna, 19 December 1840.

19 Barbara JELAVICH/Charles JELAVICH, *The Establishment of the Balkan National States 1804–1920*, Seattle, London 1977, 51.

20 Eliana AUGUSTI, *The Ottoman Empire at the Congress of Paris. Between New Declensions and Old Prejudices*, in: Laura Beck VARELA/Pablo Gutiérrez VEGA/Alberto SPINOSA (ed.), *Crossing Legal Cultures*, München 2009, pp. 503–517, at 512.

21 Eliana AUGUSTI, *L’intervento europeo in Oriente nel XIX secolo. Storia contesa di un istituto controverso*, in: Luigi NUZZO/Miloš VEC (ed.), *Constructing International Law. The Birth of a Discipline (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, Bd. 273)*, Frankfurt a. M. 2012, pp. 277–330, at 330.

22 HHStA, StA, Türkei VI, 83, Metternich to Stürmer, Vienna, 20 April 1841; HHStA, StA, England 237, Metternich to Esterházy, Vienna, 23 April and 26 May 1841; HHStA, StA, Frankreich 322, Metternich to Apponyi, Johannisberg, 2 September 1841; TNA, FO 120/197, Beauvale to Palmerston, Vienna, 22 April and 19 May 1841; AVPRI, fond 133, Kantseliariia, opis 469, 1841/191, Struve to Nesselrode, Vienna, 28 April and 7 May 1841; GStA PK, HA III, MdA I, 7364, Maltzan to Frederick William IV, Vienna, 25 May 1841; AMAE, CP, Russie 197, Barante to Guizot, St Petersburg, 8 February, 19 June and 20 August 1841; TNA, FO 64/233, Russell to Palmerston, Berlin, 19 May 1841; GStA PK, HA III,

olas I's attempt from 1843–1844 to pre-arrange a territorial settlement for the case of the Ottoman Empire's fall since he, much like other European politicians and diplomats, was aware of the explosive potential of the Great Powers' competition in the Near East, and much like other Europeans, he feared that moment which would lead to their probable vying for the Empire's ruins. In London, Berlin and Vienna, his aims were distrusted and no one wanted to talk about the slicing-up of a state that still existed. In comparison with Metternich who always behaved like a surgeon in this respect, Nicholas I resembled a grave-robber, which made a bad impression on his partners. It was also the final attempt to discuss the future of the Ottoman Empire among the European Powers before the Crimean War.²³

The mutual distrust, unwillingness to limit their own freedom of action, and the hunger for preponderance in the Ottoman Empire also were the reasons why the Great Powers were little willing to solve various problems concerning the Ottoman Empire at conferences. Until 1848, just one conference was summoned on this issue where all of them were represented: in Vienna shortly before the Congress of Verona in 1822. Several others were attended only by the majority of the Concert's members: the conferences on the Greek Question in St Petersburg in 1824 and 1825 were ignored by Great Britain, the London conference from the late 1820s to the early 1830s on the same affair was unattended by Austria and Prussia, and in another London conference on the Egyptian Question from 1839 to 1841 France was absent. It is surprising how much some historians have praised these conferences as the manifestation of the Great Powers' desire to overcome problems by negotiation, and thus contribute to the preserva-

tion of peace – in view of the fact that the majority of those concerning the Ottoman Empire were incomplete with regard to the participating members of the Concert, and an even greater number of proposed conferences never took place owing to the opposition of one or more of them being unwilling to discuss serious affairs. The number of unrealised meetings for the whole period of 1815–1853 is certainly considerably more than only a few, though often hidden in the unexploited archival collections throughout Europe.²⁴

It was an aggravating circumstance that the Great Powers' leaders understood the danger resulting from the Eastern Question, but yet were unable or even unwilling to find, if not a solution to this overcomplicated issue, then at least a more settled arrangement of their relations with the sultan's state. The fact that the unresolved question of the future of the Ottoman Empire threatened the stability of the European states system was also clear to the representatives of other European countries, and was strongly reflected in the public opinion of the European population. The debates in governmental circles as well as in the press about the co-existence of the West and the East were widespread and often also connected with the increasing distrust of the Concert's fairness and ability to act in European affairs. This lack of confidence, even apprehension, was primarily caused by the Great Powers' rivalry in various regions revealing a very limited willingness to cooperate or have a sense for an all-European responsibility. Wherever the Europeans looked, almost always they found some kind of dispute among these Powers: the British clashed with the French for influence in Spain and Greece; in the Apennines France did her best to undermine Austria's influence; in Belgium the Great Powers were disunited for more than one reason before, as well

MdA I, 7364, Werther to Frederick William IV, Berlin, 12 June 1841; Frederick S. RODKEY, *The Turko-Egyptian Question in the Relations of England, France and Russia 1832–1841*, Urbana 1924, 227.

23 George H. BOLSOVER, *Nicholas I and the Partition of Turkey*, in: *The Slavonic Review* 27 (1948), pp. 124–145; Bruce W. LINCOLN, *Nicholas I. Emperor and Autocrat of All the Russias*, London 1978, pp. 222–223; Matthew S. ANDERSON, *The Eastern Question 1774–1923. A Study in International Relations*, London, New York 1966, pp. 111–112; Harold N. INGLE, *Nesselrode and the Russian Rapprochement with Britain, 1836–1844*, Berkeley, Los Angeles, London 1976, pp. 167–168.

24 Charles K. WEBSTER, *Palmerston, Metternich and the European System, 1830–41*, London 1934, pp. 6–25; Kenneth BOURNE, *Palmerston. The Early Years 1784–1841*, London 1982, pp. 380–382; Muriel E. CHAMBERLAIN, *Lord Palmerston*, Cardiff 1987, 51; Miroslav ŠEDIVÝ, *Metternich's Plan for a Viennese Conference in 1839*, in: *Central European History* 44/3 (2011), pp. 397–419.

as after, the final settlement of Belgian independence in 1839.²⁵

The widespread distrust towards the conduct of the Great Powers – in particular that of France, Great Britain and Russia – in European affairs was more and more interconnected with those in non-European regions, the Ottoman Empire being mostly observed, but not being the only one affected: it was not only because some Europeans saw the same motives of egotistical proceedings everywhere, but also because they started to fear that the imperialistic tendencies clearly visible in the unscrupulous or even aggressive conduct against the countries outside the public law of Europe – the best example besides the Ottoman Empire being the Opium War imposed by Great Britain on China in 1839 – could be extended to those countries already protected by this law. Such apprehensions were particularly caused by the French occupation of Ancona in the Papal States in 1832 and the British so-called “Sulphur War” against the Kingdom of the Two Sicilies in 1840, both illegal from the point of public law and considered as such by a considerable number of contemporaries. Consequently, at the latest during the 1830s, the belief that the existing political system was inadequate for assuring stability and peace led to numerous discussions about the improvement of the European states system. These debates were not at all limited to radical political thinkers and nationalists desiring crucial political and social changes in the structure of European politics and society, but were also partaken by politically moderate men, including the conservative members of governmental elites: for example, in 1836 Louis Philippe personally proposed the convocation of a congress to draw up a treaty

in accordance with which “no change, no alienation of territory, would have taken place in future without the concurrence of all the Powers – and I would then have realised the idea I have continually pursued of an entente of the five Powers for the solution of all the great political questions..., for settling all those questions with a general and European interest..., for guaranteeing the status quo of the territorial delimitation of Europe.”²⁶ In October 1840, Prussian King Frederick William IV also argued for a more explicit guarantee of borders based upon more binding mutual obligations of countries which were to be engaged to defend peace.²⁷ In these plans the Ottoman Empire was to be included, and so it was obvious to the members of the political elites that without her participation no stable and durable peace was possible in Europe, as is evidenced from Louis Philippe’s words conveyed to an Austrian ambassador in Paris in November 1840: “That is why I proposed with some insistence in 1833 [sic], if you remember, that the Great Powers unanimously come to an agreement on guaranteeing the territorial boundaries of all European countries through a solemn act, reinforced by their signatures. This idea to which I always return because of my conviction that it could remedy much harm has not been adopted; yet, in my opinion, the problems of the Levant could be prevented if we had wanted to adopt it! I will never abandon this project of the guarantee of the current boundaries of Europe since I regard it as the only means for avoiding the possibility of war and assuring a lasting peace for Europe.”²⁸

The conviction that the existing political system as created at the Congress of Vienna was inadequate, led to some more or less elaborate amendatory plans concerning its improvement, in which the Ottoman Empire was not left aside, as had happened in 1815. Once more in this paper we should reserve more space for Metternich because he was the man who prepared – at least at gov-

25 Christopher BARTLETT, *Britain and the European Balance, 1815–1848*, in: SKED (ed.), *Europe’s Balance of Power*, pp. 145–163, at pp. 152–156; Roger BULLEN, *The Great Powers and the Iberian Peninsula, 1815–48*, in: SKED (ed.), *Europe’s Balance of Power*, pp. 54–78; Francis R. BRIDGE/Roger BULLEN, *The Great Powers and the European States System 1814–1914*, Harlow 2005, pp. 95–98; William FORTESCUE, *France and 1848. The End of Monarchy*, London, New York 2005, 53; Reiner MARCOWITZ, *Großmacht auf Bewährung. Die Interdependenz französischer Innen- und Außenpolitik und ihre Auswirkungen auf Frankreichs Stellung im europäischen Konzert 1814/15–1851/52*, Stuttgart 2001, pp. 144–149.

26 Sir Francis H. HINSLEY, *Power and the Pursuit of Peace. Theory and Practice in the History of Relations between States*, Cambridge 1963, 215.

27 HHStA, StA, England 229, Neumann to Metternich, London, 7 November 1840; TNA, FO 64/229, Russell to Palmerston, Berlin, 21 October 1840.

28 HHStA, StA, Frankreich 318, Apponyi to Metternich, Paris, 18 November 1840.

ernmental level – the most detailed project in late August 1840 for strengthening the pillars of the European states system with a league to preserve peace in Europe. This was a reaction to the absurd situation when war threatened to break out in the heart of the Continent, due to an unrelated affair in distant Syria, and its aim was to assure peace through a more complex measure than the settlement at the Congress of Vienna – now regarded as insufficient by him. The project of the league, the eventual acceptance of which would significantly change European public law, consisted of six articles. The first one obliged its members to solve problems peacefully. According to the second one, if a problem arose between some members, it was to be solved at a conference. If a conciliatory approach failed, the third article committed the member states to defend with all the means at their disposal any country or countries attacked. The fourth article clearly stated that the obligation contained in the third one held true even in the case where an aggressor was a member country of the league. The fifth article stipulated that if no one asked for help, but peace in Europe was endangered, the Great Powers were to negotiate the problem as well and act if necessary for the preservation of general peace. The sixth and last article made it clear that all countries had the right to enter this association, but that the Great Powers would retain exclusive rights to negotiate and act as was stipulated in the previous articles. The Ottoman Empire was not explicitly mentioned, but there is no reason to doubt that Metternich also wanted to include it in this project, especially when he had wished to do so at the Congress of Vienna.²⁹

The idea of the league to preserve peace finally fell into oblivion when the British cabinet refused to sanction it because the cabinet members considered it to be useless, much like similar proposals coming from Vienna in this respect in 1840–1841, and they were also not willing to commit Great

Britain on the Continent; for the same reasons the cabinet in London also rejected the above-mentioned proposal and a similar one coming from Berlin in late October in which Frederick William IV seemed to be influenced by the idea of Metternich's league. When Austria's project failed in London, there was no further reason to send it to St Petersburg since Nicholas I's refusal was taken for granted, and it was definitely a well-founded presupposition in view of the Tsar's unwillingness for any all-European cooperation and his animosity towards Metternich, as well as his strong aversion for France.³⁰

Although the league to preserve peace became a small and insignificant episode during the Turko-Egyptian Crisis of 1839–1841, it remains an important testament of an increasing sense of the inadequacy of the existing legal order and negligible willingness on the side of some Great Powers to assure peace by self-limiting legal obligations embracing both the affairs of the West and those of the Near East. In particular, the history of the Great Powers' policies in the second area reveals that the emphasis laid by some historians on the mutual normative consensus and respect for law underlying the conduct of the Concert's members after 1815 is greatly exaggerated, much like American historian Paul W. Schroeder's opinion that a shift in collective mentality occurred at the end of the Napoleonic Wars and made the political leaders after 1815 more willing to subordinate their self-interests to the welfare of the family of European nations.³¹ One can also hardly agree

29 TNA, FO 120/189 as well as TNA, FO 7/291A, Beauvale to Palmerston, Königswart, 29 August 1840, Vienna, 30 September 1840; Frederick S. RODKEY, Suggestions during the Crisis of 1840 for a 'League' to Preserve Peace, in: *The American Historical Review* 35/2 (1930), pp. 308–316; Florian LORENZ, Karl Ludwig Graf Ficquelmont als Diplomat und Staatsmann, unpublished dissertation, Wien 1966, pp. 118–122.

30 TNA, FO 64/229, Russell to Palmerston, Berlin, 21 October 1840; TNA, FO 65/271, Clanricarde to Palmerston, St. Petersburg, 13 January 1841; HHStA, StA, England 229, Neumann to Metternich, London, 7 November 1840; HHStA, StA, Russland III, 122, Meysenbug to Metternich, St. Petersburg, 20 January 1841; Frederick S. RODKEY, Anglo-Russian Negotiations about a 'Permanent' Quadruple Alliance, 1840–1841, in: *The American Historical Review* 36 (1931), pp. 343–349; Theodor SCHIEMANN, *Geschichte Russlands unter Kaiser Nikolaus I.*, vol. IV, Berlin, Leipzig 1919, 26; WEBSTER, Palmerston, vol. II, 769.

31 Paul W. SCHROEDER, The Transformation of Political Thinking, 1787–1848, in: Jack SNYDER/Robert JERVIS (ed.), *Coping with Complexity in the International System*, Boulder 1993, pp. 47–70; see also Paul W. SCHROEDER, Did the Vienna Settlement Rest on a Balance of Power?, in: *The American Historical Review*

with German historian Matthias Schulz' claim that the Concert that focused on the creation of international legal norms and the preservation of security and peace, "made major contributions to stabilizing Europe and the Orient,"³² nor Paul W. Schroeder's assertion that "one can claim that the Vienna settlement put the Near East on the road to settlement, that Concert principles provided the norms and tools for managing it, and that on balance the great powers' [sic] record between 1815 and 1850 for preserving general peace, managing crises, and sustaining the Ottoman Empire is easily the best in the history of the Eastern Question in any period from 1526 on."³³

The Great Powers provided neither the necessary legal norms nor sufficient tools for managing the Eastern Question, and the majority of them also manifested little readiness to do so, if any at all. It is this issue of the diplomatic agenda of that era that clearly discloses the deficiencies of the core of the European states system: first, insufficient legal pillars; second, inadequate methods for preserving stability and peace in *ad hoc* conferences; third, the egoism of the Great Powers. The Eastern Question survived 1815 because, first, the Ottoman Empire's economic and geopolitical importance continued to attract the attention of the Great Powers, and her weakness enabled their interference in the empire's internal affairs; second, she was not involved in the Viennese settlement, which definitely was the most serious failure of the Congress of Vienna in its effort to create a stable political-legal order; and third, the Great

Powers were reluctant to change anything in this state of affairs in spite of their understanding of the serious potential of the Eastern Question. This question remained thus a disruptive component of European politics owing to the fact that the policies of France, Russia and Great Britain were motivated by selfish ambitions, unilateral goals, national interests, jealousy and mutual distrust, and were restrained more by the limits of their power than by any great respect for the legal norms. According to Metternich's fitting expression of 1828, the Ottoman Empire was "placed rather under the protection of rival passions than that of the public law"³⁴ and none of the plans to solve the Eastern Question or reduce its dangerous potential materialised because of the three Great Powers' unwillingness to limit their hunger for political predominance over the Levant and subordinate their self-interest to any self-restricting legal regulations, one consequence of which was the disinclination to discuss problems at conferences or cooperate in some other way.³⁵

The Eastern Question might appear to be less explosive in comparison with the periods before 1815 and after 1853, but this was hardly a result of any beneficial action on the part of the Concert: in fact, there was very little from 1815 to 1853 that made the Eastern Question a serious affair since there was hardly any significant change in the attitude of the Great Powers towards the further existence of the Ottoman Empire. Never before, nor after, were the Great Powers so united in their wish to preserve her existence. It is necessary to understand that the Eastern Question was not caused by the mere decay of the Ottoman Empire, but by the Great Powers' interest to exploit it. In fact, the Great Powers created this question, something doubly valid during the period 1815–1853 when the Eastern Question was in many respects a pointless, artificial product of some of the Great Powers' ambitions and their mutual distrust, both

97/3 (1992), pp. 683–735, at 694; Richard B. ELROD, The Concert of Europe. A Fresh Look at an International System, in: World Politics 28/2 (1976), pp. 159–174.

32 Matthias SCHULZ, 'Defenders of the Right?' Diplomatic Practice and International Law in the 19th Century. An Historian's Perspective, in: NUZZO/VEC (ed.), Constructing International Law, pp. 251–276, at 255. See also Matthias SCHULZ, Internationale Politik und Friedenskultur. Das Europäische Konzert in politikwissenschaftlicher Theorie und historischer Empirie, in: PYTA (ed.), Das europäische Mächtekoncert, pp. 41–57, at 51; Matthias SCHULZ, Normen und Praxis. Das Europäische Konzert der Großmächte als Sicherheitsrat, 1815–1860 (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 21), München 2009, 559.

33 Paul W. SCHROEDER, The Transformation of European Politics. Some Reflections, in: PYTA (ed.), Das europäische Mächtekoncert, pp. 25–40, at 28.

34 Státní oblastní archiv, Litoměřice, Rodinný archiv Clary-Aldringenů 382, Metternich to Ficquelmont, Vienna, 30 December 1828.

35 For this opinion, see also Korina KAGAN, The Myth of the European Concert. The Realist-Institutionalist Debate and Great Power Behaviour in the Eastern Question, 1821–41, in: Security Studies 7/2 (1997/98), pp. 1–57, at pp. 53–54.

making the solution of the Near Eastern affairs very difficult.

The fact that the Ottoman Empire was not a member of the family of European nations facilitated the quest of some of the Great Powers for power, territories and prestige at her expense. Their competition then influenced in a negative way the development of affairs not only in the Ottoman Empire but also in Europe. Anglo-Canadian historian Edward Ingram is definitely right in the essence of his idea – even if it might appear to be somehow exaggerated – of the export of some of

the Great Powers' bellicism to the East, which returned like a boomerang to the West.³⁶ Since they were unwilling to ensure the stability of countries on the periphery of Europe, they also destabilised its core; in other words, their conduct – leading to new crises and wars in the Near East during the 19th century – had serious consequences for the situation on the Continent. It can thus hardly be surprising that the long period of peace among the Great Powers, which had been restored after the Napoleonic Wars, was buried in the Crimean War.

36 Edward INGRAM, *Bellicism as Boomerang. The Eastern Question during the Vienna System*, in: Peter KRÜGER/ Paul W. SCHROEDERER (ed.), *The Transformation of European Politics, 1763–1848. Episode or Model in Modern History?*, Münster, Hamburg, London 2002, pp. 205–225.

The Quadruple Alliance of November 1815: To Secure the Blessings of Peace or to Combat the Threat of Revolution?

Mark Jarrett

This essay addresses a question fundamental to historians of the post-Napoleonic era: Was the Quadruple Alliance of November 1815, which formed the basis for the system of international cooperation known as the ‘Congress System’, intended primarily to secure the peace or to combat the threat of revolution? The question which of these two objectives was foremost may seem inconsequential in retrospect, yet this issue became a source of grave contention between the allies at the time and even contributed to the demise of the Congress System itself. Was the new system forward-looking, having the elusive goal of world peace in its sights, or was it regressive, aimed mainly at the preservation of antiquated political and social institutions – “a world restored”?¹

In his State Paper of 5 May 1820, British Foreign Secretary Lord Castlereagh claimed that the alliance was directed solely against “the Revolutionary Power more particularly in its Military Character actual and existent within France.” In other words, it was intended against the French threat to the European balance of power and not against revolutions in general. Likewise, historian Paul Schroeder has written that “it is wrong to suppose that the fear of revolution or of popular pressures created by French revolutionary ideas or Napoleonic reforms motivated [these statesmen] to construct a more peaceful international system. This mistakes the reigning spirit of the era and stands the thinking and priorities of Europe’s leaders on their heads.”²

A contrary view was expressed by Count Ioannis Kapodistrias, a Greek diplomat in the Tsar’s service, and the Tsar himself confided to the French ambassador in 1822 that the “sole aim of the alliance is that for which it was formed: to combat revolution.”³ More recently, historian Alan Sked writes that: “Nobody at the time – and nobody since save for the recent exception of Schroeder – has ever believed that cooperation between the powers after 1815 was aimed at justice, peace or anything else but the suppression of revolution, which they seriously believed was directed centrally in Europe by an executive committee of professional revolutionaries based in Paris, plus the protection of their own positions.”⁴

To determine which of these interpretations is more justified, we must return to the very genesis of the Congress System. In fact, its origins can be traced back to two distinct traditions, doubtless contributing to the subsequent confusion: the first was the Enlightenment search for perpetual peace, and the second, the counter-revolutionary doctrines of the Revolutionary epoch. The first of these traditions is well documented and can be delineated from the published plans of the Duc de Sully and the Abbé St Pierre down to Jean-Jacques Rousseau, Immanuel Kant and Friedrich Gentz, the future ‘secretary’ of the Congresses.⁵ It was enshrined in Prince Adam Czartoryski’s memorandum of 1803 to Tsar Alexander I, which formed the basis for the Russian alliance proposal made to British Prime Minister William Pitt in November 1804.⁶ Essentially, this was the idea that European states should form a confederation of some kind

1 Sections of this paper are based on my book: Mark JARRETT, *The Congress of Vienna and its Legacy* (London 2014).

2 Paul W. SCHROEDER, *Did the Vienna Settlement Rest on a Balance of Power?*, in: ID., *Systems, Stability and Statecraft. Essays on the International History of Modern Europe* (New York 2004), pp. 35–57, at p. 52.

3 JARRETT, *Congress of Vienna*, p. 207.

4 Alan SKED, *Metternich and Austria: An Evaluation* (Basingstoke, New York 2008), p. 59.

5 JARRETT, *Congress of Vienna*, pp. 35–37.

6 *Ibid.*, pp. 37–39.

in which they would renounce armed conflict and agree to submit all future international disputes to mediation or arbitration. The members of the confederation were to use armed force against any power that attempted to challenge borders or thrones without the consent of the confederation.

The second of these traditions was rooted in notions of just war and self-defense. It was the view that in the event of a dangerous revolution, neighboring states have a right and even a responsibility to suppress it. This principle was enunciated as early as the threats issued in the ill-fated *Brunswick Manifesto*. It took further shape in the aftermath of the November 1792 decrees of the French Convention – promising to support peoples against their monarchs – and the execution of Louis XVI. On these grounds, the French émigrés called for the intervention of the European great powers in Revolutionary France. In the second of his *Letters on a Regicide Peace*, a book so popular that it went into eleven editions in the first year of its publication, Edmund Burke justified such counter-revolutionary intervention on the basis of a simple analogy to civil law. If a man creates a nuisance either by loud noise or destructive behavior, Burke noted, his neighbors have the right to apply to a local magistrate to restrain him. In the case of countries, there is no higher magistrate, Burke argued, so they must act as their own judges as well as enforce their own verdicts to prevent abuses.⁷ As Prime Minister, Pitt officially rejected such reasoning, claiming that the restoration of the French monarchy was never one of Britain's war aims. At the same time he engaged in a series of clandestine operations, directed by William Wickham, to assist the French royalists.⁸

Both of these traditions – the pursuit of perpetual peace and counter-revolution – contributed to the later formation of the Quadruple Alliance. The continuing intransigence of Napoleon after his defeat at Leipzig combined with the disunity of the allies led Castlereagh to propose the Treaty of Chaumont early in 1814. Here, each of the pow-

ers pledged not to conclude a separate peace with France. Equally important, they agreed to maintain their alliance *after* the conclusion of the war. Each of the powers promised to furnish 60,000 troops if any signatory were attacked by France over the next twenty years. The Treaty of Chaumont was thus intended as a sort of armed peace, perpetuating the anti-French coalition so long as Napoleon remained on his throne.

Allied troops entered Paris a mere two weeks after the Treaty of Chaumont was signed. The Tsar and Talleyrand helped to arrange the restoration of Louis XVIII, a younger brother of the ill-fated Louis XVI, then living in exile in England. With the abdication of Napoleon and the return of the Bourbons, the international situation was dramatically transformed. The first restoration also revealed some of the latent divisions within the alliance. Tsar Alexander was still in his generous 'liberal phase'. Under his aegis, the Russians drafted a new constitution for the French monarchy with multiple liberal provisions; Louis XVIII, however, imperiously rejected the Russian proposal in favor of issuing his own *Charte*, a promulgation of limited rights granted by royal prerogative rather than as an acknowledgment of natural law.

Against this background, the discussions in early 1815 at the Congress of Vienna on the possible conclusion of a general guarantee are particularly instructive. Here, the allies considered a mutual guarantee of all existing borders and thrones. Such a guarantee was clearly intended as a fulfillment of the Enlightenment ideal of perpetual peace. Curiously, in light of later events, it was the British delegation that actually proposed this commitment. The idea was basically that all European states should abide by the new arrangements. Friedrich Gentz was entrusted with drafting the guarantee and the Tsar was reputedly moved to tears when it was read to him. The ministers could not agree, however, on the status of the European possessions of the Ottoman Sultan, and no treaty was concluded before the departure of Castlereagh and news of the escape of Napoleon from Elba. In the event, it was never produced – demonstrating that the desire for peace alone was still not compelling enough to yield a new form of international association.⁹

7 See also James PRIOR, *Life of the Right Honourable Edmund Burke* (n. p. 1854), pp. 439–444.

8 See Harvey MITCHELL, *The Underground War against Revolutionary France: The Missions of William Wickham, 1794–1800* (Oxford 1965), and Michael DUREY, *William Wickham, Master Spy. The Secret War against the French Revolution* (London 2009).

9 JARRETT, *Congress of Vienna*, pp. 146–149.

We cannot enter into too much detail here on the allied divisions during the ‘Hundred Days’ (‘les Cent-Jours’) – the period from March to June 1815 when Napoleon suddenly returned from his exile on Elba to reoccupy the French throne. In London, Castlereagh at first thought that Louis XVIII would need only minor assistance from the allies to crush the ‘usurper’; but after the French King fled to Belgium, Castlereagh insisted that the allies not make his restoration an openly avowed aim of the coalition. The British government even placed a special reservation on its adherence to the treaty that the allied leaders in Vienna concluded against Napoleon in late March – they publicly insisted that the new treaty was “not to be understood as binding His Britannic Majesty to prosecute the War with a view of imposing on France any particular government.”¹⁰ Castlereagh also argued strenuously in Parliament that the allies were fighting *against* Napoleon but not necessarily *for* the King. At the same time, the British secretly did more than any other power to ensure a second Bourbon Restoration. As Count Maximilian von Merveldt, the Austrian ambassador in London, observed in May to Prince Metternich, the Austrian foreign minister: “[D]espite the reservation with which the English Ministry ratified the Treaty of Vienna, no power so highly prizes the re-establishment of Louis XVIII on the throne of France.”¹¹

The Tsar would have preferred to place the Duc d’Orléans on the throne and Metternich toyed with the idea of a Regency for Napoleon’s young son, which would have fallen under Austrian influence. Castlereagh discouraged all of these alternatives. He advised Louis XVIII to proceed to the South of France, told the allies to appoint royal officials as administrators in allied occupied territories, and even recommended a series of French constitutional reforms. Wellington went further, telling the envoys sent by the French Assembly

after Waterloo that no cease-fire could be obtained unless the King were restored.¹² Certainly such doublespeak created a high degree of ambiguity and even misunderstanding in continental perceptions of British policy.

One thing that both the British and the continental allies did agree upon was that the return of Napoleon to Paris, and especially his alleged alliance with the former Jacobins, embodied the irrepressible spirit of the French Revolution. This becomes quite clear when we turn to the drafting of the Quadruple Alliance – a compact between Austria, Britain, Prussia and Russia – which laid the foundation for the Congress System. The allied leaders arrived in Paris towards the end of June 1815. They spent the next three months ironing out their own differences over the French occupation and the terms to be demanded of France in the Second Peace of Paris. Out of political necessity, the British believed that one of the major purposes of the occupation had to be concealed. “Such a corps must for a considerable time be essential to the King’s security on his throne”, wrote Castlereagh, “but he cannot avowedly receive it in his own service, either in the character of a subsidiary or an auxiliary force. It must be imposed on him by the Powers of Europe, with a view to their own peace and security.”¹³

The first proposal for the Quadruple Alliance was prepared by Count Kapodistrias and presented by the Russians to the other allied leaders in mid-October 1815.¹⁴ Its preamble expressed the desires of the allied sovereigns to maintain the monarchy in France and the “constitutional order” on which it rested. The first article stated that the contracting parties had promised to uphold the existing treaty settlement and that “these measures

10 “Déclaration” in COMTE D’ANGE BERG [Leonard Jakòb Borejko CHODZKOJ, *Le Congrès de Vienne et les traités de 1815*, vol. III, Paris 1864, p. 975. Also in Hansards, House of Commons Debates, 22 May 1815, vol 31, cols. 303–306.

11 Merveldt to Metternich, 17 May 1815, London, in Wien, Österreichisches Staatsarchiv [ÖStA], Haus-, Hof- und Staatsarchiv [HHStA], Staatskanzlei, England, Berichte, Karton 152, 2nd bundle, 1st series, fol. 47–50.

12 See Mark JARRETT, *Castlereagh, Ireland and the Bourbon Restorations of 1814–1815* (Ph.D. Thesis, Stanford University 2006), Chapters 10 and 11.

13 Kew, British National Archives (N.A.), Foreign Office (F.O.) 92/23, fol. 164.

14 N.A., F.O. 92/29, fol. 121–128, Russian “Projet”, enclosed in Castlereagh to Liverpool, 15 October 1815 (No. 80). A copy of the proposed treaty, in Russian, can also be found in [U.S.S.R., Ministry of Foreign Affairs], *Vneshniaia Politika Rossii, 1801–1815*, vol. VIII, pp. 694–695, fn. 271. On its authorship, see Christopher M. WOODHOUSE, *Capodistria: The Founder of Greek Independence* (London 1973), p. 135, and Castlereagh’s letter to Stewart of 6 November 1815, below.

had as their unalterable principle to procure for France the necessary time and means for affirming the Royal Authority on the basis of legitimacy and on the salutary maxims consecrated by the Constitutional Charter".¹⁵

The second article of the Russian *Projet* proposed that the allied signatories would provide direct assistance to the French King in order to maintain "the monarchy and the constitutional order" against the return of any member of the Bonaparte family or against any other attempt, "in consequence of the delirium of revolutionary passions", to introduce into France an order which would "menace anew the security of Europe".¹⁶ In other words, the purpose of the alliance was to maintain the Bourbons, with or without popular support, as the best bulwark against revolution.

The sixth and final article of Kapodistrias' original draft stated that, in order to facilitate the execution of the treaties and to provide for "the system of reciprocal guaranties", the signatories would renew their conferences "at fixed periods" ("à des époques déterminées"): "To bring the required resources to execute the present treaty, to

give to the system of reciprocal guarantees the action and its necessary consequence ("Pour apporter à l'exécution du Present Traité les facilités requises, pour donner au système des garanties reciproques l'action et la suites nécessaire"), the High Contracting Parties are agreed to renew at fixed periods ("Les Hautes Parties contractantes sont convenues de renouveler à des époques determines"), either under their own auspices or those of their ministers, the conferences whose results offer constant proofs of the durability and intimacy of their union ("des conferences dont les resultats offriront des preuves constant de la durée et de l'intimité de Leur Union")."¹⁷

Here was the nucleus of the subsequent Congress System – the idea that the allied leaders would periodically assemble to superintend the affairs of Europe.

Castlereagh objected to much of this rhetoric, which would have been difficult to defend in Parliament. During the 'Hundred Days', he had strenuously objected to Article VIII of the Treaty of 25 March, which had promised allied support to the French King. He now wrote to the Earl of Liverpool, the British Prime Minister, that the Russian draft bore "on the face of it too strong and undisguised a complexion of interference, on the part of the Allied Sovereigns in the internal concerns of France." It "appeared to make the Allies too much umpires in all constitutional struggles in France by professing a determination to support with all their efforts both the monarch and the charter."¹⁸ In other words, the draft was too openly counter-revolutionary in intent. This complaint was ironic in light of the fact that Castlereagh had done more than any other minister to bring about the King's second restoration.

Important differences in British and Russian perspectives were already emerging. In the alternative draft that Castlereagh put forward, many of the Russian references to the monarchical and constitutional order in France were deleted.¹⁹ What is hard to overlook, however, is the fact that many

15 "Ces mesures ont pour principe inaltérable de procurer à la France le temps et les moyens nécessaires pour affermir l'Autorité Royale sur base de la légitimité et sur les Salutaires Maximes consacrées par la Charte Constitutionnelle."

16 The second article thus stated: "Si quelques tentatives criminelles suites du délire des Passions Révolutionnaires pourroient être faites pour exclure la Dynastie régnante du Trone soit pour lui substituer un individu de la Famille de Bonaparte ou pour introduire en France un order de choses qui menaçeroit de nouveau la sureté de L'Europe, Les Hautes Parties contractantés pour préserver intact Le Principe établi dans l'Article précédent, promettent de vouer leurs efforts au maintien de la Royauté et de l'order Constitutionnel." The proposed third article pledged the signatories to mobilize forces in support of the temporary army of occupation if required, while the fourth engaged them to renew, when the occupation expired, "treaties of reciprocal guarantee of their respective possessions, as well as for the peace and general tranquillity [de renouveler entr'Elles lors de l'expiration du terme des occupations temporaires en question, des Traités de Garantie reciproque pour le maintien de Leurs Possessions respectives, ainsi que pour celui de la Paix et de la tranquillité générale]". The fifth reserved to the signatories their full rights of conquest and the power to take additional measures to protect Europe in the event that the war with France should ever be renewed.

17 N.A., F.O. 92/29, fol. 128.

18 Ibid., fol. 114–120, Castlereagh to Liverpool, 15 October 1815, also printed in Charles K. WEBSTER, *British Diplomacy, 1813–1815. Selected Documents dealing with the Reconstruction of Europe* (London 1921), pp. 386–388.

19 N.A., F.O. 92/29, fol. 132–139, Castlereagh, *Projet de Traité entre les quatre Puissances*.

of these references remained by implication. This is a key point. For example, the preamble to the original Russian draft had stated that the object of the coalition was the affirmation of the French monarchy and of the existing constitutional order. Castlereagh replaced this with a much more ambiguous phrase. The goal of the alliance he wrote was “the re-establishment in France of the order of things which the recent attempt by Napoleon Bonaparte had temporarily subverted.”²⁰ There is no explicit mention of monarchy here, but to the other allied ministers, this was implied and could scarcely have indicated any change in meaning. Indeed, Kapodistrias and Razumovsky specifically criticized Castlereagh’s reference to the “order of things” (“l’ordre des choses”) as too “vague” and without any impact on public opinion, and therefore counselled the Tsar to “support our draft” (“redaction”) and reject the new one.²¹ The Russian ministers feared that such ambiguity would create the fatal impression that the powers were not united in support of the “legitimacy of the throne and the constitutional charter” (“Charte”). They urged that the treaty announce allied support for these institutions with greater precision – “These arrangements are essentially founded on the restoration of monarchy in France.”²²

Again borrowing from the Russian proposal, Castlereagh proposed three *casus foederis* – three circumstances in which alliance members would be called upon to act – which in fact became the basis for the Quadruple Alliance: (1) the protection of existing treaties; (2) the perpetual exclusion of Bonaparte and his family from the throne of France; and (3) the protection of the general tranquillity and of their respective peoples against other forms of revolutionary disturbance *arising out of France*.

20 Ibid., N.A., F.O. 92/29 fol. 132-139.

21 Note of Razumovsky and Capodistrias to Nesselrode, Observations on the Projet for a Treaty of Alliance, redrafted by Viscount Castlereagh, 5 (17) October 1815, Paris, in: [U.S.S.R.], Vneshniaia Politika Rossii, p. 551 and pp. 560–562.

22 Razumovsky and Capodistrias, transmitted to the Austrian, British and Prussian Plenipotentiaries, Observations on the Projet for a Treaty of Alliance, 9 (21) October 1815, Paris, in: [U.S.S.R.], Vneshniaia Politika Rossii, pp. 565–567.

This last point was, of course, the most ambiguous one and the greatest source of future controversy. In its original form, Castlereagh would have included the King of France in allied discussions arising under this heading. Castlereagh’s proposed second article accordingly stated: “As the same revolutionary principles that supported the last criminal usurpation might again, under other forms, tear at France and threaten the repose of other states, the High Contracting Parties [...] pledge that in the case of such a terrible event re-occurring anew, they will concert among themselves and with the legitimate sovereign.”²³

So, the allies would concert with the “legitimate sovereign”. The situation of March 1815, when Castlereagh had thought the allies might act as auxiliaries to the King of France, provided the obvious inspiration for this passage. In fact, this provision could be seen as similar to Article VIII of the Treaty of March 25, to which the British themselves had objected just a few months earlier: “Article VIII. The present Treaty having no other end in view but to support France, or any other Country which may be invaded, against the enterprises of Bonaparte and his Adherents, His Most Christian Majesty [i.e. the King of France] shall be specially invited to accede hereunto.”²⁴

Indeed, the use of the phrase “legitimate sovereign” raised some eyebrows in London. The Third Earl Bathurst, a member of the cabinet who acted as Foreign Secretary in Castlereagh’s absence, underlined the phrase in pencil and scribbled above it: “Louis XVIII or his heirs and successors.” In the adjacent margin Bathurst added: “The right of the people to choose their King will become the subject of debate in Parliament if the legitimate sovereign remains in the Treaty.”²⁵

The version of Article II that was finally adopted by the four powers on 20 November made use of Castlereagh’s precise phrasing but replaced the phrase “le Souverain légitime” with the simpler and more neutral “Sa Majesté Très Chrétienne” (“His Most Christian Majesty”), the

23 N.A., F.O. 92/29, fol. 132–139, Castlereagh, Projet de Traité entre les quatre Puissances.

24 A copy of the treaty can be found in D’ANGE BERG, Congrès de Vienne, vol. III, Paris 1864, pp. 971–974.

25 N.A., F.O. 92/29, fol. 132v. (Bathurst’s comment in pencil, signed ‘B’).

traditional appellation for the King of France, thus deleting all direct reference to the concept of legitimacy.²⁶

In the all important sixth article, Castlereagh broadened the basis of the periodic meetings proposed by the Tsar and Kapodistrias from simply enforcing the present treaty to a consideration of “common interests and the examination of measures that in each of these periods shall be judged the most salutary for the repose and the prosperity of peoples and for the maintenance of the peace of Europe.”²⁷

Castlereagh himself later summarized the course of these negotiations in a letter to his half-brother: “The Treaty of Alliance and Wellington’s Instructions are translated by Gent[z] from a draft of mine. Capo d’Istria, whom I like very much as a minister and man of business, had prepared a

Project for the former from the outline you carried to England, but these gentlemen, who have no Parliament to watch them, never hit the tone upon such matters. I consider the nuances of an alliance against France and not against the King to be one of the most difficult to seize, that can be stated, and I rather flatter myself that I have got the whole thing on right grounds.”²⁸

What was the significance of all this? The British were trying to hide the extent to which the Quadruple Alliance was intended, not only to prevent France from challenging the balance of power and upsetting the stability of Europe, but also to support and maintain the Bourbons on their throne – in other words, its *counter-revolutionary* aspect. For this reason, they were later able to persuade themselves that the Congress System was only intended against French military aggression and not as an instrument of counter-revolution. There was an element of irony in all this and the lesson was not lost on the continental allies: British political discourse required the idiom of non-interference, but British actions bespoke otherwise.²⁹

The Quadruple Alliance of 20 November 1815 was actually part of a bundle of documents, all executed that same day. The provisions of the treaty of alliance should be interpreted in this light. The other documents included: (1) the Second Peace of Paris; (2) a confidential note from the allies informing France of the existence of the Quadruple Alliance; and (3) the allied instructions to the Duke of Wellington as commander of the allied army of occupation. In addition, the foreign ministers of the allied powers sent their own sets of instructions to their diplomatic envoys in Paris.

The confidential note that the allied leaders sent to the French foreign minister, the Duc de Richelieu, notified him of the existence of the

26 The final version of Article II, pledging allied consultation in the event of a new revolution in France, was as follows: “And if the same revolutionary principles, which had supported the last criminal usurpation, might again, under other forms, convulse France and thereby endanger the repose of other states, the High Contracting Parties, solemnly admitting their duty to redouble their watchfulness in these circumstances, for the tranquillity and interests of their peoples, engage, to concert amongst themselves, and with His Most Christian Majesty [the King of France], the measures that they may judge necessary for the safety of their respective states and for the general tranquillity of Europe.”

27 N.A., F.O. 92/29, fol. 139. As a result of these negotiations, the final form of Article VI of the Quadruple Alliance – furnishing the foundation of the Congress System – became the following: “To facilitate and to secure the execution of the present Treaty, and to consolidate the connections which at the present moment so closely unite the Four Sovereigns for the happiness of the World, the High Contracting Parties have agreed to renew their meetings at fixed periods, either under the immediate auspices of the Sovereigns themselves, or by their respective Ministers, for the purpose of consulting upon their common interests, and for the consideration of the measures which at each of those periods shall be considered the most salutary for the repose and prosperity of Nations and for the maintenance of the peace of Europe.” For both Articles II and VI of the final treaty, see Edward E. HERTSLET, *The Map of Europe by Treaty* (London 1875), vol. I, pp. 372–375; COMTE D’ANGEBERG [Leonard Jakob Borejko CHODZKOJ], *Le Congrès de Vienne et les traités de 1815*, vol. II, Paris 1844, pp. 1636–1638; see also Russian-Austrian treaty, 8 (20) November 1815, Paris, in: [U.S.S.R.], *Vneshniaia Politika Rossii*, pp. 609–612.

28 Belfast, Public Record Office of Northern Ireland, Castlereagh Papers, D3030/Q2/1, fol. 153–154, Castlereagh to Sir Charles Stewart, Paris, [6] November [1815].

29 As recently as May 1815, it was Alexander who had proposed convening a national assembly to give the French people a voice in determining their future form of government, while it was Castlereagh who had remained committed to the ancient dynasty. Despite the British public disclaimer to Article VIII of the Treaty of 25 March 1815, no group of men had done more to promote the royalist cause than Castlereagh, Wellington and the British cabinet.

Treaty of the Quadruple Alliance, the object of which was ostensibly to “bind the destinies of France to the common interest of Europe.” Thus, “the allied cabinets consider the stability of the order of things happily established in that country [France] as one of the essential bases of a solid and durable tranquillity. It is towards this object that their united efforts are constantly directed. It is their sincere desire to maintain and consolidate the result of these efforts, which has dictated all the stipulations of the new treaty.” The allied powers had consequently taken measures to protect “the future internal repose of France” and to prevent “dangers to royal authority.”³⁰ Here again, not far beyond the four corners of the treaty itself, we find among the enunciated aims of the allies a guarantee of the Bourbon restoration and an undertaking to prevent further revolutionary disturbances.

The instructions furnished by the allies to Wellington as supreme commander of the allied force of occupation likewise leave no doubt as to the counter-revolutionary aims of the coalition. Among the stated objects of the allied occupation was the protection of Europe “not only against a direct attack from France, but against the no less formidable danger of being disturbed and obliged to recur to arms in consequence of [...] revolutionary convulsions”. Wellington was explicitly instructed to support Louis against any future revolutionary upheaval: “The deep interest which the Allies have in sustaining the lawful Sovereign on the Throne of France has induced Our Royal Masters [...] to give a distinct Assurance to the King of France of their determination to support him with their Arms against any Revolutionary Convulsions.” It was left up to the Duke’s own discretion to determine “when and how their troops shall be directed to act” since there were such a “variety of shapes in which the revolutionary spirit [might] display itself in France.”³¹ The counter-revolution-

ary intentions of the allies could not have been articulated any more plainly than this.

Both the planned periodic reunions of the allied cabinets and the allied force of occupation were thus intended to create a new external pressure to redress any imbalance of forces within France and to counter that nation’s revolutionary tendencies. Castlereagh instructed Sir Charles Stuart, the British ambassador in Paris, that he should protest against “anything that menaces the dynasty of the Bourbons, the regular order of the Succession, or the Constitutional Settlement [...] as compromising, in the view of Your Court and of the whole Alliance, not only the internal tranquillity of France, but the general repose and security of Europe.”³² In 1815, the monarchical order in France and the tranquillity of Europe were thus seen as inseparable.

One question naturally remains: were the mechanisms of the new Congress System intended by the allies to apply to the outbreak of any future revolutions outside of France? Would such revolutions be seen, like those in France, as endangering the general tranquillity and providing grounds for the mobilization of the coalition? The fact that British statesmen would not commit themselves in advance to answering this question was taken by the other allied leaders as more of a peculiarity of the British political system than as a harbinger of any real differences. It was, after all, Castlereagh himself who had raised a cloud of dust over this question, by his policy of dissimulation towards France during the ‘Hundred Days’. He conveyed a tacit message to the continental powers in 1815 that they were not soon to forget.

The discussion over the nature of the alliance was resumed three years later at Aix-la-Chapelle in 1818. This conference was convened to terminate the allied occupation of France and to determine the future relationship between France and the allied powers. Unlike the Congress of Vienna, it was attended only by the four allied courts and France. At Aix, the Tsar authorized his two for-

30 Wien, Österreichisches Staatsarchiv [ÖStA], Haus-, Hof- und Staatsarchiv [HHStA], Staatskanzlei, Verträge betreffende Akten, Karton 6, 20 September–22 November 1815, Konferenzen der 4 Alliierten Ministerien, enclosed in Conference 33 (17 November), Confidential Note to Richelieu, Paris, 20 November 1815, fol. 191–194.

31 N.A., F.O. 92/29, fol. 177–179: Allied Instructions to Wellington as Commander of Occupation Force, in English translation. For these same instructions in French,

see N.A., F.O. 92/30 fol. 133–136; also in Arthur R. WELLINGTON (ed.), *Supplementary Despatches, Correspondence, and Memoranda of Field Marshal Arthur Duke of Wellington*, vol. XI (London 1858), pp. 240–242.

32 N.A., F.O. 92/30, fol. 138–140, Castlereagh to Sir Charles Stuart.

ign ministers, Count Kapodistrias and Count Karl Robert Nesselrode, to introduce a far-reaching proposal for the creation of a comprehensive league of European states. On 14 October 1818, Kapodistrias presented a lengthy memorandum to the assembled allied ministers. It began by asking how, with the evacuation of allied troops from France, the allies might strengthen the moral ties protecting the French monarchy from revolution and thereby enable Europe to maintain the general peace and the treaties of 1815. The evils of the revolutionary period were ascribed to “selfishness” and the propensity of states under the *Ancien régime* to look after their own interests instead of towards the common good. The memorandum then drew a distinction between the Quadruple Alliance, consisting solely of the four allied powers, and a broader “general alliance”, which, it was claimed, consisted of all the signatories of the Vienna Final Act and had as its purpose a guarantee of the *Status quo* in thrones as well as territories. This general alliance both “fixed the state of possession” and guaranteed “the inviolability of territories as well as their legitimate representatives, or, in other terms, the principle of legitimacy.” According to the Russian memorandum, the existence of this new European system was nothing less than the “work of Providence”. In other words, Kapodistrias posited the existence of an underlying tacit alliance almost identical to the treaty of general guarantee that was never completed in Vienna.³³

33 Most historians accept that the memorandum, although dated 8 October, was not submitted for discussion until 14 October. See, e.g. Charles K. WEBSTER: *The Foreign Policy of Castlereagh, 1815-1822* (London 1925), p. 149, fn. 2. A folder in the Austrian state archives, entitled *Acts relative to the Quadruple Alliance and the establishment of its relations with France*, lists the memorandum with the date of 14 October: HHStA, Staatskanzlei, Kongressakten, Karton 17, (Alt 30), No. 5., *Projet de Protocole par le cabinet russe*, followed by No. 6., *Remarques de Mr. Gentz sur le projet ci-devant*. Based on Castlereagh’s reports to the British cabinet in London, it may have even been discussed after that date: see N.A., F.O. 92/35, fol. 138–147, Castlereagh to Bathurst, Aix-la-Chapelle, 19 October 1818, (No. 13), which encloses the Russian memorandum, found at fol. 159–188, with an addition at fol. 190–197, but which does not yet report any allied discussion of it. These enclosures bear the dates of 26 September/8 October. Nonetheless, one historian has found an earlier reference to the proposal in

It is worth emphasizing that the Russians did not equate this “general alliance” with the *Holy Alliance*, which Kapodistrias described as “moral” in nature; rather, this other alliance rested on the Vienna Final Act and the treaties of November 1815 collectively. The memorandum ended by calling on the allied cabinets to draft a protocol specifying those events that would lead to a mobilization of their forces – i.e., the *casus foederis* of their continuing alliance. It also called for a separate declaration by the allied powers to the rest of Europe, proclaiming the existence of this broader “general alliance”, based on the solidarity of all legitimate sovereigns and guaranteeing all states their existing territories and governments.³⁴

“Both the Tsar and his minister, Count Capod’Istria”, Castlereagh wrote to the British Cabinet, “were disposed to push their ideas very far indeed, in the sense of all the Powers of Europe being bound together in a common league, guaranteeing to each other the existing order of things, *in thrones* as well as in territories, all being bound to march, if requisite, against the first Power that offended, either by her ambition, or by her *Revolutionary transgressions* [emphasis added].”³⁵

the Prussian archives, dated 10 October. See Lawrence J. BAACK, *Christian Bernstorff and Prussia: Diplomacy and Reform Conservatism, 1818–1832* (New Brunswick, NJ 1980), p. 44, fn. 12. Baack believes that the discussion on the Russian proposal was in fact launched on 8 October, although this would seem to contradict Castlereagh’s reports to the British cabinet. See Castlereagh to Bathurst, 9 November 1818 (No. 29), found at N.A., F.O. 92/37, fol. 110–132.

34 As one historian has rightly noted, the proposal announced at Aix was to be the fulfilment of the Russian programme of 1804: “The grand idea of Czartoryski and Pitt would at last be realized.” Maurice BOURQUIN, *Histoire de la Sainte Alliance* (Geneva 1954), p. 231. See also Walter A. PHILIPS, *The Confederation of Europe. A Study of the European Alliance, 1813–1823, as an Experiment in the International Organization of Peace* (London 1920), p. 166: “The language of this memorandum recalls that of the instructions to Novosiltsov in 1804. Both in principles and in its proposals for its practical application it is all but identical with the scheme submitted by Alexander to Pitt. The only difference is that for the Dual Alliance of Russia and Great Britain, which, under the original scheme, was to be maintained as a sort of directorate of the European Concert, had been substituted the Quadruple Alliance.”

35 N.A., F.O. 92/35, fol. 138–147, Castlereagh to Bathurst, Aix-la-Chapelle, 19 October 1818 (No. 13).

For the next several days, the allied ministers heatedly debated the Russian propositions.³⁶ Metternich saw some advantages to the Russian proposal, which would have given him a means to restrain both the Tsar and the Prussians.³⁷ Castlereagh argued tenaciously in favour of a narrower conception of the alliance. He affirmed that Britain would act to maintain the post-war territorial settlement, to enforce the existing engagements against France, and even to attend the reunions held under Article VI of the Quadruple Alliance, but he would not undertake any new commitments. He agreed that all European states now adhered to the Treaties of Paris and the Vienna Final Act – “the great Charte by which the territorial system of Europe, unhinged by the events of War and Revolution, has been again restored to order.” But he also insisted that this was not technically an “alliance in the strict sense of the word” since it afforded no special security.³⁸ He further argued

that a universal alliance, such as the Russians were now advocating, could never succeed in practice. “[N]othing would be more immoral or more prejudicial to the character of government generally than the idea that their force was collectively to be prostituted to the support of established power without any consideration of the extent to which it was abused.”³⁹ And yet, hadn’t he proposed just such a guarantee at Vienna, and wasn’t this precisely what the British were still willing to do in the case of France, without publicly avowing it?

At Aix, Castlereagh nevertheless contended that the most to be achieved in terms of European cooperation was the following: (1) all the states of Europe were parties to the Vienna Final Act; (2) the four allied powers, as members of the Quadruple Alliance, could collaborate in the event of any future French aggression; and (3) the five great powers (the four allied powers plus France) could participate in periodic meetings and occasionally

36 Their discussion of this question seems to have ended on 19 October. See HHStA, Staatskanzlei, Kongressakten, Karton 17, fol. 57–67, Protocol Nos. 15 and 16; see also Gesandtschaftsarchiv Berlin, Karton 68, Conférences du 18 & 19 Octobre (“The Ministers of the four Courts have completed their consideration of the draft of a protocol which had occupied them for the last several days. [Messrs les Ministres du 4 Cours ont terminé l’examen du projet de protocole dont ils s’étaient occupés pendant les derniers jours. Conserver dans toute la force la quadruple alliance . . . Conserver également dans toute la pureté le principe moral de l’union entre les 4 Cabinets . . . inviter la France à s’asseoir aux 4 puissances à l’effet de présenter à l’Europe dans l’union et dans l’accord fraternal et chrétien qui caractérisent leur politique, le moyen le plus sur de maintenir l’inviolabilité des transactions sur les quelles repose la paix générale.]”

37 Metternich listed these advantages as follows: “[t]he feeling of security that would follow such a transaction; [t]he moral impossibility for the Emperor Alexander to attempt any extension of his frontiers; [t]he strength which the civil party in the Prussian government would acquire over the military party, who aim only at disturbing the possessions of their neighbours; [t]he effect which such an act would produce on the minds of people and parties’ Richard Metternich (ed.), *Memoirs of Prince Metternich, 1773–1815*, vol. III (London 1880), pp. 182–183 (The Act of Guarantee). Although this document in Metternich’s published memoirs probably applies to the treaty of guarantee, discussed below, Metternich no doubt applied the same reasoning to this earlier debate.

38 To the extent that the treaties created a “moral guarantee”, Castlereagh affirmed that a state might be justified

in acting unilaterally against their breach if it were adversely affected: “There is no doubt that a breach of the Covenant by any one State is an injury, which all the other States may, if they shall think fit, either separately or collectively resent, but the Treaties do not impose, by express stipulation, the doing so, as matter of positive obligation. So solemn a Pact, on the faithful Execution and the Observance of which all Nations should feel the strongest Interest may be considered as under the Protection of a Moral Guarantee of the Highest Nature, but as those who framed these Acts probably did not see how the whole Confederacy could, without the utmost inconvenience, be made collectively to enforce the observance of these Treaties, the Execution of this Duty seems to have been deliberately left to arise out of the Circumstances of the Time and of the case, and the offending state to be brought to reason by such of the injured states as might, at the moment, think fit to charge themselves with the Task of defending their own Rights thus invaded”. Castlereagh, Memorandum, in Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna, 1814–1815* (London 1919), Appendix viii, p. 188; HHStA, Staatskanzlei, Karton 17 (Alt 30), fol. 78–79.

39 WEBSTER, *Congress of Vienna*, Appendix, viii; ID., *Foreign Policy of Castlereagh*, pp. 150–153; PHILLIPS, *Confederation of Europe*, pp. 173–175. Webster thought none of the other allied powers ever received a copy of this important pronouncement, but Metternich clearly did: there is a copy in the Austrian state archives, entitled *Memorandum on the English point of view on the casus foederis*, on which is written in pencil: “communicated only to the Austrian Cabinet [“communiqué au seul Cabinet autrichien”]”. HHStA, Staatskanzlei, Karton 17 (Alt 30), fol. 75–93.

interpose their good offices to settle disputes between nations.

Even if Castlereagh had personally believed that a closer alliance were possible, the truth was that his hands were tied. The British cabinet had instructed him that no specific pledge regarding periodic reunions could be brought before Parliament; Castlereagh could fix a date for the next reunion, but he could not approve any attempt by the other allies to proclaim a succession of meetings as part of a permanent system. Earl Bathurst admitted on behalf of the cabinet, however, that “the objection which I am now stating is not to the system, but to the expediency of declaring it in a circular letter.” Small wonder that Castlereagh confided to the Tsar that parliamentary considerations kept him from accepting the Russian proposal – “we were all agreed upon the substance, and it was only a question of management.”⁴⁰

In the face of this British opposition, the Tsar finally dropped his proposal for a broader alliance. The absence of British participation would have been detrimental to any new system. This left in place Castlereagh’s alternative solution, which was finally adopted by the allies. Castlereagh explained his ideas to the British cabinet in these terms: the Quadruple Alliance of November 1815 consisted of two parts – Articles I to IV established a military alliance in case of a renewal of the war with France – “though existing as an eventual engagement, [it] may be looked upon as practically in abeyance, unless some act on the part of France, falling within the *casus foederis*, shall call it into activity”. The second part of the alliance, found in Article VI, provided for “a Concert of Peace between the Four Powers, for the purpose of consulting upon their common Interests, and for the Maintenance of the Peace of Europe.” It was “supposed to remain in full activity, throughout the period of Peace and Repose, as the means of [their] consolidation and conservation.”⁴¹ It was to the latter concert that France was to be invited. In this way both of the traditions that had contributed to the formation of the alliance and were in fact preserved: much of the alliance remained counter-

revolutionary, while Article VI was aimed at creating a system for perpetual peace.

Just over a year after the conferences at Aix ended, Southern Europe was shaken by a series of revolts. In January 1820, the first of these erupted in Spain. To prevent the other allied powers, especially the Russians, from intervening on the Iberian Peninsula, Castlereagh issued his State Paper of 5 May 1820. In it he maintained that the European alliance had always been directed against France solely in its ‘military capacity’ and had never been intended as an instrument to repress revolutions in general. For the time being, Metternich followed Castlereagh’s reasoning, and the Tsar refrained from demanding a full-dress Congress or intervening in Spain.

Later that same year, a revolution erupted in Naples. This was close to Habsburg possessions and threatened the Austrian ‘sphere of influence’ in Italy. Metternich was now forced to choose between the Tsar’s demand to hold a formal Congress and Castlereagh’s request to have none; in the event, Metternich yielded to the Tsar, leading to the Congress of Troppau. The constitutional states of Britain and France sent only their local ambassadors as observers. The three Eastern Powers were therefore able to pursue an openly counter-revolutionary agenda. If the discussions at Aix-la-Chapelle were indicative of the alliance’s goal of protecting the peace and security of Europe, the documents drawn up at Troppau, such as the Troppau Protocol, were more representative of the alliance’s counter-revolutionary aims.

A memorandum by Kapodistrias before the Congress of Troppau assembled made two crucial points: first, that the intervention in France during the ‘Hundred Days’ had already provided a clear precedent for allied intervention in Naples. Secondly, he put forward the Russian view that the Quadruple Alliance already justified allied intervention against revolutions outside of France. Even if, as the British maintained, the Quadruple Alliance did not, Kapodistrias argued that in this case the powers should simply restate the terms of their alliance to include such actions. This is, indeed, precisely what the three Eastern powers did in the notorious *protocol preliminaire*.

So, who was right in the dispute described at the outset of this paper: Castlereagh and Paul Schroeder, or Kapodistrias, the Tsar and Alan

40 See JARRETT, *Congress of Vienna*, p. 192.

41 Castlereagh to Bathurst, Aix-la-Chapelle, 20 October 1818 (No. 15), in N.A., F.O. 92/36, fol. 62–70.

Sked? Was the goal of counter-revolution or perpetual peace foremost in the minds of the creators of the Congress System? The answer is, of course, that both interpretations contain some elements of truth: by 1815, revolution, war and France had become inextricably linked. It was the danger that France posed to other states that made the allied leaders willing to intervene in French domestic affairs, and they believed that it was the energies of the French Revolution, which appeared in a variety of guises, that were continuing to encourage Frenchmen and dangerous radicals across Europe. It was in this spirit that Gentz wrote jubilantly to Nesselrode on 22 November 1815 – only days after the Quadruple Alliance was signed – that the conclusion of the alliance by the four courts meant that Europe would no longer be menaced by either revolution or war.

Does this point to the conclusion that the allied powers could interfere against revolutionary dis-

turbances in France but not elsewhere? The documents demonstrate that the alliance was intended to safeguard Europe from revolutionary dangers, and the fact that the revolution had previously occurred in France does not seem to have been an essential aspect of the menace that it posed to the existing order. After 1815, most European leaders believed that the revolution had changed its methods but that it remained a grave danger. If this was the case, then it would seem that Kapodistrias, and not Castlereagh, had the better of the argument on this final issue. Castlereagh's objections, if not historically accurate, nonetheless demonstrated a maturation of his views and a recognition of the limits on British collaboration with the continental powers in pursuing counter-revolutionary measures in the post-war period, when the state itself was not struggling for its own survival against a hegemonic power.

IV. Völkerrecht

Einführung in die Sektion

Thomas Olechowski

Die Rechtswissenschaft wurde vom deutschen Philosophen Hermann Cohen als die „Mathematik der Geisteswissenschaften“ bezeichnet.¹ So wie der Naturwissenschaftler sich der Mathematik bedienen muss, um die Natur zu verstehen, so ist das Recht ein Deutungsschema menschlichen Handelns. Dies gilt in ganz besonderem Maße für Politik und Diplomatie: Ist doch das Handeln der Politiker und Diplomaten in vielfältiger Weise durch (Völker-) Rechtsnormen bestimmt und oftmals auf das Setzen neuer (Völker-)Rechtsnormen gerichtet. Und selbst das Verletzen dieser Normen ist rechtlich gesehen nichts anderes als die Verwirklichung jener Bedingungen, unter denen die Sanktionen des Völkerrechts zur Anwendung kommen. In diesem Sinne kann sogar die Schlacht von Waterloo als ein völkerrechtlicher Akt gedeutet werden: als jene Sanktion, mit der die Alliierten Mächte auf den Bruch des Völkerrechts durch Napoleon reagierten, als dieser den Vertrag von Fontainebleau vom 11. April 1814 missachtete und die Regentschaft in Frankreich erneut für sich beanspruchte. Und so wie der Vertrag von Fontainebleau, so sind auch die Deutsche Bundesakte vom 10. Juni 1815 und die Wiener Kongressakte vom 9. Juni 1815 von ihrem Wesen her nicht mehr und nicht weniger als völkerrechtliche Verträge, sodass demgemäß ein Großteil der in diesem Buch versammelten Beiträge, insofern er die Entstehung oder die Folgewirkungen dieser Akte thematisiert, auch in einer als „Völkerrecht“ benannten Sektion stehen könnte.

Wenn die Herausgeber auf einen solchen Zugang verzichtet und letztlich nur drei Beiträge der Sektion „Völkerrecht“ zugewiesen haben, so geschah dies mehr aus praktischen, denn aus theoretischen Überlegungen. Bei den Beiträgen dieser Sektion handelt es sich um solche, wo Fragen der Diplomatie oder der nationalen Mächtepolitik zurücktreten zugunsten von allgemeinrechtlichen Erwägungen, aber auch – und das ist vielleicht kein

Zufall – um solche, deren Thematiken weniger von kurzzeitigen Mächtekonstellationen abhängig waren. Tatsächlich gehören die Ächtung des Sklavenhandels oder die Gründung der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt zu den wenigen Ergebnissen des Wiener Kongresses, die bis heute Bestand haben.

Genauere Untersuchungen – wie sie hier in diesem Panel erfolgen – zeigen freilich, dass die fundamentale Bedeutung, die in diesen beiden Belangen dem Wiener Kongress traditionell zugemessen wird, zu relativieren ist. So stellt **Steffen Seybold** in seinem Beitrag *Ein „fester“ Grund und viele billige zur Entschuldigung: Der transatlantische Sklavenhandel als prinzipiell abzuschaffendes Gewerbe* die konkrete juristische Bedeutung der am Wiener Kongress verkündeten „Erklärung, die Abschaffung des Handels mit Sklaven² aus Afrika betreffend“ vom 8. Februar 1815 durchaus in Abrede: Vielmehr handelte es sich um eine unverbindliche Grundsatzerklärung, mit der die Signatarmächte keine konkreten Verpflichtungen eingingen und die auch kein Interventionsrecht der europäischen Großmächte in fremde, sklavenhaltende Territorien gewährte. Die Abolition war ein großes Anliegen der Briten, und diese fanden dabei auch die Unterstützung der Nichtkolonialmächte Österreich, Preußen, Russland und Schweden, konnten aber gegen den Widerstand Spaniens und Portugals nicht vordringen. Auch ist zu bedenken, dass es nur um die Abschaffung des transatlantischen Sklavenhandels ging, die die Sklaverei als solche nicht in Frage stellte. Dennoch war die Wiener Erklärung nicht ganz bedeutungslos, markierte sie doch einen Wendepunkt in der Einstellung zumindest großer Teile der europäischen Öffentlichkeit gegenüber dem Sklavenhandel und begünstigte sie spätere,

1 Hermann COHEN, *Ethik des reinen Willens*, Berlin 1904, S. V.

2 Das französische Original verwendet den Terminus „Traite des nègres d’Afrique“, was in modernen Darstellungen wegen der pejorativen Bedeutung des Wortes vermieden wird, vgl. Wilhelm G. GREWE (Hg.), *Fontes Historiae Iuris Gentium III/1*, Berlin–New York 1992, Nr. 51.

weiter gehende Schritte hin zur vollständigen Abschaffung der Sklaverei.

Von großer praktischer wie auch theoretischer Bedeutung war die mit dem Wiener Kongress geschaffene Zentralkommission für die Rheinschiffahrt, die von **Robert Mark Spaulding** in seinem Beitrag *The Central Commission for the Navigation of the Rhine as a Subject of Historical and Theoretical Inquiry* untersucht wird. Handelt es sich doch bei ihr um eine internationale Organisation, die seit 1815 bis heute ohne Unterbrechung besteht und teilweise sogar supranationale Befugnisse besitzt, insofern als ein früher Vorläufer der heutigen Europäischen Union angesehen werden kann. Doch besaß das Reglement vom 24. März 1815 betreffend die Schiffahrt auf dem Rhein bereits einen Vorläufer, und zwar den sogenannten Rheinschiffahrtsoctroi vom 15. Oktober 1804 zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich, der schon elf Jahre zuvor die unterschiedlichen, die Rheinschiffahrt belastenden Zölle beseitigt und auch eine Verwaltungsstelle in Mainz geschaffen hatte, auf deren Strukturen die Zentralkommission dann aufbauen konnte. Auch hier war also der Wiener Kongress kein echter Wendepunkt, wohl aber ein wichtiger Etappenschritt in der Entwicklung des modernen Völkerrechts.

Auch der Beitrag von **Umberto Castagnino-Berlinghieri**, *Balance of Power and Legitimacy at the Congress of Vienna: The Case Study of the Order of Malta*, gehört in die Sektion „Völkerrecht“, auch wenn hier das Ringen der europäischen Mächte um den strategisch wichtigen maltesischen Archipel im Zentrum des Mittelmeeres eine bedeutende Rolle spielt. Der seit 1530 auf Malta ansässige „Ritter- und Hospitalorden vom heiligen Johannes“ wich 1798 kampflos Napoleons Truppen, die ihrerseits zwei Jahre später vor den Briten kapitulieren mussten, in deren Hand sich Malta nunmehr (bis 1964) befand. Nach dem Prinzip der Legitimität verlor der Malteserorden mit dem Verlust der Inselgruppe seine Souveränität nicht und war auch auf dem Wiener Kongress durch zwei Bevollmächtigte vertreten. Ein territorialer Ausgleich für den Verlust von 1798 musste gefunden werden – aber wo? Frankreich schlug die Insel Korfu vor, die erst 1814 von französischen in britische Hände gelangt war, was auch vom russischen Bevollmächtigten am Wiener Kongress, dem auf Korfu geborenen Ioannis Kapodistrias, befürwortet wurde. Doch schei-

terten diese Pläne am Widerstand der Briten, denen die Ionischen Inseln im Zweiten Pariser Frieden definitiv zugesprochen wurden. Damit entstand die geradezu kuriose Situation, dass der Malteserorden seine Souveränität beibehielt, ohne über irgendein Territorium zu herrschen. Dieses völkerrechtliche Unikum besteht bis zum heutigen Tag fort.

Mit diesen drei Beiträgen ist die Bedeutung des Wiener Kongresses für die Entwicklung des modernen Völkerrechts natürlich nicht erschöpft. Hier sei nur noch auf das „Protokoll über den Rang der diplomatischen Vertreter“ eingegangen, welches von einer besonderen Kommission ausgearbeitet und als ein Anhang der Wiener Kongressakte beigefügt wurde. Es beendete einen alten Streit, der nur bei oberflächlicher Betrachtung als „Fegefeuer der Eitelkeiten“ bezeichnet werden kann: Ging es doch bei der Frage, welchem diplomatischen Vertreter der Vorzug gegenüber seinen Amtskollegen gebühre, um nicht mehr und nicht weniger als um die Frage, welche Staaten die bedeutenderen seien und welche nicht. Indem das genannte Protokoll die diplomatischen Vertreter in drei Klassen – Botschafter, Gesandte, Geschäftsträger – unterteilte und innerhalb der Klassen das Anciennitätsprinzip zur Bestimmung des Ranges heranzog, erklärte es alle Staaten innerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft zu gleichwertigen Völkerrechtssubjekten. Dieses Prinzip wurde in der Folge zu Völkergewohnheitsrecht und damit auch für jene Staaten, die 1815 keine Kongressteilnehmer waren, verbindlich. Schließlich wurde es praktisch unverändert in das heute gültige Übereinkommen über diplomatische Beziehungen vom 18. April 1961 übernommen, das mittlerweile von 194 Staaten unterzeichnet worden ist.³ Dass die Unterzeichnung dieses Übereinkommens 1961 in Wien geschah – so wie auch jene des Wiener Vertragsrechtsübereinkommens 1969, der Wiener Konvention über die Staatennachfolge in Verträge 1975, des Wiener Kaufrechtsübereinkommens 1980 und vieler anderer internationaler Verträge – liegt nicht zuletzt daran, dass sich Wien seit über zweihundert Jahren als Ort für internationale Kongresse bestens bewährt hat. Und dies ist ein nicht gering zu schätzendes Erbe des Wiener Kongresses von 1814/15.

3 Die mit dem Aachener Protokoll vom 21. November 1818 erfolgte Einfügung einer eigenen Rangklasse der Ministerresidenten, die den Geschäftsträgern vorgereicht wurden, wurde mit Artikel 14 des Wiener Übereinkommens von 1961 wieder rückgängig gemacht.

Ein „fester“ Grund und viele billige zur Entschuldigung Der transatlantische Sklavenhandel als prinzipiell abzuschaffendes Gewerbe

Steffen Seybold

Wie schon die Napoleonischen Kriege selbst gingen auch der Wiener Kongress und seine Verhandlungsinhalte über die vordergründige Neuordnung Europas hinaus,¹ wie die *Erklärung, die Abschaffung des Handels mit Negern aus Afrika betreffend* vom 8. Feber 1815², auch bekannt als Wiener Erklärung, zeigt. Sklavenhändler, Zulieferer, Abnehmer und nicht zuletzt die Sklaven verbanden mindestens drei Kontinente, deren Wirtschaften und Formen der Unfreiheit. Vollumfänglich erschließt sich die Bedeutung der Wiener Erklärung nur angesichts dieser bereits globalisierten Ökonomie. Nachfolgend und (rechts-)historisch eingebettet sind allerdings vor allem deren rechtlich-normativen Inhalte erörtert. Geistesgeschichtlich stand die Wiener Erklärung in einer eurozentrischen (Völker-)Rechtstradition, auch wenn sich europäische Völkerrechtler – trotz oder wegen des europäischen zivilisatorischen Führungsanspruchs – global gaben.

I. Die Wiener Erklärung im Überblick

Nach mehreren bilateralen Vereinbarungen³ und vorbereitet durch den Ersten Pariser Frieden 1814

bot der Wiener Kongress die Gelegenheit, die Abolition des transatlantischen Sklavenhandels und damit eines der wichtigsten völkerrechtlichen Ziele Großbritanniens multinational voranzubringen.⁴ Frankreich, Großbritannien, Österreich, Portugal, Preußen, Russland, Schweden und Spanien – eine Sonderkommission dieser acht Staaten verabschiedete die Wiener Erklärung am 8. Feber 1815 in der letzten von vier Sitzungen.⁵ Geleitet hatte die Kommission der britische Gesandte Castlereagh.⁶

Johann Ludwig Klüber, inoffizieller Herausgeber der Protokolle des Wiener Kongresses,

recueil, Bd. I, Göttingen 1817, Nr. 31, S. 249–250; § 4 des Separatartikels zum britisch-schwedischen Vertrag vom 3. März 1813, Ebd., Nr. 60, S. 562; Art. 8 des britisch-dänischen Kieler Friedens vom 14. Jänner 1814, Ebd., Nr. 78b, S. 679–680; Art. 8 der britisch-niederländischen Londoner Konvention vom 13. August 1814, MARTENS, Nouveau recueil, Bd. II, Nr. 10, S. 60; Separatartikel (5. Juli 1814) zum britisch-spanischen Madrider Frieden (Juni 1814), MARTENS (Hg.), Nouveau recueil, Bd. III, Göttingen 1877, Nr. 20, S. 135.

1 Zu den Americas siehe Christian CWIK, Die amerikanische Dimension des Wiener Kongresses, in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHANER/Helene MAIMANN (Hg.), Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas, Wien 2014, S. 120–143; zur propagierten Entglobalisierung der Welt aber Reinhard STAUBER, Der Wiener Kongress, Wien, Köln, Weimar 2014, S. 246–248.

2 George Frédéric de MARTENS (Hg.), Nouveau recueil de Traités d'Alliance [...], Bd. II, Göttingen 1887, Nr. 41b, S. 432–434; ins Deutsche übersetzt bei Albert HÜNE, Vollständige historisch-philosophische Darstellung aller Veränderungen des Negerclavenhandels von dessen Ursprunge an bis zu seiner gänzlichen Aufhebung, Zweiter Theil: Abschaffung des Sklavenhandels, Göttingen 1820, S. 497–499.

3 Art. 10 des britisch-portugiesischen Vertrags vom 19. Feber 1810, abgedruckt bei MARTENS (Hg.), Nouveau

4 Zu den Verhandlungen vor dem Wiener Kongress siehe Marcel VAN DER LINDEN, Zur Logik einer Nichtentscheidung. Der Wiener Kongress und der Sklavenhandel, in: JUST/MADERTHANER/MAIMANN (Hg.), Wiener Kongress, S. 354–373, hier S. 358–360, S. 364; Janine VOIGT, Die Abschaffung des transatlantischen europäischen Sklavenhandels im Völkerrecht (Zürcher Studien zur Rechtsgeschichte, Bd. 38), Zürich 2000, S. 29–31.

5 Die vorliegende Darstellung beruht auf den Protokollen der Sklavenhandelskommission, 1. bis 4. Sitzung vom 20. Jänner/28. Jänner/4. Feber/8. Feber 1815 [Abschriften], in: Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (kurz: GStA PK), III HA MdA I 1373. Abgedruckt sind die Protokolle unter anderem in Johann Ludwig KLÜBER, Acten des Wiener Congresses, Bd. 8, Erlangen 1818, S. 9–50.

6 Abwegig Thierry LENTZ, Le congrès de Vienne. Une refondation de l'Europe 1814–1815, Paris 2013, S. 237, Metternich habe die Verhandlungen eröffnet. Er war dabei gar nicht anwesend.

meinte: „Unter den grösseren Gegenständen [des Kongresses] konnte man nur einen finden, für welchen, ohne bedeutenden Widerstand, einstweilen wenigstens ein fester Grund zu seiner künftigen Erledigung zu legen war.“⁷ Die Beteiligten waren auch grundsätzlich einig, dass der Sklavenhandel abzuschaffen sei. Sie verwiesen unter anderem eingangs der Wiener Erklärung auf die aufgeklärten Männer aller Zeiten, denen der „Negerhandel“ („*traite des nègres d’Afrique*“) stets als unvereinbar mit den Prinzipien der Humanität und der universellen Moral gegolten habe.

Zu zuversichtlich erwartete Klüber aber die allumfassende Abolition in naher Zukunft.⁸ Sklavenhandel gab es weiterhin, tatsächlich und teils auch rechtmäßig.⁹ Unterstützt von den Nichtkolonialmächten Österreich, Preußen, Russland und Schweden strebte Großbritannien in Wien zwar die umgehende und internationale Abolition an. Die für den Sklavenhandel bedeutenden Staaten¹⁰ Portugal und Spanien wollten aber aus wirtschaftlichen Interessen nur eine möglichst unverbindliche Grundsatzerklärung.

So verpflichteten sich die Signatarmächte, ihren nationalen Sklavenhandel alsbald abzuschaffen, jedoch ohne eine konkrete Frist anzugeben und nur, soweit dies mit den Interessen der Untertanen zu vereinbaren sei. Spaniens Gesandter Labrador hielt die Abolition in seinem Land für in frühestens acht Jahren möglich.¹¹ Frankreich hatte Großbritannien im Pariser Frieden bereits die Abolition innerhalb von fünf Jahren zugesagt.¹² Weitere Zugeständnisse machte Frank-

reichs Bevollmächtigter Talleyrand aber nicht. Die Kolonialmächte widersetzten sich auch Castlereaghs Vorschlag, den Sklavenhandel zumindest nördlich des Äquators sofort zu untersagen. Portugal stimmte dieser Einschränkung allerdings am 22. Jänner 1815 in einem bilateralen Vertrag mit Großbritannien zu.¹³ Gegen das von Castlereagh angedeutete Recht, gegen Sklavenhändler unter der Flagge eines anderen Staates vorzugehen, verwahrten sich Talleyrand und der portugiesische Gesandte Palmela. Das so angedeutete gegenseitige Durchsuchungs- und Aufbringungsrecht wurde erst später in einer Vielzahl bi- und multilateraler Verträge vereinbart.

II. Zu den normativen Inhalten der Wiener Erklärung

Heutige Einordnungen der Wiener Erklärung reichen vom Verbot der Sklaverei über ein Verbot oder die Völkerrechtswidrigkeit des Sklavenhandels bis zu dessen Ächtung.¹⁴ Diese Schlagwörter gehen zuweilen schon im Ansatz fehl: Wenngleich Abolitionisten letztlich die Sklaverei abschaffen wollten,¹⁵ verliefen Abolition und Sklavenemanzipation oft getrennt, mitunter im Abstand von Jahrzehnten. Selbst Europa war im 19. Jahr-

7 Johann Ludwig KLÜBER, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses überhaupt, und insonderheit über wichtige Angelegenheiten des teutschen Bundes. Erste Abtheilung, Frankfurt a. M. 1816, S. 54.

8 Ebd., S. 55.

9 Michael ZEUSKE, Out of the Americas: Sklavenhändler und Hidden Atlantic im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland (2009), S. 37–57, hier S. 37, wertet das 19. als „Jahrhundert des Sklavenhandelsbooms“.

10 Siehe die Tabelle in VAN DER LINDEN, Nichtentscheidung, S. 358.

11 KLÜBER, Acten des Wiener Congresses, Bd. 8, S. 6–7.

12 Art. 1 des Separatartikels vom 30. Mai 1814 zum Ersten Pariser Frieden in MARTENS, Nouveau recueil, Bd. II, Nr. 1, S. 15–16. Damit war die unbefristete Fortsetzung des Sklavenhandels in der Wiener Erklärung keine Konzession an Frankreich, so aber Thomas WELLER,

„... répugnant aux principes d’humanité“. Die Ächtung des Sklavenhandels in der Kongressakte und die Rolle der Kirchen, in: Heinz DUCHHARDT/Johannes WISCHMEYER (Hg.), Der Wiener Kongress – eine kirchenpolitische Zäsur? (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 97), Göttingen 2013, S. 183–213, hier S. 184. Frankreich betrachtete diese Befristung auch kaum als Sieg, so aber VAN DER LINDEN, Nichtentscheidung, S. 360.

13 Art. 1 des britisch-portugiesischen Vertrags vom 22. Jänner 1815 in MARTENS, Nouveau recueil, Bd. II, Nr. 16b, S. 98–99.

14 Ein Verbot der Sklaverei behauptet etwa Christian GEULEN, Geschichte des Rassismus, München 2007, S. 76; ein Verbot des Sklavenhandels Friedrich von MARTENS, Völkerrecht. Das internationale Recht der civilisirten Nationen, Bd. 1, Berlin 1883, § 29, S. 131; eine Ächtung und die Abschaffung des Sklavenhandels als universell bindendes Völkerrechtsprinzip WELLER, Ächtung, S. 183, S. 185; in sich widersprüchlich Helmut BERDING, Die Ächtung des Sklavenhandels auf dem Wiener Kongreß 1814/15, in: Historische Zeitschrift 219 (1974), S. 265–289; VOIGT, Abschaffung, S. 44–45.

15 Statt vieler David Beck RYDEN, West Indian Slavery and British Abolition, 1783–1807, Cambridge 2009, S. 164–166.

hundert nicht gänzlich sklavenfrei.¹⁶ Die Wiener Erklärung jedenfalls ließ die koloniale Sklaverei unberührt. Gesteigert durch Mutter- und Familienschutz sollte die Fortpflanzung der Sklaven vor Ort transatlantische Nachlieferungen erübrigen.¹⁷

Zudem erfasste die Wiener Erklärung einzig den transatlantischen Sklavenhandel, nicht Handel mit Sklaven aus und innerhalb anderer Kontinente.¹⁸ Abschätzig im Beiklang, aber historisch ergiebiger als transatlantischer Sklavenhandel ist der Begriff „traite des nègres d’Afrique“, übersetzt als „Negerhandel“, vergewaltigt er doch

die geistesgeschichtliche Konstruktion einer ethnisch-rassistischen panafrikanischen Einheit¹⁹ und die damit verbundenen biologistischen wie kulturellen Wertungen,²⁰ schließt aber zugleich einige afrikanische Ethnien aus. Er steht dennoch für die in der Wiener Erklärung erkennbare Blockbildung in „das verheerte Afrika“ und „das entehrte Europa“, welche die Abolition ‚Europa‘ und den ‚Zivilisierten‘ als paternalistische Aufgabe zuschrieb, auch zugunsten eines ‚Afrikas‘ in der angeblich allgemeinen Opferrolle. Der Begriff verweist zudem auf Innerafrika und östliche Seehandelswege, auch wenn europäische Staaten sich zunächst vornehmlich mit dem transatlantischen Abschnitt des „Negerhandels“ befassten.

Nummehr deskriptiv verortet, ist die Wiener Erklärung noch genauer auf ihre normativen Inhalte zu untersuchen. Ihr im ersten Zugriff rechtlichen Charakter beizumessen, entspricht den Vorstellungen der Beteiligten und ergibt sich daraus, dass sie in Art. 118, Nr. 15 der Schlussakte des Kongresses vom 9. Juni 1815 inkorporiert wurde.²¹ Fern des von etatistischen Kriterien des Zwangs und der Durchsetzbarkeit geprägten Streits, ob ‚Völkerrecht‘ überhaupt ‚Recht‘ ist, wird nachstehend kein universeller Begriff von ‚Recht‘ ausgelotet. Der mit ‚Recht‘ bezeichnete begriffliche Filter soll die Untersuchung nur insofern engführen, als allein die Qualitäten verschiedener rechtlich-normativer Ebenen danach ausgewertet werden, inwiefern die Wiener Erklärung aus ihrer zeitgebundenen Wertigkeit heraus verbindlich war und inwiefern sie zur Abolition beitrug.²² Dabei werden über Zwangsmittel hinausgehende ‚Rechts-

16 Zur unklaren englischen Rechtslage, auch nach dem Sommersett-Urteil, Dominik NAGL, No Part of the Mother Country, but Distinct Dominions. Rechtstransfer, Staatsbildung und Governance in England, Massachusetts und South Carolina, 1630–1769 (Studien zu Geschichte, Politik und Gesellschaft Nordamerikas, Bd. 33), Berlin 2013, S. 636–640; zu Preußen Steffen SEYBOLD, Sklaverei im 18. Jahrhundert – Frage des Glaubens oder Natur der Sache?, in: Ulrich KRONAUER/Andreas DEUTSCH (Hg.), Der „Ungläubige“ in der Rechts- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Heidelberg 2015, S. 47–89, hier S. 47–49; siehe zu Dänemark das Urteil des dänischen Hof- og Stadsretten in Arkiv for Retsvidenskaben, No. 8/I (1824), S. 33–40; zu Italien Giulia BONAZZA, Slave Trade Abolition in Its Global Dimension but Persisting Slavery in the Local Dimension, in: Christian CWIK (ed.), The Congress of Vienna and its Global Dimension [im Erscheinen].

17 Thomas CLARKSON, The History of the Rise, Progress, and Accomplishment of the Abolition of the African Slave-Trade by the British Parliament, Bd. 2, London 1808, S. 519; dazu auch Kenneth MORGAN, Slavery and the British Empire. From Africa to America, Oxford 2007, S. 92, S. 96; am Beispiel Dänemarks Erik GØBEL, Det danske slavehandelsforbud 1792. Studier og kilder til forhistorien, forordningen og følgerne (University of Southern Denmark Studies in History and Social Sciences, Bd. 366), Odense 2008, S. 158–159, S. 167, S. 212.

18 Über die Versklavung von Christen durch nordafrikanische Korsaren („Barbaresken“) und Gegenmaßnahmen beriet die Sklavenhandelskommission nicht, obwohl es dazu Initiativen gab, siehe Sidney SMITH, Mémoire sur la nécessité et les moyens de faire cesser les pirateries des Etats Barbaresques, présenté au congrès de Vienne par l’amiral Sidney Smith, in KLÜBER (Hg.), Acten des Wiener Congresses, Bd. 5, Erlangen 1815, S. 528–534. Ohne Belege behaupten einzelne Autoren, es habe zu Wien einen Beschluss oder ein Mandat gegen die „Barbaresken“ gegeben, so z. B. William Gervase CLARAENCE-SMITH, Islam and the Abolition of Slavery, London 2006, S. 99; Karl-Heinz ZIEGLER, Völkerrechtsgeschichte. Ein Studienbuch, München 2007, § 41.IV.2a, S. 179, Siehe zur „Barbareskenfrage“ auch den Beitrag von Magnus RESSEL in diesem Band.

19 Kritisch zum Panafrikanismus Michael ZEUSKE, Sklaven und Sklaverei in den Welten des Atlantiks 1400–1940. Umrisse, Anfänge, Akteure, Vergleichsfelder und Bibliographien (Sklaverei und Postemanzipation, Bd. 1), Berlin, Münster 2006, S. 78.

20 Zur sprachlichen Verschiebung von „Mohr“ zu „Neger“ und den damit verbundenen Wertungen Peter MARTIN, Schwarze Teufel, edle Mohren, Hamburg 1993, S. 83–84; siehe auch SEYBOLD, Sklaverei, S. 75–88.

21 MARTENS, Nouveau recueil, Bd. II, Nr. 41, S. 430. Eine besondere Rechtsverbindlichkeit ist daraus nicht abzuleiten, so aber STAUBER, Wiener Kongress, S. 245.

22 Zur fachgebundenen Relativität des Rechtsbegriffs, der letztlich aus dem jeweiligen Forschungsvorhaben zu entwickeln ist, sowie zu weiteren rechtstheoretischen Überlegungen Ralf SEINECKE, Das Recht des Rechtspluralismus, Tübingen 2015.

folgen‘ einbezogen. Dogmatisch wird zwischen Natur- und Völkerrecht getrennt.

Ob die Wiener Erklärung den Sklaven selbst etwa einen Anspruch auf Befreiung einräumte,²³ ist dagegen ein systemfremder Ansatz. Das damalige Völkerrecht kannte keine subjektiven Rechte von Individuen. Ohnehin waren ‚Sklaven‘ im Sinne der Wiener Erklärung als rechtmäßige Eigentumsobjekte selbst rechtlos; anders als zumindest theoretisch ‚Kontraktarbeiter‘ oder ‚Kulis‘. Erst mit den Verboten der Sklaverei reduzierte sich der Begriff ‚Sklaverei‘ auf die rein faktische, dann stets angemäßte Verfügungsgewalt über einen Menschen. Es bedurfte dieses Bedeutungswandels, um auch rechtlich ‚mildere‘ Unfreiheitsverhältnisse und so ‚Menschenhandel‘ allgemein anzugehen.²⁴

III. Im Völkerrecht (noch) nichts Neues – weder Verbot noch Ächtung

Klübers „fester Grund“ für die Abolition entstand nicht im Völkerrecht, wird dasselbe als die von allen Staaten zu befolgenden Regeln verstanden: Indem jeder unterzeichnende Staat alleinverantwortlich das Ende seines Sklavenhandels bestimmte, enthielt die Wiener Erklärung keine international anerkannte Regel, dass ein Staat sich und seinen Untertanen den Sklavenhandel zu verbieten habe. Damit waren erst recht weitere Staaten nicht auf ein Verbot zu verpflichten.²⁵

Was nicht verboten ist, ist auch nicht geächtet; stellt doch die Acht etwas außerhalb jeglichen Rechtsschutzes, statt dessen – auch nur vorüber-

gehenden – Fortbestand zuzulassen.²⁶ Auch im Sinne einer unbestimmten moralischen Abwertung²⁷ weckt ‚Ächtung‘ falsche Assoziationen. *Out(-of-)laws* waren Sklavenhändler nach dem Wiener Kongress nicht.

Daher ließ sich aus der Wiener Erklärung auch kein universelles Interventionsrecht gegen Sklavenhändler ableiten.²⁸ Ein derartiges Recht erstrebte Großbritannien zwar, indem es den transatlantischen Sklavenhandel mit der Piraterie gleichstellen wollte. Denn jeder Staat durfte eigenmächtig Piraten unter jedweder Flagge aufgreifen und bestrafen.²⁹ Diese Gleichstellung erforderte aber eine Änderung des Völkerrechts; aus britischer Sicht umso mehr, als sie der englische *High Court of Admiralty* 1817 im Fall „Le Louis“ ablehnte.³⁰ Britische Gesandte erwähnten die Gleichstellung daher wohl erstmals, noch zurückhaltend auf dem Aachener Kongress 1818,³¹ nachdrücklicher in Verona 1822.³² Trotz formeller Gleichstellung in zahlreichen Verträgen scheiterte die materiell-rechtliche Gleichstellung mit der Pi-

23 Subjektive Rechte der Sklaven erwägen Robert RIE, *Der Wiener Kongress und das Völkerrecht*, Bonn 1957, S. 127, S. 134; Jochen Abraham FROWEIN, *Die Wiederentdeckung des Menschen im Völkerrecht*, in: Peter-Christian MÜLLER-GRAFF (Hg.), *Recht und Rechtswissenschaft. Signaturen und Herausforderungen zum Jahrtausendbeginn*, Heidelberg 2000, S. 65–82, hier S. 66.

24 Zu nivellierend Andreas ECKERT, *Aufklärung, Sklaverei und Abolition*, in: Wolfgang HARDTWIG (Hg.), *Die Aufklärung und ihre Weltwirkung (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 23)*, Göttingen 2010, S. 243–262, hier S. 261: Die Emanzipation habe das Problem von Sklaverei und Freiheit „lediglich“ auf eine neue Ebene verschoben.

25 Anders wohl WELLER, *Ächtung*, S. 184.

26 Friedrich BATTENBERG, „Acht“, in Albrecht CORDES/Hans-Peter HAFERKAMP/Heiner LÜCK u. a. (Hg.), *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 1, Berlin²2008, Sp. 59–65.

27 So Heiner BIELEFELDT, *Zwischen Apologetik und Kritik: Sklaverei als Thema in der europäischen Geistesgeschichte*, in: *Jahrbuch Menschenrechte* 10 (2008), S. 23–32, hier S. 31.

28 Anders BERDING, *Ächtung*, „S. 298“ [= S. 268]; Christian DELACAMPAGNE, *Die Geschichte der Sklaverei*, Düsseldorf, Zürich 2004, S. 224–225.

29 Zur Bedeutung der Gleichsetzung von Sklavenhandel und Piraterie Steffen SEYBOLD, *Der Pirat im Völkerrecht – und außerhalb. Zur Rechtsgeschichte des Piraten und des Begriffs Piraterie*, in: *Signa Iuris. Beiträge zur Rechtsikonographie, Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde* 7 (2011), S. 149–185, bes. S. 171–174.

30 Siân REES, *Sweet Water and Bitter. The Ships that Stopped the Slave Trade*, London 2009, S. 47; Paul Michael KIELSTRA, *The Politics of Slave Trade Suppression in Britain and France, 1814–18. Diplomacy, Morality and Economics*, Basingstoke 2000, S. 70–71.

31 George Frédéric de MARTENS/Frédéric MURHARD (Hg.), *Nouveaux suppléments au recueil de traités [...]*. Bd. III, Göttingen 1842, S. 98. Nach DELACAMPAGNE, *Sklaverei*, S. 224; Seymour DRESCHER, *Abolition. A History of Slavery and Antislavery*, Cambridge 2009, S. 234, erstrebte Großbritannien bereits auf dem Wiener Kongress diese Gleichsetzung.

32 GStA PK, III HA MdA I 1785, fol. 84, *Memoire Wellingtons auf dem Kongress zu Verona*, 24. November 1822.

raterie. Ein universelles Interventionsrecht gegen Sklavenhändler war nie anerkannt.³³

Spanien und Portugal verwahrten sich zu Wien auch erfolgreich gegen völkerrechtliche Verbindlichkeit in der Form, dass es eine Pflicht zu einem künftigen Verbot gebe. Schon rein formal war die Sklavenhandelskommission eine außerordentliche, abgegrenzt von den anderen Verhandlungen des Kongresses. Vor den Verhandlungen beschwichtigte Castlereagh, die Wiener Erklärung werde kein Gesetz („loi“). Palmela ließ protokollieren, er halte den Sklavenhandel für keinen Belang des Völkerrechts.³⁴ Die folgenlose Diskussion über ein Druckmittel gegen den Sklavenhandel während der dritten Sitzung verdeutlicht, dass den Beteiligten die Wiener Erklärung nicht als völkerrechtlich verbindlich galt: Sie berieten einen Kolonialwarenboykott, sollte ein Staat den Sklavenhandel unangemessen lange gestatten.³⁵ Wäre dieser Staat dadurch vertragsbrüchig geworden, hätten die Vertragsbeteiligten ihn durch gezielte Schädigungen (Repressalien) zur Vertragstreue anhalten dürfen. Das Völkerrecht kannte also Zwangsmittel, wenn auch als Selbsthilfe. Großbritannien, Österreich und Preußen stellten den Kolonialwarenboykott aber gerade nicht als Repressalie dar, sondern argumentierten, ein Staat sei stets berechtigt, den Handel mit anderen Nationen einzuschränken.³⁶

Die Iberer ließen zudem in der Wiener Erklärung klarstellen, dass jeder Staat den Zeitpunkt

der Abolition willkürlich festsetzen durfte.³⁷ Darauf berief sich Palmela, als Portugal nach dem Wiener Kongress die Teilnahme an weiteren Beratungen verweigerte.³⁸ Die von Castlereagh in der dritten Sitzung vorgeschlagenen Nachverhandlungen verabredeten die Bevollmächtigten im Übrigen erst im Zweiten Pariser Frieden von 1815 – ohne Portugal und Spanien.³⁹ Die daraus hervorgegangenen Treffen in London (1816/17) beförderten die Abolition daher kaum,⁴⁰ zumal die Gesandten entgegen Großbritanniens Ansinnen vor allem berieten, wie Übergriffe nordafrikanischer Korsaren auf christliche Seefahrer zu unterbinden seien.⁴¹

Auch später leitete niemand aus der Wiener Erklärung Verbindlichkeiten ab. Als der britische Außenminister Palmerston Österreich 1839 ersuchte, multilateral Maßnahmen gegen den Sklavenhandel zu vereinbaren, berief er sich auf die Wiener Erklärung, aber nur auf die darin von Österreich geteilten Gefühle („generous and humane Feelings“).⁴² Erst der daraufhin 1841 geschlossene Quintupelvertrag sollte den auf dem Wiener Kongress erklärten Prinzipien eine „volle und gänzliche Wirkung“ geben.⁴³

33 SEYBOLD, Pirat, S. 173–174; anders VAN DER LINDEN, Nichtentscheidung, S. 372.

34 Zu den Verhandlungen über die Einsetzung der Kommission KLÜBER, Acten des Wiener Kongresses, Bd. 8, S. 3–9.

35 „[si on] retardait l’abolition définitive au delà d’un terme justifié par des motifs de nécessité réelle“. Vorbilder waren vermutlich die Boykottaufrufe der britischen Abolitionisten, siehe William FOX, A Short Account of the African Slave Trade, and an Address to the People of Great Britain, on the Propriety of Abstaining from West India Sugar and Rum, Sevenoaks 1791; dazu auch VAN DER LINDEN, Nichtentscheidung, S. 365. Nicht überzeugend Charles K. WEBSTER, The Foreign Policy of Castlereagh, 1812–1815. Britain and the Reconstruction of Europe, London 1950, S. 415: Er argumentiert, der Boykottgedanke entstamme wohl den Seeblockaden der Napoleonischen Kriege.

36 Zu pauschal VAN DER LINDEN, Nichtentscheidung, S. 370, der Kolonialwarenboykott sei kühl aufgenommen worden.

37 „Cette déclaration générale ne saurait préjuger le terme que chaque Puissance en particulier pourrait envisager comme le plus convenable pour l’abolition définitive“.

38 FOREIGN OFFICE (Großbritannien) (Hg.), British and Foreign State Papers. 1818–1819, London 1835, S. 24.

39 Zusatzartikel, Zweiter Pariser Frieden (20. November 1815), bei MARTENS, Nouveau recueil, Bd. II, Nr. 65a, S. 690–691. Von einer Vereinbarung auf dem Wiener Kongress sprechen Harold NICOLSON, The Congress of Vienna. A Study in Allied Unity: 1812–1822, New York 1946, S. 214; BERDING, Ächtung, S. 281; VOIGT, Abschaffung, S. 46.

40 So schon Franz VON LISZT, Das Völkerrecht, Berlin ²1902, § 36, S. 267.

41 GStA PK, III HA MdA I 7974, fol. 77 r, v, Dépêche du Sre Jouffroy [preußischer Legationsrat] N° 4, London, 29. August 1816. Zum Verhältnis der Verhandlungen über den Sklavenhandel und die Barbaresken siehe Wilhelm von HUMBOLT, Londoner Tagebuch, in: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. XV, Abt. 3: Tagebücher II, Berlin 1918, S. 461–516.

42 Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, MdÄ AR F39-1, Palmerston an Esterházy, 28. Juni 1839, ähnlich („animated“) am 13. September 1839.

43 Siehe die Präambel: „donner un plein et entier effet aux principes déjà énoncés dans les déclarations solennelles faites [...] au Congrès de Vienne“.

Überhaupt wäre die Reichweite eines Verbots in der Wiener Erklärung begrenzt gewesen. Das allgemeine, überparteiliche Völkerrecht wurde noch als Querschnitt der nationalen Rechtsordnungen, als ein daraus ableitbarer Konsens verstanden und entwickelte sich im 19. Jahrhundert erst allmählich zu einer überstaatlichen Rechtsordnung.⁴⁴ Dieses Völkerrecht enthielt ein Sklavenhandelsverbot dann, wenn alle ‚zivilisierten‘ Staaten den Sklavenhandel untersagten.⁴⁵ Als nur zwischenstaatliches Völkerrecht hätte die Wiener Erklärung aber unmittelbar lediglich die Signatarmächte gebunden – amerikanische Staaten jedenfalls nicht.

IV. Zum Aufbau von Völkerrecht

War die Wiener Erklärung also belang- und folgenlos?⁴⁶ Bejahende Einschätzungen beruhen zu sehr auf den Kriterien innerstaatlichen Rechts. Ohne eine Legislative wurde Völkerrecht nicht gesetzt, sondern fortlaufend verhandelt oder herbeigeführt. Für die völkerrechtliche Abolition war der Gleichlauf nationaler Rechte oder Rechtsauffassungen herzustellen. Den dazu erforderlichen Diskurs erzeugte die Wiener Erklärung, indem sie für unterschiedliche Gruppen ein Einvernehmen dahingehend behauptete, dass die Abolition herbeizuführen sei; unter anderem für die öffentliche Meinung in allen zivilisierten Ländern.

Nun stand die öffentliche Meinung nicht überall hinter der Abolition. In Großbritannien forderte eine breite abolitionistische Massenbewegung die internationale Abolition aus humanitär-religiösen und wirtschaftlichen Gründen;⁴⁷ ähnlich argu-

mentierte Castlereagh in Wien. Nutznießer der kolonialen Sklaverei wollten dagegen den ausländischen Konkurrenten den Sklavenhandel als Wettbewerbsvorteil entziehen, war er ihnen selbst doch aufgrund des *Slave Trade Act* von 1807 im Laufe des Jahres 1808 untersagt worden.⁴⁸ Im Ergebnis war sich die britische Öffentlichkeit also einig. In deutschen Öffentlichkeiten hatte sich die Wahrnehmung des Sklavenhandels grundlegend verändert, von der missionarischen und humanitären Wohltat nach *Zedlers Universal-Lexikon* (1740),⁴⁹ von einem „Gewerbe, wie andre“⁵⁰, zu einem angeblich von jeher mit dem deutschen freiheitsliebenden „Genius“ unvereinbaren Übel.⁵¹ Ohne große Öffentlichkeit hatte in Dänemark die politische Elite das Sklavenhandelsverbot ab 1802 durchgesetzt.⁵² In der französischen Öffentlichkeit war der anfängliche Abolitionismus dem Misstrauen vor britischen Interventionen gewichen.⁵³

Der in der Wiener Erklärung behauptete Konsens erschien nur im Gewand einer empirischen Feststellung, war tatsächlich aber eine normative Festlegung und zugleich die Forderung an andere Staaten, diesen Konsens anzuerkennen. Deswegen wurde die Wiener Erklärung auch ausdrück-

Jürgen OSTERHAMMEL, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 1193, zu verschiedenen Positionen Herbert S. KLEIN, *The Atlantic Slave Trade*, Cambridge 1999, S. 183–184.

48 Dazu auch, diesen Aspekt aber teils überbetonend, OSTERHAMMEL, *Verwandlung*, S. 1193; WELLER, *Ächtung*, S. 189, S. 191; VAN DER LINDEN, *Nichtentscheidung*, S. 358.

49 Art. „Nigritien“, in: Johann Friedrich ZEDLER (Hg.), *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden*, Bd. 24, Leipzig, Halle 1740, Sp. 887–891, hier Sp. 889.

50 Joachim NETTELBECK, Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, Halle 1821, S. 183.

51 HÜNE, *Negersklavenhandel*, S. 42.

52 Christian DEGN, *Die Schimmelmanns im atlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen*, Neumünster 1974, S. 281–295; Kersten KRÜGER, *Der aufgeklärte Absolutismus in Dänemark zur Zeit der Französischen Revolution*, in: DIES. (Hg.), *Formung der frühen Moderne. Ausgewählte Aufsätze* (Geschichte: Forschung und Wissenschaft, Bd. 14), Münster 2005, S. 309–334, bes. 329–330.

53 KIELSTRA, *Suppression*, S. 37; DRESCHER, *Abolition*, S. 155.

44 So anhand der Piraterie Michael KEMPE, *Fluch der Weltmeere. Piraterie, Völkerrecht und internationale Beziehungen 1500–1900*, Frankfurt a. M. 2010, S. 317.

45 Abwegig Hartwig BÜLCK, Art. „Sklavenhandel“, in: Karl STRUPP/Hans-Jürgen SCHLOCHAUER (Hg.), *Wörterbuch des Völkerrechts*, Bd. 3, Berlin 1962, S. 275–277, hier S. 276. Seiner Argumentation nach hätten der Völkerrechtsgemeinschaft der europäischen zivilisierten Staaten nach der Wiener Erklärung nur Staaten angehört, die den Sklavenhandel abgeschafft hätten.

46 So etwa REES, *Water*, S. 34; David Brion DAVIS, *Inhuman Bondage. The Rise and Fall of Slavery in the New World*, Oxford 2006, S. 237.

47 Für viele Abolitionisten vereinten sich humanitäre und wirtschaftliche Vorteile, siehe CLARKSON, *Abolition*, Bd. 2, S. 532–534; RYDEN, *Slavery*, S. 181–185, S. 256, S. 261. Die heutige Forschung trennt dagegen kategorisch zwischen Ökonomie und Moral; dazu statt vieler

lich Europa und allen anderen zivilisierten Staaten zur Kenntnis gebracht. Wohl auch, um normativ einen Konsens herzustellen, ersuchte Großbritannien den Heiligen Stuhl während des Wiener Kongresses, sich gegen den Sklavenhandel zu erklären; nicht nur, um die iberischen Staaten unter Druck zu setzen.⁵⁴

Selbst das vermeintliche Narrativ, alle erleuchteten Männer aller Zeiten hätten den „Negerhandel“ abgelehnt, war im Bewusstsein der Beteiligten ein Diskurs. Ihnen musste bewusst sein, wie abwegig diese Aussage war. Als Begleiterscheinung der Sklaverei, die bis ins 18. Jahrhundert hinein kaum grundsätzlich abgelehnt wurde,⁵⁵ war der Sklavenhandel meist weder eigens abgehandelt noch abgelehnt worden. Der Vorstellungswandel hin zu einem kategorischen Ausschluss der Sklaverei setzte erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ein,⁵⁶ insbesondere in der innergesellschaftlichen Auseinandersetzung um gerechte Herrschaft. Die Wiener Erklärung übertrug die damit verbundenen Wertungen auf den transatlantischen Sklavenhandel, nicht jedoch auf die koloniale Sklaverei oder den Sklavenhandel allgemein. Das, was Klüber als „festen Grund“ bezeichnete, legte die Erklärung dabei nicht im Völkerrecht selbst fest, sondern auf der Ebene des abstrakteren Naturrechts oder der Rechtsphilosophie, wie der Verweis auf die Prinzipien der Humanität und der universellen Moral zeigt. Der Bezug auf Naturrecht war jahrhundertlang geläufig, um staaten- und konfessionsübergreifend Rechtsvorstellungen grundlegend zu thematisieren,⁵⁷ auch abstrakte Grundlagen der Sklaverei.

Recht treffend fasste Klüber die naturrechtliche Neuausrichtung zusammen: Es fehle „zwar an strengen Rechtfertigungsgründen, aber gewiss nicht an billigen Entschuldigungsgründen“ dafür,

dass der Sklavenhandel nicht unmittelbar abgeschafft worden sei.⁵⁸ Das Verhältnis von Eigentumsrechten (am Menschen) zur natürlichen Freiheit als Inbegriff der Rechtsfähigkeit wurde nun anders gedacht. Naturrechtlich ersetzte die Annahme eines abstrakt-hierarchischen Verhältnisses von Sklaverei und Eigentum die vormaligen historisch-genetischen Vorstellungen: Nach frühneuzeitlichen Lehren waren natürliche Freiheit und Eigentum gleichwertig. Die natürliche Freiheit bestand jedoch ursprünglich, theologisch-historisch gesehen, zu paradisischen Zeiten. Eigentum mussten Menschen erst rechtmäßig schaffen, auch die Sklaverei als Eigentum an anderen Menschen. Diffus verband sich damit noch die Vorstellung, dass erst der Sündenfall Sklaverei sowie gesellschaftliche Hierarchien erforderlich machte. Auf dieser Grundlage diskutierten Juristen die Voraussetzungen, um sich Menschen rechtmäßig anzueignen, ohne Sklaverei kategorisch abzulehnen.⁵⁹ Als gleichwertiges Recht konnte Eigentum die Aufhebung der Freiheit und damit Sklaverei und Sklavenhandel rechtfertigen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war dagegen eine Hierarchie etabliert: Die unveräußerliche natürliche Freiheit galt gegenüber dem Eigentum als höherwertig. Niemand sollte Eigentümer eines Menschen sein. Das Naturrecht schützte jedoch auch rechtmäßig entstandene Eigentumsrechte, etwa an Plantagen oder Seehandelsunternehmen; Rechte, die eine unverzügliche Abolition gefährdet hätte. Die daher mit der Abolition verbundenen enteignenden Wirkungen waren möglichst zu begrenzen, etwa durch Übergangsfristen, wie sie Dänemark und Großbritannien jeweils vor Inkrafttreten der Abolition eingeräumt hatten. Der Eigentumsschutz konnte den Sklavenhandel also vorübergehend ‚entschuldigen‘.

Nicht nur Dänemarks Offizielle wussten, dass sie damit eine „Aufopferung von Menschenleben“ an der Grenze zu „wirkliche[m] Morde“ entschuldigten.⁶⁰ Es verblieb der Widerspruch, Sklavenhandel naturrechtlich abzulehnen und zugleich im geltenden Recht anzuerkennen. Wurde

54 Dazu ausführlich WELLER, Ächtung, passim.

55 SEYBOLD, Sklaverei, S. 47–89.

56 Diethelm KLIPPEL, Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 18. Jahrhunderts (Rechts- und staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, N. F. Bd. 23), Paderborn 1976, S. 59–60, S. 133.

57 Gegen die von Wilhelm Georg GREWE, Epochen der Völkerrechtsgeschichte, Baden-Baden 1988, S. 652, sowie WELLER, Ächtung, S. 184, behauptete britische Prägung der Wiener Erklärung steht, dass sie offiziell Friedrich von Gentz entwarf, der stete Protokollant des Kongresses, siehe STAUBER, Kongress, S. 245.

58 KLÜBER, Acten des Wiener Congresses, Bd. 4, Erlangen 1815, S. 521.

59 KLIPPEL, Freiheit, S. 37; im Überblick zu Rechtfertigungen der Sklaverei SEYBOLD, Sklaverei, passim.

60 Siehe das Gutachten von 1791, abgedruckt in GÖBEL, Slavehandelsforbud, S. 189, ähnlich S. 186.

also aus rassistischen Beweggründen die Universalität der Menschenrechte aufgegeben?⁶¹ Allgemein verband sich in Europa die Abschaffung der Unfreiheit mit rechtlichen Übergängen und Entschädigungen, vergleichbar mit den Entschädigungen bei der kolonialen Sklavenemanzipation. Zu beiden Seiten des Atlantiks vollzog sich die Abschaffung der Unfreiheit mittels bürgerlicher Reformen, von der Französischen und der Haitianischen Revolution abgesehen. Insofern verlief die ideologische Grenze nicht zwischen ‚schwarz‘ und ‚weiß‘, sondern zwischen Beherrschten und Herrschern, zwischen persönlicher Befreiung und Besitzstandswahrung. Zudem existierte eine Universalität der Menschenrechte nur in einer vergeistigten Sphäre: Es gab keine Menschenrechte als unmittelbar geltendes Recht oder ‚Nurrechtskodifikationen‘, sondern natürliche Rechte, die in geltendes Recht umzusetzen waren;⁶² Kodifikationen also, die sich am Naturrecht allenfalls orientierten. Die „Urrechte“ zu wahren, betrachteten Souveräne lediglich als „unvollkommene, moralische, s. g. Gewissens- oder Liebespflichten“.⁶³

Eine vergleichbare ‚Gewissenspflicht‘ schuf die Wiener Erklärung mit der Abschaffung des Sklavenhandels. Dieses Ziel unterstellten die Beteiligten auch allen anderen zivilisierten Staaten. Zugleich nutzten sie das besondere Argumentationspotenzial des Naturrechts, das noch dessen ursprünglicher Verbundenheit mit einem metaphysischen, aus Gott abgeleiteten Rechtsdenken entstammte: Naturrecht erschien in der Wiener Erklärung zu einem gewissen Maß als unveränderlich. So hatten alle erleuchteten Männer schon immer um die Unzulänglichkeiten des Sklavenhandels gewusst. Die Öffentlichkeit hatte jetzt erst die „Gehässigkeit“ („d’odieux“) des Sklaven-

handels erkannt, der gemeine Europäer hatte sich über das Wesen des Sklavenhandels als gleichsam personifiziertes Übel getäuscht. So ließ sich nicht nur die bisherige Schuld der Europäer kleinreden, sondern auch die Abschaffung des Sklavenhandels als ein überzeitliches Ideal konstruieren.

Wer wie die Beteiligten der Wiener Erklärung ein überzeitliches Ideal anerkannt hat, kann ihm kaum mehr entsagen. Abolition war nunmehr gleichbedeutend mit rechtlichem Fortschritt und so nach damaligem Fortschrittsdenken eine Aufgabe zivilisierter Staaten. Die Staaten der Wiener Erklärung wären unglaubwürdig geworden, hätten sie ihre Rechtspolitik nicht zumindest in Richtung Abolition gelenkt oder gar den einmal untersagten Sklavenhandel wieder erlaubt. Daher blieb dem französischen König wohl kaum etwas anderes übrig, als das von Napoleon während dessen ‚Hundert Tagen‘ erlassene Sklavenhandelsverbot zu bestätigen.⁶⁴ Da sie zugleich eine ideologische Klammer für bestehende und künftige bi- und multilaterale Verträge bildete, erschien die Wiener Erklärung in späteren Verträgen oft als Referenz. Insofern war sie als unverrückbares Ideal eine feste Basis für das im Laufe des 19. Jahrhunderts entstehende völkerrechtliche Verbot des Sklavenhandels.

V. Fazit

Mit der Wiener Erklärung behaupteten und forderten die acht unterzeichnenden Staaten die moralische Anstößigkeit oder Unsittlichkeit des transatlantischen Sklavenhandels, nicht aber dessen unmittelbares Verbot. Sie erlegten sich die alsbaldige Abolition als bloße Selbstverpflichtung auf. Die Wiener Erklärung gestattete daher keinem Staat, gegen Sklavenhändler unter fremder Flagge vorzugehen. Sie setzte aber ein naturrechtliches Ideal und verfasste damit die Abolition als unabdingbare rechtspolitische und zivilisatorische Aufgabe.

61 So im allgemeineren Kontext Ulrike SCHMIEDER, *Slavery, Abolition and Post-Emancipation in the French and Spanish Caribbean, especially Martinique and Cuba, in the Network of Global Relations*, in: DIES./Katja FÜLLBERG-STOLBERG/Michael ZEUSKE (Hg.), *The End of Slavery in Africa and the Americas. A Comparative Approach* (Sklaverei und Postemanzipation, Bd. 4), Berlin, Münster 2011, S. 117–140, hier S. 127.

62 Zum Begriff der Menschenrechte Sibylle VAN DER WALT, Rezension zu Samuel Moyn. *The Last Utopia. Human Rights in History*, Cambridge and London, 2010, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 101 (2015), S. 141–146.

63 Romeo MAURENBRECHER, *Grundsätze des heutigen deutschen Staatsrechts*, Frankfurt a. M. 1837, § 58, S. 82.

64 Nach HÜNE, *Negersklavenhandel*, S. 504, wollte er wohl „Napoleon nicht an Großmuth nachstehen“. Zu sehr auf britischen Druck abstellend DRESCHER, *Abolition*, S. 177; in diese Richtung auch VAN DER LINDEN, S. 371.

The Central Commission for the Navigation of the Rhine As a Subject of Historical and Theoretical Inquiry

Robert Mark Spaulding

I. Introduction

The bicentennial of the Congress of Vienna provides an opportunity to highlight one of the congress's singular achievements: the thirty-two *Articles concernant la navigation du Rhin*. These rules created a unified regime to regulate Rhine commerce from Switzerland to the North Sea and established the Central Commission for Navigation of the Rhine (CCNR) which brought together seven sovereign states in a single organization: France, Baden, Bavaria, Hessen-Darmstadt, Nassau, Prussia, and the Netherlands. The CCNR stands out for its novelty in 1815, its long-term institutional endurance, and the significant role it still plays in overseeing one of Europe's most important transportation corridors. Long neglected by scholars of the congress of 1815, the establishment of the CCNR can provide a new angle of illumination on the political forces that converged in Vienna and the processes that unfolded there. The commission remains a direct link to those events of 200 years ago, and its continued management of the river's huge commerce proves that in this important sphere, the results of the Congress of Vienna still matter a great deal.

The essential developments in the international governance of the Rhine are not widely known even among scholars of modern Europe. The fundamental purpose of this essay is to address that void by presenting the international regime of Rhine governance as a potential object of inquiry for historians and social scientists.

The Rhine regime is acknowledged as the foundation of international river law. Its use as a model for other rivers from the Danube to the Congo has given it an enduring global relevance.¹ Other aspects of the CCNR are emerging as ob-

jects of increasing historical study, for example, its role in developing the Rhenish economy in the nineteenth century and its function as a forum for economic statecraft in European international relations.²

This essay continues the process of rediscovering the CCNR by using the commission's origins, early history, and evolving structure to illuminate three additional aspects of the commission, situating each topic in two distinct, yet interrelated, contexts. First is the historical context of the early nineteenth century. Further investigation into the complexities of governing the Rhine might open some previously unexplored but highly insightful pathways into the history of the nineteenth century. Second is the theoretical context in which social scientists work to develop models of international behaviors. Unfortunately, the international Rhine regime and the CCNR are completely absent from conversations about these activities. Touching on some current debates in international relations (IR) theory, this paper suggests how the Rhine regime and the CCNR with their unsurpassed longevity could be profitably included in these discussions.

First, the establishment of the CCNR at Vienna marked a milestone in international cooperation; this multilateral international regime was anchored in treaty and continued well past the end of the cooperative "Congress Era". For historians, the neglected story of the CCNR's emergence at Vienna can reveal a great deal about how the participants understood the old regime, the revolutionary era, and the future order they sought to build. For social scientists, the process at Vienna reveals much about the formation of international

1 See J. P. CHAMBERLAIN, *The Regime of the International Rivers: Danube and Rhine* (Studies in History, Economics, and Public Law, vol. CV, no.1), New York 1923.

2 For example, Hein A. M. KLEMMANN, *The Central Commission for the Navigation on the Rhine, 1815–1914*, Erasmus Centre for the History of the Rhine (ECHR), Working Paper 2013-1.

regimes and how genuine multilateral cooperation can be derived from a previously constructed hegemonic order.

Second, the commission's early history overlaps with the development of the Rhine basin as a center of transport and advanced industry in the nineteenth century. The activities of the commission allow historians and economists to reexamine the role of commercial regulation in fostering Rhine commerce in the nineteenth century. A larger related issue for both historians and economists is whether increased volumes of river commerce in the early nineteenth century contributed to economic growth in the surrounding territories.

Finally, the CCNR's long history as an inter-governmental organization offers a rich field of study for both historians and political scientists. Historians should emphasize the CCNR's premier place in the history of international organizations and could reexamine the commission's fitful progress as a reflection of long-run changes in European international relations. Political scientists might be more interested in the internal growth and evolution of the commission as well as its ability to justify its continued independent existence for two centuries. A wide range of scholars should be interested in how the CCNR may have pre-figured other intergovernmental organizations, including those that managed European integration after 1945.

Each of these themes should be explicated at far greater length than the present space allows, for both their empirical historical value and theoretical implications. In the end, this paper poses more questions than it answers as it reintroduces the CCNR to larger audiences that may have underestimated the commission's potential as an object of historical and theoretical inquiry. If the prefatory treatments and suggested lines of investigation offered here inspire additional research into the Congress of Vienna as the birthplace of modern intergovernmental organization, then this essay will have fulfilled its intended purpose. In view of the CCNR's long and rich history, we can expect that future work on these issues will generate significant insights into European history and provide important case studies of international behaviors.

II. The Extended Genesis of the CCNR 1792–1815

A. The Historical Record

It is somewhat misleading to cite the work of the River Commission at the Congress of Vienna as the birth of the CCNR, as most of the existing literature does, because the CCNR was essentially a renewed and renamed continuation of the *Franco-German Octroi Administration* of the Napoleonic period.³ A few sentences can orient readers to the basic narrative regarding the origins of the CCNR. Beginning in 1792, revolutionary French forces dismantled the ancient web of restrictions, rights, and privileges that governed Rhine commerce under the old regime. After years of *ad hoc* regulations promulgated by its generals, the Directory proposed a comprehensive overhaul of the river's commercial law in 1798. Continued French pressure for an overarching reform resulted in the Imperial Diet addressing the issue in 1803 as article 39 of the *Reichs-Deputations-Hauptschluss*, which outlined a radically new commercial regime for the Rhine and prescribed a future round of negotiations to produce a more detailed agreement on these points. The result was the *Franco-German Octroi Convention* signed in August 1804, which elaborated a dramatically new set of principles governing Rhine commerce. The convention was enforced by the new bi-partite *Octroi Administration*, which assumed control of the river's commerce in November 1805. After French forces withdrew from the Rhine valley in the spring of 1814, the allied occupation regime under the direction of Freiherr vom Stein consciously preserved the *Octroi Administration* and Stein worked closely with Hardenberg, Humboldt, and others to ensure the River Commission at Vienna preserved and extended the essential elements of the 1804 treaty. The resulting thirty-two *Articles concernant la navigation du Rhin*, establishing the CCNR in the spring of 1815, did in fact

³ Robert Mark SPAULDING, *Revolutionary France and the Transformation of the Rhine*, in: *Central European History* 44/2 (2011), pp. 203–226; ID., *Professional Agency in Negotiating the 'Articles concernant la navigation du Rhin'*, manuscript presented at the conference "Vienna 1815: The Making of a European Security Culture", Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences (KNAW), Amsterdam, November 2014.

preserve the indispensable functions and practices of the old *Octroi*, often explicitly referencing the provisions of the earlier treaty.

These recent findings have begun to enhance the few older, and on some points inaccurate, accounts of the origins of the CCNR. With a better sense of how the CCNR came into being, the next task is to begin assessing the implications of those findings for understanding the Congress of Vienna. The broad question might be framed as follows: How does recognition of the CCNR of 1815 as, in essence, an extension of the river governance established a decade earlier affect our views on the place of the congress in European history and our perceptions of how the participants of Vienna understood their own work? With new research on the birth of the CCNR just becoming available to scholars, the process of unpacking the historical inferences that might be derived therefrom is just beginning. Even so, this new angle on the congress can be applied to many questions, both small and large.

For example, how does the origin of the CCNR affect our response to the claim that the revolutionary era had brought on Europe's "first total war"?⁴ It might be difficult to explain why one of the most radically new and materially important creations of revolutionary France, the *Octroi* of the Rhine, was embraced and extended into the peace settlement by its victorious enemies at the end of a "total war".

More generally, how does recognizing the CCNR as a refashioned version of the *Octroi* alter our understanding of the willingness of the victors of 1815 to accept revolutionary changes when it suited their interests? Many contemporaries of the revolution recognized that some of the most important developments of the era could not be undone in France, in the annexed territories of Germany and Italy, or even in independent states such as Prussia. Some of the best historical work on the revolutionary and Napoleonic era has highlighted precisely these points of continuation across the apparent disjuncture of 1815.⁵

Nonetheless, placing the *Octroi*-to-CCNR phenomenon in this context of revolutionary actions, institutions, and practices that continued after 1815 dramatically expands the field in which these continuities took place. With its idea that shared governance of the river could solve long-standing problems that had plagued European international relations for centuries, the *Octroi* was a far more inventive and revolutionary arrangement than most of the other practices that were allowed to extend into the new order. The bipartite Franco-German administration of the river as a single unit from Strasbourg to the Dutch border was a far more innovative practice than the extensive property confiscations and territorial changes that took place in the Rhine valley. The new regulatory regime for the river can be seen as far more novel, in the sense of being truly unprecedented, than any of the other legal and administrative reforms, such as the Civil Code, brought to those lands under French influence.

As a fundamentally new approach to sharing control over a shared natural resource, the *Octroi* was a revolution in the very way in which international relations could be conducted. Its conscious extension and adaptation into a new multilateral structure can serve as an important point of consideration in a revised understanding of both what the congress achieved and how the participants understood what they were doing. The powers' willingness to address an important, nagging commercial issue of the old regime by codifying a revolutionary solution and extending it into the future was a conscious action that can provide a great deal of insight into how participants at Vienna thought about their work in relation to the old order, the revolutionary era, and a future peace. Did the negotiators at Vienna recognize the principles undergirding the *Octroi* as derived from Enlightenment thought and revolutionary ideology? Does the extension of the *Octroi* as the CCNR indicate these ideas were consciously accepted and therefore legitimated by the

4 Most provocatively in David A. BELL, *The First Total War: Napoleon's Europe and the Birth of Warfare as we know it*, New York 2007.

5 The history of the Rhineland has demonstrated this point, for example, in James BROPHY, *Popular Culture*

and the Public Sphere in the Rhineland, 1800–1850, Cambridge 2007. For Europe more generally, see David LAVEN/Lucy RIALI (ed.), *Napoleon's Legacy. Problems of Government in Restoration Europe*, Oxford 2000; Alexander GRAB, *Napoleon and the Transformation of Europe*, London 2003.

representatives at Vienna? Does that acceptance imply some revolutionary approaches to international relations had been generalized for future European diplomatic practice? Does the positive reception of the CCNR indicate how the states of 1815 or their governing elites had themselves been transformed by the revolution? Additional scholarship on Vienna might benefit from including some reflection on these and other questions that arise from recognizing the multilateral CCNR as having a clear revolutionary lineage.

B. Some Implications for IR Theory

A reassessment of the CCNR might also yield some significant implications for thinking about international relations (IR) more generally. The origins of the commission should be part of three current discussions surrounding important topics in international relations: the nineteenth century, hegemonic power, and regime construction.

Recently a vibrant discussion has emerged regarding the impact of the nineteenth century on the re-shaping of the international order and how that impact has (not) been adequately assessed by IR scholarship.⁶ This essay cannot weigh in on the many issues involved in these debates, but it can point out how this conversation is seriously diminished by utterly ignoring the Congress of Vienna in general and the creation of the CCNR in particular.⁷ The following two examples are demonstrative. First, how might the discussion of the nineteenth-century international structures be different if the CCNR of 1815 were recognized as “the first standing intergovernmental organiza-

tion” rather than the International Telecommunications Union of 1865 as is often inaccurately asserted?⁸ Would moving this important benchmark forward by half a century change how IR might approach the nineteenth century? Second, how would the claim that Britain’s move toward free trade was “unilateral” and that “Britain’s repeal of the Corn Laws in 1846 and the Navigation Acts in 1849 is [sic] widely seen as the inaugural acts of the European free trade system” be undermined by recognizing the liberal trade principles embodied in the CCNR in 1815 and expanded by CCNR practices throughout the 1830s and 1840s?⁹ Would advancing the origins of free trade forward by thirty years and moving the first concrete steps in this direction from Britain to the continent fundamentally reshape current understandings of the rise of free trade in Europe? The history of the CCNR reveals the questionable accuracy of historical assertions that have been used as central elements in wide-ranging theoretical arguments about the transformations underway during the nineteenth century. A worthwhile reassessment of the nineteenth century, whether for improving our understanding of its consequences for the present world, or for reorienting IR studies around the important subjects of that century, should include some understanding of the CCNR and the congress which produced it.

Hegemonic power is a second topic area that could be enriched by bringing the origins of the CCNR into the dialog. No concept has been more influential in IR thinking since the 1970s than hegemonic power – its definition, application, and relation to international stability. A first set of questions concerns the applicability of the CCNR for this line of discussion. Must hegemony be exercised on a “world level” in order to offer explanatory lessons about international behaviors? Are cases of regional hegemony also worth exploring? If so, could we include revolutionary/Napoleonic France among case studies of hegemonic power, at least at a continental level, and see the *Octroi*

6 Barry BUZAN/George LAWSON, *The Global Transformation: The Nineteenth Century and the Making of International Relations*, in: *International Studies Quarterly* 57/3 (2013), pp. 620–634 and three responses to it in the same issue. Hannes LACHER/Julian GERMANN, *Before Hegemony: Britain, Free Trade and the Nineteenth Century World Order Revisited*, in: *International Studies Review* 14/1 (2012), pp. 99–124. The conference “The World Order of the 19th Century: Implications for the Present”, Central European University, Budapest 2–3 October 2015.

7 BUZAN/LAWSON’S “set of IR benchmarks” from “the long nineteenth century” skips directly from 1789 to 1840 with no mention of how the international order was recast in 1814/15 or the implications thereof: see BUZAN/LAWSON, *Global Transformation*, p. 632.

8 *Ibid.*; Amy SAYWARD, *International Organizations*, in: Richard IMMERMANN/Petra GOEDDE (ed.), *Oxford Handbook of the Cold War*, Oxford 2013, pp. 377–393.

9 LACHER/GERMANN, *Before Hegemony*, p. 103; other mentions of Britain’s “unilateral” free trade policies occur throughout, e.g. p. 109, p. 118.

as a hegemonic construction? Then the history of the CCNR could be directed toward a number of questions regarding the nature and use of hegemonic power.

Narrowing the discussion here only to the relationship between hegemonic power and free trade, which is only one issue in the larger conversation, the following questions arise: Do the restrictive commercial practices that characterized Rhine commerce during the old regime support the claim made by hegemonic stability theorists that free trade is inherently difficult to achieve? Does the destruction of that ancient commercial regime by French forces in the 1790s demonstrate that hegemons can, or indeed are necessary, to solve collective action problems? Does French insistence on a liberalized Rhine regime corroborate the idea of a close relationship between a hegemonic disposition of power and economic openness in the international system as posited by both realist and liberal theorists of hegemony? Which interpretation of hegemonic free trade is best supported by a close examination of trade patterns under the *Octroi* regime: the realist notion that hegemonic free trade regimes are often in fact predatory systems, the liberal idea that free trade regimes are genuine public goods, or the neo-Gramscian view that free trade is a consensus among capitalist elites? These questions indicate how the emerging history of liberalized trade on the Rhine under the *Octroi* and CCNR could shed light on many of the important points of debate regarding the nature of hegemonic power and its impact on the international trading system, which stands at the very center of historical inquiry into hegemonic order.

A third topic in which the history of the Congress of Vienna and the CCNR might make a contribution to IR is the study of post-hegemonic orders; specifically the role of international regimes and intergovernmental organizations in securing the positive features established by the departing hegemonic disposition of power.¹⁰ Inquiries into what happens “after hegemony” have been central

to IR at least since Robert Keohane’s book of that title appeared in 1984.¹¹

The starting point for bringing the CCNR into this discussion is recognizing the thirty-two *Articles concernant la navigation du Rhin*, agreed to at Vienna in 1815 as Europe’s first international regime. Neither the Vienna articles nor their subsequent elaboration in the Mainz Convention of 1831 has received attention in IR discussions.¹² How would a wider identification of these agreements regarding the Rhine as the first examples of international regimes enhance current understandings of regime construction? Recent improvements in the historical narrative regarding political choices made by the allied occupation administration in the crucial period of 1813 through 1815 could provide case-specific answers to questions of how and why self-interested states come to see their goals as best served by an international regime. More generally, how might an explication of the formal and informal agreements reached at the Congress of Vienna contribute to a better understanding of how regimes, institutions, organizations, and political cultures help to stabilize post-hegemonic orders? New research has vastly improved our understanding of how the congress functioned, and IR scholars might find these new histories fruitful for understanding the many types of international cooperation that emerged from Vienna. Might the abrupt end to Napoleonic France’s hegemonic position in 1812–1813, (i.e. rather than a lengthy period of decline) and the sudden transition to heteronomous rule in 1814–1815 make this period a particularly revealing case of changeover to a post-hegemonic order? Will historians and social scientists bridge their disciplinary gaps to apply the new knowledge about the Congress of Vienna, its achievements, and the “Congress System” of the following decades to the analysis of how states collaborate after hegemony?

¹⁰ The indispensable introduction to this subject remains Stephen KRASNER (ed.), *International Regimes*, Ithaca, NY 1983.

¹¹ Robert KEOHANE, *After Hegemony: Cooperation and Discord in the World Economy*, Princeton 1984.

¹² The thirty-two articles were annexed to the Congress’s Final Act in article 118 and appeared as Appendix 16B; the Mainz Convention was signed in 1831; both documents available in: *Rheinurkunden; Sammlung zwischenstaatlicher Vereinbarungen, landesrechtlicher Ausführungsverordnungen und sonstiger wichtiger Urkunden über die Rheinschiffahrt seit 1803*, 2 vols., München 1918, vol. 1, pp. 42–50 and pp. 212–273.

III. The CCNR and the Growth of Rhine Commerce

A. *The Historical Record*

When the *Octroi Administration* took control of the river in October 1805, it began the first systematic record-keeping about shipping volumes on the Rhine. Much data was lost in the nineteenth century, but enough hard figures have survived to allow some robust conclusions about the evolution of trade in the decades before and after the Congress of Vienna.¹³ The river's commerce grew dramatically under the new administrations of the *Octroi* and the CCNR; already by 1806 trade volumes at Cologne and Mainz were 300 to 400 percent larger than pre-revolutionary figures. Despite the downward pressures of the Continental Blockade, renewed warfare, and the disastrous weather of 1816, trade volumes throughout the decade were much higher than under the old regime. After 1817 growth accelerated. These markedly higher trade volumes began two decades before the application of steam and other industrial technologies to the river's shipping and are generally credited to the regulatory reforms of the new administrations.

How might this recent work on patterns of trade along the Rhine in the revolutionary and Congress eras contribute to improved historical understandings of the larger political and economic structures of the surrounding environments? A number of important questions arise from the newly available data, but space limits the discussion here to just one example each for the old regime, the revolutionary era, and the period after 1815. First, what does the increased volume of Rhine commerce that appeared with the passing of the old regime say about the Holy Roman Empire as an economic unit and political structure? The trend line from 1780 to 1820 indicates the practices of the old regime retarded commercial development and does not support recent revisionist assessments of the *Old Reich* as a capable polity. Second, how does

the greatly expanded volume of trade of the Napoleonic era, which survived the disruptions of the Continental Blockade, contribute to current understandings of the Rhenish population's ambiguous reactions to French rule and the conflicted legacy of the revolution in Rhenish territories that was apparent in the period after 1815? The idea of evaluating popular reactions to the revolution, such as accommodation, resistance, patriotism, or nationalism without referencing the commercial trends of the river that dominated local life seems untenable. Third, could a detailed history of the river's trade in the decades after 1815 help us better understand the neglected role of economic statecraft in the international politics of Western Europe in the early nineteenth century, including the Prussian drive for hegemony among the German states and Prussian-Dutch and Prussian-French rivalries? No exploration of the shifting landscape of international relations in the larger Rhine basin should neglect a close examination of how economic statecraft was applied to the burgeoning commerce of the river in the early nineteenth century. The CCNR was the primary forum for these activities among the seven member states.

B. *Implications for Theories of Economic Growth*

The rapidly changing commercial regimes of the Rhine and the corresponding changes in trade volumes could provide new material bases and new insights into the most important question in historical and contemporary economics: How do we explain the take-off to sustained economic growth in modern Europe? The CCNR had its most profound impact in the early decades of the nineteenth century precisely when parts of Western Europe entered the new era of steadily rising incomes. Even the incomplete histories of the CCNR available at the moment could be applied to two of the largest and most enduring debates within this crucially important field. The first concerns the relationship between trade, markets, and growth. For two centuries the idea that larger and better integrated markets were key ingredients in "Smithian Growth" has been widely accepted by economists and economic historians.¹⁴ Can the

13 Robert Mark SPAULDING, *Changing Patterns of Rhine Commerce in the Era of French Hegemony, 1793–1813*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 100/4 (2013), pp. 413–431. ID., *The Continental System and the Rhine Trade*, in: Katherine AASLESTAD/Johan JOOR (ed.), *Revisiting Napoleon's Continental System: Local, Regional, and European Experiences*, London 2015, pp. 114–132.

14 The historical discussion of Smithian growth is vast. One noteworthy recent contribution in the early modern

history of Rhine commerce under the *Octroi* and CCNR shed light on these presumed connections? Recent work has argued the *Octroi* and CCNR were absolutely necessary for the great growth of trade and markets on the river in the first half of the nineteenth century. Did the surge in trade volumes and the formation of larger regional markets along the Rhine that began after 1800 contribute to increased rates of economic growth in the surrounding Rhenish territories? There appear to be no studies of the region's economy that explore both river commerce and the development of production and consumption of surrounding territories in the first half of the century to confirm or deny such linkages.

The history of the CCNR would certainly shed light on a second important question debated by economists and economic historians: the relative importance of regulatory reform versus other factors such as technological advances, changing consumer preferences, or new business strategies in stimulating the growth of trade. Transportation histories often explore these factors in competitive frameworks that pit institutions against technology or state action against private business initiative with the goal of justifying the importance of one set of activities over the other. The history of the CCNR in the first half of the nineteenth century encompasses all of these elements because all of these forces were unfolding along the Rhine. The new regimes and administrations of the *Octroi* and the CCNR pared down navigational restrictions; new technologies of steam and iron cut travel times and freight rates; surging volumes of coffee, sugar, and cotton testified to a consumer revolution along the river; and the rise of large-scale shipping fleets with standardized vessels using captains as fungible employees marked a dramatic shift in the business of transport. A detailed history of the CCNR might encourage an alternative exploration of how these overlapping sets of activities were related. The commission's activities in the 1840s, for example, reveal how a wide range of regulatory reforms were the absolute pre-requisite for the spread of new technologies and business practices. The history of the CCNR might support an account of trade growth

in which regulatory regimes, active intergovernmental institutions, technological innovation, customer preferences, and business adaptations are understood as synergistically linked rather than as competing points of explanation.

IV. The CCNR as an Intergovernmental Organization

A. The Historical Record

Most fundamentally, the CCNR should assume its proper place within the history of international organizations. Although several histories of international organizations have appeared over the past decade, the CCNR has generally received scant attention in this embryonic genre. Akira Iriye's pioneering study devotes a half sentence to the CCNR, vaguely dismissing it as "limited to participation by central European (mostly German) states" – as if this were a disqualifying flaw! He consigns the CCNR to the "background" of more important developments in the "second half of the nineteenth century".¹⁵ Madeleine Herren expresses the same view by beginning her investigation in 1865.¹⁶ These judgements are ill-informed and will remain premature until a thorough treatment of the commission's early history becomes available. Rob Reinalda's 880-page history of international organizations does acknowledge the CCNR as the first intergovernmental organization, but offers only a two-page narrative for a body that has been active for two centuries.¹⁷

A history of the CCNR could also improve the general historical understanding of the period by using the commission as an insight into the study of European international relations. Major international agreements governing the Rhine were signed in 1804, 1815, 1831, 1868, 1919, and 1963, so the history of international Rhine governance spans several distinct diplomatic eras in

field is Victoria BATEMAN, *Markets and Growth in Early Modern Europe*, London 2012.

15 Akira IRIYE, *Global Community. The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World*, Berkeley 2002, p. 11.

16 Madeleine HERREN, *Internationale Organisationen seit 1865. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung*, Darmstadt 2009.

17 Rob REINALDA, *Routledge History of International Organizations. From 1815 to the present Day*, London 2009, p. 3, pp. 28–30.

Europe: French hegemony at the beginning of the nineteenth century, the “Congress Era” of the early-to-mid nineteenth century, the rise and fall of Prussian/German power in the late nineteenth and early twentieth century, and the evolution of European cooperation since 1945. Could the extended story line of Rhine governance be used as a framework of comparative analysis across these different international environments? A long-term framework could explicitly compare how distinct international constellations of power shaped the task of managing the river; a careful history of the CCNR might reveal a great deal about the successive international contexts in which the commission operated. It bears repeating that no other single institution can serve as a guide-rope though the past 200 years of European history.

B. Some Implications for the Study of International Organizations

IR theory holds that international organizations reflect the nature of the organizing state system.¹⁸ The long history of the CCNR through phases of hegemony, competition, and cooperation in Europe offers an opportunity to evaluate that proposition. Does the evolution of the CCNR and periods of progress or stagnation in managing the Rhine reflect these changes in the European diplomatic architecture? If so, how? Might some of those observations be generalizable to other examples of international organizations operating across a variety of power constellations?

International organizations are receiving a great deal of scholarly attention for their increasing role in human affairs. The long institutional history of the CCNR could be a rewarding field of investigation for scholars examining the internal dynamics of international organizations. Beyond the major treaties already mentioned, the Rhine regime and the CCNR were also products of a “patchwork of convention texts, specific protocols, successive amendments, and habitual *contra*

legem practices” extending over two centuries.¹⁹ Explicating the internal history of the world’s oldest intergovernmental organization should reveal a lot about how its principles, norms, rules, and decision-making procedures were established. The long history of CCNR provides an unequaled case study for evaluating the utility of some approaches and the validity of some hypotheses in the study of international organizations.

Finally, would a close examination of the Rhine regime reveal that some parts of its structure could be regarded as early examples of supranational governance? Although most scholars consider the working institutions of post-1945 European integration to have no clear historical antecedent, prefigurations of the EU are often seen, like mirages, in historical structures ranging from Charlemagne’s empire to the *Third Reich*. The Rhine Courts as fora of dispute resolution have recently been re-examined as possible early instances of pooled sovereignty characteristic of supranational structures.²⁰ Other elements of the administration, such as the inspectorate, the revenue stations, and the central accounting office have also been suggested as exhibiting the qualities of supranational bodies.²¹ The joint and shared police powers along the river would be another important subject. It is high time for a detailed investigation of these agencies by scholars who can apply the political integration theories developed over the past half century to this material.

V. Conclusions

Rather than summarizing the material points made above, it might be more fruitful to under-

18 “International structures are defined by the primary political units of an era”, and these structures “emerge from the coexistence of states”. Kenneth WALTZ, *Theory of International Politics*, New York 1979, p. 91.

19 Jean-Marie WOEHLING, former Secretary General of the CCNR, Address on the occasion of the 50th anniversary of the Strasbourg Convention, 4 December 2013 [http://www.ccr-zkr.org/files/histoireCCNR/50anniv/10_JM_WOEHLING_en.pdf], accessed 20 April 2016.

20 Guido THIEMEYER/Isabel TÖLLE, *Supranationalität im 19. Jahrhundert? Die Beispiele der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt und des Octroivertrags 1804–1851*, in: *Journal of European Integration History* 17/2 (2011), pp. 177–196.

21 Robert Mark SPAULDING, *The Octroi Treaty of 1805: Origin of Modern Administration on the Rhine*, in: Catherine MAURER (ed.): *L’Espace rhénan, pôle de savoirs/Rheinischer Raum, Zentrum des Wissens*, Strasbourg 2013, pp. 131–143.

score the four central messages of this paper. First, the long-standing problems of managing the commercial life of the Rhine River inspired the chief negotiators at the Congress of Vienna to create the world's first multilateral regime and intergovernmental organization, the CCNR. Second, by successfully managing the river for 200 years since the Congress of Vienna, the Rhine regime and the commission have produced a body of activity unmatched by any other international organization. This record is rich with inferences and implications for a broad array of subjects in history and IR theory. Third, the history of Rhine governance has been barely touched by modern historians. Current work is correcting a number of

previously published errors regarding the origins and early history of these institutions in the period of the revolution and the Congress of Vienna, but most of the CCNR's long history has been treated only briefly and descriptively. Fourth, none of the new historical work in this field has been included in discussions in the social sciences, where the CCNR remains absent despite its obvious relevance for many important concerns in IR theory.

If these observations find some scholarly resonance over the next few years, then the 225th anniversary of the Congress of Vienna will see historians and social scientists engage in a much larger discussion of the enduring legacy of the CCNR drawing on a greatly expanded body of work.

Balance of Power and Legitimacy at the Congress of Vienna: the Case Study of the Order of Malta

Umberto Castagnino-Berlinghieri

After Napoleon's downfall, a common understanding was regained by the European powers, meaning that, in a wider sense, legitimacy could imply "no more than an international agreement about the nature of workable arrangements and about the permissible aims and methods of foreign policy".¹ According to Henry Kissinger and his study on the diplomacy of Restoration, a stable international system may result only from a generally accepted concept of legitimacy. While this does not ensure against conflicts, it limits the risk of a revolutionary or total war. Indeed, no state should be so dissatisfied that it might express its dissatisfaction by means of a revolutionary foreign policy.

However, in order to accept a new legitimate order it was necessary to accept the reasons for the principle of the balance of power and the demands regarded by the states as unavoidable and therefore 'legitimate'. Consequently, we must consider the principle of legitimacy together with that of the balance of power, or rather "the principles of the conservation of the rights of each one and of the tranquillity of everybody", to use Talleyrand's expression in a letter addressed to Metternich on 19 December 1814.² Nevertheless, we should be aware that the reasons for the balance of power (and the other criteria originating from it) sometimes brought about certain exceptions to the principle of legitimacy.

The balance of power was not a novelty in the history of international relations.³ Apart from the

Napoleonic period, which represented the first imperial attempt on an ideological basis, this concept in the modern had governed the European international system era ever since the treaties of Westphalia in 1648.⁴ On the other hand, after the fall of the Napoleonic (dis)order, the monarchical doctrine of divine right – that had been already condemned by the Revolution when a 'sacred' King was executed – was pragmatically recovered in order to establish a newly restored legitimate order.⁵ This concept of legitimacy was still representing the historical rights of monarchs in the face of the political ideals claimed by revolutionary and then imperial France.⁶ Actually, wherever the Napoleonic occupation had occurred, revulsion against the French was associated with that against the Revolution. This should be not surprising. The cosmopolitan and rationalist statesmen and diplomats who gathered in Vienna – Metternich above all – were used to valuing loyalty to a dynasty higher than any national sense; moreover, the principle of the self-determination of peoples did not exist until Wilson's *Fourteen Points* of 1918.

A word is necessary here about legitimacy as it had been defined in the instructions of the Prince of Talleyrand-Périgord, Minister of Foreign Af-

1 Henry KISSINGER, *A World Restored. Metternich, Castlereagh and the Problems of Peace 1812–22*, Boston 1957, p. 2.

2 In Clemens von METTERNICH-WINNEBURG, *Mémoires, documents et écrits divers. Publiés par son fils le Prince Richard de METTERNICH*, vol. II, Paris 1881, pp. 509–514.

3 See Cinzia BEARZOT/Franca LANDUCCI/Giuseppe ZECCHINI (ed.), *L'equilibrio internazionale dagli antichi ai moderni*, Milano 2005.

4 See Evan LUARD, *The Balance of Power. The System of International Relations 1648–1815*, London 1992; Maurizio BAZZOLI (ed.), *L'equilibrio di potenza nell'età moderna*, Milano 1998.

5 See Volker SELLIN, *Das Jahrhundert der Restaurationen. 1814 bis 1906*, München 2014, pp. 7–54; ID., "Heute ist die Revolution monarchisch". Legitimität und Legitimierungspolitik im Zeitalter des Wiener Kongresses, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 76 (1996), pp. 335–361.

6 See Jean TULARD, *Napoléon ou le mythe du sauveur*, Paris 1977; ID., *Le Grand Empire: 1804–1815*, Paris 1982; François COLLAVERI, *Napoléon, empereur franc-maçon*, Paris 1986.

fairs under Louis XVIII.⁷ My intention is not to emphasize the position of the first plenipotentiary of France at the Congress, i.e. the representative of a defeated power, although still a pivotal actor on the European scene. Nevertheless, I believe that his conception appears to have been emblematic, and was generally shared by the other powers. However, France, which was already a restored kingdom with a Bourbon monarch, needed to appear again as a legitimate state in the face of the victorious powers, and it thus had to promote a legitimist policy.

In contemporary international law⁸ the principle of legitimacy was essentially a circumlocution to refer to two institutions: the ceding of territory, on the one hand, and the recognition of the modification of a territory or recognition *tout court* of a state on the part of other states, on the other.⁹ Actually, according to the instructions of Talleyrand, *le droit public européen* was based on two essential rules: “The first: sovereignty cannot be obtained just by conquest and cannot be transferred to the conqueror if the sovereign does not cede it to him. The second: any title of sovereignty, and consequently the right which it supposes, does not exist if the other states have not recognised it.” Also, the French minister specified that “an act of cession or a renouncement is invalid if not made freely, that is, by a free sovereign.”¹⁰

Dethroned sovereigns were therefore treated according to the following rule: “A sovereign, whose states are conquered [...] does not lose sovereignty, unless he has ceded his right or has given it up. As a result of conquest, he loses only possession *de facto* and he keeps the right to do everything that does not presume this condition

of possession. First of all, he is entitled to send his delegates to the Congress.”¹¹

Along the same lines, the delegates of the Order of Saint John of Jerusalem, known as the Order of Malta, were properly recognised at the rank of minister plenipotentiary: the Order was represented by Bailiff Antonio Miari and Commander Daniello Berlinghieri.¹² Not all representatives had been accredited at the same level. For instance, the agent of Saxony, whose king Frederick Augustus I had fallen into disgrace among the Allies, received merely an unofficial position among the delegates, as he was not recognised as a plenipotentiary.¹³ Also obviously informal was the delegation of the Jewish community of Frankfurt, as well as many other small missions sent to Vienna.

To introduce our case study, and to understand the situation of the Order of Saint John of Jerusalem in the international context when its delegates came to Vienna in the autumn of 1814, it is necessary to give some background information about the downfall of the Maltese principality.

In 1798, General Bonaparte, then commander in chief of the *Armée d'Orient* during the French campaign in Egypt, stopped in Malta and overthrew its principality, which the Knights Hospitaller of the Order of Saint John of Jerusalem had been holding since 1530 as a fiefdom officially dependent on the Crown of Sicily.¹⁴ As a consequence, the Prince Grand Master Ferdinand von

7 See Emmanuel de WARESQUIEL, Talleyrand. Le Prince immobile, Paris 2003; André CASTELOT, Talleyrand. Ou le cynisme, Paris 1980; Jean ORIEUX, Talleyrand. Ou le sphinx incompris, Paris 1970.

8 We can refer to Johann Ludwig KLÜBER, Droit des gens moderne de l'Europe avec un supplément, Paris 1874.

9 See Alexander GAULAND, Das Legitimitätsprinzip in der Staatenpraxis seit dem Wiener Kongreß, Berlin 1979, p. 17.

10 *Instructions pour les ambassadeurs du roi au Congrès*, in: Charles-Maurice de TALLEYRAND-PÉRIGORD, Mémoires, éd. le Duc de BROGLIE, vol. II, Paris 1891, p. 217. Translated by the Author.

11 Ibid.

12 See Umberto CASTAGNINO BERLINGHIERI, Congresso di Vienna e principio di legittimità. La questione del Sovrano Militare Ordine di San Giovanni Gerosolimitano detto di Malta, Milano 2006, based upon new sources researched mostly in the Magistral Archives of the Order of Malta in Rome and in the Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Vienna.

13 Harold NICOLSON, The Congress of Vienna. A study in Allied Unity 1812–1822, London 1946, p. 132.

14 See Gottardo Bottarelli BOTTARELLI / Mario MONTERISI, Storia politica e militare del Sovrano Ordine di San Giovanni di Gerusalemme detto di Malta, vol. II: Mario MONTERISI, L'Ordine a Malta, Tripoli e in Italia, Milano 1940; Michel de PIERREDON, Histoire politique de l'Ordre souverain des Hospitaliers de Saint Jean de Jérusalem dit de Malte depuis la chute de Malte jusqu'à nos jours, Paris 1926; Agostino SAVELLI, Storia di Malta dai primordi ai giorni nostri, Milano 1943, chaps. XII–XIII.

Hompesch was exiled.¹⁵ On 5 September 1800, after a long siege, the French forces capitulated¹⁶ and the Maltese archipelago, formally still Sicilian territory, was completely seized by the British. In the meantime, Paul I, Tsar of Russia, had deposed Hompesch and had been proclaimed *de facto* Grand Master by the Russian priory of the Order.¹⁷ Paul I, before his death, had succeeded in imposing the conditions for the expulsion of the British from Malta; actually, article 10 of the Treaty of Amiens (27 March 1802) established the restitution of Malta to the Order of Saint John of Jerusalem. Nevertheless, Great Britain, even more interested in making Malta a strategic naval base, continued to delay matters;¹⁸ in 1803, the treaty of Amiens was considered obsolete, because war had been resumed between France and Great Britain. Therefore, Malta remained a British protectorate until the first Peace of Paris (30 May 1814), which announced the Congress of Vienna and officially proclaimed Malta a British territory (at article 7).¹⁹ No reference was made either to the King of Sicily, who was the legitimate *suzerain* (overlord) of Malta, nor to the Knights Hospitaller, who had ruled the principality for 268 years.

Therefore, when the Congress opened in Vienna, Malta was still undeniably British. What, then, were the attitudes of the Great Powers at the Congress toward the Order of St. John? The King of France Louis XVIII was personally interested in the question of the Order and included it in his instructions for his representatives in Vienna. The French ministers had to assert the illegitimacy of

the conquest of Malta by Napoleon; it was true that the Grand Master Hompesch had ceded his rights, but this act of cession should have been considered invalid as it had not been freely obtained. Actually, according to these instructions, no reasons for war could have justified the invasion of Malta by France in 1798; as a consequence, conquest alone should not have been seen as sufficient to attain the title of sovereignty. Therefore, France together with the other Catholic powers had to request a territory to which the Order might be restored. Talleyrand's instructions continued: "It would be an honourable duty for England, which by chance profits from the injustice [of the Hospitallers losing Malta], if it contributed to remedying it and, together with the Catholic powers, managed to obtain a compensation for the Knights Hospitaller. The island of Corfu might be yielded to them, without compromising the interests of any state of Christianity. We will ask for this territory and the representatives of the King shall endorse this request."²⁰

Actually, there was absolutely no debate about Malta, which had to remain a British territory according to the treaty of 30 May. The Order of St. John deserved to be restored on some territory or other, but it could not be on Malta. According to the French exigencies of the balance of power, the island of Corfu in the Ionian Sea would have been a more suitable territory for several reasons: if it were assigned to England, the United Kingdom would have become master of the Mediterranean, as it already held Gibraltar and Malta; if it were assigned to Austria, it would have reinforced the power of the Habsburgs in the Italian peninsula; if it were bestowed on Russia, the Russian fleet would have had a good position to attack the Ottoman Empire.

Legitimacy and balance of power were two cornerstones also for the Prince von Metternich, the Foreign Minister of Emperor Francis I,²¹ whose rationalist conservatism and cosmopolitanism were fully suited to the needs of the Austrian

15 See Thomas POHL, *Der Verlust von Malta 1798 und die daraus resultierenden Folgen für den Orden in Böhmen und in Österreich*, in: Christian STEEB/Birgit STRIMITZER (ed.), *Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden in Österreich*, Graz 1999, pp. 135–161.

16 See Egildo GENTILE, *L'insurrezione di Malta contro l'occupazione militare dei Francesi*, in: *Archivio Storico di Malta* 7/1 (1935–36), pp. 71–86 and 7/2, pp. 169–189.

17 See Giulio DECIO (ed.), *Documenti sul Gran Magistero dell'Ordine di S. Giovanni di Gerusalemme assunto da Paolo I Imperatore di tutte le Russie (1798–1802)*, Novara 1938; Harrison SMITH, *The Order of Saint John of Jerusalem. Relations between Pope Pius VI and the Russian Grand Priory*, in: *Scientia* 26/2 (1960), pp. 52–73.

18 See Federico DE ROBERTO, *L'opera del Ball*, in: *Archivio Storico di Malta* 11/3–5 (1940), pp. 1–64.

19 See Desmond GREGORY, *Malta, Britain, and the European Powers 1793–1815*, London u. a. 1996.

20 *Instructions pour les ambassadeurs du roi au Congrès*, in: TALLEYRAND, *Mémoires*, vol. II, p. 251.

21 See Luigi MASCILLI MIGLIORINI, *Metternich. L'artefice dell'Europa nata dal Congresso di Vienna*, Roma 2014; Alan SKED, *Metternich and Austria. An Evaluation*, London 2007.

Empire. The crown was, effectively, the only element that unified the House of Habsburg's states, and the Austrian empire was identified not with a nation, but with the rights of sovereignty that history had given to a dynasty. The greatest need of such a system could only be international stability "and because law is the expression of the status quo, Austria stood for the sense of limit and the importance of the equilibrium, for the necessity of law and the sanctity of treaties".²² After all, Russia and Prussia had expansionist ambitions, whereas Austria, as well as Great Britain, was a satisfied power and sought, together with France (for opposite reasons), to maintain the respect for legitimacy. According to this conception, international stability was conceived by Metternich as being closely linked to the internal political and social order of European states; and these internal orders needed to be kept away from liberalism, which Metternich considered a source of disorder and destabilization.

Concerning the Austrian point of view on the balance of power in the Mediterranean, we find remarks similar to the French approach, except that the Habsburgs would have desired to strengthen their balance in the Adriatic Sea and in the Italian peninsula. For this reason, if the archipelago of the Ionian Islands had been assigned to Austria, Metternich maintained, the Order would have received Corfu from Emperor Francis I. So, for the Order of St. John of Jerusalem, the most favourable attitude was certainly to be expected from Metternich. The plenipotentiaries of the Order were received many times by the Austrian minister and even by Emperor Francis I; and the most hopeful demands were those addressed to Prince Metternich, both in his position as president of the congress and as Minister of State of His Imperial and Royal Apostolic Majesty.

On the one hand, the *Gleichgewicht der Mächte* proposed by Metternich was typical of a continental power, namely a method making harmonious the historical relations between states. On the other hand, for an insular power such as Great Britain, the balance of power rather meant an overall balance of the continent, not a system of partial balances or an equilibrium between historical forces. The United Kingdom had fought

the Revolution not in the name of legitimacy, but only in the name of a balanced peace in Europe; it accepted legitimacy as a useful means of rebalancing Europe but did not embrace any ideology. This concept of a balancing system or a just equilibrium allowed Great Britain to maintain its maritime supremacy in the world, which was actually based on two factors: no hegemony on the continent for any one power (and at this moment the danger had so far come and could still come from France), and the fragmentation of the European maritime powers opposite the coasts of England.²³

The British Foreign Secretary Lord Castlereagh (later the Marquess of Londonderry) personally took part in the Congress until February 1815, when he was replaced by the Duke of Wellington. Except for the former Electorate of Hanover, which was established by the congress as a kingdom in personal union with the British crown, Britain had no territorial interests in continental Europe and therefore could present itself as a mediator between the conflicting interests of the continental powers. Nevertheless, the flexibility of Great Britain in regard to a balanced equilibrium in European territorial affairs could have turned into intransigence in matters that it judged might affect its own safety. Sure enough, the British never would have agreed to waiving the free exercise of its maritime supremacy, which required, for instance, that along the mainland coast of the English Channel, the Scheldt estuary would never fall into French hands, and that all the naval bases useful for the strategic needs of the British Empire in the Mediterranean and the rest of the world were retained. Great Britain had always included among its political principles the assumption that "sea power" and "maritime rights" were the "bulwark of power".²⁴ And this belief was strength-

22 KISSINGER, *A World Restored*, p. 11.

23 See Henri PIRENNE, *La Sainte-Alliance, organization européenne de la paix mondiale. Les Traités de paix 1814–1815*, Genève 1946, p. 33.

24 Charles K. WEBSTER, *The Foreign Policy of Castlereagh, 1815–1822. Britain and the European Alliance*, London 1934, p. 48. By "maritime rights" England technically meant the right of belligerents to inspect neutral ships on the high seas, as otherwise every naval blockade in wartime would have been ineffective. The other powers considered this practice contrary to the freedom of the seas and to neutral trade (see NICOLSON, *Congress of Vienna*, p. 55).

ened after the defeat of Napoleon, whom the English naval blockade had prevented from invading England and Ireland, while the United Kingdom could survive decades of isolation because of its trade network of global dimensions.

Already in the months before the first Peace of Paris (30 May 1814), Castlereagh had defined the aims of the war in a Memorandum of Cabinet on 26 December 1813.²⁵ In this document, among other points, we can find the stipulation that maritime rights should not be questioned in any conference, but also that for “common interest”, the colonies lost by France during the war might be put up for negotiations, except for some islands, among them Malta, which Great Britain desired to keep for strategic reasons. When Castlereagh met Metternich in Basel in January 1814, the Austrian minister was convinced about the demand for the British maritime rights and agreed with the British foreign secretary that, after the peace with France, they would not be affected by any conference that would be held in Vienna. The same attitude was shown by the Tsar of Russia at his headquarters in Langres, from which came the eponymous Protocol of 29 January 1814.²⁶ Therefore, England had assured its maritime rights in the face of the main anti-Napoleonic powers without having to have taken on, in return, any definitive commitment to give away any colony. When the peace with France was eventually signed, England had been able to formalize an undisputed possession of Malta, as it was included in the mandatory conditions of the negotiations of Châtillon (February 1814) and of the alliance of Chaumont (1 March 1814).

The Emperor of Russia, Alexander I, was another essential personality at the congress because of the link that his country had with the Order of Malta; we should mention that his father had been Grand Master of the Order. As a result of the Napoleonic Wars, Russia arose as the foremost military power of Europe, and its Tsar had assumed a dominant position at the time of Napoleon’s abdication. In Vienna, the main concern of Alexander I was to establish a kingdom of Poland under his sovereignty, in personal union with Russia, and to

provide it with a liberal constitution: this matter would have absorbed most of his energy and time.

As far as the Mediterranean was concerned, Russia had long desired some naval bases in order to exert its own political, religious and military influence on the Ottoman Empire. It had looked at Malta, as well as at the Ionian Islands, at least as a source of support. But naturally its interests were conflicting with those of England, which was consolidating its presence along the way to the Middle and Far East. Indeed, throughout the course of the nineteenth century, just in order to contain Russian ambitions, the British and French were to become the main patrons of the “sick man of Europe”, namely, the Empire of the Sublime Porte. However, the implication of the Russian projects of expansion in the Mediterranean Sea had led the House of Romanov to have even closer diplomatic relations with the Hospitallers.²⁷ Empress Catherine II had sincerely admired them.²⁸ Paul I – as we know – was profoundly tied to the Knights of Malta and, in the face of the revolutionary ideas coming from France, he appreciated that embracing such an order of chivalry as the Order of St. John of Jerusalem was in line with his ideas of social conservatism in ‘Holy Russia’ and with his favourable attitude to Catholicism.²⁹ The Tsar had wanted Tsarevich Alexander also to be devoted to the Order. Nevertheless, when Paul I died, the young Tsar kept for himself only the title of Patron of the Order,³⁰ but never actually exercised this role. Rather, among many advisers and plenipotentiaries who accompanied the Russian Emperor to Vienna, Count Ioannis Antonios Kapodistrias, the well-known liberal Greek patriot, was the most involved in a possible establishment of the Order on an Ionian Island: in fact, Kapodistrias came precisely from Corfu itself. His influ-

25 Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna 1814–1815*, London 1963, p. 34.

26 See NICOLSON, *Congress of Vienna*, p. 77.

27 See Norman SAUL, *Russia and the Mediterranean 1796–1807*, Chicago 1970.

28 For instance, Catherine II stated that the task of reordering the Russian light fleet in the Baltic Sea should be commissioned to a knight of Malta, namely the Milanese count Giulio Renato Litta Visconti Arese.

29 See Marie-Joseph ROUËT DE JOURNÉL, *L’imperatore Paolo I e la riunione delle Chiese*, in: *Civiltà Cattolica* 110/III (1959), quad. 2622, pp. 604–614.

30 See Harrison SMITH, *The Order of Saint John of Jerusalem, Pope Pius VII, Czar Alexander I and the Restoration of the Grand Master of the Order*, in: *Scientia* 26/3 (1960), pp. 102–113 and 26/4, pp. 164–176.

ence on Alexander I diverted the mind of the Tsar from any accommodating attitude towards finding a territory for restoring the Order of St. John.

To sum up, the Congress of Vienna represented the last and most important opportunity to restore the Order of St. John in a Mediterranean setting.³¹ European ministers really had no time to attend to this affair because of more important matters that were impending; moreover, the invasion of France by Napoleon in March (the ‘Hundred Days’) distracted the attention away from such minor questions. But above all, apart from Prussia, who had obviously no interest in the Mediterranean nor in a Catholic order with a maritime role, the positions of the other four Great Powers did not display any cohesive attitude towards the matter of the Order of Malta.

Talleyrand – as has been said – according to the instructions of his sovereign had to include the question of the Order in guidelines that were perfectly legitimist and had to indicate where in the Ionian Islands a vacant state could be assigned to the Order of Malta. But, in reality, he would not have displayed the same real interest that Louis XVIII had showed, who – during the ‘Hundred Days’ and the resulting disorder in France – could no longer deal with the issue himself.

The most honest and favourable approach was that of Emperor Francis I, as well as of Prince Metternich, who had planned to assign one of the Ionian Islands to the Knights. Nevertheless, the question of the Ionian Islands never reached the discussion table in Vienna. The congress closed, and the *Heptanese* (i. e. the Seven Islands of the Ionian Sea) were to become a British protectorate too, by way of the Treaty of Paris of 5 November 1815.³²

Throughout the course of the congress, the two plenipotentiaries of the Order experienced the indifference of Alexander I, who lacked the passion of his father for the Order of St. John, and the hostility of Kapodistrias, who preferred the British rule over the establishment of a military and Catholic order in Corfu, fostering hopes that one day the Heptanese would be annexed by a future Greek state.³³

As for the position of the United Kingdom, there was absolutely no inclination shown to compensate the Hospitallers for the British acquisition of Malta; complete silence was maintained by Lord Castlereagh, who never received the delegates of the Order, and an openly unfriendly attitude towards them was displayed in the only interview of the two Knights of Malta that did take place, namely that with the Duke of Wellington.³⁴ Moreover, the King of Sicily, theoretically still the *suzerain* of Malta, had given instructions to his representative in Vienna, Alvaro Ruffo della Scalletta, to support the cause of the Order and to assist its plenipotentiaries; but the latter encountered everywhere the British refusal to call into question the issue of a compensation for the loss of the Maltese archipelago by the Order of St. John of Jerusalem.³⁵ On the other hand, it was also thanks to the British that the Bourbons of Sicily recovered the kingdom of Naples in 1815.

Finally, there was no understanding among European ministers of the useful role that the Order might still play for shipping in the Mediterranean and in its actions against the Barbary pirates

31 Other attempts to restore the Order on a Mediterranean island were vainly made at the Congresses of Aix-la-Chapelle (1818), Troppau (1820/21), Laibach (1821) and Verona (1822). “Né à Jérusalem, illustré à Rhodes, éclipsé à Malte, il mourrait à Vienne, s’il n’était utile à la Méditerranée”: See Birgit STRIMITZER, *Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden in Österreich vom Wiener Kongress bis zur Jahrhundertwende*, in: STEEB/STRIMITZER (ed.), *Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden*, 162–189, at p. 167; Leonardo VIVIANI, *Storia di Malta*, vol. II, Torino 1933, p. 864.

32 As a result of the Hundred Days, Austria, Russia and Prussia agreed to put the islands of Corfu, Paxi, Lefkada (Santa Maura), Ithaca, Kefallonia, Zakynthos (Zante),

and Kythira (Cerigo) under British protection, as a compensation for the services provided to the Allies by the United Kingdom in the war against Napoleon.

33 Indeed, in 1864 Great Britain would transfer the Ionian Islands to the Kingdom of Greece.

34 See CASTAGNINO BERLINGHIERI, *Congresso di Vienna e principio di legittimità*, pp. 96 and pp. 102–119.

35 See Walter MATURI, *Il Congresso di Vienna e la restaurazione dei Borboni a Napoli*, in: *Rivista Storica Italiana* 5/3 (1938), pp. 32–72, and 5/4, pp. 1–61; Angela VALENTE, *Ferdinando IV e il Congresso di Vienna*, in: *Nuova Rivista Storica* 21 (1937), pp. 341–358; Piero PIERI, *La questione di Malta e il governo napoletano*, in: *Archivio Storico Italiano* 7/7 (1927), pp. 3–62.

of North Africa.³⁶ There was not even certainty as to whether it still had sufficient assets to fulfil such a role and whether the European sovereigns would be willing to return to the Order the properties that had been secularized. In this regard, the representative of Pius VII in Vienna, Cardinal Ercole Consalvi,³⁷ had received clear instructions from the Pope to employ all his influence to protect and foster the interests of the Order of Malta, but he reported regretfully from Vienna to the pro-secretary of State, Cardinal Bartolomeo Pacca, precisely the opinion about the uselessness of the Order and the inadequacy of its assets.

The question of the restoration of the Order of Malta on another Mediterranean island, formally demanded by the delegates of the Order, was never included in the agenda of any conference throughout the congress. However, this case appears as emblematic, even if it remained unresolved, because legitimacy and the balance of power both had been “implicated at a very high level”, to borrow the language that Talleyrand used with reference to the complicated Polish-Saxon question in the already-cited letter to Metternich of 19 December 1814.³⁸

The question of the Order would never be resolved. Nevertheless, from then on, a kind of international personality remained in the Order itself.

This condition of sovereignty without a territory could be compared to the *status* of the Holy See between 1870 and 1929, i.e. between the fall of the Pontifical State with the annexation of Rome by the Kingdom of Italy, and the re-establishment of a minimal and symbolic temporal power.³⁹ Indeed, the Holy See should be considered an entity *sui generis*, because the spiritual power of the Pope over the Catholic Church in the world has always been sufficient in diplomatic practice to give it an international personality; in this sense it does not matter whether or not a temporal power exists. However, the case of the Knights Hospitaller has been shown to be atypical in the history of international relations and, above all, in diplomatic practice; and this practice – I would like to claim – began precisely in Vienna in 1814. Thenceforth, despite the lack of any territorial context, the ‘Sovereign Military Hospitaller Order of St. John of Jerusalem of Rhodes and of Malta’ has maintained the international recognition of its sovereignty with a Prince Grand Master regarded as a chief of state and with the right of legation.⁴⁰ Until today it has bilateral and multilateral diplomatic relations with more than one hundred countries (many of which are non-Catholic) and with European and international organisations.⁴¹

36 See Jörg-Dieter BRANDES, *Korsaren Christi. Johanniter & Malteser, die Herren des Mittelmeeres*, Sigmaringen 1997; Flavio RUSSO, *Guerra di corsa. Ragguaglio storico sulle principali incursioni turco-barbaresche succedutesi in Italia e sulla sorte dei deportati tra il XVI ed il XIX secolo*, Roma 1997; Peter EARLE, *Corsairs of Malta and Barbary*, London 1970.

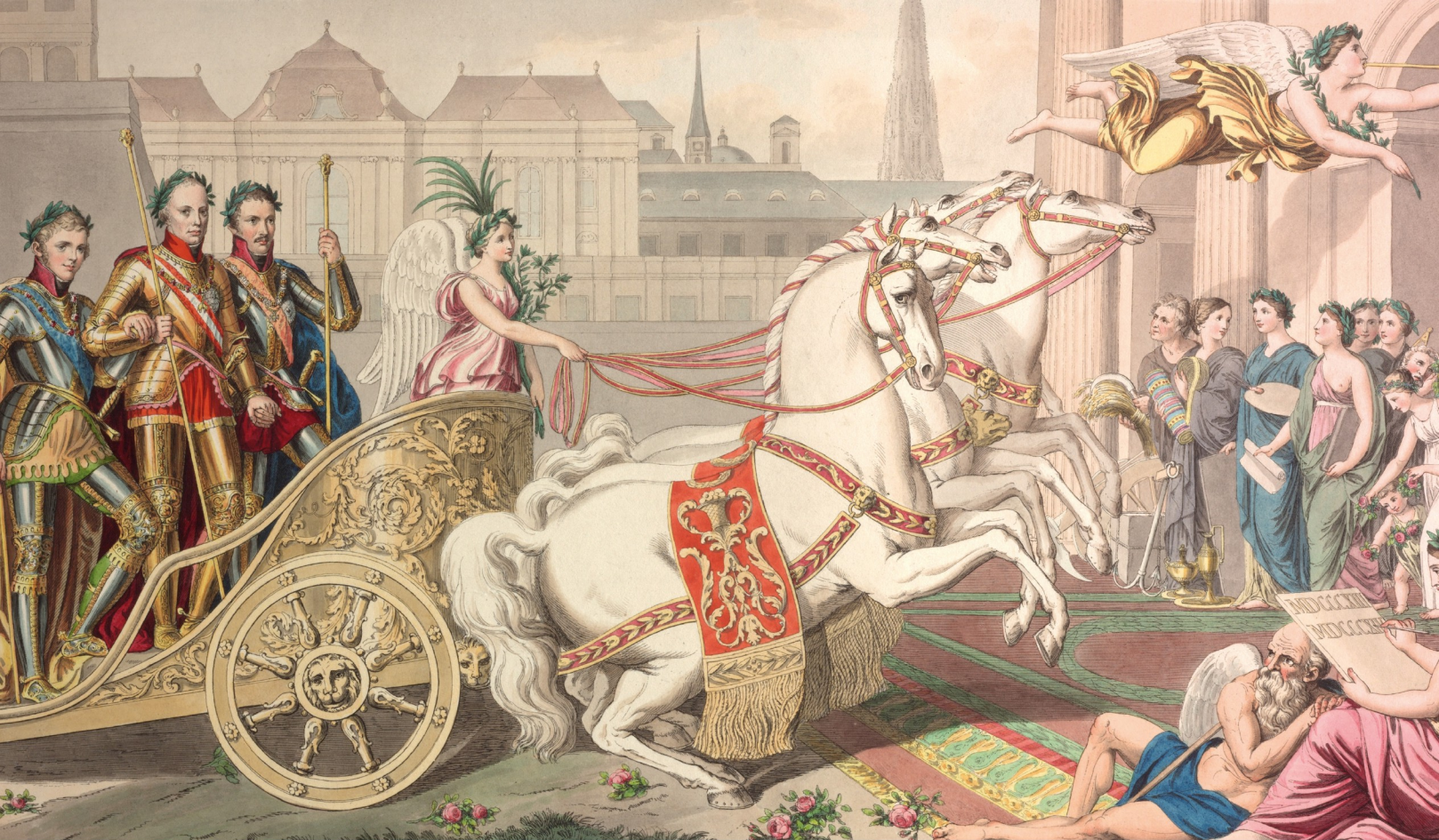
37 See Alessandro ROVERI (ed.), *La missione Consalvi e il Congresso di Vienna*, 3 vol. (Fonti per la Storia d'Italia vol. 105, vol. 115, vol. 127), Roma 1970–1973.

38 See note 2 above.

39 We can refer to Umberto CASTAGNINO BERLINGHIERI, *Diplomazia senza Stato: Santa Sede e Potenze europee. Le relazioni con la Duplice Monarchia austro-ungarica e con la Terza Repubblica francese 1870–1914*, Milano 2013.

40 See Heribert Franz KÖCK, *Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden als Völkerrechtssubjekt*, in: STEEB/STRIMITZER (eds.), *Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden in Österreich*, pp. 282–306.

41 See Robert PRANTNER, *Die völkerrechtliche Bedeutung der diplomatischen Beziehungen des Ordens und das Engagement seines diplomatischen Personals in historischer und zukünftiger Sicht*, in: STEEB, STRIMITZER (eds.), *Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden in Österreich*, pp. 307–322.



DER WIENER KONGRESS 1814/15

BAND II: POLITISCHE KULTUR

HRSG. VON WERNER TELESKO, ELISABETH HILSCHER
UND EVA MARIA WERNER



VERLAG DER
ÖSTERREICHISCHEN
AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN

Der Wiener Kongress 1814/15 – Band II: Politische Kultur

Hrsg. von Werner Telesko, Elisabeth Hilscher und Eva Maria Werner

ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
DENKSCHRIFTEN DER PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE BAND 517

DER WIENER KONGRESS 1814/15 – BAND I: INTERNATIONALE POLITIK

HRSG. VON THOMAS OLECHOWSKI, BRIGITTE MAZOHL, KARIN SCHNEIDER UND REINHARD STAUBER

DER WIENER KONGRESS 1814/15 – BAND II: POLITISCHE KULTUR

HRSG. VON WERNER TELESKO, ELISABETH HILSCHER UND EVA MARIA WERNER

DER WIENER KONGRESS

1814/15

BAND II: POLITISCHE KULTUR

HRSG. VON WERNER TELESKO, ELISABETH HILSCHER
UND EVA MARIA WERNER

Angenommen durch die Publikationskommission
der philosophisch-historischen Klasse der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften:

Michael Alram, Bert G. Fragner, Andre Gingrich, Hermann Hunger,
Sigrid Jalkotzy-Deger, Renate Pillinger, Franz Rainer, Oliver Jens Schmitt,
Danuta Shanzer, Peter Wiesinger, Waldemar Zacharasiewicz

Die Drucklegung dieser Publikation wurde durch folgende Institutionen gefördert:



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Cover-Abbildung:

Gemälde von Josef Abel nach eigenem Entwurf, wiedergegeben in einer kolorierten Radierung von Karl Heinrich Rahl, Kaiser Franz I., Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. auf einem Triumphwagen, 1814, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 3003, 506

Diese Publikation wurde einem anonymen,
internationalen Begutachtungsverfahren unterzogen.
Peer Review ist ein wesentlicher Bestandteil des Evaluationsprozesses des Verlages der
Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Bevor ein Buch zur Veröffentlichung
angenommen werden kann, wird es von internationalen Fachleuten bewertet und
muss schließlich von der Publikationskommission der Österreichischen Akademie
der Wissenschaften genehmigt werden.

Die verwendete Papiersorte in dieser Publikation ist DIN EN ISO 9706 zertifiziert und erfüllt die
Voraussetzung für eine dauerhafte Archivierung von schriftlichem Kulturgut.

Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-7001-8182-8

Copyright © 2019

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

Satz/Layout: Berger Crossmedia, Wien

Druck: Prime Rate, Budapest

<https://epub.oeaw.ac.at/8182-8>

<https://verlag.oeaw.ac.at>

Made in Europe

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	7
<i>Wolfram Siemann, Der Wiener Kongress: Metternichs Staatskunst zwischen Ideal und Realpolitik</i>	15
 I. Netzwerke und Akteure	
<i>Karin Schneider, Einführung in die Sektion</i>	21
<i>Volker Sellin, Legitimität und Restauration bei Talleyrand</i>	25
<i>Jonas Flöter, Sachsen auf dem Wiener Kongress. Kommunikationsstrukturen sächsischer Diplomatie</i>	35
<i>Monica Kurzel-Runtscheiner, Zwischen Macht und Ohnmacht. Elisabeth von Fürstenberg und die ambivalente Position von Frauen am Wiener Kongress</i>	47
<i>Peter Lehmann, Diplomatie aus der Froschperspektive. Kommunikationskreise und Verhandlungsstrategien eines Kleinstaates am Beispiel Genfs</i>	57
 II. Im Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Geheimdiplomatie	
<i>Brigitte Mazohl, Einführung in die Sektion</i>	67
<i>Brian E. Vick, Negotiating Publics and Power Politics: Discourses and Practices of Secrecy and Publicity at the Congress of Vienna</i>	71
<i>Jaroslav Czubyty, The Tsar's dignitary as representative of the nation. How to conduct the diplomacy of a nation without a state?</i>	79
<i>Ruth Hemstad, The Congress of Vienna and the Scandinavian Press</i>	87
<i>Magnus Ressel, The Hanseatics and the "Barbary question" at the Congress of Vienna</i>	95
 III. Internationale Mächtepolitik	
<i>Reinhard Stauber, Einführung in die Sektion</i>	107
<i>Marco Bellabarba, The Congress of Vienna and the Italian Peninsula</i>	113
<i>Marco Jorio, Der Wiener Kongress und die Schweiz</i>	121
<i>Miroslav Šedivý, An Insupportable Burden: The Eastern Question and the Failure of the 1815 Order</i>	133
<i>Mark Jarrett, The Quadruple Alliance of November 1815: To Secure the Blessings of Peace or to Combat the Threat of Revolution</i>	145

IV. Völkerrecht

<i>Thomas Olechowski</i> , Einführung in die Sektion	159
<i>Steffen Seybold</i> , Ein „fester“ Grund und viele billige zur Entschuldigung. Der transatlantische Sklavenhandel als prinzipiell abzuschaffendes Gewerbe	161
<i>Robert Mark Spaulding</i> , The Central Commission for the Navigation of the Rhine as a Subject of Historical and Theoretical Inquiry	169
<i>Umberto Castagnino-Berlinghieri</i> , Balance of Power and Legitimacy at the Congress of Vienna: The Case Study of the Order of Malta	179

V. Der Wiener Kongress als Ort kultureller Produktion

<i>Werner Telesko / Elisabeth Hilscher</i> , Einführung in die Sektion.....	195
<i>Mario Döberl</i> , Das neue Erscheinungsbild des kaiserlichen Hofes auf den Straßen Wiens. Die Umgestaltung des k. k. Fuhrparks zur Zeit des Wiener Kongresses.....	199
<i>Sabine Grabner</i> , Begegnungen und Begebenheiten. Johann Nepomuk Höchle und der Wiener Kongress im Mappenwerk „Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Franz' I.“	211
<i>Gernot Mayer</i> , Der <i>ephemere</i> Kongress. Fest- und Erinnerungskultur nach dem Ende Napoleons zwischen Siegestaumel und Harmoniesucht	221
<i>Werner Telesko</i> , Jean-Baptiste Isabeys „Kongressbild“ und das Problem einer Ikonografie des Friedens	233
<i>Rainer Valenta</i> , Der Wiener Kongress in der Karikatur	245
<i>Gundela Bobeth</i> , „Wellington! Welcome to us!“ Der Wiener Kongress im Spiegel der zeitgenössischen Liedproduktion	257
<i>Elisabeth Hilscher</i> , Musikalische Anlassproduktionen abseits der offiziellen Kongress-Feierlichkeiten. Zwischen Beethovens „Der glorreiche Augenblick“ und musikalischen Festbeschreibungen für das Piano-Forte	269

VI. Erinnerungskulturen

<i>Eva Maria Werner</i> , Einführung in die Sektion	287
<i>Wolfgang Koller</i> , History sells. Napoleons Scheitern und der Wiener Kongress im europäischen Kino	291
<i>Christian Steppan</i> , Vom antirevolutionären Kongress zum ordnungsstiftenden Mächtekonzert. Der Wiener Kongress im Spiegel der sowjetischen und russländischen Erinnerungskultur	301
<i>Thomas G. Otte</i> , “The Confederation of Europe”? British Views of the Congress of Vienna in the nineteenth and twentieth centuries	311
<i>Tobias Kaiser</i> , Neuordnung oder Restauration? Die deutsche Historiografie zum Wiener Kongress während der Diktaturen des 20. Jahrhunderts	321
<i>Beatrice de Graaf</i> , The Faded Emotions of Scheveningen, Vienna, Waterloo. Remembrance cultures in the Netherlands in a European context	331
<i>Eva Maria Werner</i> , Österreichische Identität und Wiener Kongress	343
<i>Reiner Marcowitz</i> , Der Wiener Kongress – Modellhaftes und Zeitgebundenes einer Nachkriegsordnung. Zur Frage der Relevanz der Erinnerung des Wiener Kongresses	351

V. Der Wiener Kongress als Ort kultureller Produktion

Einführung in die Sektion

Werner Telesko – Elisabeth Hilscher

Wie schon aus der Erinnerung, die sich über den Wiener Kongress im kollektiven Gedächtnis bis heute eingepägt und hartnäckig behauptet hat, abzuleiten ist – der Kongress sei weniger ein politisches Forum als vielmehr ein ‚tanzender‘ Kongress gewesen –, kam dem Kulturprogramm und der Kunstproduktion in Bezug auf dieses Großereignis eine zentrale Rolle zu. Um diese in ihrer Komplexität einigermaßen erfassen zu können, gilt es, eine Vielzahl an künstlerischen Produkten unterschiedlicher Qualität, die während der Zusammenkunft bzw. zur Sicherung der *memoria* entstanden ist, zu untersuchen.

Das Spektrum der entsprechenden Bild- und Textzeugnisse ist weit gestreut, auch im Hinblick auf die Funktion der unterschiedlichen Medien: Großformatige Porträts, Druckgrafik, ephemere Architektur (vom Triumphbogen bis zu den Auskleidungen der Logen für die hohen Gäste), Medaillen, Theater- und Musikproduktionen, Schlittenfahrten und Rossballette, Feuerwerke, Bälle und Redouten, Erinnerungsschriften und Erinnerungsblätter etc. spielen dabei eine zentrale Rolle. Zu beachten sind darüber hinaus die große stilistische und qualitative Bandbreite sowie die Vielzahl an Gattungen innerhalb der einzelnen Kunst-, Theater- und Musikrichtungen. Die Inszenierungen fungierten – im Gegensatz zur Frühen Neuzeit – nicht nur als Akte höfisch-dynastischer Repräsentation, sondern die im Ambiente des Kongresses produzierten ‚Merchandising-Produkte‘ wurden in neuartiger Weise möglichst zielgruppengenau auf entsprechende ‚Öffentlichkeiten‘ zugeschnitten.

Die Anteile der Auftraggeber, Adressat(en) und der unterschiedlichen Teilöffentlichkeiten sowie die Zielgenauigkeit dieser Strategien müssen bei der Untersuchung von Gegenständen der kulturellen Produktion gleichermaßen mitberücksichtigt werden, wobei im Idealfall Adressat, beispielsweise die alliierten Sieger über Napoleon, Kaiser Franz II./I., und der Markt bzw. die Ab-

nehmer (Bürgertum und Gäste) zufriedengestellt werden konnten. Auftraggeber und Produzenten hatten aufgrund unterschiedlicher Zielvorstellungen – ideell-patriotisch einerseits und kommerziell-marktorientiert andererseits – keineswegs immer dasselbe Zielpublikum vor Augen.

Aus der Sicht der Forschung zu den Strategien der Repräsentation kann der Wiener Kongress durchaus als letzte Großinszenierung des *Ancien Régime* gesehen werden: Die Künste wurden bei den großen offiziellen Feierlichkeiten noch einmal in den Dienst von Staats- und Nationalideen genommen und im Rahmen der Zeremonien bzw. bei den Festprogrammen die althergebrachten Symbole bemüht. Zugleich existierte parallel zu den offiziellen ‚Staatsinszenierungen‘ eine durch das Bürgertum vertretene vitale Konkurrenz. Gerade im Kontext des Wiener Kongresses ist zu beobachten, wie der ‚dritte Stand‘ mit Vehemenz als Kulturproduzent und -konsument in die lange Zeit unbestrittene höfisch-adelige Monopolstellung hineindrängte.

Die kulturelle Produktion kann in keinem Fall getrennt vom politischen Geschehen betrachtet werden.¹ Gerade bei jenen Beispielen, bei denen Herrscherverherrlichung und patriotische Gefühle am Werk waren bzw. inszeniert wurden, kommt der bildenden Kunst hinsichtlich der Ikonisierung der Machtträger eine wesentliche Rolle zu. In jüngeren Untersuchungen zum Wiener Kongress, etwa von Brian Vick, wurde das Verhältnis zwischen der *civil society* und der kulturellen Produktion wesentlich differenzierter betrachtet als früher. Unbestritten ist dabei die Führungsrolle der Musik am Kongress, besonders auch aufgrund kongenialer Einheiten von Libretto und Vertonung (durchaus in Fortsetzung der Tradition barocken

¹ Vgl. dazu auch Jonas TEUNE, Revolution wegtanzen! Die Hintergründe der Feierlichkeiten auf dem Wiener Kongress 1814–1815, in: Archiv für Kulturgeschichte 94 (2012), 177–200.

höfischen Musiktheaters). Darüber hinaus geht es nicht nur um Fragen der Indienstnahme von Kunst und Musik durch die Politik, sondern auch um den – in der Forschung häufig viel zu wenig gewürdigten – ästhetischen Eigenwert der Werke selbst, die in der breiten Vielfalt der europäischen Entwicklung mit den nun deutlich intensivierten Kulturtransfers zu betrachten sind.

In diesem Sinn versuchen die in dieser Sektion versammelten Beiträge nach Möglichkeit das gesamte Spektrum an Gattungen und Aufgabenstellungen abzudecken, das von der Reportagegrafik bis zu ephemeren Dekorationen reicht. Eine wie immer zu definierende spezifische ‚Kongresskunst‘, die im Ambiente des traditionsreichen *genius loci* Wien ein bestimmtes Milieu künstlerischer Produktion in- und ausländischer Künstler kreierte, kann daraus allerdings nicht abgeleitet werden.

In vielen Bereichen ist zur Zeit des Kongresses eine tiefgreifende Verbesserung der Infrastruktur der Stadt Wien zu bemerken: Darauf nimmt **Mario Döberl** in seinem Beitrag *Das neue Erscheinungsbild des kaiserlichen Hofes auf den Straßen Wiens: Die Umgestaltung des k.k. Fuhrparks zur Zeit des Wiener Kongresses* Bezug. Hier wird deutlich, dass der Wiener Hoffuhrpark angesichts des logistischen Großereignisses des Wiener Kongresses mit einer bis dahin noch nie gesehenen Zahl an ausländischen Gästen in der kaiserlichen Residenzstadt mit neuen Herausforderungen konfrontiert war. In kürzester Zeit konnte man es aber bewerkstelligen, dass die Zahl der kaiserlichen Fahrzeuge rasant anwuchs und auch in den darauf folgenden Jahrzehnten weitestgehend den damals erreichten hohen Stand halten konnte. Mit 14. Mai 1814 waren 306 Fahrzeuge und Tragevehikel im Hofmarstall vorhanden. Damit war zugleich die Grundlage für ein reibungsloses innerstädtisches Transportsystem geschaffen, das die für den Ablauf des Kongresses, der auf einen fixen Tagungsort verzichten musste, notwendige Mobilität garantieren konnte.

Wollte man einen wesentlichen Aspekt einer ‚Kongresskunst‘ definieren, dann wird man vor allem die Reportagegrafik nennen müssen, die untrennbar mit dem Namen von Johann Nepomuk Höchle verbunden ist. **Sabine Grabner** geht in ihrem Artikel *Begegnungen und Begebenheiten. Jo-*

hann Nepomuk Höchle und der Wiener Kongress im Mappenwerk ‚Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Franz‘ I.‘ auf die vielfältigen Ansichten diverser Kongress-Veranstaltungen Johann Nepomuk Höchles ein. Obwohl nicht überliefert ist, was Höchle konkret dazu bewogen haben könnte, entsprechende Zeichnungen zu machen, dürfte doch seine Aktivität als vergleichsweise junger Künstler eine wesentliche Motivation gewesen sein, auf sich im Wien der Kongresszeit aufmerksam zu machen. Höchle nahm mit Vorliebe an den offiziellen Festivitäten teil und hielt diese mit Feder und Pinsel fest. Besonders vom feierlichen Einzug von Kaiser Franz in Wien am 16. Juni 1814 sind mehrere Zeichnungen von seiner Hand erhalten, worunter drei Aquarelle ohne Zweifel am 16. Juni 1814 direkt vor Ort entstanden sind. Der Künstler erfasste, so die Ausführungen von Grabner, das Geschehen auf diesen Blättern von mehreren Seiten.

Wurden Ansichten dieser Art in lithografischer Form verewigt, fokussiert **Gernot Mayer** in seinem Beitrag *Der ‚ephemere‘ Kongress. Fest- und Erinnerungskultur nach dem Ende Napoleons zwischen Siegestaumel und Harmoniesucht* den Blick auf die vergänglichen Inszenierungen der Kongresszeit. Hier kann er belegen, dass – vom Feuerwerk bis zu Festaufbauten – sämtliche Kategorien ephemerer Kunst während des Wiener Kongresses nachweisbar sind und in vielen Fällen auch eine ideelle Bedeutung erhielten. Anhand zum Teil unpublizierter Beispiele entsteht so das Bild einer Epoche großer Zerrissenheit. Mayer macht dabei auch auf den Umstand aufmerksam, dass sich hinter der (ephemeren) Fassade des Kongresses markante ideologische Konflikte verbargen, die das ‚Friedensprojekt‘ Wiener Kongress gefährdeten.

Wollte man den Wiener Kongress mit einer einprägsamen visuellen Ikone verbinden, die bis in das 21. Jahrhundert nichts an Bedeutung eingebüßt hat, dann wird zuallererst von dem nach einer Sepia Jean-Baptiste Isabey (1815) angefertigten Linien- und Punktierstich (1817), der die Bevollmächtigten während einer Sitzungspause zeigt, die Rede sein müssen. **Werner Telesko** geht im entsprechenden Beitrag *Jean-Baptiste Isabey ‚Kongressbild‘ und das Problem einer Ikonografie des Friedens* der Entstehung dieses Werks nach und demonstriert, in welcher Weise die Visuali-

sierung von Handlungsträgern, wie sie seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts im Kontext von Friedensdarstellungen immer gebräuchlicher wurde, mit einem mehr als ausführlichen Tugendkonzept (Gerechtigkeit, Wahrheit, Klugheit, Weisheit und Wissenschaft) kombiniert wurde. Die im Zentrum dargestellten (fiktiven) Handlungen der Diplomaten werden mittels der Darstellungen auf der Rahmenleiste auf personell (Porträts der Souveräne), heraldisch (Wappen der Regenten und der 21 Bevollmächtigten) sowie allegorisch (Tugenden und Personifikationen) konnotierte inhaltliche Ebenen gehoben. Der am Kongress anwesende Isabey wertet in dieser Weise die sitzend und stehend gegebenen Vertreter der Diplomatie der Hauptszene auf, die nun mit den im traditionsreichen Medium der Medaille visuell gegenwärtigen Souveränen (auf der Rahmenleiste) kombiniert werden.

Wenn dieser wirkmächtige Stich, der allerdings nicht als eine von ‚offizieller‘ Seite beauftragte Darstellung des Kongresses gewertet werden kann, eine geradezu europäische Bedeutung bis in die Schulgeschichtsbücher unserer Tage besitzt, dann müssen die Karikaturen, die **Rainer Valenta** unter dem Titel *Der Wiener Kongress in der Karikatur* behandelt, als politische ‚Gegenbilder‘ dazu interpretiert werden. So sehr die napoleonische Karikatur ein breites Thema – vor allem der englischen Produktion – gewesen ist, so sehr fällt auf, dass Karikaturen zum Kongress die Ausnahme darstellen. Am Wiener Kongress existierte zwar eine Vielzahl an Problemen, Interessen und Konflikten, doch nur wenige davon haben Eingang in das Medium der Karikatur gefunden. Ein Punkt, der dabei mit Vorliebe aufgegriffen wurde, war die Aufteilung herrenloser Gebiete Europas unter den als gierig und schrankenlos gezeichneten Großmächten. Das dabei am häufigsten verwendete Motiv ist die Landkarte. Doch tritt dazu noch eine weitere – allerdings recht allgemeine – Metapher für das Objekt des Interesses der Mächtigen, die noch heute in verkürzter Form geläufig ist, nämlich der ‚Kuchen der Könige‘ (*Gâteau des Rois*).

Die Musik, die am Wiener Kongress eine vielfältige und zentrale Rolle einnahm, darf nicht alleine auf die Anwendungsformen von Tanz und Ball reduziert werden, wenngleich der Ballsaal zuweilen auch als das ‚Büro‘ der Diplomaten be-

zeichnet wurde. Der Tanz war unverzichtbarer Bestandteil der Festkultur, begleitete die großen offiziellen und teilweise auch öffentlichen Feste, die Volksfeste sowie die prächtigen Aufmärsche der Truppen. Zugleich war er ein zentrales Element der adeligen wie bürgerlichen Gastlichkeit in Palais und Salon und zog Einheimische wie Gäste in die Vergnügungsstätten der Vorstädte und Vororte Wiens. Bewährte und seit dem Hochbarock vertraute Strategien wurden dabei nicht nur von offizieller Seite für die sogenannten ‚Hoffeyerlichkeiten‘ verwendet, sondern auch durch andere sozialen Gruppen benützt, waren doch patriotische Kompositionen (Lieder, Theaterstücke, Singspiele sowie große Kantaten) in gewisser Hinsicht zu einem Allgemeingut geworden. Als neu kann bezeichnet werden, dass die entsprechenden Aufträge nun keineswegs ausschließlich vom Hof ausgingen, sondern Inszenierungen dieser Art bereits seit der Epoche der Befreiungskriege als patriotische Pflicht angesehen wurden – oft verbunden mit einem karitativen Anlass. Zur Zeit des Kongresses erreichte diese Gruppe der patriotischen Kompositionen einen vorläufigen Endpunkt, da sich ihr politischer Hauptzweck mit dem Friedensbündnis erübrigt hatte.

Anhand einer Auswahl des reichen deutschsprachigen Liedschaffens, das zur Zeit des Kongresses in Wien verlegt wurde, demonstriert **Gundela Bobeth** in ihrem Beitrag *Wellington! Welcome to us! Der Wiener Kongress im Spiegel der zeitgenössischen Liedproduktion*, wie ausgesprochen politisch die sogenannte Salonkunst sein konnte: Traditionelle Symbole für Herrschertum, Heldentum, Schlacht, Gebet etc. reihen diese Lieder in die breite Tradition patriotischer Lieder ein, wie sie seit Beginn der militärischen Auseinandersetzungen mit Frankreich in großer Menge produziert wurden. Anders als beispielsweise die *Landwehrlieder* von Körner und Weigl fand nun in der Zeit des Kongresses jedoch Berücksichtigung, dass das Zielpublikum ein größeres und sozial differenzierteres geworden war, sollten doch die Gäste Musikalien aus der ‚Musikstadt Wien‘ in Form von ‚Souvenirs‘ mit nach Hause nehmen können.

Dies galt auch für die große Produktion von speziell zu bestimmten Ereignissen des Kongresses komponierten Werken für Pianoforte, sogenannten musikalischen Festbeschreibungen,

sowie die Unmenge der Klavierbearbeitungen von Tänzen und Märschen der Bälle, Redouten, Schlittenfahrten etc., die wohl ebenso für den heimischen Markt wie für die große Zahl an Kongressbesuchern hergestellt wurde. Ein für den geübten Dilettanten bewältigbarer Klaviersatz und erklärende Zwischenüberschriften garantierten eine immer wieder im Privaten nachvollziehbare Klangtapete der großen Massenfeste – in Verbindung mit den kunstvoll gestochenen Titelblättern zudem eine höchst multimediale Erinnerung an die turbulente Kongress-Zeit. Und auch Beethovens patriotische Kantate *Der Glorreiche Augenblick* (op. 136) reiht sich in diese Gruppen an Werken ein und bildet gleichsam den Endpunkt einer Reihe an großangelegten Kantaten patriotisch-vaterländischen Inhaltes, aufgeführt in bewusst barock-repräsentativen ‚settings‘. **Elisabeth Hilscher** widmet sich in ihrem Beitrag *Musikalische Anlassproduktionen rund um den Wiener Kongress. Zwischen Beethovens ‚Der Glorreiche Augenblick‘ und musikalischen Festbeschreibungen*

für das Piano-Forte dieser bislang wenig untersuchten Werkgruppe.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der Wiener Kongress den kongenialen Rahmen für vielfältige kulturelle Aktivitäten bot. Wenn man diesbezüglich jüngst mit Recht von ‚Europa als Kultur‘ (Wolfgang Schmale) gesprochen hat, dann muss zugleich festgehalten werden, dass am Wiener Kongress zum ersten Mal ein politisch-diplomatisches Geschehen in seiner gesamten gesellschaftlichen Dimension bild- und tonwirksam wurde. Insofern ergriff 1814/1815 ein politisches Ereignis europäischer Dimension von der gesamten – nun als Bühne benutzten – Stadt Besitz. Dieser Umstand ist nicht nur den um Aufträge bemühten Bestrebungen der zum Teil extra nach Wien angereisten Künstler geschuldet, sondern steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem bereits 1815 nachweisbaren ‚Mythos‘, demzufolge Politik und gesellschaftliche Bühne am Wiener Kongress eine wechselseitig sich beeinflussende Einheit gebildet hätten.

Das neue Erscheinungsbild des kaiserlichen Hofes auf den Straßen Wiens. Die Umgestaltung des k.k. Fuhrparks zur Zeit des Wiener Kongresses¹

Mario Döberl

Der Wiener Kongress brachte in vielerlei Hinsicht Umwälzungen gewaltigen Ausmaßes mit sich, auch in Bereichen, wo dies vielleicht überraschen mag. So stellte dieses Großereignis, bei dem der Kaiserhof eine bis dahin noch nie gesehene Zahl an ausländischen Gästen in der kaiserlichen Residenzstadt beherbergen musste, etwa auch für den Wiener Hoffuhrpark eine epochale Zäsur dar. In kürzester Zeit wuchs die Zahl der kaiserlichen Fahrzeuge rasant an und hielt in den darauf folgenden Jahrzehnten – ja, im Grunde bis zum Ende der Monarchie – weitestgehend den damals erreichten hohen Stand.

Folgende Zahlen veranschaulichen, wie tiefgehend der durch den Wiener Kongress verursachte Einschnitt für den Hofmarstall tatsächlich war. Aus dem Jahr 1678 stammt das älteste bislang bekannte Fuhrparkinventar des Kaiserhauses. Laut dieser Quelle existierten damals in den Stallungen Kaiser Leopolds I. insgesamt 118 Vehikel. Darunter befanden sich hauptsächlich Wagen, daneben aber auch eine größere Zahl an Schlitten, Sänften, Tragsessel und Tragegestangen.² Knapp 90 Jahre später (1766/67) hatte sich der Fuhrpark beinahe verdoppelt und umfasste 251, weitere zwanzig Jahre später (1786/87) 237 Vehikel. Die nächste genaue Information zum Umfang des kaiserlichen Fuhrparks stammt aus den Monaten unmittelbar vor Beginn des Kongresses, nämlich vom 14. Mai 1814. Damals waren 306 Fahrzeuge und

Tragevehikel im Hofmarstall vorhanden. Im Vergleich zu knapp drei Jahrzehnten zuvor hatte sich der Fahrzeugstand demnach etwas erhöht. Die nächste präzise Angabe zur Zahl der vorhandenen Vehikel stammt vom Herbst des Jahres 1818. Der Fahrzeugstand belief sich damals auf 592 Vehikel und hatte sich somit seit 1814 beinahe verdoppelt.³ Diese Zahlen veranschaulichen den enormen Zuwachs, der vor allem in den Wochen vor dem Kongress stattgefunden hatte. Wie spätere Aufstellungen zum Fahrzeugstand zeigen, verminderte sich dieser im Lauf der folgenden Jahrzehnte zwar geringfügig, blieb jedoch stets auf recht hohem Niveau.⁴ Den Rekordstand aus der Zeit des Wiener Kongresses von beinahe 600 Vehikeln sollte der kaiserliche Fuhrpark jedoch erst wieder in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts erreichen.⁵

Wie aber kam es dazu, dass 1814 innerhalb nur weniger Wochen eine außergewöhnlich große Zahl an Fahrzeugen hergestellt werden musste? Ein wichtiger Grund lässt sich im desolaten Zustand erkennen, in dem sich der kaiserliche Fuhrpark nach Jahrzehnten an Kriegen, unzureichenden Budgets, mangelnder Wartung und kaum

1 Die diesem Artikel zugrunde liegenden Quellen wurden großteils im Rahmen des von Dr. Monica Kurzle-Runtscheiner geleiteten FWF-Forschungsprojekts „Die k.k. Hof-Wagenburg und der Wiener Wagenbau (1740–1918)“ (P 14226) aufgearbeitet.

2 Mario DÖBERL, Der Fuhrpark Kaiser Leopolds I. Teiledition der Wiener Hofmarstallinventare von 1678, in: Jahrbuch des Kunsthistorischen Museums Wien 12 (2010), S. 276–309, hier S. 277.

3 DERS., Höfisch oder privat? Die Beschaffung und Wartung von Wägen am Wiener Kaiserhof in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 52 (2007), S. 113–173, hier S. 169.

4 1830: 545; 1840: 504; 1850: 521; 1860: 461; 1870: 449; 1880: 503; 1890: 545; 1900: 595; 1910: 634; 1920: 530. DÖBERL, Höfisch oder privat?, S. 171–173. Wien, Österreichisches Staatsarchiv (kurz: ÖStA), Haus-, Hof- und Staatsarchiv (kurz: HHStA), Oberstallmeisteramt (kurz: OStA), B, Zl. 848/ex 1861, unfol. Ebd., Zl. 217/ex 1872, unfol. Ebd., Zl. 98/ex 1881, unfol. Ebd., Zl. 2092/ex 1901, unfol. Ebd., Zl. 443/ex 1912, unfol. Ebd., Zl. 640/ex 1920, unfol. Ebd., C, 24, Zl. 138/ex 1891, unfol.

5 Vgl. Ebd., BZl. 1343/ex 1902, unfol.

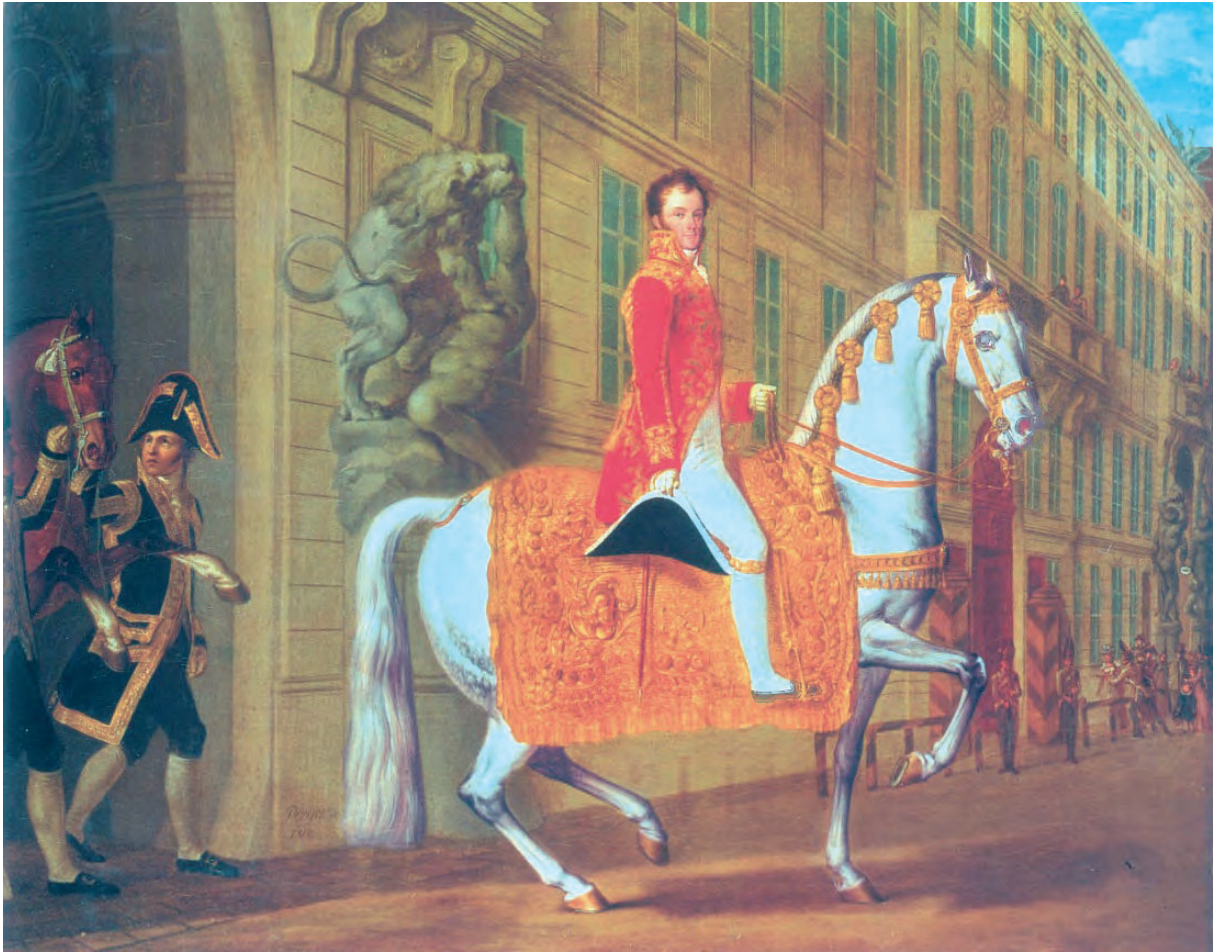


Abb. 1: Sigmund von Perger, Oberststallmeister Johann Graf Trauttmansdorff-Weinsberg im Inneren Burghof in Wien reitend, 1814, Privatbesitz, Bild zitiert nach: Georg J. KUGLER – Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, *Des Kaisers teure Kleider. Festroben und Ornate, Hofuniformen und Livreen vom frühen 18. Jahrhundert bis 1918*, Ausstellungskatalog, Milano 2000, S. 41.

erfolgten Neuanschaffungen befand.⁶ Eine beson-

6 Ein Vortrag von Oberststallmeister Trauttmansdorff an den Kaiser aus dem Jahr 1816 vermittelt ein Bild von der negativen Entwicklung, die der kaiserliche Hofmarstall in den Jahrzehnten vor dem Wiener Kongress genommen hatte: „In einem Zeitpunkte, wo durch früher wiederholt anbefohlene strenge Wirtschafts-Einhaltung Jahrzehnte hindurch bey diesem obersten Hofstabe beynahe keine neue Anschaffung, weder an Reitzeugern noch an Pferde-Zug-Geschirren, weder an Wägen noch an Staats-Livreen etc. etc. vorgenommen worden war; wo mit möglichster Hindannhaltung aller nur immer vermeidenden Auslagen nicht einmal der ganze vorhandene Fond aller hieher gehörigen Effekten, sondern nur davon immer das zum Dienst Unentbehrlichste erhalten, alles übrige hingegen seinem gänzlichen Verfall ausgesetzt wurde, so zwar, daß die ohnehin schon beschränkte Anzahl aller Oberststallmeisterstabs-Hof-Effekten sich immerfort noch mehr verminderte; in einem Zeitpunkte, wo durch mehrere auf einander folgende nachteilige Ein-

dere Belastung für die Fahrzeuge hatten auch die mehrfach erfolgten Evakuierungen des Wiener Hofes im Laufe der langen Kriegsperiode dargestellt. Weniger kostbare Equipagen kamen dabei als Transportmittel zum Einsatz; die Galawagen des Hofes, die sich nicht zu Transportzwecken eigneten, galten hingegen selbst als potentielle Beute-

wirkungen (wie z. B. die doppelte Emigration aller drey Hofgestütte, mehrere Reisen des Allerhöchsten Hofes, dann die angestrengte Dienstleistung während des Feldzuges im Jahre 1813 und 1814) der Hof-Pferdestand sehr gelitten hatte, sollten nun mit einem Mahle so viele der ersten fremden Höfe, jeder sammt seinen zahlreichen Gefolge mit Dienerschaft und Equipagen dermassen bedient werden, wie das Decorum des Allerhöchsten Kaiserhauses bei seinem erlauchten Gaste es erforderte. Es mangelte natürlich hiezu an allen.“ Ebd., C, 102, Zl. 130/ex 1816, unfol., Oberststallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Mailand, 8. Jänner 1816.

stücke und mussten deshalb vor den heranrückenden feindlichen Armeen in Sicherheit gebracht werden. Entweder sie wurden zerlegt und mit anderen Wertgegenständen des Hofes, wie etwa Objekten der Gemäldesammlung, der Schatzkammer, des Mineralienkabinetts oder des Münz- und Antiquitätenkabinetts, an Orte verschickt, die als sicher galten, oder sie wurden innerhalb Wiens versteckt. So wurden zum Beispiel rechtzeitig vor der Einnahme der kaiserlichen Residenzstadt durch die Truppen Napoleons im November 1805 die „sogenannten Imperial- oder Staats-Kirchens-Galla-, nebst einigen Leibwagen“ nach Ungarn in Sicherheit gebracht.⁷ Da sich die Prunkfahrzeuge dort auch noch im Frühling des folgenden Jahres befanden, konnte die traditionelle Auffahrt des Hofes anlässlich des Fronleichnamfestes im Jahr 1806 nur in eingeschränkter Form stattfinden.⁸ Als Napoleon im Jahr 1809 erneut Wien besetzte, versteckte man die kostbarsten Fahrzeuge vor Ort, etwa im Gartenpalais Schwarzenberg am Rennweg oder bei verschiedenen Handwerkern der Stadt.⁹ All diese Rettungsaktionen mussten natürlich Spuren an den Fahrzeugen hinterlassen.

Schon zu Beginn des Jahres 1814, als bereits die Möglichkeit eines Fürstentreffens in Wien im Raum stand, wurden die ersten Fahrzeuge für das Großereignis in Auftrag gegeben. Oberststallmeister Johann Graf Trauttmansdorff (Abb. 1) hatte damals Kaiser Franz I. nahegelegt, dass die rasche Herstellung dreier vollkommen gleich aussehender, zweisitziger Leibstadtswagen für die Bedienung der zu erwartenden Monarchen dringend angebracht sei. Der Kaiser erklärte sich damit einverstanden, bestand jedoch darauf, dass man sich dabei nur „auf das Nothwendige“ beschränken und mit der größtmöglichen Sparsamkeit vorgehen solle.¹⁰ Da für eine rasche Anfertigung der drei „Pracht-Wagen“ unterschiedliche Handwerker herangezogen werden mussten, erhielten diese präzise Instruktionen hinsichtlich der Abmessun-

gen, Materialien und Farben, um auch tatsächlich ein gleichartiges Aussehen gewährleisten zu können.¹¹ An die Fahrzeuge wurden höchste ästhetische Anforderungen gestellt: „Gestell und Kasten dürfen, ungeachtet sie reich verziret werden, dennoch weder schwer seyn, noch schwer aussehen, sondern müssen, nach dem ausdrücklichen, wiederholten Befehle Seiner Exzellenz [des Oberststallmeisters, Anm. M. D.], ein sehr zartes, gefälliges Aussehen haben und damit eine erhabene Solidität, die der Würde des allerhöchsten Hofes angemessen ist, verbinden.“¹² Die Grundfarbe der drei, reich mit Gold beschnittenen und plattierten Wagenkästen und Fahrgestelle war Mitisgrün, ein intensiver Grünton, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelt worden war, Kupfer und Arsen enthielt und dessen hochtoxischer Charakter erst Jahrzehnte später erkannt wurde. Die Kästen waren mit Spiegelgläsern, goldreichen Lakaischnüren und schweren Goldquasten versehen und in den oberen Hälften mit schwarz lackiertem Leder bespannt. Im Inneren waren die Wagen mit schwarzem Samt tapeziert und mit goldenen Kronenborten und Goldfransen ausgestattet. Die tief herabhängenden Kutschbockdecken waren ebenfalls aus schwarzem Samt gefertigt und mit langen Bouillon-Goldfransen verbrämt.¹³ Bei diesen drei Leibstadtcoupés handelte es sich wohl um die kostbarsten Wagen für den Gebrauch in der Stadt, die der Oberststallmeister anlässlich des Wiener Kongresses in Auftrag gab. Die Gesamtkosten beliefen sich auf insgesamt 34.752 fl. 57 kr., wobei knapp die Hälfte dieses Betrages an die Hofposamentiermeisterin Magdalena Obermayer ging.¹⁴ Bedauerlicherweise blieben diese drei Fahrzeuge nicht erhalten und es existieren auch keine Bildquellen davon. Gleichzeitig mit den drei Coupés wurden auch noch drei weniger aufwendige Leib-

7 Ebd., C, 350, Nr. 211, unfol., Hoffutteramt, Wien, 17. Juli 1806.

8 Ebd., B, 4, fol. 603r, An Vize-Oberststallmeister Kautitz, Wien, 24. Mai 1806.

9 Ebd., B, Zl. 852/ex 1828, unfol., Oberststallmeisteramt an den Obersten Kanzler Saurau, Wien, 18. April 1828.

10 Ebd., C, 101 Zl. 105/ex 1814, unfol., Oberststallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Basel, 17. Jänner 1814, samt undatierter Resolution des Kaisers.

11 Zur Herstellung der Wagen siehe Ebd., B, Zl. 307/ex 1814, fol. 866r–877v; Ebd., C, 19, unfol., Rechnungsübersicht, 8. November 1814.

12 Ebd., B, Zl. 307/ex 1814, fol. 867r–v, an Equipagen-Inspektor Potscheck, Wien, 27. Feber 1814.

13 Vgl. die Rechnungen zu den Fahrzeugen sowie eine Beschreibung von Hofequipageninspektor Johann Baptist Skall: Ebd., B, Zl. 307/ex 1814, fol. 866r–877v. Österreichische Nationalbibliothek (kurz: ÖNB), Handschriftensammlung, Cod. Ser. n. 12158, T. 2,1, fol. 15r–v.

14 HHStA, OStA, C, 19, unfol., Rechnungsübersicht, 8. November 1814.

wagen hergestellt.¹⁵ Wie sich herausstellen sollte, bedeutete diese zu Beginn des Jahres 1814 durchgeführte Erweiterung des Fuhrparks nicht mehr als einen ersten, zaghaften Schritt in Anbetracht der umfassenden Neu- und Umgestaltung, die dem kaiserlichen Fuhrpark in den Folgemonaten bevorstehen sollte.

Am 15. Juni 1814 erstattete Oberststallmeister Trauttmansdorff dem Kaiser einen Vortrag, in dem er ausführte, dass für eine standesgemäße Bedienung der hohen Gäste bis zu Kongressbeginn weitere umfassende Neuanschaffungen und Reparaturen im Bereich des Hofmarstalls unumgänglich seien. Neben Reit- und Zugpferden, so Trauttmansdorff, würden auch „Wagen aller Art“ samt den dazugehörigen Geschirren dringend benötigt. Kaiser Franz I. stellte dem Oberststallmeister daraufhin 100.000 fl. bereit, verstand diesen Betrag jedoch nur als Vorschuss, der durch Versteigerungen und Einsparungen später wieder zurückzuzahlen sei.¹⁶ Allein die Annahme des Kaisers, dass die zu tätigen Ausgaben zu einem späteren Zeitpunkt wieder eingebracht werden könnten, zeigt deutlich, dass man damals am Wiener Hof noch keine Vorstellung davon hatte, welche gewaltigen Investitionen in den Folgemonaten allein im Bereich des Hofmarstalls zu tätigen sein würden. Ein Großteil der als Vorschuss bewilligten Summe wurde sogleich in den Ankauf von Pferden investiert.¹⁷

Eine im August 1814 durchgeführte Erhebung des Bedarfs an Fahrzeugen, Pferden und Geschirren während des Kongresses gelangte zum ernüchternden Ergebnis, dass zu Spitzenzeiten die gleichzeitige Bereitstellung von mehr als 480 Pferden und 167 Wagen samt Pferdegeschirren gewährleistet sein müsse,¹⁸ wobei die Fahrzeuge,

„nicht nur ganz gut, sondern gleichsam ganz neu hergestellt“ sein sollten.¹⁹ Da die Zeit drängte und die benötigten Fahrzeuge binnen weniger Wochen einsatzbereit sein mussten, wurden in aller Eile verschiedenste Wiener Sattlermeister – darunter auch solche, die für gewöhnlich keine Hofaufträge erhielten – mit der Neuanfertigung von Fahrzeugen betraut.²⁰ Zwar lässt sich die Zahl der neu angeschafften Wagen nicht mehr exakt feststellen, allerdings geben Informationen, die Oberststallmeister Trauttmansdorff dem Kaiser nach dem

Konkret mussten folgende Fahrzeuge bereitstehen: Acht viersitzige und 16 zweisitzige Leibstadtswagen mit großen Kutschböcken und die gleiche Anzahl an vier- und zweisitzigen Leibpostwagen, d. h. Fahrzeuge, die von den Zugpferden aus gelenkt wurden. All diese Wagen mussten grün lackiert, goldplattiert, die Federn zur Gänze und das übrige Fahrgestell reich vergoldet sein. In ähnlicher Ausstattung wurden auch 16 Leibpirutschen und sechs Leibkaleschen benötigt. Außerdem finden sich in der Liste drei zum damaligen Zeitpunkt bereits existierende Landauer, acht viersitzige und 16 zweisitzige Kavaliervagen, 20 viersitzige und 20 zweisitzige Offiziers- und Dienstwagen sowie 30 Dienstkaleschen. Ebd., fol. 430v, 428r.

¹⁹ Ebd., fol. 428r.

²⁰ Die Abrechnungen für mehrere Fahrzeuge sind in den Beständen des Oberststallmeisteramtsarchiv erhalten und werden hier folgendermaßen angeführt: Name des Sattlermeisters (Anzahl der gelieferten Wagen/Gesamtpreis). – Peter Bergholdt (1/1.550 Gulden), Joseph Brunner, Stallmeister von Graf Joh. Palffy, (1/1.007 Gulden), Johann Eckart (2/3.090 Gulden), Friedrich Gersch, (2/4.000 Gulden), Jakob Hell (3/9.300 Gulden), Friedrich Heller (2/3.000 Gulden), Johann Georg Hüttner (2/3.450 Gulden), Carl Jochmann (1 + 1 Bock/1.440 Gulden), Johann Ladstadter (3/-), Johann Michael Leitmayer, aus Mariahilf (4 + 5 Böcke/7.353 Gulden), Gottfried Liebelt (2/3.400 Gulden), Joseph Mayrberger, aus der Josephstadt (2/6.500 Gulden), Kolomann Mayrberger (mehr als 9/16.360 Gulden), Joseph Odersky (3/5.400 Gulden), Joseph Opitz (4/6.600 Gulden), Johann Paula (3/1.944 Gulden 48 Kreuzer), Nikolaus Perner (Wagnermeister!) (3/3.300 Gulden), Anton Plank (2/11.000 Gulden), Johann Radtgeber (9/16.500 Gulden), Andreas Ruchser (3/6.700 Gulden), Franz Schmid (3/5.464 Gulden), Carl Spertzheim (2/5.500 Gulden), Lorenz Wielath, Himmelpfortgasse 1013 (1/1.600 Gulden), Ludwig Wolf, Singerstraße 938 (2/2.853 Gulden). Alle Angaben aus HHStA, OStA, C, 19, unfol. Die Gesamtsumme für die Arbeiten an diesen 75 Fahrzeugen betrug 127.311 Gulden 48 Kreuzer. Daneben ist unter anderem auch noch eine Abrechnung von Simon Brandmayer über gelieferte Hofwagen im Wert von 12.000 Gulden dokumentiert. Siehe dazu Ebd., C, 129, fol. 33r.

¹⁵ Ebd., B, Zl. 307/ex 1814, fol. 866r–877v.

¹⁶ Ebd., C, 101, Zl. 922/ex 1814, unfol., Oberststallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 15. Juni 1814. Dazu die Resolution von Kaiser Franz I.: Ebd., C, Bd. 464, S. 22. Eine vollständige Liste der mit Stichtag 4. Mai 1814 in Wien vorhandenen Hoffahrzeuge findet sich in Ebd., B, 10, Zl. 721/ex 1814, fol. 350r–351v.

¹⁷ Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, *Der Kongress fährt. Leihwagen, Lustfahrten und Luxus-Outfits am Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, hg. v. Sabine HAAG, Wien 2014, S. 15.

¹⁸ HHStA, OStA, B, 11, Zl. 1444/ex 1814, fol. 427r–430v., Oberststallmeisteramts-Kanzleidirektor Skall an Equipagen-Inspektor Potscheck, Wien, 24. August 1814.

Ende des Kongresses lieferte, eine Idee von dem in kurzer Zeit erfolgten und für Wien beispiellosen Anwachsen des kaiserlichen Fuhrparks. Trauttmansdorff hielt fest, dass sich vor dem Kongress „in den k.k. Hof-Wagenschupfen 60 bis 70 Wägen aller Art“ befunden hätten – wobei hier gewiss nur jene Fahrzeuge mitgezählt sind, die für die Bedienung hoher Kongressbesucher geeignet waren. Von diesen „60 bis 70 Wägen“, so der Oberststallmeister, seien aber „nicht alle [...] zur Dienstleistung im Stand gesetzt und nur so viel davon brauchbar [gewesen], als Eurer Majestät Allerhöchst eigener Hof erforderte. Bis auf 230, darunter der größte Theil Leibwägen, wurde die bisher bestehende Anzahl von 60 vermehrt.“²¹ Rund 170 Fahrzeuge wurden demnach völlig neu hergestellt.

Auch der Bestand an Zuggeschirren musste beinahe zur Gänze erneuert werden, da diese „dergestalt verfallen waren, daß bei dem Gebrauche außer dem allgemein auffallenden Übelstand derselben auch noch Gefahr (und zwar bei sehr vielen) damit verbunden war.“²² Die in diesem Bereich investierten Summen waren gewaltig: Allein Hofriemer Franz Bscheidner und der bürgerliche Riemer Michael Fölsch erhielten für ihre damals geleisteten Arbeiten an Pferdegeschirren mehr als 100.000 fl.²³

21 Ebd., C, 102, Zl. 130/ex 1816, unfol., Oberststallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 1. Jänner 1816.

22 Ebd., C, 101, Zl. 1905/ex 1814, unfol., Oberststallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 24. Oktober 1814.

23 Rechnungen von Franz Bscheidner und Michael Fölsch einliegend in Ebd., C, 19, unfol. Der Gesamtbetrag für Bscheidner in der Höhe von 80.393 Gulden 1 Kreuzer teilte sich in 74.039 Gulden 1 Kreuzer für neu verfertigte Gegenstände und in 6.354 Gulden für Reparaturarbeiten auf. Zu den von Bscheidner gelieferten Waren zählten unter anderem: Vier Staatszuggeschirre für je acht Pferde à 1.600 Gulden, neun reiche Staatszuggeschirre à 2.792 Gulden, ein schwerer reicher Staatszug zu 2.850 Gulden, zwei leichtere, sogenannte englische Züge à 2.350 Gulden und fünfzig Paarweisgeschirre à 250 Gulden. Fölsch stellte insgesamt 27.638 Gulden 3 Kreuzer in Rechnung, die fast zur Gänze für Neuankertigungen aufgewendet wurden. Er lieferte unter anderem drei Staatszüge für je acht Pferde à 1.500 Gulden, zehn sechsspännige Postzüge, zwei reiche sechsspännige Staatszuggeschirre und zwanzig Paarweiszüge. Ebd.

Enorme Investitionen mussten auch im Bereich der Reit- und Zugpferde getätigt werden. Der Pferdebestand wurde für den Wiener Kongress kurzfristig von rund 500 auf etwa 1.200 Tiere verdoppelt. Die ständige Belastung über einen langen Zeitraum brachte während der Kongressmonate viele der Pferde an den Rand ihrer Belastungsgrenzen. Trauttmansdorff ersuchte im Februar 1815 den Kaiser, den Ankauf von zumindest 20 Paar Wagenpferden zu bewilligen, da eine entsprechend hohe Zahl an Tieren „theils wegen offenen, theils wegen gefrorene[n] Füßen, theils wegen nicht wieder herzustellender Ermattung für die übermäßige Dienstleistung nicht mehr verwendet werden können.“²⁴

Wie verschiedene Schriftzeugnisse zeigen, hatten die kurzfristig getätigten hohen Ausgaben ihren Zweck erfüllt: Die neuen Equipagen hinterließen nicht nur gehörigen Eindruck bei der Wiener Bevölkerung und den Kongressbesuchern, sondern konnten auch mit folgenreichen Neuerungen aufwarten. Dies wird besonders in einer Stelle der Eipeldauer-Briefe deutlich: „Hietzt geht's auf'n Ernst loß mit der Ankunft der hohen Potentaten, [...] den 21ten September geh i per Husar auf'n Spindelberg auss, [...] sieh i bein kaiserlich'n Stallungen a Mengi Menschen dö da stengen und s'Maul aufreissen; frag i was s'gibt; so hasts daß unser gnädigster Kaiser grossi Revier über die Equipaschen halt't, dö alli funkel neu seyn g'macht word'n, damit si die Kaiser und Kaiserinnen, Kinig und Kiniginnen, Prinzen und Prinzessinnen, nebst all den G'folg das s'mitbringen werdn, damit bedienen kinnen – Herr Vetter das iß a Pracht daß ein'n völli s'Herz lacht, i hab über 150 solchi ganz neuhi Wagen, Schwimmer und Parutsch g'sehen dö alli aussehen, als wann's aus ein'n Model g'gossen wär'n, alli grüen von feinsten Lack mit'n goldenen kaiserl[ichen] Adler auf'n Schlag, und auf'n Seitenwänden überall d'Kaiserkron auf ein Polster von Gold, der Bock so breit wie a ganz's Himmel-Bett, und mit langmätig'n goldenen Franzen bei den masten verbrämt, und dö Pferd O Herr Jerum dö Pferd! – die masten lauter Bräuln von ein'n Schlag, nacher wieder Postzüg von lauter weissen Schimmel und Schecken – [...]

24 Ebd., C, 101, Zl. 255/ex 1815, unfol., Oberststallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 15. Feber 1815.

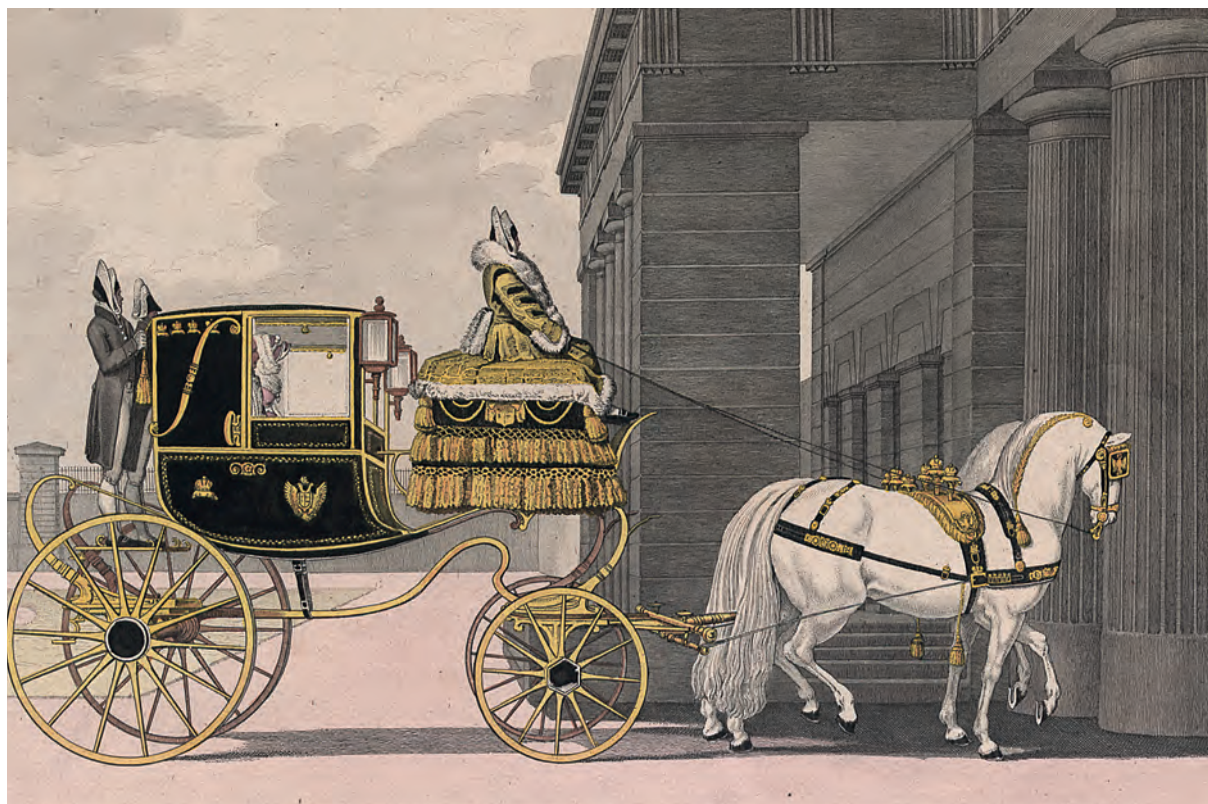


Abb. 2: Der kaiserliche Leibwagen. Aus: *Die neuesten Wiener-Equipagen*, H. 1, Wien 1825, Wien, Kunsthistorisches Museum, Kaiserliche Wagenburg Wien, Sammlungsbibliothek.

S'ganzi Publikum had a Freud daß si unser gnädigster Kaiser vorn fremden Potentaten so sehen laßt [...].²⁵

Das einheitliche Aussehen und die Eleganz der neuen Hoffahrzeuge wurde nicht nur in den Eipeldauer-Briefen hervorgehoben, sondern auch von ausländischen Augenzeugen, wie etwa Auguste de la Garde, der dazu festhielt: „Was mir auf den ersten Augenblick am meisten auffiel, war die große Menge Wagen von derselben Form und Farbe, alle mit zwei oder vier Pferden bespannt. Es war dies eine Aufmerksamkeit des Kaisers, der nicht gewollt hatte, dass die Souveräne oder irgend jemand aus ihrem Gefolge sich anderer Equipagen bedienten, als der seinigen. Demzufolge hatte er 300 ganz gleiche Wagen bauen lassen, welche zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Verfügung seiner erhabenen und berühmten Gäste

standen.“²⁶ Und ein anonymer Wien-Besucher schrieb im Herbst 1814 an August Maria Raimund Prinz zu Arenberg: „Das was man nicht genug preisen kann, sind die Hofequipagen und die Art, wie dieser Service organisiert ist. Es ist unglaublich, wer aller einen Hofwagen hat – man sieht in den Straßen mehr davon, als Fiaker. Sie sind alle neu, schön, gut gehalten, haben schöne Pferde und gut gekleidete, gut aussehende Kutscher. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, kommen Sie und sehen Sie selbst – ich würde Ihnen Ihre Skepsis von ganzem Herzen verzeihen. Dieses Wunder – und es ist ein echtes Wunder – hat der junge Oberstallmeister vollbracht.“²⁷

Auf den ersten Blick mag es überraschen, dass die neuen Hoffahrzeuge bei den Betrachtern den Eindruck erweckten, als wären sie alle aus einem

25 Franz X. Carl GEWEY (Hg.), *Briefe des neu angekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran*, Heft 11 (1814), S. 28–30.

26 Auguste de LA GARDE, *Gemälde des Wiener Kongresses 1814–1815. Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten*, hg. v. Gustav Gugitz, Bd. 1, München 1912, S. 143.

27 Zit. n. der Übersetzung aus dem Französischen von KURZEL-RUNTSCHNEIDER, *Der Kongress fährt*, S. 18.

Modell gegossen – wie dies in den Eipeldauer-Briefen bemerkt wurde –, obwohl die Wagen doch in verschiedenen Werkstätten hergestellt worden waren. Die völlig gleichförmige Ausführung war ein Novum für den Wiener Hofmarstall und wurde zum Markenzeichen für seine Fahrzeuge. Sie wurde zum einen durch einheitliche Verzierungen erzielt – Trauttmansdorff hatte „zu Erhöhung des Glanzes an den Wagenschlägen goldene Adler, am Kasten aber goldene Kronen anbringen“²⁸ lassen –, andererseits aber auch durch eine Lackierung in dunkelgrüner Farbe, häufig auch ‚kaisergrün‘ genannt (vgl. Abb. 2). Dass zuvor auch andere Lackierungen üblich waren, zeigen die Farbanlagen für Hoffahrzeuge, die zwischen 1803 und 1808 gebaut wurden. Auch bei ihnen herrschte die Farbe Grün vor, allerdings in verschiedenen Tönen. Daneben gab es aber auch Hofwagen, die blau, silbern, grau oder schwarz lackiert waren.²⁹ Schon wenige Jahrzehnte später war eine andere als grüne Fassung für Hofequipagen undenkbar. Als im Jahr 1831 die Generalhofbaudirektion plante, einen seit längerer Zeit vom Hofmarstall entliehenen Dienstwagen gelb streichen zu lassen, wurde dies im Oberstallmeisteramt mit Befremden vernommen, „da doch sämtliche Hofwägen, und selbst diejenigen, die nicht zum Oberstallmeisterstabe gehören, bis nun dunkelgrün lakiert waren.“³⁰

Die neue Gleichförmigkeit der Hoffahrzeuge und die einheitliche grüne Lackierung mit Goldbeschnitt standen übrigens im Kontext allgemeiner Uniformierungstendenzen am Kaiserhof. So wurden etwa im Jahr 1814 für Staats- und für Hofbeamte neue Uniformen eingeführt, die aus dunkelgrünem Tuch bestanden, das je nach Funktion und Rang des Trägers mit unterschiedlicher Goldstickerei versehen war.³¹

28 HHStA, OStA, C, 101, Zl. 1905/ ex 1814, unfol., Oberstallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 24. Oktober 1814.

29 Von 27 in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1808 hergestellten Fahrzeugen waren acht grün, drei lichtgrün, einer stahlgrün, drei stahlgrün/schwarz, vier schwarz/grün, einer olivgrün/gelb, einer blau, einer lichtblau, einer grau/kirschrot und vier silbern gestrichen. Ebd., C, 81, Fasz. 9, unfol.

30 Ebd., B, 52, Zl. 2124/ex 1831, unfol., Oberstallmeisteramt an das Obersthofmeisteramt, Wien, 24. Juli 1831.

31 Georg J. KUGLER, Uniform und Mode am Wiener Hof; in: DERS./Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Des Kaisers

Während des Kongresses stellte der Kaiser den Kongressteilnehmern seinen rundum erneuerten Fuhrpark kostenlos zur Verfügung.³² Während die hochrangigen Gäste stets auf eine eigens für sie beordnete Equipage samt Personal zurückgreifen konnten, war es niederrangigen Personen immerhin möglich, bei Bedarf mittels Bestellschein einen Hofwagen anzufordern. Das Angebot galt rund um die Uhr, was für das Stallpersonal große Mühen bedeutete. In jeder der fünf Wagenschuppen versahen jeweils zwanzig Männer Dienst, die dafür zu sorgen hatten, dass die Fahrzeuge nach ihrer Rückkehr gereinigt und geschmiert wurden. Darüber hinaus mussten sie die Wagen auch auf augenfällige Schäden kontrollieren. Nur die Hälfte der Mannschaft durfte in der Nacht schlafen, die andere Hälfte war dazu angehalten, die Wagen bis Tagesanbruch wieder einsatzfähig zu machen. Die Kutscher waren einem engen Zeitkorsett unterworfen: Ein Wagen, der an eine innerstädtischen Adresse bestellt wurde, hatte innerhalb einer Viertelstunde an Ort und Stelle zu sein, während eine Adresse in der Vorstadt binnen 22 ½ Minuten angefahren werden musste. Hofkutschern, die diese Fristen nicht einhalten konnten, drohte eine Strafe. Obwohl es fallweise zu Engpässen und auch Missbräuchen kam, etwa durch Personen, die unbefugterweise Hofwagen bestellten oder Equipagen auf der Straße „abfingen“, ohne zuvor den erforderlichen Bestellschein abgegeben zu haben, scheint das Leihwagensystem des Wiener Hofes während des Kongresses gut funktioniert zu haben. Nach Ende des Kongresses bemerkte

teure Kleider. Festroben und Ornate, Hofuniformen und Livreen vom frühen 18. Jahrhundert bis 1918, Ausstellungskatalog, Kunsthistorisches Museum Wien, hg. v. Wilfried SEIPEL, Milano 2000, S. 31–75, hier S. 40–49; Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Vom „Mantelkleid“ zu Staatsfrack und Waffenrock. Anfänge und Entwicklung der Ziviluniform in Österreich; in: Elisabeth HACKSPEL-MIKOSCH/Stefan HAAS (Hg.), Die zivile Uniform als symbolische Kommunikation. Kleidung zwischen Repräsentation, Imagination und Konsumtion in Europa vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Stuttgart 2006, S. 81–97, hier S. 87–95.

32 Zum Folgenden ausführlich KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Der Kongress fährt, S. 17–18; DIES., Der Wiener Kongress Backstage. Ein logistisches Meisterwerk; in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHANER/Helene MAIMANN (Hg.): Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas, Wien 2014, S. 286–305, hier S. 296.

Oberstallmeister Trauttmansdorff resümierend gegenüber dem Kaiser: „Die täglich eingelaufenen Rapporte weisen mehr als 38.000 Dienstfahrten aus, welche die k. k. Hofställe auf schriftliches Begehren leisteten, ohne die beträchtliche Anzahl derjenigen, welche auf mündliches Begehren gegeben und nicht vorgemerkt wurden. Dieselben Wagen, dieselben Pferde mußten oft viermal des Tags zur Dienstleistung verwendet werden. Durch acht Monate bey Tag und Nacht ununterbrochen angestrenzter Dienstleistung hörte ich nie eine Beschwerde; sowohl die hohen fremden Herrschaften selbst, als auch ihr Gefolge äußerte[n] stets die vollkommenste Zufriedenheit mit Dienerschaft und Equipagen; schon dadurch war der Zweck der dießfällig gemachten Auslagen zum Theil erreicht.“³³

Zwei Festlichkeiten, die zu den gesellschaftlichen Höhepunkten des Wiener Kongresses zählten, nämlich eine am 22. Jänner 1815 veranstaltete Hofschlittenfahrt sowie eine Pirutschfahrt am 4. März 1815, bedeuteten für den Hofmarstall zusätzliche außerordentliche Kosten sowie die Notwendigkeit, neue, äußerst kostspielige Fahrzeuge herzustellen.³⁴ Vor allem die Schlittenfahrt, für die in kürzester Zeit insgesamt 28 Festgefährte hergestellt werden mussten, war für den Hofmarstall mit gewaltigen Kosten verbunden. Unter den Schlittenequipagen ragten zwei aufwendig gestaltete sogenannte „Imperialschlitten“ und zwei sogenannte „Königsschlitten“ heraus; erstere waren für die Kaiser von Österreich und Russland, letztere für die Könige von Dänemark und Preußen vorgesehen.³⁵ Zum Teil mussten für die Schlitten auch neue Pferdegeschirre samt Zu-

behör – wie etwa 14.000 feuervergoldete Schellen – angeschafft werden; darüber hinaus galt es auch, passende Uniformen und Livreen zu besorgen. Die Ausgaben für die Schlittenfahrt beliefen sich auf insgesamt 338.907 fl. 4 kr.³⁶ Wesentlich kostengünstiger war die mehrere Wochen später veranstaltete Pirutschfahrt, weil dafür die Kästen der neu angefertigten Schlittenequipagen verwendet und auch die Schlittengeschirre adaptiert werden konnten. Dennoch verursachte auch die Pirutschade immerhin noch Kosten in der Höhe von insgesamt 28.661 fl. 53 kr.³⁷

Die für den Wiener Kongress getätigten Ausgaben im Bereich des Hofmarstalls – insgesamt beliefen sie sich auf den erstaunlich hohen Betrag von 1,477.966 fl. 49 kr.³⁸ – hatten sämtliche Stallabteilungen in einen glanzvollen Zustand versetzt. Der Kaiser und sein Oberstallmeister zeigten sich hoch zufrieden über die erzielten Resultate und gaben den Kongressgästen mehrfach die Gelegenheit, den runderneuerten Marstall im Rahmen von sogenannten „Produktionen“ zu besichtigen. Der ersten dieser Veranstaltungen, die einen Bestandteil des reichhaltigen Fest- und Vergnügungsangebotes während der Kongressmonate bildeten, widmete Johann Baptist Skall, der zwischen 1813 und 1820 das Amt eines Kanzeldirektors des Oberstallmeisteramts versah,³⁹ in einem in den 1820er Jahren verfassten und für die Drucklegung bestimmten, jedoch nicht über das Manuskriptstadium hinausgekommenen Wer-

33 HHStA, OStA, C, 102, Zl. 130/ex 1816, unfol., Oberstallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Mailand, 8. Jänner 1816.

34 Für ausführliche Informationen zu Schlittenfahrt und Pirutschade siehe KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Der Kongress fährt, S. 30–35.

35 HHStA, OStA, C, 101, Zl. 2189/ex 1814, unfol., Oberstallmeisteramt, Wien, 25. Dezember 1814. Ebd., Zl. 405/ex 1815, unfol., Oberstallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 5. März 1815. Stiche der Wiener Kongressschlitten entfalteten eine große Breitenwirkung, die von München bis nach London reichte. Siehe dazu Rudolf H. WACKERNAGEL (Hg.), Staats- und Galawagen der Wittelsbacher. Kutschen, Schlitten und Sänften aus dem Marstallmuseum Schloß Nymphenburg, Stuttgart 2002, Bd. 1, S. 157–158, S. 167–168; Bd. 2,

S. 165–166, S. 176–178; KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Der Kongress fährt, S. 34, Abb. 19 und Abb. S. 65.

36 HHStA, OStA, C, 101, Zl. 267/ex 1815, unfol., Oberstallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Wien, 15. Feber 1815. Die detaillierten Abrechnungen der zahlreichen an den Vorbereitungen beteiligten Handwerker sind zu finden in: Ebd., C, 19, unfol.

37 Ebd., C, 101, Zl. 1073/ex 1815, unfol., Oberstthofmarschall Wilczek an Kaiser Franz I., Wien, 18. Juni 1815.

38 Ebd., C, 102, Zl. 130/ex 1816, unfol., Oberstallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Mailand, 8. Jänner 1816. Als Vergleich mag die Dotation des Oberstallmeisteramtes (samt der drei Hofgestüte Koptschan, Kladrub und Lipizza) für das Militärjahr 1821 dienen. Das bewilligte Budget inklusive außerordentlicher Zulagen betrug damals 426.052 Gulden (umgerechnet in die zur Zeit des Wiener Kongresses gültige Wiener Währung entspricht dies 1.090.130 Gulden).

39 Ebd., A, Bd. 1, S. 21. Ebd., C, Karton SR 104, Zl. 800/ex 1820, unfol.



Abb. 3: Balthasar Wigand, „In denen k. k. Stallung den 17. Dezember 1834.“ Gouache und Aquarell auf Papier, um 1834, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 500, 174, Bild zitiert nach: Monica KURZEL-RUNTSCHNEINER, *Der Kongress fährt. Leihwagen, Lustfahrten und Luxus-Outfits am Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, hg. v. Sabine HAAG, Wien 2014, S. 19.

kes über den Wiener Kongress eine ausführliche Schilderung.⁴⁰

Diese Vorführungen⁴¹ fanden in Anwesenheit von Kaiser Franz I. und den in Wien anwesenden Erzherzögen statt. Die hohen Gäste wurden von Oberststallmeister Graf Trauttmansdorff persönlich im vor dem Burgtor gelegenen Hofstallgebäude empfangen und zunächst durch die verschiedenen Pferdestallungen geführt, in denen die sorgfältig herausgeputzten, teils mit kostbaren Geschirren versehenen Tiere von dem in neue Galauniformen und -livreen gekleideten Stallpersonal vorgeführt wurden. Nach Besichtigung der Wagenremisen leitete der kaiserliche Oberststallmeister die Besucher in die Campagne-Reitschule, wo er höchstpersönlich verschiedene Lektionen der „Hohen Schule“ demonstrierte. Im Anschluss daran zeigten Reitknechte Hofpferde

in unterschiedlichen Gangarten, wobei mehrmals Pistolenschüsse abgegeben wurden, um zu veranschaulichen, dass sich die Tiere davon nicht ablenken oder gar scheu machen ließen. In der Zwischenzeit waren Kutschen mit Pferden bespannt und in einen der geräumigen Innenhöfe gefahren worden. Die Besucher nahmen nun auf mehreren vorbereiteten Sesseln Platz und ließen zahlreiche der erst kürzlich neu angeschafften Equipagen unterschiedlichster Art an sich vorüberziehen, so zum Beispiel einfache Dienst- und Kavalierrkaleschen, Jagdwagen, Leibpirutschen, Landauer, Leibstadtswagen mit Kutschbock oder Leibpostwagen, die vom Pferd aus gelenkt wurden. Den Abschluss bildeten die prächtigen Galawagen des 18. Jahrhunderts mit dem Imperialwagen als glanzvollen Höhepunkt. Einen visuellen Eindruck dieser Darbietungen gibt die Darstellung einer ganz ähnlichen Veranstaltung von 1834, bei der ebenfalls mehrere Fahrzeuge der Kongresszeit, unter anderem auch die kostbaren Schlitten, zum Einsatz kamen (Abb. 3).

Nach Beendigung der Wagnvorführung begab sich der Kaiser mit seinen Gästen in den ersten Stock des Stallgebäudes, wo sich die Hof-

40 ÖNB, Handschriftensammlung, Cod. Ser. n. 12158, 12159, 121560, hier Cod. Ser. n. 12160, T. 2, S. 214–233. Für den Hinweis auf diese Quelle danke ich Dr. Monica Kurzel-Runtscheiner.

41 Siehe dazu auch KURZEL-RUNTSCHNEINER, *Der Kongress fährt*, S. 18.



Abb. 4: Johann Gottlieb Prestel (?), *Kaiserschlitten im Paarweiszug mit reichem Schlittengeschirr und Hofkutscher im Winterpelz*, Öl auf Leinwand, um 1848/50, Wien, Kunsthistorisches Museum, Kaiserliche Wagenburg Wien, Inv.-Nr. Z 28. Die Identifizierung der Darstellung und die Zuschreibung an Prestel erfolgten durch Dr. Monica Kurzel-Runtscheiner, der ich für die Zurverfügungstellung dieser Informationen danken möchte.

gewehrhammer sowie die Reiche Sattelkammer befanden. In letzterer waren in mehreren Räumen⁴² verschiedenste Reit- und Zuggeschirre, Sättel, Schabracken und Waltrappen aufbewahrt. Im dritten Raum waren in großen Vitrinen die für die große Schlittenfahrt vom 22. Jänner 1815 teils adaptierten, teils neu hergestellten Geschirre der Imperial- und Königsschlitten auf hölzernen Pferdefigurinen ausgestellt.⁴³ Diese Objekte wurden somit bereits unmittelbar nach ihrer Verwendung als Erinnerungsgegenstände den in Wien weilenden

europäischen Fürsten und anderen interessierten Besuchern in prunkvollem Rahmen zur Schau gestellt.

Nach den Vorführungen im Hofmarstall äußerten sich die Monarchen Bayerns, Dänemarks, Preußens und Württembergs lobend über die kaiserliche Stallabteilung.⁴⁴ Besonders stolz waren Kaiser Franz I. und das für seinen Marstall verantwortliche Personal aber wohl über das Urteil des russischen Kaisers Alexander I., der nach dem Besuch in den Hofstallungen verkündete, „der Stall Seiner Majestät des Kaisers von Österreich sey dermal ohne Wiederrede der erste in Europa!“⁴⁵.

Oberststallmeister Trauttmansdorff versicherte Kaiser Franz I. zu Beginn des Jahres 1816, er wolle alle für den Kongress getätigten Anschaffungen sorgfältig aufbewahren, damit in Zukunft im Falle eines ähnlichen Großereignisses die Finanzen nicht erneut so stark belastet wür-

42 Eine ungewöhnlich detaillierte, von 1783 datierende Beschreibung der Reichen Sattelkammer des Kaiserhofes findet sich in Johann BERNOULLI, *Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten*, Bd. 13, Berlin, Leipzig 1784, S. 50–55.

43 ÖNB, Handschriftensammlung, Cod. Ser. n. 12160, T. 2, S. 228. Vgl. dazu auch die Beschreibung des sächsischen Posamentiers Heinrich Richter in Kurt MARHOLZ, *Ein Handwerksbursche zur Kongreßzeit in Wien. Reisebericht aus der Biedermeierzeit*, Wien 1962, S. 33. Zur Ausstellung der Schlittengeschirre in der Reichen Sattelkammer siehe auch HHSStA, OStA, C, Karton SR 101, Zl. 267/ex 1815, unfol.

44 ÖNB, Handschriftensammlung, Cod. Ser. n. 12160, T. 2, S. 232.

45 Ebd.

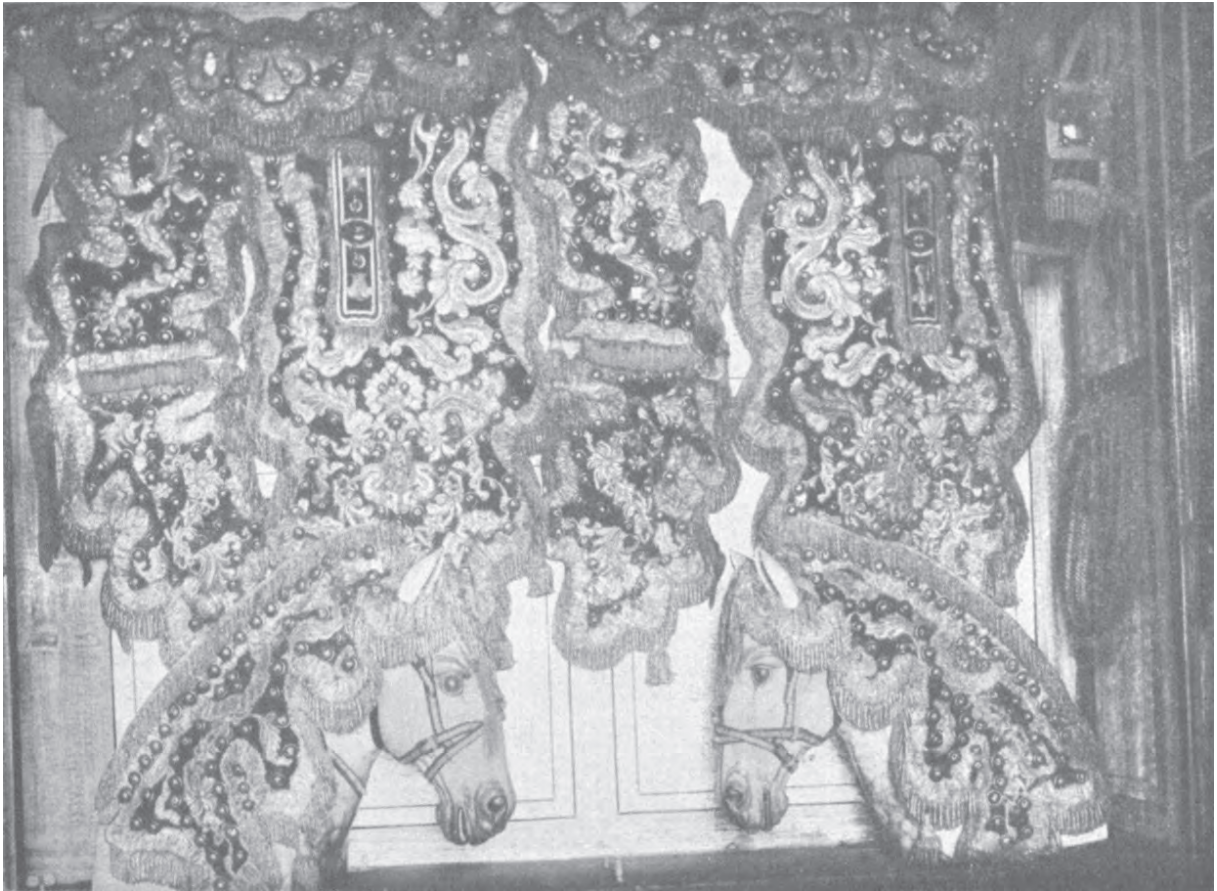


Abb. 5: Präsentation der Kongress-Schlittengeschirre in der Reichen Sattelkammer des Hofmarstalles, Aufnahme aus: Österreichs Illustrierte Zeitung, 3. Dezember 1905, S. 228.

den.⁴⁶ Tatsächlich haben sich heute von den damals hergestellten Fahrzeugen und deren Zubehör aber nur noch wenige Stücke erhalten.⁴⁷ Dies gilt auch für die kostbaren Kongressschlitten. Noch in den Jahren um 1850 wurde einer der Kaiserschlitten im Rahmen einer Serie von Darstellungen repräsentativer Equipagen des kaiserlichen Marstalls gemalt (Abb. 4). Aber schon wenige Jahre später, nämlich Anfang 1855, wurden die vierzig Jahre zuvor hergestellten und bis dahin in den Stallungen aufbewahrten Sitzkästen und

Kufen der zwei Kaisergalasschlitten, der beiden Königsgalasschlitten sowie des Galasschlittens des Oberstallmeisters abgebrochen. Das Holz an den Kufen war wurmstichig geworden und das darauf angebrachte Tuch- und Pelzwerk von Schaben völlig zerfressen.⁴⁸ Zwar wurden die reichen Spritzdecken und die Schellendecken auch weiterhin in der Reichen Sattelkammer aufbewahrt, sie konnten fortan jedoch nur noch in Vitrinen betrachtet (Abb. 5), aber keiner praktischen Verwendung mehr zugeführt werden.

46 HHStA, OStA, C, 102, Zl. 130/ex 1816, unfol., Oberstallmeister Trauttmansdorff an Kaiser Franz I., Mailand, 8. Jänner 1816.

47 Vgl. dazu KURZEL-RUNTSCHNEIDER, Der Kongress fährt, passim.

48 HHStA, OStA, B, Zl. 136/ex 1855, unfol. Vgl. auch Wien, Kunsthistorisches Museum, Kaiserliche Wagenburg, Inventar „Galla und Reiche Wägen, Schlitten, Trag-Sessel, Sänften“ (1839–1865), S. 27, Galawägen 1839, S. 27–35.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Abbildung nach: Georg J. KUGLER – Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, *Des Kaisers teure Kleider. Festroben und Ornate, Hofuniformen und Livreen vom frühen 18. Jahrhundert bis 1918*, Ausstellungskatalog, Milano 2000, S. 41.
- Abb. 2: Abbildung nach: *Die neuesten Wiener-Equipagen*, H. 1, Wien 1825, Wien, Kunsthistorisches Museum, Kaiserliche Wagenburg Wien, Sammlungsbibliothek.

Abb. 3: Abbildung nach: Monica KURZEL-RUNTSCHNEIDER, *Der Kongress fährt. Leihwagen, Lustfahrten und Luxus-Outfits am Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, hg. v. Sabine HAAG, Wien 2014, S. 19.

Abb. 4: Wien, Kunsthistorisches Museum, Kaiserliche Wagenburg Wien, Inv.-Nr. Z 28.

Abb. 5: *Österreichs Illustrierte Zeitung*, 3. Dezember 1905, S. 228.

Begegnungen und Begebenheiten. Johann Nepomuk Höchle und der Wiener Kongress im Mappenwerk „Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Franz’ I.“

Sabine Grabner

Die vielen Ansichten der diversen Veranstaltungen am Wiener Kongress, die Johann Nepomuk Höchle (1790–1835) gezeichnet und der Nachwelt überliefert hat, sind für uns heute ein bedeutendes Anschauungsmaterial – obwohl wir weit davon entfernt sind, dadurch auch nur eine annähernde Vorstellung vom Ausmaß der damaligen Pracht zu erlangen. Was Höchle dazu bewogen hat, diese Zeichnungen zu machen, ist unbekannt. Doch stand er am Beginn seiner Karriere – zur Zeit des Wiener Kongresses war er knapp 25 Jahre alt – und so ist es denkbar, dass er auf sich aufmerksam machen wollte, in der Hoffnung, mit einem lithografischen Institut ins Geschäft zu kommen, oder vielleicht sogar den Auftrag für ein Gemälde zu erhalten.

Interessant in diesem Zusammenhang ist seine Erkenntnis, dass vor allem die Herrscherrepräsentation dokumentiert werden soll. So nahm er mit Vorliebe an den offiziellen Ereignissen teil, hielt diese mit Feder und Pinsel fest und erreichte es tatsächlich, bei Hof bekannt zu werden. Es war Oberstkämmerer Rudolf Graf Wrbna-Freudenthal (1761–1823), der seine Hand fördernd über den jungen Künstler hielt und ihn nach dem Kongress an der einen oder anderen Hofreise teilnehmen ließ, doch davon später.

Im Zentrum der Betrachtungen steht ein lithografisches Mappenwerk, das die bedeutendsten Ereignisse im Leben Kaiser Franz’ I. veranschaulicht und in den frühen 1830er Jahren erschienen ist. Höchles Zeichnungen für diese Sammlung zählen auch heute noch zu seinen bekanntesten Arbeiten, denn die Auflage der Blätter war sehr hoch. Wie weit der Künstler seine im Umkreis des Wiener Kongresses gefertigten Studien hier einfließen lassen konnte, wird in der Folge zu sehen sein.

Die *Wiener Zeitung* nennt dieses Mappenwerk erstmals im September 1831.¹ Die Sammlung war ursprünglich mit 20 Blättern angekündigt gewesen und wurde nach dem Tod des Monarchen durch ein weiteres Blatt, das seine Beisetzung in der Kapuzinergruft zeigt, ergänzt.² Bei den Darstellungen handelt es sich um Lithografien in der Größe von circa 35 × 47 cm (leicht differierend). Unter den Bildern befinden sich der Titel der Sammlung, nämlich *Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Franz I. Kaisers von Oesterreich. apostol. Königs. / E VITA FRANCISCI I IMPERATORIS AUSTRIAE REGIS APOSTOLICI*, sowie der erklärende Titel des jeweiligen Bildthemas in deutscher und lateinischer Sprache. Die Zeitungseinschaltung nennt auch die Auftraggeber dieser Publikation: Es waren Alexius von Jordansky (1765–1840), Domherr von Gran (Esztergom) und seit 1830 Weihbischof von Tinnin, sowie Franz Xaver Seidemann (1781–1841), Abt der Stifte Heiligenkreuz und St. Gotthard (Szentgotthárd). Die Blätter konnten als geschlossene Sammlung pränummeriert, aber auch einzeln erworben werden, wobei eine Lithografie 1 Gulden

1 Die erste Ankündigung erfolgte in der *Wiener Zeitung* am 20. September 1831, S. 1214 – für diesen Hinweis danke ich Rainer Valenta vom Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Zu den *Hauptmomenten* siehe auch: Rainer VALENTA, Johann Nepomuk Höchle/Franz Wolf: „Hauptmomente aus dem Leben Sr. Majestät Franz I. [...]“, in: Thomas HUBER-FRISCHEIS/Nina KNIELING/Rainer VALENTA (Hg.), *Die Privatbibliothek Kaiser Franz’ I. von Österreich 1784–1835. Bibliotheks- und Kulturgeschichte einer fürstlichen Sammlung zwischen Aufklärung und Vormärz*, Wien, Köln, Weimar 2015, S. 472–483.

2 Das Blatt erschien 1836 und trägt, im Unterschied zu den anderen 20 Blättern den Titel *Schluß der Hauptmomente aus dem Leben* [...]. Die Ankündigung für dieses Blatt wurde am 5. März 1836 in der *Wiener Zeitung* geschaltet.

30 Kreuzer Conventions-Münze, ein koloriertes Blatt anfangs 5³ und wenig später 2 Gulden Conventions-Münze kostete.⁴

Die 21 Lithografien zeigen den Protagonisten zunächst als jungen Erzherzog und erst auf Blatt 3 und 4 seine Krönung zum römischen Kaiser und zum König von Ungarn. Die Stiftung des Leopoldordens im Jänner 1808 wird in dieser Serie ebenso thematisiert wie die kaiserliche Familie, das Kriegsgeschehen der napoleonischen Zeit, der Empfang 1819 bei Papst Pius VII. im Vatikan, sowie der Kaiser auf dem Totenbett und seine Bestattung in der Kapuzinergruft, von der bereits die Rede war. Eine zentrale Stellung im Leben Franz' I. und demzufolge auch in dieser Abfolge nehmen die Ereignisse rund um das Kongressgeschehen ein.

Die Vorzeichnungen zu diesen Blättern liegen heute in der Albertina.⁵ Es sind zügig gezeichnete Aquarelle, die sowohl die räumlichen Gegebenheiten als auch die Hauptfiguren klar umreißen. Der jeweilige Bildausschnitt ist umrandet, außerdem sind die Skizzen mit Bemerkungen versehen, die den Darstellungsinhalt näher benennen. Beim einen oder anderen Blatt finden sich handschriftliche Notizen für partielle Veränderungen, bisweilen auch der Vermerk von Datum und Ort der Entstehung. Das früheste Datum – 1830 – lässt darauf schließen, dass der Künstler spätestens in diesem Jahr mit der Ausführung beauftragt worden war.⁶

Die erwähnten Kommentare lassen ein enges Zusammenwirken von Auftraggeber und dem Zeichner Johann Nepomuk Höchle erkennen. Der in München geborene Höchle war noch als Kind nach Wien übersiedelt, studierte an der kaiserlichen Akademie die Landschaftsmalerei und bildete sich daneben zum Schlachtenmaler aus. Wichtig für den Werdegang des Künstlers war ferner dessen Vater, der k.k. Kammermaler Johann

Baptist Höchle (1754–1832), zumindest zeigen beide eine vergleichbare Neigung zur Reportage von historischen Ereignissen und die Fähigkeit, eine große Gruppe von Menschen überzeugend als Zeichnung wiederzugeben.⁷ Der Lithograf der Blätter, Franz Wolf, ist nur durch seine Arbeiten, nicht aber durch eine Biografie bekannt.⁸ Von seiner Hand stammt im Übrigen die Zeichnung von Blatt 4 der *Hauptmomente*, auf der die *Krönung Kaiser Franz II. zum König von Ungarn in Ofen 1792* zu sehen ist.⁹ Vom Auftraggeber, Bischof Alexius von Jordansky, ist überliefert, dass er über eine hohe Bildung verfügte, mehrere Sprachen beherrschte und die Übersetzung vieler bedeutender Bücher in die diversen Sprachen der Habsburgermonarchie veranlasste.¹⁰ Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass die Auswahl der *Hauptmomente* in den Händen Jordanskys lag, Höchle damit lediglich für die bildliche Umsetzung verantwortlich war.

Die Arbeiten in der Albertina werfen ein interessantes Licht auf die Zusammenarbeit von Künstler und Auftraggeber. So stimmen jene Zeichnungen, die die Zustimmung des Bestellers fanden,¹¹ auch mit der Druckausführung überein,

3 Wiener Zeitung, 20. September 1831, S. 1214.

4 Dieser Preis wird erstmals am 5. Dezember 1833 in der Wiener Zeitung, S. 1124, genannt.

5 Wien, Albertina, Inv.-Nrn. 22672–22688 und 22690–22694 – diese Vorzeichnungen waren bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts im Besitz der Fideikommissbibliothek, vgl. VALENTA, Höchle, S. 472.

6 Diese mit 1830 datierten Zeichnungen betreffen die ersten beiden Blätter der *Hauptmomente: Belagerung von Belgrad 1789* (Inv.-Nr. 22691) und *Besuch im Feldspital bei Lugoj 1789* (Inv.-Nr. 22692, beide Albertina Wien).

7 Zu Höchle siehe Sabine GRABNER, Johann Nepomuk Höchle – Geschichtsbild und Zeitreportage, in: Agnes HUSSLEIN-ARCO/Sabine GRABNER/Werner TELESKO (Hg.), *Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, Belvedere, Wien, München 2015, S. 270–279 (mit weiterführender Literatur). Zugleich sei auf die Dissertation von Rainer VALENTA an der Wiener Universität hingewiesen, die den Titel „Bilder aus der Zeit des Wiener Kongresses als Medien der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit(en)“ (2017) trägt und Johann Nepomuk Höchles Werk behandelt.

8 Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler. Von der Antike bis zur Gegenwart, hg. v. Ulrich THIEME u. Felix BECKER, Bd. 36, Leipzig 1992, S. 196.

9 Das Blatt ist unten links bezeichnet mit „F. Wolf del.“. Der Bezeichnung in der rechten unteren Ecke gemäß wurde die Zeichnung von Johann Höfelich lithografiert.

10 Nekrolog, in: Der Adler. Allgemeine Welt- und National-Chronik, Unterhaltungsblatt, Literatur- und Kunstzeitung für die Österreichischen Staaten, hg. v. Anton Johann GROSS-HOFFINGER 3/53 (1840), 2. März 1840, S. 421; Constantin von WURZBACH, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, Bd. 10, Wien 1863, S. 267–268.

11 Blatt 3, *Die Krönung als römischer Kaiser zu Frankfurt 1792*, entstand „nach dem Bild meines Vaters zu Laxenburg“, also Johann Baptist Höchles, wie die Beschriftung auf der Vorzeichnung anzeigt (Wien, Alber-

was bedeutet, dass der erste Entwurf sogleich dem Lithografen zur Übertragung auf den Stein übergeben wurde. Bei einigen Blättern des Mapenwerkes zeigen sich jedoch Unterschiede zu den vorbereitenden Aquarellen. Dabei handelt es sich meist um die Wiedergabe von Zeremonien, an denen der Auftraggeber augenscheinlich selbst teilgenommen hatte und deren Erscheinungsbild er korrigiert haben wollte, wie er sie eben in Erinnerung hatte. Das interessanteste Beispiel dafür befindet sich auf der Rückseite der zeichnerischen Vorlage für Blatt 18, das die *Segnung von Kronprinz Ferdinand durch seinen Vater Kaiser Franz I.* zeigt, bevor Ferdinand zum ungarischen König gekrönt wird.¹² Mit Bleistift ist hier eine Skizze der räumlichen Gegebenheiten im Altarraum des Doms von Preßburg niedergelegt, welche mit der genauen Angabe, wo wer gesessen oder gestanden ist, ergänzt ist. Während zumeist nur eine einzige Studie für die Lithografie erhalten ist, existieren für diese Szene zwei Blätter,¹³ wobei die Lithografie die Summe aus diesen beiden Aquarellen ist. In Anbetracht der lebendigen, unkonventionellen Erzählweise, die Höchles Zeichnungen sonst charakterisiert, ist der Bildaufbau sowohl in diesem Blatt wie auch in den meisten anderen Darstellungen der *Hauptmomente* traditionell. Der Betrachter wird selten in die Erzählung einbezogen, und das Geschehen selbst erscheint wie auf einer Bühne oder durch einen Guckkasten gesehen. Es ist offensichtlich, dass Höchle seine Ausführungen hier an den Wunsch des Auftraggebers anpasste. Augenscheinlich bevorzugte dieser jenen Darstellungsmodus, der bereits im 18. Jahrhundert, zur Zeit Maria Theresias, in diversen Medien herausgebildet worden war und welcher in der Folge von der Reproduktionsgrafik aufgenommen wurde, worunter bahnbrechend

die reportagehaften Blätter von Hieronymus Löschenkohl (1753–1807) zu nennen sind.¹⁴

Doch scheint es, dass Höchle diesem traditionellen Bildaufbau nicht immer zustimmen wollte. Möglicherweise schwang er sich bei der Darstellung von Blatt 9 mit der *Siegesmeldung nach der Völkerschlacht bei Leipzig 1813* ein erstes Mal dazu auf, seine eigene Gestaltungssprache einzubringen, immerhin existieren dazu zwei Vorzeichnungen, die der Datierung zufolge beide im Februar 1832 entstanden sind. Beide Male sind die drei Monarchen am Feldherrenhügel zu sehen, das eine Mal auf ihren Pferden sitzend und dem heranreitenden Feldmarschall Schwarzenberg entgegensehend,¹⁵ das andere Mal in eben der Gestalt, wie wir sie auch von Johann Peter Krafft kennen,¹⁶ also die Botschaft vom Sieg über Napoleon stehend in Empfang nehmend.¹⁷ Gemäß dem Wunsch des Auftraggebers wurde die zweite Fassung lithografiert. Im Übrigen zeigt Höchle, im Gegensatz zu Krafft, die Gruppe der Monarchen auf der linken Bildseite vereint, zudem sind seine Hauptfiguren tiefer im Raum positioniert, wodurch weite Teile des Schlachtfelds mit der brennenden Stadt Leipzig dahinter erkennbar sind.

Eine modernere Auffassung im Bildaufbau zeigt schließlich Blatt 10, das den *Einzug von Kaiser Franz I. in Paris 1814* thematisiert.¹⁸ So ist hier am vorderen Bildrand eine zusätzliche Ebene eingezogen, auf der Vertreter aus dem Volk zu sehen sind, die sich ungezwungen miteinander unterhalten, Soldaten in ein Gespräch verwickeln

tina, Inv.-Nr. 22682). Die Worte: „Diese Skizze ist eine Copie nach meinem seeligen Vater, die Kaiserliche Familie vorstellend“ begleiten die Vorzeichnung zu Blatt 6 (Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22686). Diese genannte Zeichnung von Höchle sen. befindet sich ebenfalls in der Albertina (Inv.-Nr. 22684).

12 Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22678r und 22678v (mit erklärender Skizze). Die Zeichnung ist nicht datiert.

13 Das zweite Aquarell zu Blatt 18 der *Hauptmomente* ist datiert mit 1833 und befindet sich ebenfalls in Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22690r.

14 Siehe dazu: Walter KOSCHATZKY (Hg.), Maria Theresia und ihre Zeit. Zur 200. Wiederkehr des Todestages, Ausstellungskatalog, Schloß Schönbrunn, Wien 1980; Werner TELESKO, Geschichtsraum Österreich. Die Habsburger und ihre Geschichte in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts, Wien, Köln, Weimar 2006; Barbara PRACHAR, Zeremonienbilder aus der Werkstatt Martin van Meytens, ungedr. Dipl.-Arb., Wien 2006; Werner TELESKO, Bildreporter der Tagespolitik, in: Monika SOMMER (Hg.), Hieronymus Löschenkohl. Sensationen aus dem alten Wien, Sonderausstellung des Wien Museums, Wien 2009, S. 74–91; Werner TELESKO, Maria Theresia. Ein europäischer Mythos, Wien, Köln, Weimar 2012.

15 Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22677.

16 U. a. in Wien, Heeresgeschichtliches Museum, Inv.-Nr. BI 13.439, entstanden 1817.

17 Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22680.

18 Wien, Österreichische Nationalbibliothek (kurz: ÖNB), Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 187,11.



Abb. 1: Johann Nepomuk Höchle, *Der Einzug Kaiser Franz' I. in Wien am 16. Juni 1814*, Blatt 11 der *Hauptmomente* [...], Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 187,11.

oder dem vorbeireitenden Kaiser zujubeln. Vordergrundfiguren in Rückenansicht sind seit jeher ein fixer Bestandteil bei Darstellungen von Krönungszügen oder Erbhuldigungen und stehen als *partes pro toto* für die Untertanen. Höchle setzte seine Gestalten aber als Repoussoir ein, in Anlehnung an die Zeichnungen, die er im Juni 1814 vom feierlichen Einzug des Kaisers in Wien gefertigt hatte – allerdings hier noch ohne Raffinesse.

Während bisher nur von den für das Mappenwerk gestalteten Neuschöpfungen gesprochen wurde, also von Zeichnungen, die Höchle entsprechend dem Wunsch des Auftraggebers gefertigt hatte, beschreitet der Künstler in den nun folgenden Darstellungen andere Wege, denn endlich war es ihm möglich, auf seine eigenen, zur Zeit des

Kongresses gezeichneten Darstellungen zurückzugreifen.

Auf der Basis eben dieser Zeichnungen ist im Blatt 11, das *Kaiser Franz I. bei seinem Einzug in Wien am 16. Juni 1814* (Abb. 1) zeigt, endlich der Versuch geglückt, Haupt- und Nebenakteure räumlich miteinander zu verweben – streng genommen kehrt sich hier die Situation sogar ins Gegenteil, denn wiewohl der Kaiser auf seinem Pferd das inhaltliche Zentrum der Darstellung ist, entwickelt sich die Kraft derselben allein aus dem beteiligten Volk.¹⁹ Die damit einhergehende Dynamik lässt diese Szene zur wohl unkonven-

¹⁹ Vgl. Sabine GRABNER, *Das Volk als Stimmungsträger und der Einzug Franz' I. im Juni 1814 in Wien*, in: HUSS-



Abb. 2: Johann Nepomuk Höchle, Einzug Kaiser Franz' I. in Wien am 16. Juni 1814, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 2992.

tionellsten Abbildung im gesamten Mappenwerk werden.

Es sind mehrere Zeichnungen dieses feierlichen Einzugs von Höchles Hand erhalten, worunter drei Aquarelle ohne Zweifel am 16. Juni 1814 vor Ort entstanden sind.²⁰ Dankenswerterweise erfasste der Künstler auf diesen Blättern das Geschehen von verschiedenen Seiten, sodass auch das Aussehen der vom Architekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816) gestalteten Triumphpforte besser erkennbar wird, wie überhaupt die örtliche Situation vor der Stadtmauer im Bereich der Kärntnertore. Nebenbei sei bemerkt, dass auch andere Künstler dieses Ereignis gezeichnet und später als Grafik verbreitet haben, so etwa Johann Josef Schindler (1777–1836). Doch zeigt keines dieser Blätter den Einzug des Kaisers in der Form, wie wir ihn bei Höchles Ent-

wurf für die *Hauptmomente* sehen, also in Seitenansicht und parallel zur Bildfläche.²¹

Dafür griff Höchle auf eine Darstellung zurück, die er bald nach dem Ereignis, also unmittelbar nach dem 16. Juni 1814, gezeichnet hatte (Abb. 2).²² Auf einer Fläche von circa 94 × 130 cm, also auf sehr breitem Format, hat der Künstler die Summe aus allen Eindrücken und Skizzen vereint, die er am Tag des feierlichen Einzugs gesammelt hatte. Für die zeitliche Nähe zum Festakt, also für eine Entstehung des Blattes im Jahre 1814, sprechen das vergleichbar lebendige Auftreten der Agierenden, worunter etwa die Gruppe der Halbstarken zu nennen ist, die auf die Rampe vor der Triumphpforte klettert, um von da aus besser sehen zu können. Ein weiterer Beweis mag die Ähnlichkeit in der Kombination diverser Figurengruppen sein, ebenso die für diese Zeit charakteristische Mode.

LEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 143–151.

20 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nrn. Pk 502,11 und Pk 502,10, sowie Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22671.

21 Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22674.

22 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 2992.



Abb. 3: Johann Nepomuk Höchle, *Das Militärfest am 18. Oktober 1814 im Prater*, undatiert, Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, HZ 12828.

Von ähnlicher Gestaltung ist das riesige Wandbild im Vorraum des Audienzimmers in der Hofburg von Johann Peter Krafft. Das Gemälde wurde 1828 fertiggestellt, also sieben Jahre vor dem Entstehen der Lithografie der *Hauptmomente* und zeigt ebenfalls den *Einzug Kaiser Franz' I. am 16. Juni 1814*.²³ Der direkte Vergleich mit Höchles 1814 entstandener Gouache lässt die Wirkungsmächtigkeit von letzterer nicht übersehen. Es ist nicht bekannt, für welchen Anlass Höchle dieses Blatt ausgeführt hat, allerdings mag ihm bereits damals eine offizielle Verwendung vorgeschwebt haben, denn er ging marktorientiert vor: So fügte er schon hier im Hintergrund die für Wien charakteristischen Bauten wie Karlskirche, Schwarzenbergpalais, Kirche der Salesianerinnen und Oberes Belvedere in Form eines Panoramas ein und verankerte damit den Ort des Geschehens im Stadtbild²⁴ – was im Übrigen später dann auch

Krafft aufgegriffen hat und danach in Blatt 11 der *Hauptmomente* ein weiteres Mal anzutreffen ist.

Als ein regelrechter Rückschritt muss in diesem Zusammenhang die Darstellung auf Blatt 12 verstanden werden.²⁵ Der Ort, an dem Kaiser Franz I. am 25. September 1814 die beiden Monarchen aus Russland und Preußen empfing, ist eindeutig als Tabor charakterisiert: Links ist das Mauthaus zu sehen, im Hintergrund die Silhouette von Wien. Der Bildaufbau selbst wirkt, ähnlich den eingangs erwähnten Darstellungen, streng konstruiert und bühnenmäßig aufbereitet. Die Hauptfiguren stehen vorne auf einer dreieckigen Fläche und sind von den Begleitern ähnlich einer Mauer umgeben. Das kraftlose Handeln der Akteure zeigt unverkennbar, dass Höchle diese Situation nicht selbst erlebt hatte und sie nach Erzählungen schilderte. Außerdem ist vom Ereignis selbst keine Zeichnung von seiner Hand überliefert, die diese Vermutung widerlegen könnte.

Der Vergleich dieses Blattes mit den Darstellungen von Szenen, die Höchle vor Ort skizzieren

23 Marianne FRODL-SCHNEEMANN, Johann Peter Krafft 1780–1856, Wien, München 1984, WV-Nr. 148.

24 Vgl. dazu das Panorama der Vorstadt bei Johann Ziegler, *Aussicht vom Glacis gegen St. Karolikirche, Belvedere und Fürstl. Schwarzenberg. Garten*, 1780, Wien Museum, Inv.-Nr. 64.244.

25 *Hauptmomente*, Blatt 12: *Empfang der verbündeten Monarchen in Wien am 25. September 1814*, 1833, ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 187,12.



Abb. 4: Johann Nepomuk Höchle, *Einzug Kaiser Franz' I. und Kaiserin Maria Ludovika am 31. Oktober 1815 in Venedig*, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 3007.

konnte, macht ersichtlich, wie sehr der Künstler das Gesehene in seinen Arbeiten reflektierte, beziehungsweise wie gewandt er war, Bewegung und Aktion von Menschenmassen zu veranschaulichen. Ein herausragender Beweis dafür sind die beiden großen Blätter vom sogenannten „Prater-“ oder „Militärfest“ am 18. Oktober 1814. Beide Zeichnungen führen den Blick von jeweils der anderen Seite auf das Lusthaus im Prater hin,²⁶ und beide Darstellungen sind darauf ausgerichtet, die Situation so anschaulich wie möglich zu beschreiben. Das Aquarell mit der Ansicht von Nordwesten rückt die Verköstigung der Veteranen an den langen, strahlenförmig um das Lusthaus aufgestellten Tischen ins Zentrum (Abb. 3). Die farbliche Gestaltung ermöglicht naturgemäß die räumliche Durchdringung und erleichtert es, die Figurengruppen in der Menschenmenge voneinander zu unterscheiden. Dieses ist dagegen bei der unkolorierten Federzeichnung auf dem anderen Blatt, auf dem das Lusthaus von Südosten dargestellt ist, erschwert. Inmitten des zahlreichen Publikums bewegt sich der Zug der Regimenter nach links hin zum Donauarm. Das Blatt 13 der

Hauptmomente,²⁷ das dieses Ereignis zum Thema hat, schildert die Begutachtung des kunstvollen Arrangements von erbeuteten Fahnen und Trophäen durch die Monarchen auf der Simmeringer Heide. Es scheint, dass dem Auftraggeber die Darstellung dieses Triumphzugs repräsentativer und effektvoller erschienen war und dass die Situation auch durch die zugprostenden Soldaten am Tisch entsprechend geschildert ist.

Dieser Gruppe von Zeichnungen, die von Höchle für einen offiziellen Anlass gedacht waren, ist eine weitere Darstellung zuzuzählen, die in diesem Zusammenhang bislang noch nie Erwähnung gefunden hat: Es handelt sich dabei um das *Defilee des Kürassierregiments Konstantin vor den Kaisern Franz I. und Alexander I. im Wiener Prater*.²⁸ Das Ereignis fand am 18. April 1815 statt, das Regiment verließ im Anschluss an diese Parade die Kaiserstadt in Richtung Belgien. Die Szene bezieht sich demnach auf eine den Wienern damals vertraute Situation, denn nahezu täglich war in den Zeitungen von aus der Kaiserstadt abziehenden Regimentern zu lesen. Letztlich ist

26 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv.-Nrn. HZ 12828 und HZ 12827.

27 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 187,13.

28 Ebd., Inv.-Nr. Pk 270,11.

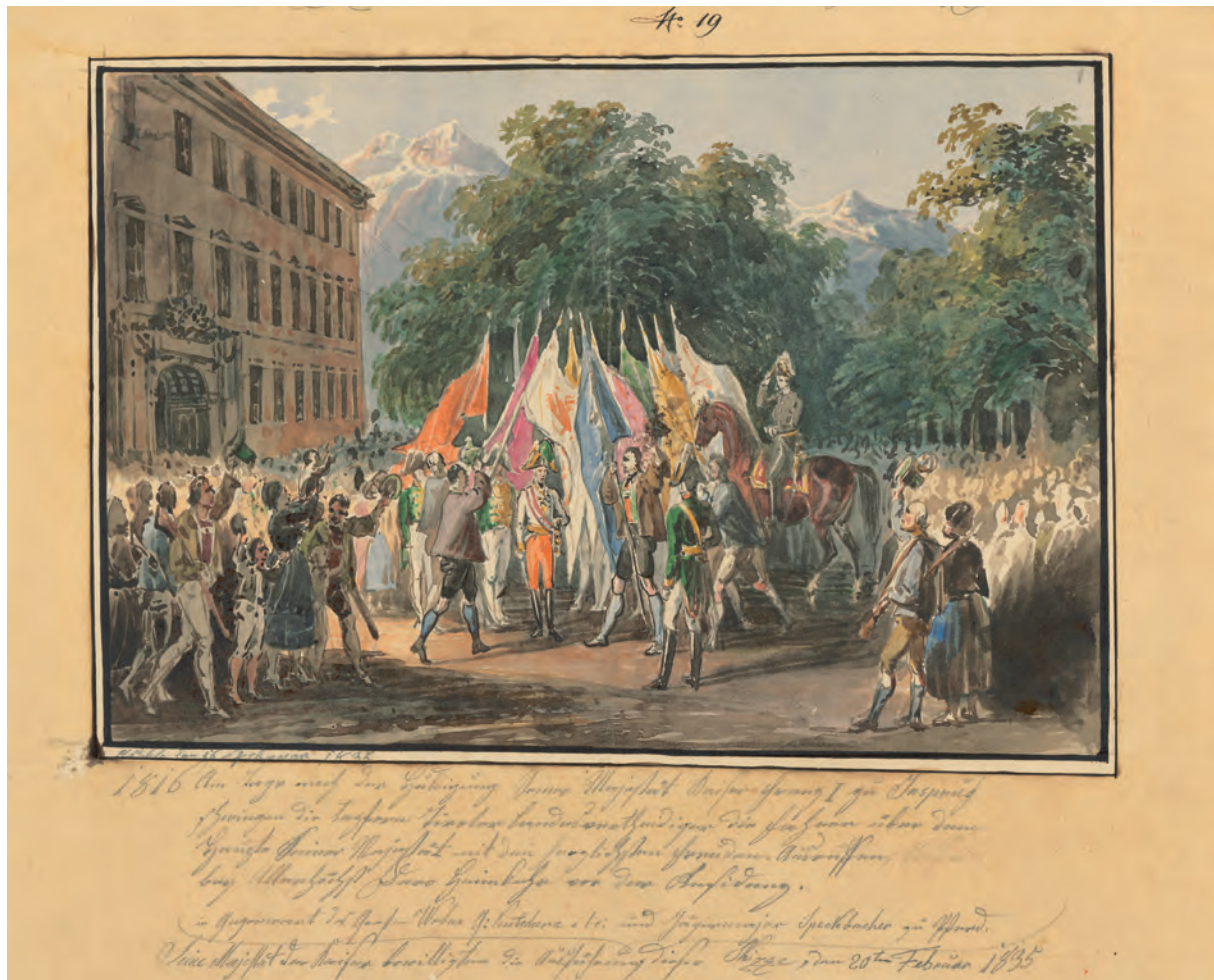


Abb. 5: Johann Nepomuk Höchle, *Erbhuldigung in Tirol 1816*, Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22672.

diese Darstellung ein Zeugnis vom ausklingenden Kongress.²⁹

Höchle erlangte augenscheinlich mit diesen Blättern, ebenso mit den Zeichnungen von den höfischen Festen, den Hofbällen oder der Hofschlittenfahrt,³⁰ auch in höheren Kreisen Aufmerksamkeit und fand im bereits genannten Oberstkämmerer Graf Wrbnas einen Förderer, der ihm sein ganzes Leben lang gewogen bleiben sollte. Wrbnas Beistand war es zu danken,

dass Höchle im Juni 1815 mit den Truppen nach Belgien reisen und die Schlacht von Waterloo beobachten durfte. Die Skizzen der Soldaten, die sich auf unwegsamen Saumpfadern ihren Weg bahnten,³¹ dienten dem Künstler später als Vorlage für die Komposition sowohl des großformatigen Ölgemäldes *Die verbündeten Heere, Kaiser Franz I. von Österreich mit dem Kronprinzen Ferdinand an der Spitze, überschreiten im Juli 1815 die Vogesen*,³² als auch für Blatt 14 der *Hauptmo-*

²⁹ Die Datierung 23. April bezieht sich vermutlich auf die Fertigstellung des Blattes. Tatsächlich fand diese Parade am 18. April 1815 statt. Siehe dazu auch *Friedensblätter 1815*, Nr. 47, 20. April 1815, S. 188.

³⁰ Siehe dazu Katharina LOVECKY, *Höfische Feste des Wiener Kongresses in zeitgenössischen Schilderungen*, in: HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 318–329.

³¹ Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. 4981a, sowie Wien, Albertina, Inv.-Nr. 35649.

³² 1822–1828, Wien, Belvedere, Inv.-Nr. 3099, als Leihgabe im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien.

mente mit dem Titel *Übergang Kaiser Franz' I. über die Vogesen 1815*.³³

Es dauerte nicht lange, ehe Wrba den jungen Höchle ein weiteres Mal auf Reisen schickte – und so bot sich diesem im Herbst 1815 wieder die Gelegenheit, eine Volksszene zu schildern: Das Blatt, das für eine Zeichnung wiederum ein ungewöhnlich großes Format hat, illustriert den feierlichen *Einzug Kaiser Franz' I. und Kaiserin Maria Ludovika am 31. Oktober 1815 in Venedig* (Abb. 4).³⁴ Wie beim kaiserlichen Festzug in Wien im Juni 1814 zeigt der Künstler auch hier die Hauptdarsteller inmitten einer Vielzahl von Schaulustigen, was die Szene durch ein wogendes Neben- und Hintereinander belebt. Gemessen an den vorhin beobachteten Wienern verhalten sich die Venezianer aber reserviert und beschränken sich aufs Beobachten. Höchle wählte, um den festlichen Akt in seiner ganzen Dimension schildern zu können, die sogenannte Kavalierspersione von einem leicht erhabenen Standplatz aus. Auf diese Weise werden auch die pompös ausgestatteten Prachtgondeln, in denen die hohen Gäste das Ufer erreicht haben, ins Blickfeld gerückt, außerdem werden die Tribünen auf der Piazzetta vor den königlichen Gärten sichtbar, wie auch Santa Maria della Salute und sogar Il Redentore auf der Giudecca.

Im Vergleich zu dieser festlichen und eindrucksvollen Skizze ist die ausgeführte Lithografie auf Blatt 15 der *Hauptmomente* nüchtern.³⁵ Das Ambiente ist auf die signifikanten Bauwerke reduziert und konzentriert das Geschehen auf den Baldachin, unter dem das kaiserliche Paar, begleitet von Fürst Metternich und dem Gouverneur von Venedig, Peter Graf Goëss, sowie zahlreichen weiteren hohen kirchlichen und weltlichen Würdenträgern der Markuskirche entgegenschreitet. Die ursprünglich große Zahl der Zuschauer ist nun auf eine kleine Gruppe in Form eines Drei-

ecks im Schatten des Dogenpalastes zusammengeschmüpft.

Doch sollte nicht dieses Werk meine Erörterungen beschließen, das im Grunde genommen das Beispiel für die Korruption eines guten Entwurfes ist. Vielmehr soll noch einmal Höchles herausragende Beobachtungsgabe hervorgestrichen werden, ebenso seine Fähigkeit, die Bedeutsamkeit einer Situation zu erkennen:

Es handelt sich um Blatt 16,³⁶ das die Situation vor dem Landhaus in Innsbruck am 30. Mai 1815 zeigt, als Kaiser Franz I. nach der Huldigung der Stände Tirols vom Volk als großer Befreier gefeiert wurde. Da es sich um die Darstellung einer nicht offiziellen Situation handelt, und diese noch dazu sehr unkonventionell geschildert ist, ist anzunehmen, dass sie Höchle selbst erlebt hat. Diese Vermutung ergibt sich aus der erklärenden Inschrift auf der vorbereitenden Zeichnung (Abb. 5): „1816 Am Tage nach der Huldigung seiner Majestät Kaiser Franz I. zu Insprug [!] schwingen die tapferen Tiroler Landesvertheidiger die Fahnen über dem Haupte Seiner Majestät mit den herzlichsten Freuden-Ausrufen bey Allerhöchst Dero Heimkehr vor der Anfidung [...]“³⁷ vor allem aber aus der abschließenden Bemerkung: „Seine Majestät der Kaiser bewilligten die Ausführung dieser Skizze, dem 20. Februar 1835“.³⁸ Die bildliche Schilderung dieses außerprotokollarischen Huldigungsaktes bedurfte demzufolge der allerhöchsten Erlaubnis, welche dem Künstler zehn Tage vor dem Tod des Kaisers von eben demselben erteilt wurde.

Es handelt sich dabei im Übrigen um eine der letzten Arbeiten Höchles. Auch er sollte das Todesjahr des Kaisers nicht überleben, denn er starb kurz vor Weihnachten, am 22. Dezember 1835. Das letzte Blatt der *Hauptmomente*, das die feierliche Bestattung von Kaiser Franz I. in der Kapuzinergruft zeigt, erschien im März 1836.³⁸ Entsprechend einer Zeitungsnotiz vom 5. dieses Monats hat der Maler „die Skizze an Ort und Stelle gezeichnet“ und das Bild „noch kurz

33 Die Vorstudie dazu in der Wiener Albertina, Inv.-Nr. 22694, ist ohne Datum. Der Bezeichnung zufolge befindet sich Kaiser Franz I. in Begleitung u. a. von Kronprinz Erzherzog Ferdinand, Oberstkämmerer Graf Wrba und Fürst Metternich.

34 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 3007.

35 *Hauptmomente*, Blatt 15: *Einzug von Kaiser Franz I. und Kaiserin Maria Ludovica in Venedig 1815*, 1835, ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 187,15.

36 *Hauptmomente*, Blatt 16: *Erbhuldigung in Tirol 1816*, 1835, ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 187,16.

37 Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22672. Das Blatt ist mit 1835 datiert.

38 *Hauptmomente*, Blatt 21: *Die Beisetzung Kaiser Franz' I. in der Kapuzinergruft*, 1836, ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Inv.-Nr. Pk 187,21.

vor seinem Tod vollendet.“³⁹ Im Andenken an den Zeichner wurde dessen Porträt schließlich „von seinem Freunde dem Herrn Franz Wolf, nachträglich dem Bilde eingeschaltet“.⁴⁰

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 187,11.
Abb. 2: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 2992.
Abb. 3: Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, HZ 12828.
Abb. 4: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 3007.
Abb. 5: Wien, Albertina, Inv.-Nr. 22672.

³⁹ Wiener Zeitung, 5. März 1836, S. 297.

⁴⁰ Ebd.

Der *ephemere* Kongress. Fest- und Erinnerungskultur nach dem Ende Napoleons zwischen Siegestaumel und Harmoniesucht

Gernot Mayer

1814 avancierte Wien für kurze Zeit zum politischen und kulturellen Zentrum Europas. Der episodische Charakter des Wiener Kongresses fand seine Entsprechung in ephemeren Dekorationen und Architekturen, die für flüchtige Veranstaltungen – Paraden, Bälle und Redouten¹ – entstanden waren. Vom Feuerwerk bis zu Festaufbauten sind sämtliche Kategorien ephemerer Kunst während des Wiener Kongresses dokumentiert.² Selbst das Trauergerüst war mit dem Katafalk für König Ludwig XVI. nach Entwurf von Charles Moreau damals präsent.³ Mit Leinwand, Holz und Gips galt es, vorhandenen Raum neu zu gestalten oder in einigen Fällen diesen erst zu schaffen. Obgleich nur für kurze Dauer bestimmt – im Fall des Feuerwerks gar nur wenige Augenblicke sichtbar – erhielten viele dieser vergänglichen Kunstwerke zumindest ideellen Bestand. Ob durch Darstellungen in Kupferstichen und Gemälden⁴ oder

durch deren Nennung und Beschreibung in den zahlreich überlieferten Erinnerungen und Briefen dieser Tage.

Der Triumphbogen

Das erste ephemere Großaufgebot fand lange vor der Eröffnung des eigentlichen Kongresses statt, im Rahmen des feierlichen Einzugs von Kaiser Franz in Wien im Juni 1814.⁵ Erschwert wurden die Vorbereitungen für dieses Ereignis dadurch, dass sich der Kaiser sowie wichtige Mitglieder des Hofstaats im Frühjahr dieses Jahres noch in Paris befanden, wo die Alliierten Ende Mai den Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichneten.

Aufgebrachte Briefe des in Wien verbliebenen Obersthofmeisters Fürst Trauttmansdorff an seinen Sohn in Paris zeigen, unter welchem enormen Zeitdruck damals gearbeitet werden musste. Die ganze Stadt – so Trauttmansdorff im April – sei in Aufruhr, alles erwarte hier die Rückkehr des Kaisers. Der Wiener Magistrat quäle ihn ohne Ende wegen dessen Vorkehrungen für den triumphalen Einzug, alle planen prächtige Illuminationen anzubieten und auch er selbst wolle sein Palais mit zahllosen Lichtern schmücken. Ausgaben scheue er hierbei keine, denn diese Gelegenheit sei einmalig: Zu glücklich sei man, dieses glückselige

1 Zur Festkultur des Wiener Kongresses zuletzt: Brian E. VICK, *Der Kongress tanzt und arbeitet trotzdem. Festkultur und Kabinettpolitik*, in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHANER/Helene MAIMANN (Hg.), *Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas*, Wien 2014, S. 268–285; Agnes HUSSLEIN-ARCO/Sabine GRABNER/Werner TELESKO (Hg.), *Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15*, Ausstellungskatalog, Belvedere, Wien, München 2015 (v. a. Katharina LOVECKY S. 318–320, Elisabeth HILSCHER S. 287–290).

2 Allgemein zur Thematik: Werner OECHSLIN/Anja BUSCHOW, *Festarchitektur. Der Architekt als Inszenierungskünstler*, Stuttgart 1984.

3 Vgl. Brian E. VICK, *The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon*, Cambridge, London 2014, S. 59–65.

4 Eben aufgrund der Kurzlebigkeit dieser Kunstwerke waren deren Auftraggeber oft – in einer „Art Denkmalpflege des Ephemereren“ (Michael Diers) – um deren Dokumentation in dauerhaften Medien bemüht. Vgl. Michael DIERS, *Ewig und drei Tage. Erkundungen des Ephemereren – zur Einführung*, in: DERS. (Hg.), *Mo(nu)-*

mente. Formen und Funktionen ephemerer Denkmäler, Weinheim 1993, S. 3–10.

5 Zum Einzug von Kaiser Franz siehe: Sabine GRABNER, *Das Volk als Stimmungsträger und der Einzug Franz' I. im Juni 1814 in Wien*, in: HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 143–151; Werner TELESKO, *Der „Karlsplatz“ als Ort historischer Festzüge. Botschafter, Prinzen und Monarchen*, in: Elke DOPPLER/Christian RAPP/Sándor BÉKÉSI (Hg.), *Am Puls der Stadt. 2000 Jahre Karlsplatz*, Ausstellungskatalog, Wien 2008, S. 106–113, S. 357.

Zeitalter erleben zu dürfen, auf das man nicht einmal mehr zu hoffen wagte.⁶

Aus den Zeilen des Obersthofmeisters spricht das Lebensgefühl dieser Tage. Auf seiner ganzen Heimreise wurde Kaiser Franz laut zeitgenössischer Berichterstattung von jubelnden Mengen begeistert empfangen.⁷ Joseph Rossis *Denkbuch für Fürst und Vaterland*⁸ schildert die Reise von Paris nach Wien als regelrechten Triumphzug, bei dem der Kaiser mit Ehrenbögen oder Festbeleuchtungen etwa in Braunau, Wels oder Enns gefeiert wurde.⁹ Das Frontispiz des ersten Bandes dieser Publikation zeigt den Triumphbogen, der im Auftrag der Stadt Wien entstanden war, das wohl am besten dokumentierte ephemere Bauwerk dieser Zeit. Entworfen wurde dieser Ehrenbogen von Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg – entsprechende Planzeichnungen haben sich unter den Akten des Obersthofmeisters erhalten¹⁰ –, mit dem die Stadt Wien im ständigen Dialog um die Konzeption ihrer Festaufbauten stand.¹¹

Am 16. Juni war es endlich soweit: Kaiser Franz zog in Wien ein und wurde vor Hohenbergs Ehrenbogen vom Bürgermeister und einer großen Volksmenge empfangen. Dieses Massenergebnis wurde in Form von Grafiken, aber vor allem durch Johann Peter Kraffts später entstandenes Historienbild ikonisiert. Neben diesen Bildquellen gewinnen wir aus zeitgenössischen Beschreibungen – etwa aus der detaillierten Schilderung Rossis¹² – Auskunft über das Aussehen des Triumphtors. Die den ephemeren Ehrenbogen bekrönende vollplastische Skulpturengruppe zeigte ein Reiterstandbild des Kaisers, das von Personifikationen der *Bürgertreue* und der *Austria* flankiert wurde. Die Rechte des Kaisers war jedoch nicht – wie etwa bei dem berühmten Marc Aurel Reiterbildnis – im Gruß- oder Besänftigungsgestus erhoben, sie hielt auch nicht – wie bei vielen frühneuzeitlichen Beispielen – einen Feldherrenstab oder ein Schwert, sondern einen Palmzweig. Dass dieser nicht als Siegeszeichen, sondern als Symbol des Friedens zu verstehen war, verdeutlichte die Inschrift an der Schauseite des Monuments: „Er kehrt aus fernem Land / Des Friedens goldnen Zweig / In segnenreicher Hand“¹³. Neben Trophäen an der Fassade wies allein ein kleines Detail des Giebelreliefs auf der weniger prominenten stadtseitigen Fassade – wenn auch dezent – auf den militärischen Konflikt hin, der dem hier zu feiernden Frieden vorausgegangen war: Ins rechte Eck gedrängt, schlägt Herkules mit seiner Keule auf ein römisches Feldzeichen, das zweifellos als *aigle de*

6 „[...] on ne sauroit regretter les depenses qu'on fait a cette occasion unique; trop heureux d'avoir survécu a cette époque heureuse, qu'on n'a pourroit presque plus esperer.“ Wien, Österreichisches Staatsarchiv (kurz: OeStA), AVA, FA Trauttmansdorff, K. 302, Fürst Trauttmansdorff an seinen Sohn, 21. April 1814.

7 Lulu Thürheim beschreibt dieses Ereignis geradezu als Manifestation einer Massenhysterie: die „Rückkehr des Kaisers hat alle verrückt gemacht“, Gräfin Lulu THÜRHEIM, *Mein Leben*, hg. v. René van RHYN, Bd. 2, München 1923, S. 80.

8 Joseph ROSSI, *Denkbuch für Fürst und Vaterland*, Bd. 1, Wien 1814.

9 Zum Festapparat in Enns vgl. Hermann SCHMIDL, *Triumphpforte an der Ennsbrücke für Kaiser Franz I. (1814)*, in: *Mitteilungen des Museumvereines Lauriacum-Enns* 28 (1990), S. 39–41.

10 Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (kurz: HHStA), *Neuere Zeremonialakten*, K. 318, 15/58 ex 1814, ad Nr. 1337, Vortrag Fürst Trauttmansdorff, 28. März 1814. Zu diesen Blättern siehe Epi SCHLÜSSELBERGER, *Der Wiener Kongreß*. 1. September 1814 bis 9. Juni 1815, *Ausstellungskatalog*, Wien 1965, S. 211 und TELESKO, *Der „Karlsplatz“*, S. 357.

11 „Le magistrat s'est déjà mis a l'aise sur cela, apres m'avoir questionné 50 fois sur le quand et le comment de l'arrivée de L'Emp[ereur], ils ont pris leur parti, et batisent des arcs de triomphe ou bon leur semble, mais heureusement ou bons nous semble aussi, d'apres les idées que nous avons, sans quoi il auroit fallu les arrettes, comme il a déjà fallu les arrettes sur le facon de battre, et les proportions, car l'entrée du Kärntner Thor et les deux ports, qui sont rendus tres etroits par les echaffaudages

[...]“, OeStA, AVA, FA Trauttmansdorff, K. 302, Fürst Trauttmansdorff an seinen Sohn, 28. Mai 1814. In einem ikonografischen Detail dürfte der Hof der geldgebenden Stadt widersprochen haben. Trägt eine der Statuen auf Hohenbergs Portal-Entwurf noch eine Mauerkrone und war folglich als Personifikation der Stadt Wien konzipiert, wandelte sich diese später in die allgemeingültigere *Austria*.

12 „Das in der Mitte angebrachte große Thor hatte 13 Schuh in der Weite, und war von 16 Säulen, jede 2 Schuh dick, umgeben, welche das Hauptgesims und das obere Staffelfwerk unterstützten. Oben stand die Statue des triumphierenden Kaisers zu Pferde, mehr als in Lebensgröße, mit zwey symbolischen Figuren, die Bürgertreue und Austria, welche den Zügel des Pferdes hielt, vorstellend. In den Zwischen-Colonnen waren besondere Bogen und Cabinette für die Musik angebracht [...]“, ROSSI, *Denkbuch*, S. 58–59.

13 EBD., S. 59.

drapeau Napoleon vertritt. Im Zentrum der Komposition huldigt der siegreiche Herkules hierauf einer Büste des Kaisers, die von einem Genius mit einem Lorbeerkranz bekrönt wird.

Dass Franz nicht – wie auf einem Triumphbogen eigentlich zu erwarten wäre – als siegreicher Feldherr oder Kriegsheld wiedergegeben wurde, nicht als Triumphator sondern als Pacificator, ist wohl seinem unmilitärischen Image geschuldet, dem Faktum, dass er das Schlachtfeld stets gescheut und vor Napoleon geflohen war. Abgesehen davon folgte die ikonografische Programmatik des feierlichen Einzugs – wie auch die des folgenden Wiener Kongresses – einer anderen Logik: Es galt, den errungenen Frieden zu feiern und den Bund der Siegermächte sowie die Einheit ganz Europas zu inszenieren.

Diese Parole wurde von der kriegsmüden Wiener Bevölkerung offensichtlich vernommen, jedenfalls entsprachen ihr geradezu sämtliche Festdekorationen und Illuminationen, mit denen dem zurückgekehrten Kaiser gehuldigt wurde. Durch alle gesellschaftlichen Gruppierungen hindurch beteiligten sich die Einwohner Wiens an diesem Spektakel: von der Greißlerin oder dem Zuckerbäcker bis zum Fürsten, von der griechisch-orthodoxen bis zur jüdischen Gemeinde. Die Dekorationen – teils einfache Transparente, oftmals aber aufwendig illuminierte Fassaden – kreisten dabei stets um dieselben Themen. Neben der immer wiederkehrenden Huldigung an Kaiser Franz als Friedensbringer und Landesvater zielten sie vor allem auf die Eintracht der Alliierten Preußen, Russland und Österreich ab. Innerhalb sämtlicher Dekorationen gab es jedoch eine markante Leerstelle: der besiegte Feind. Der Name desjenigen, der Jahre des Krieges und abertausende Tote zu verantworten hatte, war offensichtlich tabu gewesen. Nur Erzherzog Maximilian d'Este wagte bei der Dekoration seines Palastes durch das Transparent von Franz Caucig *Herkules erschlägt die Hydra* einen direkten – wenngleich symbolischen – Verweis auf den Unaussprechlichen (Abb. 1).¹⁴ Erzherzog Maximilian gehörte zu jener Fraktion des Adels, die den Korsen zutiefst verachtet und die politische Anbiederung an Frankreich stets abgelehnt hatte. Wenn Maximilian – der 1796 mit seiner Familie vor den napoleonischen Truppen

aus Mailand geflohen war und 1809 auf verlore-nem Posten versucht hatte, Wien vor den französischen Truppen zu verteidigen – Herkules die Hydra erschlagen ließ, so meinte dies Vergeltung.

Das Feuerwerk

Am 29. September 1814 erhellte ein prächtiges Feuerwerk den nächtlichen Himmel über Wien. Der Kunst- und Lustfeuerwerker Kaspar Stuver hatte für dieses Spektakel am Vorabend des Wiener Kongresses alles aufgeboten, was seine Trickkiste ihm bot und sein Feuerwerkgerüst im Prater gar verdoppeln lassen.¹⁵ Dieses Feuerwerk war bereits Teil der frühesten Konzepte für den feierlichen Rahmen des Wiener Kongresses. Schon im Jänner 1814 übermittelte Fürst Metternich Obersthofmeister Trauttmansdorff die entsprechenden Vorstellungen des Kaisers, wobei zu diesem Zeitpunkt der Kongress noch für den Sommer geplant war.¹⁶ In diesem frühen Konzept finden sich viele der später tatsächlich realisierten Veranstaltungen, etwa das Jahnsche Volksfest oder die Feier in der Orangerie von Schönbrunn und als neunter Punkt das große Feuerwerk im Prater.

Das Feuerwerk vom 29. September bestand aus sechs sogenannten „Fronten“. Die erste gewährte einen „Blick in die Zukunft“, die zweite beschwor „das künftige Glück Europas“ herauf, die weiteren sollten „Europens Völker-Dank“ wie ein „Sinnbild der Eintracht“ vorstellen.¹⁷ Die Hauptdekoration aber – „diese in ihrer Art und Größe noch nie gesehene Feuerwerks Dekoration“ – stellte ein „Triumph-Monument“ für die Befreier Europas dar. Im Zentrum dieses leuchtenden Denkmals war ein großer Triumphbogen zu sehen, dessen reicher allegorischer Apparat – von Lorbeerkränzen bis zu Genien und Trophäen – das gesamte Repertoire der Triumphal-Ikonografie ausschöpfte. Das zentrale Siegestor wurde von zwei Tempeln „im grossen architektonischen

¹⁵ Zur Geschichte der Stuver und des Wiener Feuerwerks vgl. Alexandra REININGHAUS, *Feuermärchen und Festkondukte. Die k. u. k. Lustfeuerwerkerei in Wien vom Biedermeier zur Belle Epoque*, in: Georg KOHLER (Hg.), *Die schöne Kunst der Verschwendung. Fest und Feuerwerk in der europäischen Geschichte*, Zürich, München 1988, S. 143–160.

¹⁶ HHStA, *Neuere Zeremonialakten*, K. 318, 1814, 15/57.

¹⁷ Vgl. Programmzettel, Wienbibliothek, I.N. 32115.

¹⁴ Siehe Beschreibung und Tafel ROSSI, *Denkbuch*, S. 64.

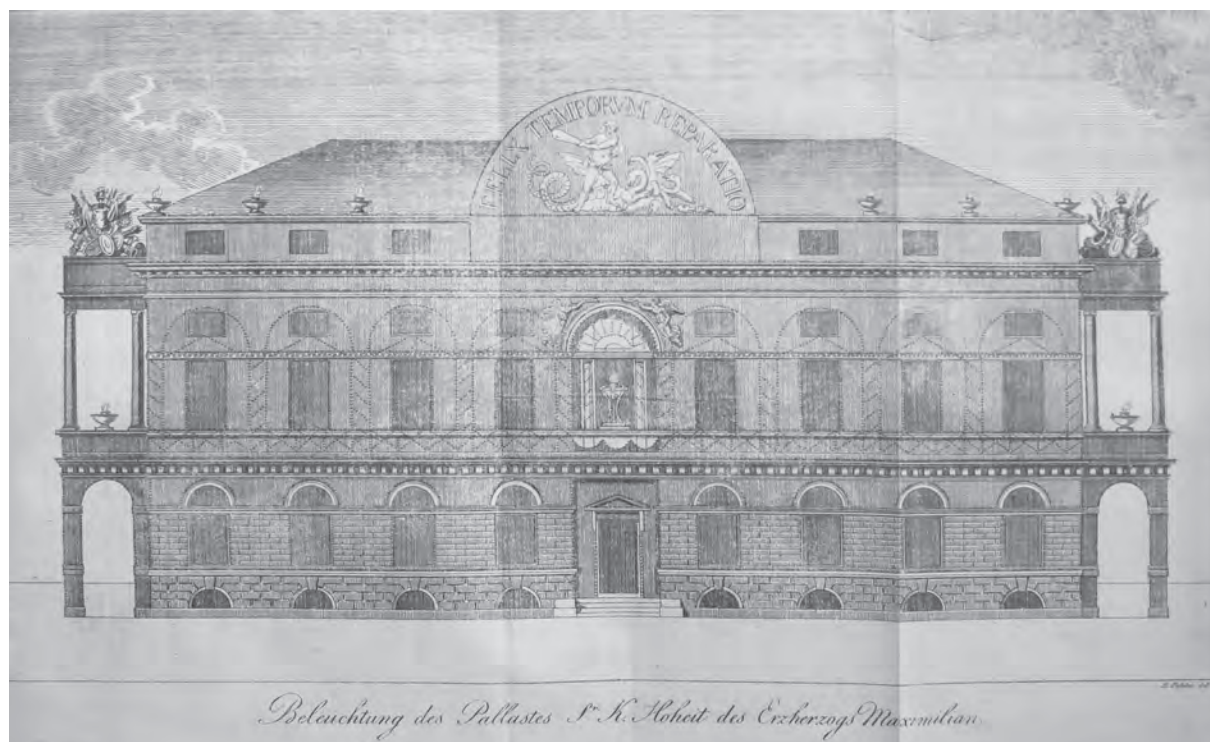


Abb. 1: Luigi (Alois) Pichl, Festdekoration des Palastes von Erzherzog Maximilian d'Este, Kupferstich, 1814, aus: Joseph Rossi, *Denkbuch für Fürst und Vaterland*, Bd. 1, Wien 1814, Taf. 2, Aufnahme Gernot Mayer.

Styl“ flankiert: die Tempel Germaniens und Galliens. Im vielleicht vergänglichsten Medium ephemerer Kunst sollte dieses Fanal des nun folgenden Kongresses dessen politisches Konzept zum Ausdruck bringen: Einträchtig danken in dieser leuchtenden Vision Deutschland und Frankreich ihren Befreiern. Gemeinsam triumphiert Europa über einen namenlosen Widersacher – ausschließlich Sieger, keine Besiegten.

Dass diese Botschaft durchaus offiziellen Charakter hatte und von höchster Stelle sanktioniert war, bezeugt die finanzielle wie personelle Unterstützung Stuwers durch den Hof.¹⁸ Zudem stammte der Entwurf für die Hauptdekoration des Feuerwerks (Abb. 2) von Louis de Remy, dem Direktor der k.k. General-Hofbaudirektionskanzlei.¹⁹

18 Zur finanziellen und personellen Unterstützung siehe HHStA, OMeA, K. 207, 1814, 3223, Schreiben Trauttmansdorffs, 5. Nov. 1814.

19 Wien, Albertina, Architektursammlung (kurz: AS), Mappe 56, Umschlag 43, Az 5361. Dieses undatierte, bislang nicht identifizierte Blatt der Albertina entspricht geradezu wörtlich dem Feuerwerk-Programm. Der Elsässer Louis (auch Ludwig) Remy (1776–1856) war neben Charles Moreau der am meisten beschäftigte Archi-

Beschwor die projektierte Dekoration mit den ebenbürtigen Tempeln Galliens und Germaniens eine Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa – erklärtes Ziel von Metternich am Wiener Kongress –, so sorgte ein „arger Mißgriff“ jedoch für den prompten Einsturz dieses Luftschlosses: „Durch eine unbegreifliche Sorglosigkeit“ – berichtete damals die Zeitschrift *Hesperus* – „stand auf Germaniens Tempel nicht Germaniae, sondern gleichlautend mit der linken Aufschrift Galliae. So war also auf beiden Tempeln letztere Etikette in schönstem

tekt während des Wiener Kongresses. Er entwarf etwa zahlreiche Festdekorationen aus Anlass der Rückkehr des Kaisers: Illuminationen für Adelspaläste, die Hofburg (Albertina, AS, M. 56, U. 43/44) oder das Niederösterreichische Landhaus. Letztgenannte Dekoration ist bemerkenswert, da sie die später tatsächlich realisierte neue Fassade des Gebäudes in ephemerer Form bereits antizipierte. In der Literatur teils falsch bezeichnet (Anton EGGENDORFER/Wolfgang KRUG/Gottfried STANGLER (Hg.), *Altes Landhaus*. Vom Sitz der niederösterreichischen Stände zum Veranstaltungszentrum, Wien 2006, S. 243), bestätigt eine entsprechende Entwurfszeichnung der Albertina (Az 8215) die Autorenschaft von Remy.

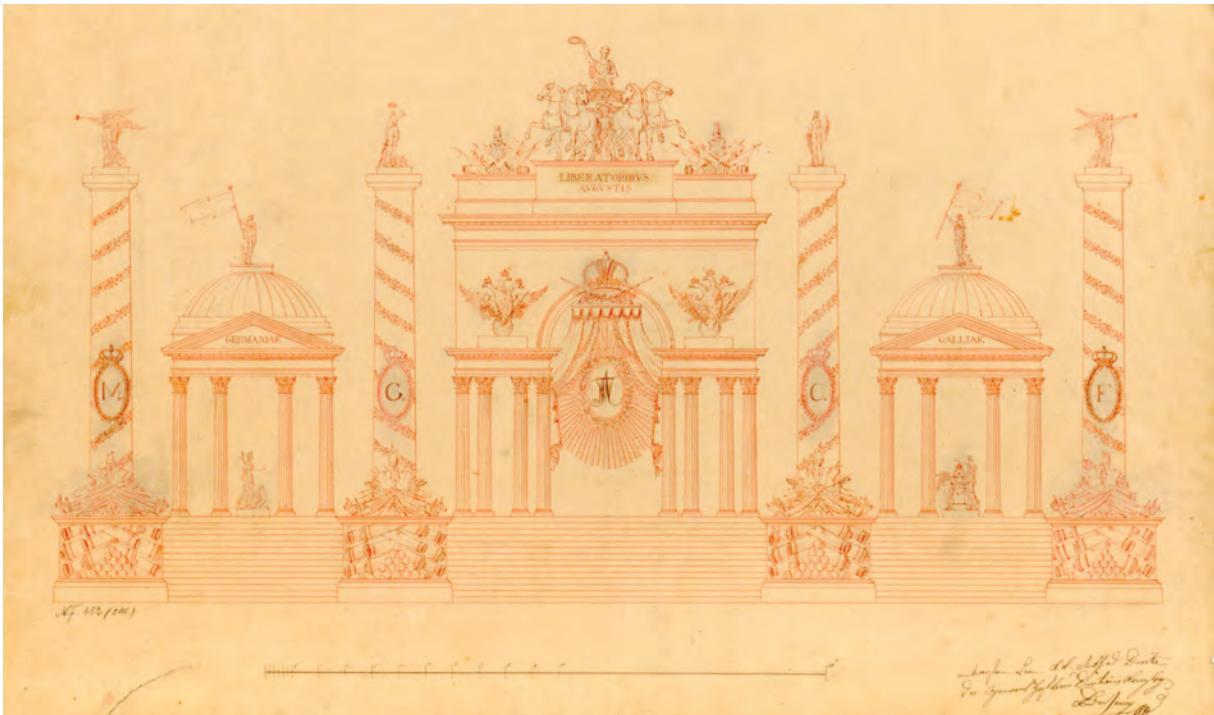


Abb. 2: Louis de Remy, Entwurf für Stuwers Feuerwerk am 29. September 1814, Kreide- und Federzeichnung, 1814, Wien, Albertina, Architektursammlung, Az 5361.

Brillantenfeuer angebracht.“²⁰ Geriet somit das ideologische Programm des Wiener Kongresses ins Wanken, noch bevor dieser begann, reagierten die Zuseher „ganz gleichgültig“²¹ auf diesen Fauxpas. Viele der Gäste waren ohnehin an keinen politischen Botschaften interessiert gewesen. Elise von Bernstorff etwa, war nur gekommen um „zu gaffen“, wie sie selbst eingesteht, wobei ihr Blick nicht dem Feuerwerkgerüst galt, sondern auf die Zuschauertribüne gerichtet war, denn „das Aufsteigen der Raketen verbreitete ein so großes Licht, daß wir die vornehmsten Gäste nach Herzenslust beschauen konnten“²².

Der Ballsaal

Im Oktober 1813 forderte die sogenannte Völkerschlacht von Leipzig etwa 100.000 Tote. Der Jahrestag dieses blutigen Ereignisses, der in vielen Orten Europas mit Gedenkfeiern begangen wurde, fand erst äußerst spät Aufnahme in den dicht gefüllten Veranstaltungskalender des Wiener Kongresses. Waren in dem bereits zitierten frühen Konzept vom 15. Jänner 1814 etwa ein Hofball, eine Redoute oder ein Karussell vorgesehen, so kein einziges militärisches Fest. Auch als der Wiener Kongress vom Sommer in den Herbst verschoben wurde und nun das Jubiläum der Schlacht in die Verhandlungsphase fiel, scheint der Hof diesem Datum keine Bedeutung beigemessen zu haben. Erst knapp vor dem Jahrestag ergriff Feldmarschall Fürst Schwarzenberg die Initiative und bat den Kaiser um die Erlaubnis, eine entsprechende Gedenkfeier veranstalten zu dürfen.²³ Innerhalb kürzester Zeit mussten nun

20 Hesperus. Ein Nationalblatt für gebildete Leser 1 (1815), S. 1. Vgl. VICK, Congress of Vienna, S. 39–40.

21 Friedrich August von Staegemann (3. Oktober 1814): „[...] auf einer Säule rechts stand Gallia, auf der andern links wiederum Gallia, da auf der andern Germania hätte brennen sollen. Man war aber ganz gleichgültig dazu.“, zit. n. Hedwig von OLFERS, Ein Lebenslauf, Bd. 1, Berlin 1908, S. 226.

22 Elise von BERNSTORFF, Aus ihren Aufzeichnungen, Bd. 1, Berlin 1897, S. 184.

23 Siehe Brief Schwarzenbergs vom 15. Oktober 1814 an seine Frau: „Der Kaiser hat mir etwas spät die Bewilligung erteilt, ein grosses militärisches Fest zum Andenken der Schlacht von Leipzig zu bereiten, ich bin nun in der vollen Arbeit, es soll etwas einziges werden“,

die Vorkehrungen zu diesem „religiösen und militärischen Freudenfest“²⁴ im Prater getroffen werden, das am 18. Oktober abgehalten wurde und manchem als die schönste Veranstaltung des gesamten Wiener Kongresses in Erinnerung blieb.²⁵ Als besonders gelungen empfanden viele die aufwendigen ephemeren Dekorationen: Erbeutete französische Fahnen und Waffen zierten das Lusthaus im Prater, waren zu einer hohen Trophäenpyramide zusammengefügt oder bildeten die Geländer eigens errichteter Brücken.

Am Abend desselben Tages lud Fürst Metternich zu einem bereits seit langem geplanten Ball in sein Gartenpalais am Rennweg. Schon die Zeitgenossen erkannten, dass es sich hierbei um eine Gegenveranstaltung handelte.²⁶ So notierten damals die *Friedensblätter*: „War der Tag dem Kriege und den Kriegern gewidmet gewesen, so gehörte symbolisch der Abend dem Frieden; und war namentlich Fürst Schwarzenberg der Held und Repräsentant des Tages gewesen, so musste es für den friedlichen Abend, der Held des Kabinetts, Fürst Metternich seyn. [...]“²⁷ Der Antagonismus zwischen Militär und Diplomatie, der aus diesen Zeilen spricht, verbindet sich mit einem Konflikt, der eben an diesem Abend zwischen Zar Alexander und Fürst Metternich ausgebrochen war. So soll – laut Erzherzog Johann – der russische Kaiser zu Gastgeber Metternich gesagt haben: „Die

Diplomaten bestimmen und wir Soldaten müssen sich dann zu Krüppeln schießen lassen“²⁸.

Die ersten Hinweise für die Planung eines großen Festes finden sich bereits im April 1814 in der Korrespondenz von Metternich.²⁹ Damals noch in Paris, bat er seine Frau, bei dem Architekten Charles Moreau³⁰ Entwürfe für das Fest zu beauftragen: Moreau solle jedoch im großen Maßstab planen – „sur une belle échelle“ – denn schließlich bezahle ja alles der Hof.³¹ Moreau nahm Metternichs Anweisung wörtlich und plante weit mehr als simple Festdekorationen.³² Zu seinen Ideen zählte etwa die Errichtung eines russischen Dor-

in: Karl Philipp von SCHWARZENBERG, Briefe des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg an seine Frau, 1789–1816, hg. v. Karl Friedrich NOVAK, Wien, Leipzig 1913, S. 408.

24 Wiener Kongreßtagebuch 1814/1815. Wie der Rechnungsbeamte Matthias Franz Perth den Wiener Kongreß erlebte. Eingel., hg. u. komm. von Franz PATZER (Veröffentlichungen aus der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Bd. 8 = Wiener Schriften, Bd. 50) Wien, München 1981, S. 56.

25 Vgl. Karoline PICHLER, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, hg. v. Emil Karl BLÜMML, Bd. 2, München 1914, S. 30. Auch Perth berichtet begeistert, dass er dieses Fest, das in „solcher Größe und solcher Pracht gewiß nie mehr gefeyert werden wird“, „wonnetrunken“ verlassen habe. Wiener Kongressstagebuch, S. 59.

26 Lulu Thürheim notierte, dass „Metternich im Gegensatz zu dem Feste des Sieges ein Fest des Friedens dem Hofe und der Stadt in seinem Palast“ gegeben habe. THÜRHEIM, Mein Leben, S. 108.

27 Friedensblätter, Nr. 52, 29. Oktober 1814, S. 216.

28 „[...] da hatte der russische Kaiser einen Strauß mit Metternich. Er sagte ihm, die Diplomaten bestimmen, und Wir Soldaten müssen sich dann zu Krüppeln schießen lassen für sie; das verdroß den Anderen; dann merkte der russische Kaiser, daß ich es gehört, und wiederholte es; ich schwieg, weil die anderen dabei standen, aber zuletzt sagte ich, daß es leider wahr sei, und daß die Herrn uns oft nur als bloße Werkzeuge ihrer Grillen betrachten und Blut wenig berechnen.“, Aus dem Tagebuche Erzherzog Johann von Oesterreich, 1810–1815, hg. v. Franz Xaver KRONES, Innsbruck 1891, S. 178–179.

29 „Quand il sagira de donner des fêtes – ce ne sera jamais qu’au mois de Juin & dans la 2^e moitié [...] – j’en donnerai un au jardin qui pourra devenir charmante.“, Prag, Národní archiv (kurz: PNA), Rodinný archiv Metternichů (RAM), Acta Clementina (AC), 12-1, 12/34, fol. 84–88, Metternich an seine Frau, 28. April 1814.

30 Zu dem während des Wiener Kongresses vielbeschäftigten Architekten Charles Moreau: Stefan KALAMÁR, Daten zu Leben und Werk des Pariser Architekten Charles Moreau zwischen 1760 und 1803, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 55/4 (2001), S. 459–485 und Richard H. KASTNER, Der Architekt Karl (Charles) Moreau, in: Wiener Geschichtsblätter 69/4 (2014), S. 277–304.

31 „[...] qu’il [Charles Moreau] pense également aux détails d’une fête – que je donnerai au mois de Juillet au jardin & qui devra avoir lieu sur une belle échelle car c’est la Cour qui la payera.“, PNA, RAM, AC 12-1, 12/34, fol. 93–96, Metternich an seine Frau, 12. Mai 1814. Tatsächlich sollte dieses Fest dem Hof teuer zu stehen kommen. Zu den Spesenabrechnungen Metternichs, die von Trauttmansdorff teils auch hinterfragt wurden: HHStA, OMeA, K. 214, 1815. Vgl. Karin SCHNEIDER, Von „Pracht, Eleganz, Ordnung“ und „größtmöglicher Oekonomie“. Die Kosten des Wiener Kongresses, in: HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), Europa in Wien, S. 307–310, hier S. 309.

32 „[...] puisque l’Empereur en faisant tous les frais il importait peu, qu’ils se montassent à quelques milliers de florins de plus“, PNA, RAM, AC, 8, 8/41, fol. 189–191, Moreau an Metternich, 18. Jun. 1814.



Abb. 3: Charles Moreau, Entwurf für das „Russisches Dorf“ im Garten des Palais Metternich, Zeichnung, 1814, Prag, Národní archiv, Aufnahme Gernot Mayer.

fes im Garten des Fürsten (Abb. 3). Die Häuser dieses *Village Russe* sollten zum Teil real aus Holz gebaut, zum Teil aber nur – wie bei einer Theaterkulisse – perspektivisch gemalt werden.³³ Laut einer undatierten Programmschrift des Metternichschen Festes war bei diesem Dorf eine „petite scène champêtre“ geplant: Männer, Frauen und deren Kinder – „tous en Costume Russe“ – sollten hier die Rückkehr des (russischen?) Kaisers feiern und schließlich in einen Chor einstimmen. Ob diese folkloristische Szenerie verwirklicht und das russische Dorf tatsächlich errichtet wurde, ist ungewiss, findet dieser Programmpunkt doch in den Beschreibungen des tatsächlich stattgefundenen

Festes keine Erwähnung.³⁴ Auch das von Moreau geplante „Amphitheater“, das an ein Gewächshaus im Metternichschen Garten hätte angebaut werden sollen, wird in diesen Berichten nicht genannt. Möglicherweise hatte Metternich aufgrund des kurz zuvor von Fürst Schwarzenberg initiierten Prater-Festes umdisponiert, die Konzeption seiner Feier – die auch Bezüge zur Schlacht von Leipzig beinhaltet hätte – abgeändert und war auf seine ursprüngliche Idee zurückgekommen, eine Friedensfeier zu inszenieren. Bereits im Juni 1814 hatte der Fürst an seine Frau geschrieben: „Arretez vous bien surtout à interpreter le Caractere que je veux donner à la fête – Rien de militaire car

33 „[...] un Village Russe, dont les premiers maisons seront construites en bois, et les autres peintes sur chassis en perspective“, Programme de la fête que donnera S.A. le Prince de Metternich [...], in: HHStA, Staatskanzlei, Kongressakten, K. 1, fol. 252.

34 Vgl. Österreichischer Beobachter, Nr. 293, 20. Oktober 1814, S. 1598–1599.

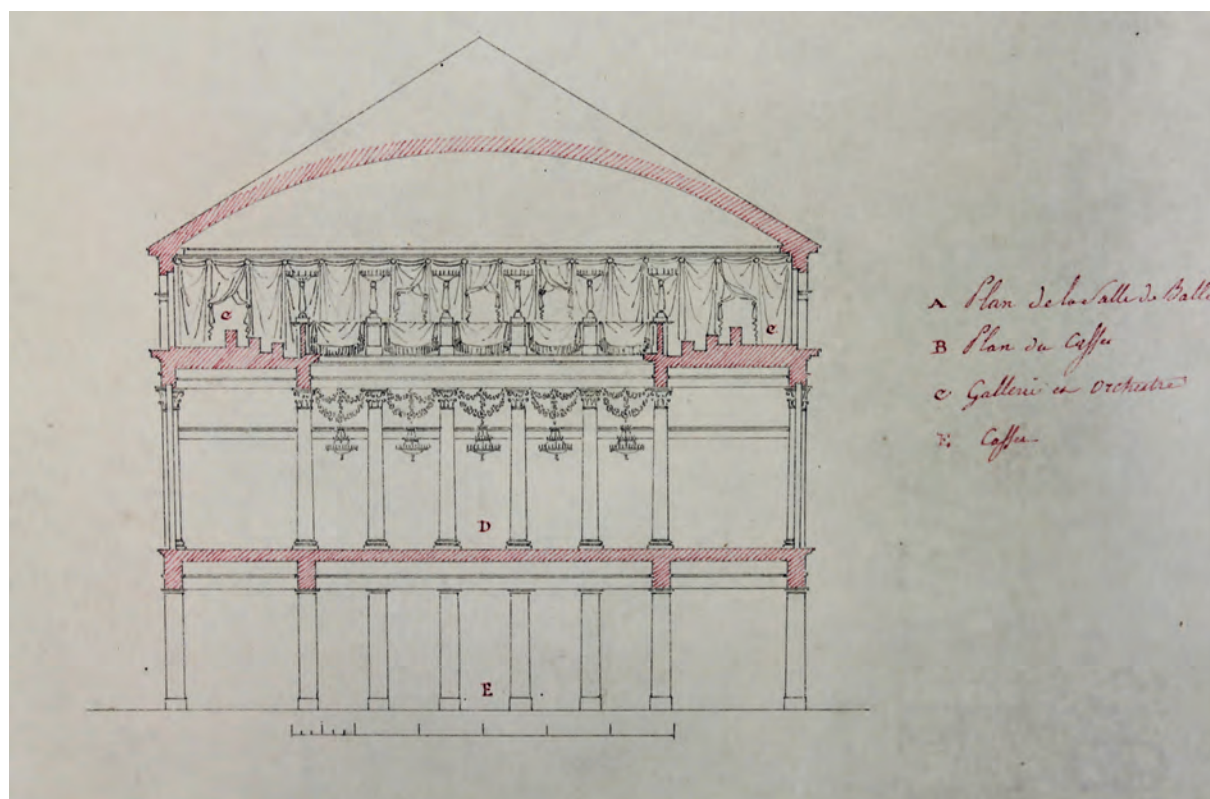


Abb. 4: Charles Moreau, Querschnitt des ephemeren Ballsaals im Garten des Palais Metternich, Zeichnung, 1814, Prag, Národní archiv, Aufnahme Gernot Mayer.

nous n'en pouvons plus de Soldats – mais du tout à fait pacifique.³⁵

Zum zentralen Ort dieses Friedensfestes wurde ein Ballsaal, ein „neu von Brettern aufgeführte[r] Saal“, der „schon im Sommer, da man die Eröffnung des Kongresses früher erwartet hatte“ erbaut worden war.³⁶ Giuseppe Acerbi war, wie auch andere Kongressbesucher, überwältigt von der Schönheit des Saals. Ihm verdanken wir nicht nur eine genaue Beschreibung, sondern auch eine Grundrisssskizze, die er seinen Tagebuchaufzeichnungen beifügte.³⁷ Während die bisherige Forschung vermutete, dass der Ball in einem kleineren Gartengebäude auf dem Grundstück Metternichs stattgefunden habe,³⁸ lässt diese Skizze keinen

Zweifel daran, dass der Ballsaal als ephemeres Bauwerk an das bestehende barocke Palais direkt angebaut wurde und mit diesem verbunden war. Die Idee dazu war offensichtlich von Charles Moreau ausgegangen³⁹, von dem sich auch entsprechende Planzeichnungen erhalten haben (Abb. 4).

Der Saal basierte auf einem als „Caffé“ bezeichneten Unterbau, in den sich die Gäste zurückziehen konnten.⁴⁰ In dem sich darüber erhebenden

Metternich am Rennweg ist kaum erforscht, die entsprechenden Angaben in der Literatur oft fehlerhaft. Zu diesen Gebäuden siehe Ricarda OETTINGER, Archivalische Vorarbeiten zur Österreichischen Kunsttopographie Wien, III. Bezirk, Wien 1971, S. 66–69; Serenita PAPALDO, L'Ambasciata d'Italia a Vienna, Roma 1987, S. 11–18.

35 PNA, RAM, AC, 12-1, 12/34, fol. 107–9, Metternich aus Paris, 3. Juni 1814.

36 BERNSTORFF, Aufzeichnungen, S. 158.

37 Manlio GABRIELI (Hg.), Il Giornale di Vienna di Giuseppe Acerbi (settembre–dicembre 1814), Milano 1972, S. 64, S. 103.

38 Siehe etwa Raffaele BERLENGHI, Il Palazzo d'Inverno di Villa Metternich a Vienna, Roma 2007, S. 46, S. 56. Die Geschichte des barocken Gartenpalais und der Villa

39 „[...] pour la construction de la Salle que Moreau veut ajouter à la maison“, PNA, RAM, AC, 12-1, 12/34, fol. 107–109, Metternich an seine Frau, 1. Juni 1814.

40 Die Säulen des Tanzsaals „avaient pour bases un large péristyle où l'on pouvait se promener et s'asseoir, de manière que la salle de bal n'était jamais obstruée par ceux qui ne dansaient pas.“, vgl. Édouard CHAPUISAT (Hg.), Au Congrès du Vienne. Journal de Jean-Gabriel Eynard, Paris 1914, S. 43.

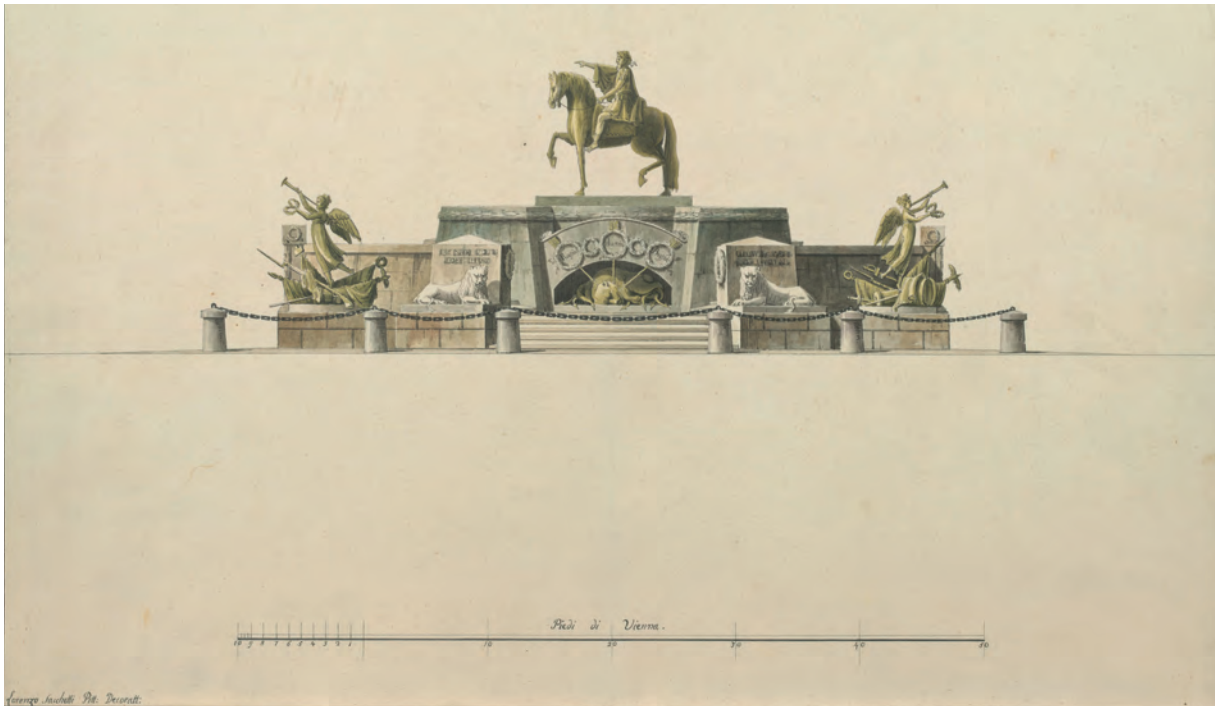


Abb. 5: Lorenzo Sacchetti, Entwurf für ein Reiterdenkmal, lavierte Federzeichnung, um 1814, Wien, Albertina, Architektursammlung, Az 9259.

„sechs und neunzig Fuß langen und sechzig Fuß breiten, weiß mit Gold gezierten Saale“⁴¹ – in dem „alles was Kunst und Prachtaufwand herzustellen vermag“ vereint war⁴² – befand sich der eigentliche „Tanzplatz“. Auf 32 korinthischen Säulen erhob sich eine „umlaufende zierliche Gallerie, auf welcher zugleich sich die Musik befand“.

Moreau entwarf ferner einen „Escalier en Pavillon“ für den Eingang des Palastes, wobei gerade die Entwurfszeichnung für diese zeltüberdachte Treppe verdeutlicht, dass die Festdekorationen des Architekten ganz im Geschmack des französischen Empire gestaltet waren. Metternich selbst gab aus Paris entsprechende Instruktionen und nannte die Tuileries als Vorbild. Aus Paris nahm der Fürst nicht nur Bronze-Appliken mit nach Wien, sondern ein ganzes Team französischer Künstler als Intendanten seines Festes. So konnte Metternich Jean-Étienne Despréaux für die choreographische Konzeption und Jean-Baptiste Isabey für die künstlerische Gestaltung gewinnen,⁴³ womit der

Fürst wohl durchaus beabsichtigt eben jene Kräfte engagierte, die bereits die Festkultur Napoleons entscheidend geprägt hatten.

Diese unverhohlene Übernahme einer französischen und zugleich napoleonischen Kunstsprache stand im größten Kontrast zu zeitgleichen nationalen beziehungsweise patriotischen Tendenzen. So titelten etwa die national-bewegten *Friedensblätter* in diesen Tagen „Lasset uns Deutsche seyn!“ oder wetterten mittels der provokanten Frage „Sollen die Frauenzimmer Latein lernen?“ gegen das Skandalon der „Feindessprache“ Französisch als Konversationssprache.⁴⁴ Andere suchten in der sogenannten deutschen Tracht – die, so Caroline Pichler, „für viele ein Lieblingsgedanke wurde“⁴⁵ – nach Alternativen zum französischen Modediktat.

41 *Friedensblätter*, Nr. 52, 29. Oktober 1814, S. 216.

42 *Feyerlichkeiten bey der Rückkehr Sr. Maj. des Kaisers [...]*, Wien 1816, S. 87.

43 „J’aurai un autre Directeur excellent. Isabey vient à Vienne & je le logerai dans quelque trou chez moi. Vous

savez que c’est lui qui a toujours dirigé les fêtes ici. Despréaux me fait un programme de ballét [...].“ PNA, RAM, AC, 12-1, 12/34, fol. 111–2, Metternich an seine Frau, 3. Juni 1814. Von Jean-Étienne Despréaux hat sich auch ein entsprechendes Konzept erhalten (AC, 8, 8/41, fol. 186–7, *Programme de la fête de la Paix [...]*).

44 *Friedensblätter*, Nr. 2, 21. Juni 1814, S. 5.

45 PICHLER, *Denkwürdigkeiten*, S. 44–45.

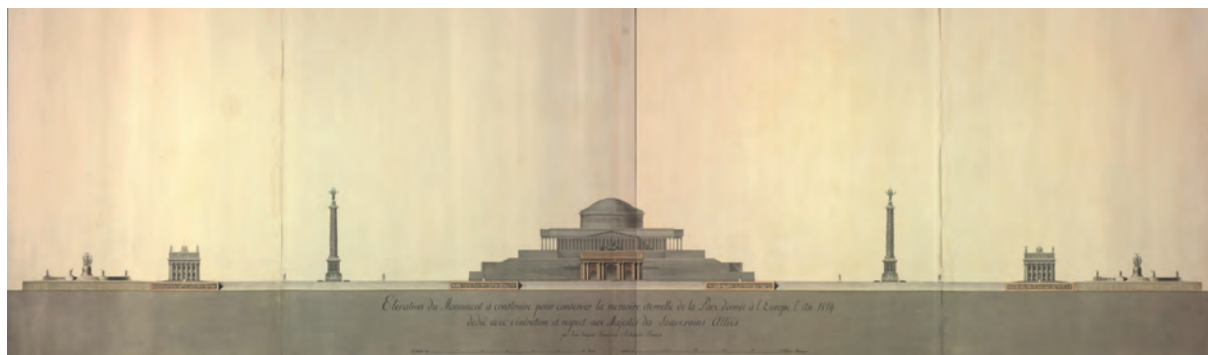


Abb. 6: Giovanni Giacomo Tancioni, Entwurf für ein Siegesmonument, Aufriss der gesamten Anlage, lavierte Federzeichnung, 1814, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 3003, 96.

Kein Denkmal

In einem bislang unbeachtet gebliebenen Konvolut von Zeichnungen Lorenzo Sacchettis befinden sich – neben Entwürfen für einen Friedenstempel oder eine Siegessäule⁴⁶ – auch Pläne für ein Reiterdenkmal: Auf einem raumgreifenden, mehrfach abgetreppten Unterbau erhebt sich ein wohl in Bronze vorzustellendes Reiterstandbild (Abb. 5). Ergänzt wird dieses Monument durch Löwen, Trophäen und Siegesgenien, die auf einen militärischen Triumph hinweisen. Ein Detail der Seitenansicht dieses Denkmals lässt darauf schließen, dass dieses Blatt – wie auch die anderen, durchwegs undatierten Entwürfe – im zeitlichen Umfeld des Wiener Kongresses entstanden ist: drei Pfeile mit den Beschriftungen „Russland“, „Österreich“ und „Preussen“ durchbohren ein dämonisches Monstrum, das zweifellos den ‚teuflischen‘ Napoleon repräsentiert.

Auf den ersten Blick scheint es unklar, ob der Hof-Theatermaler Lorenzo Sacchetti (1759–1836)⁴⁷ bei derartigen Entwürfen an ephemere Festaufbauten oder aber an dauerhafte Architektur gedacht hat. Dass sich Sacchetti eben zu dieser Zeit mit ephemeren Dekorationen beschäftigte, belegt jedenfalls sein Mitwirken am Jahnschen Volksfest im Augarten. Für diese Großveranstaltung am 6. Oktober 1814 sorgte er nachweislich für „sämtliche Mahlereyen“⁴⁸ und dürfte folglich auch an den

ephemeren Nachbildungen des Brandenburger Tors und der Kanonensäule von Moskau beteiligt gewesen sein, die zu den Hauptattraktionen dieses Festes zählten.⁴⁹ Ein weiteres Blatt aus dem genannten Konvolut, der Entwurf für einen „Tempio della Gloria“⁵⁰, weist jedoch auf einen ganz anderen Zusammenhang hin: auf beständige, nicht-ephemere Architektur. Die formale Gestaltung dieses Ruhmes-Tempels erinnert nämlich an Entwürfe, die im Kontext eines im Juni 1814 in Rom ausgelobten Architekturwettbewerbs für ein Pyramidenmonument auf den Frieden entstanden sind.⁵¹ Dieser Wettbewerb ist Teil eines zu dieser Zeit hitzigen, ganz Europa erfassenden Denkmal-Diskurses.

Auch ein anderer Beitrag zu diesem blieb seitens der Forschung bislang unberücksichtigt: Die Entwürfe des römischen Architekten Giovanni Giacomo Tancioni.⁵² Sein Denkmalprojekt auf den 1814 errungenen Frieden sieht – in gewaltigen Dimensionen – einen zentral platzierten Tempel des Friedens vor, sowie Triumphsäulen, Reiterbildnisse und Triumphbögen (Abb. 6).⁵³ Ferner

reyn“, HHStA, OMeA, K. 207, 1814, 3033.

49 Vgl. Friedensblätter, Nr. 44, 11. Oktober 1814, S. 182.

50 Wien, Albertina, AS, Mappe 48, Umschlag 4, Bl. 7, Az 9529.

51 Zu diesem Wettbewerb im Detail: Jörg Martin MERZ, Friedensdenkmäler in einer Wendezeit. Projekte für internationale Allianz- und Friedensdenkmäler nach den Befreiungskriegen 1814/15, in: Römisches Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana 37 (2006), S. 305–365.

52 Zu Giovanni Giacomo Tancioni (1775–1847) siehe Daniela SEMPREGNE, in: Elisa DEBENEDETTI (Hg.), Architetti e ingegneri a confronto l'immagine di Roma fra Clemente XIII e Pio VII, Bd. 3 (Studi Sul Settecento Romano, Bd. 24), Roma 2008, S. 304–305.

53 Wien, Österreichische Nationalbibliothek (kurz: ÖNB), Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 3003, 96–99. Der

46 Albertina, AS, Mappe 48, Umschlag 4.

47 Zu Lorenzo Sacchetti zuletzt erschienen: Susanne KAUER, Lorenzo Sacchetti (1759–1836) und die *Raccolta* der Accademia della Pace, in: Sabine FROMMEL (Hg.), Architektur- und Ornamentgraphik der Frühen Neuzeit, Roma 2014, S. 371–382.

48 Siehe Kostenaufstellung des Jahnschen Volksfestes: „Herrn Sachetti laut Contractt für sämtliche Mahlereyen“.

konzipierte Tancioni Gebäude, die als Archiv des Friedens sämtliche Dokumente der Napoleonischen Kriege und deren Beendigung aufzubewahren hätten. Als Ort des Erinnerns sollte das Denkmal als Schauplatz von jährlichen Gedenkveranstaltungen dienen. In seinen gigantischen Ausmaßen, aber auch seiner inhaltlichen Konzeption erinnert dieses Projekt Tancionis stark an die von Pietro Nobile bereits Anfang 1814 vorgestellten Entwürfe für einen *Tempel des Friedens und der Eintracht*.⁵⁴ Nobiles Projekt hatte in Form einer Broschüre weite Verbreitung gefunden und die Diskussion um die Errichtung eines Denkmals auf den Friedensschluss entscheidend geprägt.

Tancioni war 1814 jedenfalls eigens nach Wien gereist, um sein Denkmalprojekt während des Wiener Kongresses Kaiser Franz zu dedizieren.⁵⁵ In der Residenzstadt war er möglicherweise auch einem heute wesentlich bekannteren Architekten begegnet: Leo von Klenze. Klenze – kurz zuvor noch für den Napoleoniden-Staat Westphalen tätig – war ebenfalls mit Architekturplänen in der Tasche nach Wien gereist, mit seinem Entwurf für ein kolossales Weltfriedensdenkmal.⁵⁶ Dieses Projekt, das die Errichtung eines Tempels auf einem hohen, abgestuften Unterbau vorsah, wurde in Wien bei Artaria verlegt. Obwohl Klenze seine Ideen für das internationale Publikum am Kongress geschickt abgewandelt hatte, konnte er mit seinem „monument erigé par l'Europe réunie“ nicht reüssieren.⁵⁷ Auch andere Denkmalprojekte

– darunter ein gelobtes Konzept des Bildhauers Johann Heinrich Dannecker⁵⁸ – wurden damals intensiv diskutiert, denn „fast alle Zeitungen und Journale“ waren, so die *Friedensblätter*, „vielfach mit Vorschlägen zu Nationalmonumenten beschäftigt“.⁵⁹ Zur Diskussion standen Monumente auf den Frieden, aber auch Schlachten-Denkmal, die an entscheidende Momente der ‚Befreiungskriege‘ erinnern, der gefallenen Krieger gedenken sowie als Siegeszeichen den Ruhm der Alliierten verewigen sollten. Luigi Pichl widmete 1814 Kaiser Franz ein Modell zu einem Triumphbogen, das er – wie er selbst darlegte – „aus Patriotischen Eifer“ entworfen hatte.⁶⁰ Dieser „Colosale Ehren Bogen“ war – wie aus einer Kostenaufstellung zu schließen ist – über und über mit Versatzstücken der Triumphal-Ikonografie ausgezeichnet: mit Quadrigen, 28 Genien, 12 Trophäen, 28 Statuen sowie Lorbeerkränzen.⁶¹ Das Holzmodell für dieses denkmalhafte Siegeszeichen wurde zwar in der Akademie der bildenden Künste ausgestellt – und hier auch von Kongress-Besuchern rezipiert,⁶² – es wurde aber weder verwirklicht, noch wurde Pichl die angestrebte Ehrenmitgliedschaft der Akademie zuerkannt.

Bereits 1813 hatte Joseph von Sonnenfels an der Akademie einen Wettbewerb für ein Denkmal auf die Schlacht von Kulm (Chlumec) ausgelobt, und Franz Anton Zauner, Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, Friedrich Heinrich Füger, Charles Moreau und Louis de Remy um entsprechende Entwürfe gebeten.⁶³ Sonnenfels folgte mit

Plansatz umfasst: Aufriss und Grundriss der gesamten Anlage, einer Siegessäule, sowie den Querschnitt eines Friedenstempels.

54 Zu dem Nobile-Projekt siehe MERZ, *Friedensdenkmäler*, S. 307–317.

55 Vgl. *Gazzetta di Milano*, Nr. 5, 5. Jänner 1818, S. 19: „In occasione della pace restituita all'Europa dai sovrani alleati, il sig. Giovanni Giacomo Tancioni uno de' nostri architetti, si trovò in Vienna nel tempo appunto che ivi era radunato il congresso. S. A. il sig. principe di Metternich, pei vevoli ufficj di S. Em. il sig. cardinale Consalvi, segretario di Stato di Sua Santità, l'onorò non solo di osservare qual protettore benefico delle belle arti, il disegno di un monumento dal sig. Tancioni immaginato per solennizzare la pace, eternandone la memoria, ma gli facilitò ancora il mezzo di presentarlo a S. M. l'Imperatore Francesco.“

56 Zur Genese des Projekts: Adrian von BUTTLAR, Leo von Klenze. *Leben – Werk – Vision*, München 1999, S. 67–77.

57 Ebd., S. 75.

58 Vgl. *Österreichischer Beobachter*, Nr. 294, 21. Oktober 1814, S. 1606.

59 *Friedensblätter*, Nr. 54, 3. November 1814, S. 224.

60 Universitätsarchiv der Akademie der bildenden Künste Wien (kurz: UAAbKW), Verwaltungsakten (VA), K. 34, 1815/1, fol. 105–110, Schreiben Pichls an Metternich. Dieses Modell und die entsprechenden Zeichnungen sind nicht mit den späteren Entwürfen des Künstlers für das Wiener Burgtor zu verwechseln. Zur Genese des Burgtors siehe Maria KAUFMANN, *Das Burgtor in Wien: Planung und Bau*, phil. Dipl.-Arb. Wien 2010.

61 UAAbKW, VA, K. 34, 1815/1, fol. 70–77.

62 Giuseppe Acerbi: „V'era un modello di Pikler di un *Arco di trionfo*, con un passeggio pel pubblico, cosa a mio avviso di poco pregio per esser quelle passeggiate e troppo brevi e senza comunicazione tra loro [...] e perché un arco trionfale non ha nulla che fare con una passeggiata coperta.“ GABRIELI, *Il Giornale*, S. 90.

63 Ausgangspunkt für diesen Wettbewerb war offensichtlich ein Ansuchen des Bildhauers Joseph Kichl gewe-

diesem Schritt offensichtlich der Willensmeinung des Kaisers, der beschlossen hatte, den russischen Garden für ihren Einsatz bei der Schlacht vom 29./30. August 1813 ein Monument zu errichten.⁶⁴ Neben einem schriftlichen Entwurf Zauners für einen Triumphbogen⁶⁵ hat sich auch eine bisher unbeachtete „Erklärung“ Hohenbergs erhalten, die seine vorgelegten – aber offensichtlich nicht überlieferten – Pläne für vier Denkmal-Varianten erläutert.⁶⁶ Ferner findet sich unter den Architekturzeichnungen der Albertina ein Entwurf von Louis de Remy, der als Beitrag des Künstlers zu diesem Wettbewerb identifiziert werden kann. Im Unterschied zu den anderen Plänen schlägt dieser 1814 datierte Entwurf nicht nur ein Ereignis- sondern zugleich ein Personendenkmal vor. Formal zwischen Triumphbogen und Tempel stehend, zielt Remys Monument nämlich auch auf die Ehre des russischen Generals Ostermann ab.⁶⁷

Keiner der genannten Denkmalentwürfe wurde verwirklicht. Kein Monument, kein Standbild, kein Gebäude aus dieser Zeit erinnert in Wien an die Ereignisse der Napoleonischen Kriege, an die Friedensschlüsse, an den Kongress. Nicht nur für die Künstler, die sich lukrative Aufträge erhofft hatten, auch für jene, die seit den ‚Befreiungskriegen‘ von patriotischen Gefühlen entflammt waren, muss diese Enttäuschung bitter gewesen sein. Weder den sogenannten Kriegshelden wurden Ehrenmäler gesetzt, noch den abertausenden Toten oder jenen, die sich – um Zar Alexander zu paraphrasieren – zu Krüppeln haben schießen lassen. Ein Kongressbesucher, Aloys Weißenbach, projizierte

seine Vorstellung von einem Monument für Erzherzog Carl und die Schlacht von Aspern bereits in vorausahnender Resignation in eine ferne Zukunft: „Endlich wird das Vaterland ein Geschlecht kommen sehen, das jener Schlacht und ihrem Heros, dem alten Stephansturme gegenüber [...] die hohe Denksäule auferrichtet.“⁶⁸ War ein Ehrenmal für Erzherzog Carl im Gespräch und sorgten Projekte für ein solches für Fürst Schwarzenberg noch über den Wiener Kongress hinaus für Debatten, so wurden beide Feldherrn erst Jahrzehnte später, als der Denkmalkult des Historismus seine Blüten trieb, durch Monumente geehrt.⁶⁹

Fazit

Es ist bezeichnend, dass Denkmäler, deren Funktion das dauerhafte Erinnern ist, im eskapistischen Festreigen des Wiener Kongresses unter Metternichs Parole des „rien de militaire“ nur in ephemerer Form realisiert wurden. Das *ephemere Denkmal* ist jedoch ein Widerspruch in sich, vergänglich und dauerhaft zugleich.⁷⁰ Widersprüchlich stellt sich auch die Gesellschaft zur Zeit des Wiener Kongresses dar. Oft zum tanzseligen Zeitalter verklärt, zeichnen die hier behandelten Beispiele das Bild einer Epoche größter Zerrissenheit: zwischen Siegestaumel und Harmoniesucht, zwischen nationalem Aufbegehren und retrospektiver Verdrängung. Hinter der (ephemeren) Fassade des Kongresses, die – wie Remys Feuerwerksdekoration – die Einheit Europas beschwor, verbargen sich ideologische Konflikte, deren Sprengkraft die prekäre Konstruktion des Friedens von Beginn an gefährdete.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Aufnahme Gernot Mayer.

Abb. 2: Wien, Albertina, Architektursammlung, Az 5361.

Abb. 3: Prag, Národní archiv, Aufnahme Gernot Mayer.

Abb. 4: Prag, Národní archiv, Aufnahme Gernot Mayer.

Abb. 5: Wien, Albertina, Architektursammlung, Az 9259.

Abb. 6: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 3003, 96.

sen, mit dem sich der Künstler bereits kurz nach der Schlacht von Kulm um die Ausführung eines Denkmals bewarb; vgl. UAAbKW, VA, K. 33, 1813, fol. 254–255 und fol. 261, sowie Ebd., K. 33a, 1814, fol. 3–8, Bericht Sonnenfels an Metternich, 10. Jänner 1814.

64 Zum Denkmal von Kulm siehe Betka MATSCHE-VON WICHT, Zum Problem des Kriegerdenkmals in Österreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Reinhart KOSELLECK/Michael JEISMANN (Hg.), Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994, S. 51–90, hier v. a. S. 65–71; MERZ, Friedensdenkmäler, S. 327, Werner TELESKO, Kulturraum Österreich. Die Identität der Regionen in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts, Wien, Köln, Weimar 2008, S. 107–108.

65 UAAbKW, VA, K. 33a, 1814, fol. 14–15.

66 Wienbibliothek, Handschriftensammlung, H.I.N. 6917.

67 Albertina, AS, Mappe 84, Umschlag 10, Az 8211.

68 Aloys WEISSENBACH, Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung, Wien 1816, S. 180.

69 Vgl. TELESKO, Kulturraum, v. a. S. 108–144, S. 129–142.

70 Vgl. DIERS, Ewig und drei Tage, S. 8.

Jean-Baptiste Isabey's „Kongressbild“ und das Problem einer Ikonografie des Friedens

Werner Telesko

Im Zuge des Wiener Kongresses wurde keine „visuelle Kultur“ sui generis ausgebildet, wie sie etwa die wesentlich besser erforschte Bildpublizistik der Französischen Revolution¹ und die umfangreiche Produktion von Karikaturen in der Epoche Napoleons² auszeichnet. Vielmehr erfuhren die bis dahin verbreiteten druckgrafischen Medien eine beträchtliche quantitative Verdichtung, die sich auch darin äußerte, dass Ereignisse unterschiedlichster Art zunehmend in ausdifferenzierter Weise auf verschiedenen ‚Sprachhöhen‘ reflektiert werden konnten. Die damit verbundene Steigerung der Produktion einerseits sowie eine größere Nähe zwischen den politischen Protagonisten und den künstlerischen Akteuren im Sinne einer zuweilen fast greifbaren „Augenzeugenschaft“ (Peter Burke)³ andererseits machen es methodisch notwendig, die Bildkünste als wesentliche Seismografen der Kongresszeit zu befragen. Die Zeugnisse der unterschiedlichen Bildmedien sind letztlich Teil einer noch wenig erforschten und gattungsübergreifend ausgerichteten „multimedia culture“⁴ während des Kongresses, in der die höfische Auftragsvergabe einerseits und stärker ökonomisch ausgerichtete marktgebundene Strategien andererseits auf höchst eigene Art miteinander verflochten waren.

Ein besonderes Charakteristikum der visuellen Medien zur Zeit des Wiener Kongresses ist

in jenen bildlichen Zeugnissen zu suchen, die inhaltlich auf Dauer angelegt sind und somit nachdrücklich ein programmatisches Potenzial implizieren: In diese Kategorie gehören vor allem die Medaillen⁵ oder (druck-)grafische Darstellungen

1 Klaus HERDING/Rolf REICHARDT, Bildpublizistik der Französischen Revolution. Die politische Symbolik in der revolutionären Bildpublizistik, Frankfurt a. M. 1989.

2 Vgl. Philippe KAENEL/Rolf REICHARDT (Hg.), Interkulturelle Kommunikation in der europäischen Druckgraphik im 18. und 19. Jahrhundert, Hildesheim 2007.

3 Peter BURKE, Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen. Aus dem Englischen von Matthias Wolf, Berlin 2010 (London 2001).

4 Brian E. VICK, The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon, Cambridge, London 2014, S. 13, S. 23, S. 66.

5 Vgl. Werner TELESKO, „Mundus concors“? Der Wiener Kongress und die europäische Friedensikonografie im 19. Jahrhundert, in: Agnes HUSSLEIN-ARCO/Sabine GRABNER/DERS. (Hg.), Europa in Wien. Der Wiener Kongress 1814/15, Ausstellungskatalog, Belvedere, Wien, München 2015, S. 17–27, hier S. 17. In dieser Hinsicht besitzen Medaillen zum Wiener Kongress eine besondere Relevanz, vgl. zusammenfassend: Joseph F. APPEL, Skizze einer Sammlung sämtlicher [sic!] Medaillen, welche unter der Regierung Sr. Kaiserlichen Majestät Franz I. von Oesterreich geprägt worden sind, Wien 1822, S. 35–39, Nr. 92–103, bzw. die entsprechende Übersicht im Katalog der Wiener Congress-Ausstellung 1896, Wien 1898, S. 142–148, Nr. 1003–1104. So etwa wurden die Entwürfe des Kammermedailleurs Johann Baptist Harnisch (1777–1826) für eine Kongressmedaille vom Kaiser persönlich genehmigt (Wien, Österreichisches Staatsarchiv [kurz: ÖStA], Haus-, Hof- und Staatsarchiv [kurz: HHStA], Akten des Oberstkämmereramt [kurz: OKäA], Ser. B, K. 111 [1814], Nr. 792, 4. Juli 1814). Mit 15. Oktober 1814 (ebd., 115 [1814], Nr. 1701) erhielt Harnisch die Erlaubnis, neun, nicht näher bezeichnete Medaillen prägen zu dürfen. Ein Handschreiben des Kaisers vom 8. Dezember 1814 betrifft den Entwurf einer Friedensmedaille von Joseph von Sonnenfels mit Bitte um entsprechende Gutachten (ebd., 116 [1814], Nr. 1900). Ein Schreiben von Sonnenfels an die Zensur (Dezember 1814?) bzw. an die Staatskanzlei hatte kleine Abänderungen im Konzept dieser Medaille (24. Februar 1815) zum Inhalt (ebd., Staatskanzlei [kurz: StK], Wissenschaft, Kunst und Literatur, K. 10, fol. 143–146, vgl. Epi SCHLÜSSELBERGER, Der Wiener Kongress. 1. September 1814 bis 9. Juni 1815, Ausstellungskatalog, Wien 1965, S. 137, Nr. III 44 a/b). Am 4. April 1815 wurde vom Kaiser ein Medaillendesign Johann Joseph Endletsbergers (1779–1856) bewilligt, der eine Prägung im Gedenken an „den nie versiegenden Ruhm des höchsten Fürstenvereins und das Glück der Völker“ vorsah (ebd., OKäA, Ser. B 119 [1815], Nr. 619). Bereits am 17. Jänner 1815 war im Periodikum *Friedensblätter. Eine Zeitschrift für Leben, Literatur und Kunst* (Nr. 7,

mit den Regenten von Österreich, Russland und Preußen am Kongress. Die Wiedergabe eben dieser politischen Protagonisten kann als eines der wichtigsten Kennzeichen einer ‚Ikonografie‘ des Wiener Kongresses, wie immer diese genau zu definieren ist,⁶ angesehen werden.

Im Schnittpunkt der beiden wesentlichen inhaltlichen Charakteristika der Bildzeugnisse des Kongresses, einer programmatisch-allegorischen Ausrichtung einerseits und einer reportagehaft unterlegten, eigentlich Vorspiegelung von Authentizität betreibenden Erzählung andererseits, ist der berühmte, 66 × 88 cm große Linien- und Punktstich Jean Godefroys aus dem Jahr 1819 (nach einer Sepiazeichnung Jean-Baptiste Isabeys aus dem Jahr 1815)⁷ (Abb. 1) mit der Wiedergabe einer fiktiven Versammlung der diplomatischen Bevollmächtigten des Kongresses zu verorten. Das Blatt war bereits im Jänner 1815 zur Subskription angeboten und darin eine Drucklegung bis Ende 1816 in Aussicht gestellt worden; es konnte aber erst

1819 durch Godefroy veröffentlicht werden. Das große Interesse der Wiener Gesellschaft, diese Grafik zu erwerben, spiegelt sich nicht zuletzt im entsprechenden Vordruck einer Subskriptionsliste mit namhaften Interessenten der österreichischen und ungarischen Aristokratie.⁸ Bereits vor der relativ späten Drucklegung dieses Blattes, die einen Interessensverlust potenzieller Käufer zur Folge gehabt haben dürfte, haben charakteristische Elemente von Isabeys Komposition in anderen Bildzeugnissen ihren Niederschlag gefunden: So etwa wird in der radierten Karikatur *Balance politique* vom 15. Mai 1815 (erschieden in der Pariser Zeitung *Le Nain Jaune ou journal des arts, des sciences et de la littérature*)⁹ mit der prononcierten Wiedergabe des Profils des Herzogs von Wellington und der Physiognomie Talleyrands deutlich auf Isabeys ‚Kongressbild‘ angespielt.

Jean-Baptiste Isabey (1767–1855), ein aus Nancy stammender Schüler des berühmten Malers Jacques-Louis David, gehörte während des Kongresses zu den wohl populärsten Künstlern mit hoher Attraktion für die anwesende Gesellschaft. Bereits für das Jahr 1812 ist ein Aufenthalt des Künstlers in Wien bezeugt:¹⁰ Zahlreiche von ihm geschaffene Miniaturporträts aus einer von Napoleon für Marie Louise bestellten Serie dieses Jahres sind im Werkbestand der Wiener Albertina nachweisbar.¹¹ Die Ankunft Isabeys zum Wiener Kongress am 27. September 1814 wurde dem Leiter der Polizeihofstelle, Baron Franz Hager von Allentsteig, mit 1. Oktober 1814 berichtet, und am 30. Dezember 1814 heißt es in entsprechenden Quellen, die spanischen und portugiesischen Minister hätten sich in Isabeys Atelier (beim „Café Jüngling“ in der Praterstraße im zweiten Wiener Gemeindebezirk) im Zuge der Anfertigung des

S. 28) eine Schraubmedaille Endletsbergers erwähnt worden, die auf der Vorderseite den Genius Europas über dem Erdball, verbunden mit der pathetischen Umschrift „Unsterblichkeit den Beglückern Europas“, zeigt (vgl. APPEL, Skizze, S. 35, Nr. 92; HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 389, Taf. 149 [Leopold Heuberger]).

6 Zur Stellung des Wiener Kongresses in der europäischen Friedensikonografie, vgl. Werner TELESKO, *Pax Europæana. Die Schrecken des Krieges und die Bemühungen um Frieden in den visuellen Medien des 19. Jahrhunderts*, in: Oliver AUGÉ/Ulrich LAPPENKÜPER/Ulf MORGENSTERN (Hg.), *Der Wiener Frieden 1864. Ein deutsches, europäisches und globales Ereignis* (Otto-von-Bismarck-Stiftung, wissenschaftliche Reihe, Bd. 22), Paderborn 2016, S. 371–394.

7 London, Royal Collection Trust, Inv.-Nr. RCIN 451893 (Sepia); Wien, Österreichische Nationalbibliothek (kurz: ÖNB), Bildarchiv und Grafiksammlung, Pg III/9/50 (+50a); Wien Museum, Inv.-Nr. 132.553; Wien, Albertina, Inv.-Nr. DG 13.106 (Stich), vgl. SCHLÜSSELBERGER, *Wiener Kongreß*, S. 169–170, Nr. IV 33; Walter KOSCHATZKY, *Jean Baptiste Isabey in Wien*, in: *Alte und moderne Kunst* 10/81 (1965), S. 11–14; Jean-Baptiste Isabey (1767–1855), *portraitiste de l'Europe*, Ausstellungskatalog, Musée national des Châteaux de Malmaison et Bois-Préau, Paris 2005, S. 79–81, Nr. 150–154; Werner TELESKO, *Jean-Baptiste Isabeys Kongressbild*, in: HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 130–131; Rainer VALENTA, *Bilder aus der Zeit des Wiener Kongresses als Medien der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit(en)*, Diss. phil., Wien 2017, S. 116–166.

8 Wien, Wienbibliothek, Handschriften, Nachlassstücke, H.I.N. 222330 (Archiv Artaria und Co.), vgl. Udo FELBINGER, *Französische Kunst in Wien zur Zeit des Kongresses*, in: HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 163–171, hier S. 170–171; VALENTA, *Bilder*, S. 120, Abb. 83, 84.

9 HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 395.

10 Ludwig HEVESI, *Eduard Leischings Miniaturenwerk*, in: *Kunst und Kunsthandwerk* 10/1 (1907), S. 35–48, hier S. 41; *Katalog Jean-Baptiste Isabey*, S. 76.

11 KOSCHATZKY, *Isabey*, S. 12, Abb. 4, 5; Marie-Claude CHAUDONNERET, *Jean-Baptiste Isabey*, in: *The Dictionary of Art*, Bd. 16, New York 1996, S. 64–65.



Abb. 1: Jean Godefroy (nach Jean-Baptiste Isabey), Die Versammlung der Bevollmächtigten am Wiener Kongress, Linien- und Punktierstich, 1819, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pg III/9/50 (+ 50a).

„Kongressbildes“ („grand tableau du Congrès“) aufgehallen.¹²

Die Wiedergabe eines durch Augenzeugenschaft des Künstlers scheinbar ‚beglaubigten‘ Geschehens der hohen Diplomatie, einer Sitzungspause der Vertreter des sogenannten Achterkomitees¹³ (so die präzise Inschrift unten:

„SEANCE DES PLENIPOTENTIAIRES / DES HUIT PUISSANCES SIGNATAIRES. / DU TRAITE DE PARIS.“)¹⁴ verbindet sich im Stich mit einem – in den minutiös wiedergegebenen Allegorien am Rahmen ablesbaren – Programm, das überzeitliche Grundlagen und Folgen des Friedens schlechthin vorstellt. Die Visualisierung von Handlungsträgern, wie sie seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts auch im Kontext von Friedensdarstellungen immer gebräuchlicher wurde, wird hier nun mit einem mehr als ausführlichen Tugendkonzept (Gerechtigkeit, Wahrheit, Klugheit, Weisheit und Wissenschaft) kombiniert, das

12 Maurice-Henri WEIL, Les dessous du Congrès de Vienne d'après les documents originaux des archives du Ministère impérial et royal de l'intérieur à Vienne, Bd. 1, Paris 1917, S. 184–186, 762, Nr. 224, 1203; Friedensblätter 1814, S. 240 (12. Nov. 1814); zusammenfassend zur Anwesenheit Isabey's beim Kongress: David KING, Wien 1814. Von Kaisern, Königen und dem Kongress, der Europa neu erfand, München 2014 (New York '2008), S. 216, S. 464–465, S. 479. In der Zeitschrift Friedensblätter (ebd.) heißt es am 13. Dezember 1814 (S. 292), dass Isabey „[...] alle ausgezeichneten Personen des Kongresses [...] malen würde.

13 In vollster Besetzung mit 21 Diplomaten und zwei Sekretären, vgl. Reinhard STAUBER, Der Wiener Kongress,

Wien, Köln, Weimar 2014, S. 61; VALENTA, Bilder, S. 128–135.

14 Vgl. Heinz DUCHHARDT, Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15, München 2013, S. 72.



Abb. 2: Jean-Baptiste Isabey, *Die Versammlung der Bevollmächtigten am Wiener Kongress*, Sepia, 1815, London, Royal Collection Trust / © Her Majesty Queen Elizabeth II 2018, Inv.-Nr. RCIN 451893.

die im Zentrum dargestellte (fiktive)¹⁵ Handlung der Diplomaten in der Rahmenleiste auf personell (Medaillonporträts der Souveräne), heraldisch (Wappen der Regenten¹⁶ und der 21 Bevollmächtigten) sowie allegorisch (Tugenden und Personifikationen) konnotierte inhaltliche Ebenen hebt. Die solcherart visualisierte raffinierte ‚Arbeitsteilung‘ zwischen den im traditionsreichen Medium der Medaillen im reinen Profil präsenten Souveränen und den in der eigentlichen Darstellung wiedergegebenen Diplomaten ‚in Aktion‘ führt zu einer ‚symbolischen Entlastung‘¹⁷ der Herrscher, deren Handlungs- und Entscheidungsmacht auf

die im Zuge des Kongresses zunehmend professionalisierte Diplomatie überzugehen scheint.

Das größte Feld in diesem Bildrahmen nimmt die ‚Gerechtigkeit‘ (oben in der Mitte) ein, vielleicht auch aufgrund ihrer von Augustinus¹⁸ zuerkannten, den Frieden begründenden Rolle: Schwert und ‚main de justice‘ (‚Hand der Gerechtigkeit‘) als traditionelle französische Herrschaftszeichen sind in den ‚Uroboros‘, die Ewigkeitsschlange, eingeschrieben. Darin befindet sich ein sitzender Löwe, der mit einem Joch im Nacken, hier wohl als Zeichen der Zähmung, versehen ist – möglicherweise inspiriert durch Vergils *Aeneis* III, 113 (‚Und vereint lassen sich die Löwen

15 Vgl. Nicholas MATHEW, *Political Beethoven*, Cambridge 2013, S. 70, demzufolge die Szene als „[...] entirely from Isabey’s imagination [...]“ gezeichnet anzusehen ist.

16 Diese sind vertikal auf die entsprechenden Porträts der Souveräne bezogen, Wellington befindet sich überdies in der Achse des englischen Königs.

17 Zu diesem Ausdruck: Johannes PAULMANN, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen*

Ancien Régime und Erstem Weltkrieg, Paderborn, München, Wien u. a. 2000, S. 70–71.

18 Vgl. hier Augustins ‚Enarratio in Psalmum‘ 84: [http://www.augustinus.it/latino/esposizioni_salmi/index2.htm], eingesehen 28. Februar 2015.

vor den Wagen der Gebieterin einspannen.“)¹⁹ „Gerechtigkeit“ wird in diesem Sinn im Stich als Postulat aus den bitteren Erfahrungen der Napoleonischen Kriege abgeleitet und – zusammen mit den anderen Personifikationen der Rahmenleiste – auf die generelle Notwendigkeit von Klugheit im politischen Handeln bezogen.

Die quasi momenthafte, zur Wiedergabe von Porträts geradezu einladende Situation während einer Verhandlungspause wird somit in der Sepiazeichnung (Abb. 2) sowie im darauf basierenden Stich mit überzeitlich gültigen Akzenten versehen, zugleich aber dem spezifischen Charakter der Verhandlungen am Kongress – in Form von Ausschüssen und Komitees – bildlich Rechnung getragen. Wenn Auguste Comte de La Garde in seinem berühmten Werk „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne“ schreibt: „Tout le monde connaît cette composition.“²⁰, dann scheint klar, in welcher Weise ein bedeutendes historisches Ereignis unmittelbar mit einem bestimmten und wirkmächtigen ‚Image‘ assoziiert wird.²¹ Nicht ohne Grund erhielt Isabey noch in der jüngsten Literatur den Rang eines „official Congress portraitist“²² zugesprochen.

Zugleich sei aber darauf hingewiesen, dass Isabey's Grafik aus ihrer scheinbar isolierten historischen Stellung dergestalt herauszulösen sein könnte, als die rezente musikhistorische Forschung „musical equivalents“²³ zu diesem „Kongressbild“ in Kompositionen auszumachen

glaubte, die jede Nation, die Kongressdiplomaten stellte, mit einer bestimmten Melodie assoziierte. Der Stich nach Isabey sollte somit generell stärker in dem weiten Feld künstlerischer Erzeugnisse betrachtet werden, die insgesamt maßgeblich an der Konstruktion des Kongresses im Sinne eines historischen Ereignisses beteiligt waren.²⁴

Ein wichtiges entwicklungsgeschichtliches Merkmal von Isabey's Komposition liegt darin, dass an die Stelle einer streng isokephal posierenden Versammlung von Handlungsträgern, wie sie etwa Gerard Terborchs berühmte Beeidigung der Ratifikation des Spanisch-Niederländischen Friedens in Münster am 15. Mai 1648²⁵ auszeichnet (Abb. 3), nun eine fast gelassen wirkende Zusammenkunft von Diplomaten in der vorwiegend englischen Bildtradition des „conversation piece“²⁶ getreten ist. Bereits Franz Gräffer charak-

24 MATHEW, *Political Beethoven*, S. 70, S. 78–79.

25 London, The National Gallery, Inv.-Nr. NG 896 (Gemälde); Wien, Albertina, *Historische Blätter* 23, Nr. 33 (Kupferstich von Jonas Suyderhoff), vgl. Alison McNeil KETTERING, Gerard Ter Borchs „Beschwörung der Ratifikation des Friedens von Münster“ als Historienbild, in: Klaus BUSSMANN/Heinz SCHILLING (Hg.), *1648. Krieg und Frieden in Europa*, Ausstellungskatalog, Münster und Osnabrück, Textbd. 2: *Kunst und Kultur*, München 1998, S. 605–614; Hans-Martin KAULBACH (Hg.), *Friedensbilder in Europa 1450–1815. Kunst des Diplomatie – Diplomatie der Kunst*, Staatsgalerie Stuttgart, Berlin 2013, S. 52–55, 125, Nr. 66; Karin GLUDOVATZ, Gerard Ter Borch und „Der Schwur auf die Ratifikation des Friedens von Münster“, in: Uwe FLECKNER (Hg.), *Bilder machen Geschichte. Historische Ereignisse im Gedächtnis der Kunst (Studien aus dem Warburg-Haus, Bd. 13)*, Berlin 2014, S. 171–183, Anm. 488; VALENTA, *Bilder*, S. 124–127; zum Stich Suyderhoffs, vgl. BUSSMANN/SCHILLING (Hg.), 1648, *Katalogbd.*, S. 221, Nr. 647; Cornelia MANEGOLD, *Friedensgesandte und die Porträtkultur im frühneuzeitlichen Europa*, in: Eva-Bettina KREMS/Sigrid RUBY (Hg.), *Das Porträt als kulturelle Praxis (Transformation des Visuellen, Bd. 4)*, Berlin, München 2016, S. 139–153, hier S. 144–146. Die Bedeutung dieses Stiches wird auch daran deutlich, dass angeblich Talleyrand Isabey mit einem Verweis auf eben diese Graphik aufforderte, nach Wien zum Kongress zu reisen, um Aufträge an Land zu ziehen, vgl. *Der Wiener Kongress in Augenzeugenberichten*, hg. u. eingel. v. Hilde SPIEL, München 1978 (Düsseldorf 1965), S. 305.

26 Vgl. Mario PRAZ, *Conversation Pieces. A Survey of the Informal Group Portrait in Europe and America*, London 1971 (Rom 1971); Marcia POINTON, *Hanging the Head: Portraiture and Social Formation in Eighteenth-Century England*, New Haven, London 1993; Michaela BRAESEL,

19 Zur bildlichen Rezeption dieser Stelle aus Vergils Aeneis, vgl. eine Medaille auf den 1648 geschlossenen Frieden zwischen Spanien und den Niederlanden: [<http://www.museum-digital.de/bawue/index.php?t=objekt&extern=yes&exWho=&oges=766>], eingesehen 28. Februar 2015.

20 Auguste Louis Charles LA GARDE-CHAMBONAS, *Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne [...]*, Bd. 2, Paris 1843, S. 390. Der Stich zierte auch als Frontispiz den zweiten Band dieses Werkes.

21 Dazu passt das bei La Garde zitierte Wort von Isabey als „[...] Maler gewordene[r] Kongreß [...]“, vgl. Auguste de LA GARDE, *Gemälde des Wiener Kongresses 1814–1815, Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten*, eingel. u. erläutert v. Gustav GUGITZ, Bd. 1, München 1914, S. 223.

22 VICK, *Congress of Vienna*, S. 60.

23 MATHEW, *Political Beethoven*, S. 71, mit Hinweis auf Joseph Huglmanns „Polymelos oder musikalischer Kongress“ (Wien 1814), vgl. dazu auch die *Friedensblätter* 1814, S. 220 (zum 1. November 1814).



Abb. 3: Jonas Suyderhoff (nach Gerard Terborch), Die Beedigung der Ratifikation des Spanisch-Niederländischen Friedens in Münster am 15. Mai 1648, Kupferstich, 1648, Wien, Albertina, *Historische Blätter* 23, Nr. 33, Inv.-Nr. DG2014/13.

terisierte Isabeys Werk im Jahr 1845 als „großes Conversationsstück“ mit einer „Vereinigung aller Celebritäten“²⁷, und fast zeitgleich schrieb Isabey

selbst in seinem biografischen Rückblick (1843),²⁸ er sei bestrebt gewesen, mehr als ein Gruppenporträt zu schaffen; die Diplomaten seien demnach nach den Verhandlungen in zwangloser Unterhaltung wiedergegeben.

Dies ist aber nur ein, wenn auch wichtiger Aspekt des in szenischer Hinsicht außerordentlich reichen Blattes. Eine weitere Facette betrifft die eigentliche Haupthandlung der Komposition, der zufolge der (am 31. Oktober 1814) zum Präsidenten des Kongresses gewählte Metternich – nicht ohne Grund als einzige zur Gänze sichtbare Standfigur (!) – mit beiden Händen auf den sitzenden Lord Castlereagh verweist, dessen herabhängende

George III. und der politische Nutzen des „Conversation Piece“. Die Wahrnehmung einer Gattung zwischen Informalität und Herrscheranspruch, in: Stephan ALBRECHT/Michaela BRAESEL/Sabine FASTERT u. a. (Hg.), *Kunst – Geschichte – Wahrnehmung. Strukturen und Mechanismen von Wahrnehmungsstrategien*, München, Berlin 2008, S. 65–81.

27 Franz GRÄFFER, *Kleine Wiener Memoiren: historische Novellen, Genreszenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wien's und der Wiener, in älterer und neuerer Zeit*, 3. Teil, Wien 1845, S. 177.

28 Jean-Baptiste ISABEY, *Abrégé de ma biographie* (Paris, Bibliothèque nationale, Cabinet des estampes, Ms Dc 66).



Abb. 4: Jean-Baptiste Isabey, *Die Versammlung der Bevollmächtigten am Wiener Kongress*, Federzeichnung, 1815, Paris, Musée du Louvre, Cabinet des dessins, Inv.-Nr. RF 3858.

der linker Arm auf den (leeren) Stuhl Metternichs (?) zeigt. Die wie gestellt anmutende wiedergegebene Handlung ist letztlich nur mit dem unhistorischen, nun aber von Isabey bildwürdig gemachten Augenblick zu erklären, in dem Metternich während einer Sitzungspause „[...] den Herzog von Wellington in den Konferenzsaal führt.“²⁹ Konkreter Auslöser der bei Isabey wiedergegebenen Handlung in den Räumen der Geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei am Ballhausplatz ist also die (erst am 7. Februar 1815 erfolgte) Ankunft des Herzogs von Wellington (ganz links), der mit seinem reinen Profilporträt in Isabey's Komposition ursprünglich gar nicht einverstanden war. Diese von links ausgehende Aktion ist die einzige in der Grafik, die mehrere dargestellte Personen betrifft.

29 Heinrich Ritter von SRBIK, Metternich. Der Staatsmann und der Mensch, Bd. I, München 1925, S. 233, vgl. LA GARDE-CHAMBONAS, *Fêtes*, Bd. 2, S. 391; LA GARDE, *Gemälde*, Bd. 2, S. 338–339; detailliert zu der bei Isabey wiedergegebenen Handlung: VALENTA, *Bilder*, S. 146–158.

Ansonsten interagieren die Anwesenden kaum miteinander – ein Umstand, der auch damit zu erklären ist, dass jeder der Diplomaten einzeln im Atelier des Malers posierte.³⁰ Die ungewöhnliche Sorgfalt in der Vorbereitung seiner Komposition manifestierte sich nicht zuletzt in vielen Emblem- und Gewandstudien Isabey's, die heute im Département des arts graphiques des Pariser Louvre aufbewahrt werden.³¹

In der erwähnten Einladung zur Subskription des Stichs vom Jänner 1815, die zudem eine Preisliste der Exemplare während und nach Ablauf

30 Bereits Terborch stellte in Münster die Mitglieder der verschiedenen Delegationen in Miniaturporträts dar und verwendete diese als Vorstudien für sein Gemälde, vgl. BUSSMANN/SCHILLING (Hg.), 1648, Katalogbd., S. 213–214, Nr. 616–621.

31 FELBINGER, *Kunst*, S. 170, Abb. 8, 9; Katalog Jean-Baptiste Isabey, S. 80. In der New Yorker Pierpont Morgan Library ist ein Album von 31 Miniaturporträts der Teilnehmer des Kongresses erhalten, vgl. CARA DUFOUR DENISON, *French Master Drawings from the Pierpont Morgan Library*, New York 1993, S. 216–217, Nr. 99.

der Subskriptionszeit enthält, bezeichnet Isabey sein Werk eindeutig als „une conférence du congrès de Vienne“, wobei zudem ausgeführt wird, dass sich die Anwesenden nach Beendigung der Sitzung unterhalten („causent entre eux“).³² Der Stich zeigt das Geschehen im Verhältnis zur Vorzeichnung im Pariser Louvre (1815?)³³ (Abb. 4) typisierter und weniger emotional aufgeladen. Auch gibt es hinsichtlich der Auswahl der Diplomaten Differenzen zwischen der Vorzeichnung und der gedruckten Version.

Die reine Profildarstellung des Herzogs von Wellington stellt darüber hinaus eine wichtige Ausnahme dar, sind doch die meisten bei Isabey wiedergegebenen Diplomaten durch en face- oder Dreiviertelporträts charakterisiert, was naturgemäß die von potenziellen Käufern sicherlich gewünschte Identifizierung der Physiognomien auch ohne die Zuhilfenahme einer Legende erleichterte. Isabey's Darstellung funktionalisiert somit den ‚fruchtbaren‘ Augenblick einer fiktiven Verhandlungspause für ein Bildschema, das mit dem Bildtypus einer Zusammenkunft beziehungsweise Konversation im Zuge des Eintreffens eines der Delegierten argumentiert. Letztlich ist sein „conversation piece“ aber nichts anderes als eine Versammlung auf den Betrachter orientierter Stand- und Sitzporträts, in der einerseits Protokollregeln und andererseits überlieferte historische Fakten keine Rolle mehr spielen, sind doch sowohl der Herzog von Wellington als auch Lord Castlereagh zugegen.³⁴ Isabey's Komposition trägt aufgrund der künstlichen Stilisierung der Handlung deutliche Züge eines „tableau vivant“, kann doch nachgewiesen werden, dass der französische Künstler während des Kongresses „lebende Bilder“ gestaltete.³⁵ Isabey bringt in seinem „Kongressbild“ somit weder spezifische Anliegen

einer wie immer gearteten politischen Ikonografie zum Ausdruck noch ist er bestrebt, in irgendeiner Form ein bildliches Äquivalent zu der den Wiener Kongress beherrschenden Idee des politischen Equilibriums nach der instabilen Politik des 18. Jahrhunderts zu visualisieren. Der Künstler formulierte vielmehr eine raffinierte Stilisierung eines Gruppenporträts in Richtung eines fiktiven Ereignisbildes und kein wie immer geartetes politisches Postulat.³⁶

Beachtlich sind die Nachwirkungen von Isabey's „Kongressbild“ – besonders anschaulich in zahlreichen Varianten und Techniken³⁷ bis hin zur Verwendung als Frontispiz des Katalogs zur „Wiener Congress-Ausstellung“ (Wien 1896) im „Österreichischen Museum für Kunst und Industrie“ mit der aussagekräftigen und zugleich affirmativen Bezeichnung „Das Wiener-Congressbild von Isabey“.³⁸ Noch im habsburgischen Festspiel *Des Kaisers Traum* von Christiane Gräfin Thun-

tekten Charles de Moreau für „[...] theatralische Vorstellungen und Tableaux [...]“ betreffend.

32 SCHLÜSSELBERGER, Wiener Kongreß, S. 149 (Abb.).

33 Cabinet des dessins, Inv.-Nr. RF 3858; vgl. Katalog 150 Jahre Wiener Kongress, S. 170, Nr. IV.34; Katalog Jean-Baptiste Isabey, S. 79, 147, Nr. 150.

34 Zur Abberufung Castlereaghs, der in der Folge durch den Herzog von Wellington ersetzt wurde: HHStA, StK, Vorträge, K. 197 (1815), Fasz. I-III, fol. 161–162 (Vortrag vom 31. Jänner 1815).

35 Birgit JOOSS, *Lebende Bilder. Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit*, Berlin 1999, S. 325–326 (mit Quellennachweis); vgl. auch HHStA, OKäA, K. 117 (1815), Nr. 40, Schreiben des Obersthofmeisters vom 3. Jänner 1815, die Bezahlung des Archi-

36 Dieser Aspekt wird bereits in der frühen Rezeption deutlich, wenn etwa in Claude François de Ménevals (1778–1850) *Memoiren* zu lesen ist: „This picture [scil. der Stich nach Isabey, W.T.] is as remarkable from the good likenesses of the people as from the clever way in which Isabey grouped them.“ (Claude-François de MÉNEVAL, *Memoirs illustrating the History of Napoleon I from 1802 to 1815*, Bd. III, New York 1894, S. 327).

37 Z. B. eine Lithografie von Bernhard J. Dondorf (Frankfurt a. M.) nach Isabey (um 1840) [Wien Museum, Inv.-Nr. 19979/1]; Aquarellminiatur aus der Werkstatt Isabey's (ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, D 29.069-B); Stich nach Godefroy mit englischer Legende (ebd., Pg Gruppen 301 [L 53.587-C]).

38 Die Bedeutung von Isabey's Werk wird auch in einem Schreiben der Direktion des „Österreichischen Museums für Kunst und Industrie“ an das Kultusministerium vom 25. Juli 1895 deutlich, in dem auf der Basis zahlreicher Konsultationen in Londoner Museen mit Nachdruck darauf hingewiesen wurde, wie sehr die Ausstellungsleistung auf eine Leihe der auf Schloss Windsor verwahrten Zeichnung Isabey's (1815), welche die Grundlage für den auf dieser Basis angefertigten, berühmten Stich darstellt, hoffte, vgl. Wien, Österreichisches Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst (MAK), Archiv, Nr. 450/1895; zur Wiener Kongress-Ausstellung des Jahres 1896: Eva Maria WERNER, *Der Wiener Kongress im deutschsprachigen Österreich zwischen 50. und 100. Jubiläum*, in: *Austriaca. Cahiers universitaires d'information sur l'Autriche* 39 (2014), Nr. 79, S. 121–136, hier S. 123–127.

Salm (1898) bildet der Stich nach Isabey ein „Tableau vivant“ für den Kongress.³⁹

Eine der wesentlichsten künstlerischen Traditionslinien, auf die sich Isabey für den von ihm verwendeten Bildtypus bezog, ist in Darstellungen der Versammlungen von Gesandten zu suchen, die Frieden diplomatisch aushandeln. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts und verstärkt ab 1700 ist eine deutliche Konjunktur entsprechender Bildzeugnisse feststellbar:⁴⁰ Auf dem Avers einer Medaille auf den Aachener Frieden des Jahres 1748 von Konrad Boehrer⁴¹ wird diese Akzentsetzung auf der gemeinschaftsstiftenden Praxis des Aushandelns von Frieden besonders deutlich, auf der in der Folge Isabeys Komposition aufbauen konnte. Des Weiteren zeigt ein Stich von Johann Lorenz Rugendas, verlegt bei Johann Michael Probst in Augsburg (1757),⁴² wie eine Zusammenkunft von Personifikationen, die Krieg führen, im Sinne des skizzierten Konversationstypus bildlich umgesetzt werden konnte, ähnlich eine von Johann David Nesselthaler (1711–1766) in Augs-

burg verlegte Druckgrafik, die eine Konversation kriegführender Vertreter von Nationen zeigt, die um einen Tisch versammelt sind.⁴³ In der faktischen Ausprägung des „conversation piece“ tritt allerdings seit dem 17. Jahrhundert der Konversations- gegenüber dem Porträtaspekt deutlich in den Hintergrund. Auch Isabey stellte in einem anonymen Familienporträt (um 1810)⁴⁴ die Erfassung der Individualität jedes Einzelnen deutlich in den Vordergrund.

Auch aus dem weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wird transparent, wie bestimmend der Typus des „conversation piece“ für die Ausprägung der Friedensikonografie werden sollte: So basiert etwa noch Édouard-Louis Dubufes Visualisierung des Pariser Kongresses zur Beendigung des Krimkriegs (März 1856)⁴⁵ auf Isabeys Schema, das sowohl die Anforderung einer Gruppendarstellung als auch jene einer Versammlung von Einzelporträts erfüllt. In ähnlicher Weise werden in einem Holzschnitt der *Leipziger Illustrierten Zeitung* vom 3. Juni 1871 die Vertreter der deutschen und französischen Partei zur Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges in Frankfurt am Main während einer Sitzung am 10. Mai 1871 gezeigt.⁴⁶ Mit dieser Entwicklung wird die auf einer Heroisierung einzelner Protagonisten basierende Sichtweise, wie sie etwa noch die Ikonografie der Friedensschlüsse zum Spanischen Erbfolgekrieg dominierte,⁴⁷ endgültig von den bestimmenden Akzentsetzungen auf

39 Christiane Gräfin THUN-SALM, *Des Kaisers Traum. Festspiel in einem Aufzuge*, Wien 1908 (ebd. 1898), S. 28.

40 Dorothee LINNEMANN, *Die Bildlichkeit von Friedenskongressen des 17. und frühen 18. Jahrhunderts im Kontext zeitgenössischer Zeremonialdarstellung und diplomatischer Praxis*, in: Ralph KAUZ/Giorgio ROTA/Jan Paul NIEDERKORN (Hg.), *Diplomatisches Zeremoniell in Europa und im mittleren Osten in der Frühen Neuzeit* (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, Bd. 796), Wien 2009, S. 155–186.

41 Grundsätzlich: Gerd DETHLEFS, *Die Anfänge der Ereignismedaille. Zur Ikonografie von Krieg und Frieden im Medaillenschaffen*, in: Deutsche Gesellschaft für Medaillenkunst (Hg.), *Medaillenkunst in Deutschland von der Renaissance bis zur Gegenwart. Themen, Projekte, Forschungsergebnisse. Vorträge zum Kolloquium im Schloßmuseum Gotha am 4. Mai 1996* (Die Kunstmedaille in Deutschland, Bd. 6), Dresden 1997, S. 19–38. Von Bedeutung in diesem Zusammenhang auch die mit der genannten Medaille gleichzeitig entstandenen Druckgrafiken, so Christoph Friedrich Hoermann de Gutenbergs Kupferstich (nach Johann Lorenz Haid) des Augsburger „Friedensgemäldes“ (1747), vgl. MANEGOLD, *Friedensgesandte*, S. 148, Abb. 7.

42 Paris, Bibliothèque nationale, Cabinet des Estampes, Collection Hennin, Inv.-Nr. 8869; vgl. hierzu grundsätzlich: Gerhild H. M. KOMANDER, *Der Wandel des „Sehepunktes“. Die Geschichte Brandenburg-Preußens in der Graphik von 1648–1810*, Münster/W., Hamburg 1995.

43 Paris, Bibliothèque nationale, Cabinet des Estampes, Collection Hennin, Inv.-Nr. 8874.

44 Paris, Sammlung Jacques Veysset, vgl. PRAZ, *Conversation Pieces*, S. 254, fig. 296.

45 Versailles, Musée national des Châteaux de Versailles et de Trianon, Inv.-Nr. MV 1994; Kupferstich von Auguste Blanchard nach dem Gemälde (ebd., Inv.-Nr. MV 7803), Kreidezeichnung (1856) von Léopold Massard nach Dubufe (Inv.-Nr. Dessins 772), vgl. HUSSLEIN-ARCO/GRABNER/TELESKO (Hg.), *Europa in Wien*, S. 394, Taf. 242; VALENTA, *Bilder*, S. 163–166.

46 *Leipziger Illustrierte Zeitung* 56 (1871), Nr. 1457 (3. Juni), S. 377 (nach einer Skizze von F. Wolf), vgl. TELESKO, *Mundus concors*, S. 22, Abb. 4.

47 Werner TELESKO, *Rastatt – Ruhestadt. Visualisierungen der Friedensschlüsse der Jahre 1713/1714 zwischen traditioneller Symbolik und Bildreportage*, in: Martin ESPENHORST/Heinz DUCHHARDT (Hg.), *Utrecht – Rastatt – Baden 1712–1714: ein europäisches Friedenswerk am Ende des Zeitalters Ludwigs XIV.* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt.

der Erkennbarkeit der einzelnen Physiognomien und dem Aufgehen der Handlung in Dialogen abgelöst. Darüber hinaus könnte im Genre biedermeierlicher Gesellschaftsszenen Isabeys Komposition durchaus wichtige Anregungen hinterlassen haben, betrachtet man etwa Josef Danhausers *Gesellschaftsszene* (um 1844) mit den um einen Tisch gruppierten Personen,⁴⁸ deren Aktivitäten sich wie eine Dynamisierung von Isabeys Kompositionsschema lesen lassen.

Zusätzlich zum mehrschichtig allegorisch aufgeladenen Rahmen könnten im Stich nach Isabey auch mit drei Porträts ‚im Bild‘ vertiefende inhaltliche Strategien verfolgt worden sein: zum einen mit der Büste des Staatskanzlers Wenzel Anton Graf Kaunitz-Rietberg († 1794),⁴⁹ eines Amtsvorgängers Metternichs,⁵⁰ rechts, zum zweiten mit einem Porträt Maria Theresias († 1780) in Witwentracht im Raumdurchblick und vor allem mit einem großformatigen Habsburgerporträt im Ornat des Ordens vom Goldenen Vlies im eigentlichen Versammlungsraum.⁵¹ Letzteres Bild

nimmt aufgrund seiner beachtlichen Größe eine beherrschende Position in Isabeys Komposition ein. Im Gegensatz zur wiederholt geäußerten Literaturmeinung dürfte es sich dabei aber nicht um eine Wiedergabe des regierenden Monarchen Franz II. (I.) handeln, sondern – aufgrund der andersgearteten breiten und weicheren Physiognomie – um ein Porträt seines 1792 verstorbenen Vorgängers, des Kaisers Leopold II. Details seiner Darstellung im Stich nach Isabey kommen einem Schabblatt Johann Peter Pichlers (1764–1807) (nach einem verschollenen Gemälde Johann Baptist Lampis d. Ä.)⁵² am nächsten: Leopold wird hier als Vliesritter gezeigt, in Ganzfigur mit der Rechten sich auf dem von Herkules (mit Keule) getragenen Tisch abstützend. Geht man der Traditionslinie nach, der zufolge in das Bild integrierte Porträts im Kontext einer Visualisierung hoher Zusammenkünfte eine Rolle spielen, dann zeigt sich, dass hier Isabey ebenfalls Anregungen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts aufnimmt: „Die hohe Zusammenkunft am Kaiserhofe in Wien 1791“, die Ferdinand IV. und Maria Carolina bei Leopold II. versammelte, wiedergegeben in einem Stich Johann Martin Wills (1727–1806), kombiniert an der Wand im Hintergrund eine Darstellung Josephs II. im Zentrum mit Porträts seiner Eltern Maria Theresia (links) und Franz I. Stephan (rechts).⁵³ In ähnlicher Weise sind Porträt-darstellungen ein essenzielles Thema bei der Visualisierung des Emser Kongresses (1787) durch Hieronymus Löschenkohl.⁵⁴ In zwei Wiederga-

für Universalgeschichte, Beiheft 98), Göttingen 2013, S. 373–393.

48 Wien, Belvedere, Inv.-Nr. 5549, vgl. Sabine GRABNER, *Der Maler Josef Danhauser. Biedermeierzeit im Bild. Monografie und Werkverzeichnis*, Wien, Köln, Weimar 2011, S. 107–108, 303, Nr. 392, Abb. 108.

49 Diese Büste kommt einer auf Schloss Kynžvart befindlichen und von Franz Anton Zauner angefertigten sehr nahe, vgl. zu Zauners Kaunitz-Büsten: Hermann BURG, *Der Bildhauer Franz Anton Zauner und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Klassizismus in Österreich*, Wien 1915, S. 169; Franz A. J. SZABO, *Kaunitz and enlightened Absolutism 1753–1780*, Cambridge 1994, S. 25. Daneben sind unter anderem auch eine Büste von Kaunitz aus dem Besitz Metternichs (Ingeborg SCHEMPER-SPARHOLZ, *Il cancelliere Metternich e la committenza austriaca di Canova*, in: *Committenti, mecenati e collezionisti di Canova*, 2 [VII Settimana di Studi Canoviani], Bassano del Grappa 2009, S. 7–35, hier S. 35, Nr. 3), sowie eine 1780 zu datierende von Giuseppe Ceracchi (Wien, Kunsthistorisches Museum, Kunstkammer, Inv.-Nr. 6894) überliefert.

50 Metternich selbst besaß ein Exemplar des Stiches nach Isabey, vgl. *Versteigerungskatalog der hervorragenden Kupferstichsammlung aus dem Besitze des Staatskanzlers Metternich* [...], Wien 1907, S. 47, Nr. 525.

51 Diese Darstellung könnte – obwohl in einigen Details differierend – das Vorbild für ein späteres, 1821 angefertigtes Gemälde des Kaisers Franz von Jožef Tominz (Görz, Museo Provinciale, Inv.-Nr. 670/06, vgl. Cornelia ROSE, *Ikonographie Kaiser Franz I. [II.]*, phil. Dipl.-

Arb., Universität Wien 1991, S. 40–41, Abb. 40; Alessandro QUINZI, *Giuseppe Tominz, Triest 2011*, S. 52–53, 83 [Abb.], 153, Nr. 11 [mit Lit.] darstellen, das auf einen nicht überlieferten Prototyp (vielleicht von Giovanni Battista Lampi oder Pompeo Batoni) zurückgehen dürfte, vgl. weiters: VALENTA, *Bilder*, S. 136–138.

52 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pg III (I/24), vgl. ROSE, *Ikonographie*, S. 42, Abb. 43; *Un ritrattista nell'Europa delle corti. Giovanni Battista Lampi (1751–1830)*, Ausstellungskatalog, Trento, Castello del Buonconsiglio, Trento 2001, S. 96, fig. 98. Den hier verwendeten Herrschertypus verwendete Lampi überdies für Darstellungen von Joseph II. und später auch von Franz II./I. (ebd., S. 94, S. 98, Anm. 8, fig. 96).

53 Helga PEHAM, *Leopold II. Herrscher mit weiser Hand*, Graz, Wien, Köln 1987, S. 303 (Abb. oben).

54 Monika SOMMER (Hg.), *Hieronymus Löschenkohl – Sensationen aus dem alten Wien*, Ausstellungskatalog, Wien Museum, Wien 2009, S. 39 (Abb.).

ben des Neujahrsfestes in Wien (1782), auch von Löschenkohl angefertigt, finden sich ebenfalls Brustbilder Maria Theresias in Witwentracht.⁵⁵

Kaiser Leopold II. ist bei Isabey keineswegs zufällig ins Bild gerutscht: Vielmehr dürfte bei der Entscheidung, einen verstorbenen Habsburgerregenten darzustellen, konkret auf die politischen Ereignisse im Verlauf des Jahres 1791 angespielt worden sein, die im Gefolge der „Pillnitzer Deklaration“ (27. August 1791) die Antwort Habsburgs auf das revolutionäre Frankreich zum Inhalt hatten. Fürst Kaunitz glaubte damals nicht an einen Sieg der Revolution und war der Meinung, Frankreich habe aufgrund des existierenden staatlichen Chaos für einige Zeit als europäische Macht ausgedient. Spätestens ab der gescheiterten Flucht König Ludwigs XVI. im Juni 1791 nahm der Plan, einen Kongress der europäischen Mächte abzuhalten, konkretere Formen an, wobei Wien als Austragungsort im Gespräch war:⁵⁶ In seinem Rundschreiben vom 6. Juli 1791 lud Kaiser Leopold die europäischen Monarchen ein, einer weiteren Eskalation der Französischen Revolution entgegenzutreten.⁵⁷ Am 12. September 1791 erklärte der Monarch in Prag, dass er eine Beruhigung Frankreichs durch einen Kongress herbeizuführen beabsichtige.⁵⁸

Der bei Isabey gegebene bildliche Hinweis auf den frühverstorbenen Habsburger, an dessen Regentschaft sich viele Hoffnungen knüpften, dürfte somit in konkreten Kongressplänen sowie in der bekannten Friedenssehnsucht Leopolds II. eine Basis besitzen, welche die Ereignisse des Jahres 1791 gleichsam als Präludium der Kongressjahre 1814/1815 erscheinen lassen. Die Friedensliebe des häufig als „Friedensfürst“ bezeichneten Leopold⁵⁹ war in der Publizistik allgemein bekannt und unter anderem durch eine im Jahr 1799 in

Paris erschienene Schrift Franz Xaver Hubers mit dem Titel *Beytrag zur Charakteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Josephs II. Leopolds II. [sic!] und Franz II. [...]* deutlich formuliert.⁶⁰ Das in den Stich nach Isabey integrierte riesige Gemälde zeigt Leopold nicht nur im Ornat des habsburgischen Hausordens, sondern auch deutlich auf die Insignien des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches hinweisend, die besonders durch Johann Adam Delsenbachs Publikation (Nürnberg 1790) mit Darstellungen Leopolds II. im Krönungsornat⁶¹ verstärkt in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt waren. Dieser dezidiert auf die Reichsinsignien hinweisende Gestus Leopolds II., wie er in dieser Publikation des Jahres 1790 explizit formuliert ist, lässt Raum für mögliche programmatische Assoziationen hinsichtlich der zur Zeit des Kongresses ebenfalls diskutierten Wiederbelebung des Alten Reiches.⁶² Es wäre aber viel zu weit gegriffen, hier eine konkrete Intention Isabeys erkennen zu wollen, auch wenn in der oberen Rahmenleiste der regierende Habsburger höchst anachronistisch als „FRANÇOIS II.“ tituliert wird. Vielmehr dürfte die bewusste Platzierung Kaiser Leopolds II. im Stich im Sinne der von diesem Regenten im Jahr 1791 vehement vertretenen Politik zum Zweck einer Garantie der vorrevolutionären Ordnung Europas, bildlich aussagekräftig im Idealbild des Kaisers des traditionsmächtigen *Sacrum Imperium* transportiert, zu verstehen sein.

Auch wenn somit nicht von einem ‚Programm- bild‘ Isabeys im eigentlichen Sinn des Wortes gesprochen werden kann, wird deutlich, in wel-

55 Ebd., S. 60–61 (Abb.).

56 PEHAM, Leopold II., S. 295–296.

57 Adam WANDRUSZKA, Leopold II. Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser, Bd. II: 1780–1792, Wien, München 1965, S. 360–361.

58 Johann Baptist SCHELS, Geschichte der Länder des Oestreichischen [sic!] Kaiserstaates, Bd. 10, Wien 1837, S. 225–226.

59 Grundsätzlich: Michael HOCHEDLINGER, Krise und Wiederherstellung. Österreichische Großmachtspolitik zwischen Türkenkrieg und „Zweiter Diplomatischer Revolution“ 1787–1791, Berlin 2000, S. 327–330.

60 Ebd., S. 259.

61 Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Graphische Sammlung, Inv.-Nr. HB 7757, Kapsel 1334 (aquarellierter Stich von Johann Georg Klinger nach Ambrosius Gabler), vgl. Hans OTTOMEYER/Jutta GÖTZMANN/Ansgar REISS (Hg.), Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806. Altes Reich und neue Staaten 1495–1806, Katalogbd., Ausstellungskatalog, Dresden 2006, S. 339–340, Nr. V.9.

62 Allein aufgrund der Tatsache, dass der dargestellte Habsburger ostentativ auf die Regalien des Heiligen Römischen Reiches verweist, ist nicht anzunehmen, dass hier der regierende Kaiser wiedergegeben ist, da dieser prononcierte Gestus – auch in Bezug auf den weiten Verbreitungsradius der Grafik – ein mehr als deutliches inhaltliches Statement hinsichtlich Isabeys inhaltlicher Position zum Kongress bedeuten würde.

cher Weise der französische Künstler vielfältigen Ansprüchen Rechnung getragen haben dürfte, die das in der Wiedergabe Leopolds II. zum Ausdruck kommende Wissen um historische Zusammenhänge des Jahres 1791 zusammen mit heraldischer und allegorischer Präzision an der Rahmenleiste sowie einer beeindruckenden Porträtvielfalt im „conversation piece“ zu einer kongenialen Synthese vereinen.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pg III/9/50 (+ 50a).
Abb. 2: London, Royal Collection Trust / © Her Majesty Queen Elizabeth II 2018, Inv.-Nr. RCIN 451893.
Abb. 3: Wien, Albertina, Historische Blätter 23, Nr. 33, Inv.-Nr. DG2014/13.
Abb. 4: Paris, Musée du Louvre, Cabinet des dessins, Inv.-Nr. RF 3858.

Der Wiener Kongress in der Karikatur

Rainer Valenta

Der Wiener Kongress als Gegenstand der zeitgenössischen Karikatur ist bis dato noch nicht in einer eigenständigen Untersuchung behandelt worden. Das hängt wohl damit zusammen, dass das Thema an sich nicht besonders ergiebig ist. Bevor ich mich dem Problem selbst zuwende, soll als Einstieg eine konkrete Kongress-Karikatur beschrieben werden, in der eine wesentliche Voraussetzung dafür thematisiert ist.

Das Bild zeigt etwa folgendes: Der Kongress ist ein von einer Wolke umhangener Hügel, der vom ‚gaffenden Volk‘ und Zeitungsschreibern beobachtet wird. Nur einige wenige Einzelheiten dringen an die Oberfläche: der sich ärgernde König von Württemberg und der König von Sachsen, welcher – seines Rockes bereits beraubt – seine Hosen festhält, als Metapher für den drohenden Verlust seines Königreiches. Dahinter erscheint aus der Wolke die ‚Hand Preußens‘ in blauem Ärmel und greift nach Friedrich August, während der weiß gekleidete österreichische Arm sie davon zurückhält. Die Wolke selbst erscheint den Zeitungsschreibern als Schlitten, auf der gegenüberliegenden Seite bildet sie eine Figur, die dem Volk eine lange Nase zeigt. Dieses sprechende Bild entwickelt eine mit Jänner 1815 datierte Zeichnung, die wohl als Vorlage für eine gedruckte Bildsatire gedacht war, in dieser Form aber anscheinend nie erschienen, jedenfalls bis heute unbekannt geblieben ist (Abb. 1).¹ Was hier offensichtlich ins Bild gesetzt wird, ist die restriktive Informationspolitik am Wiener Kongress, die Nachrichten nur äußerst selektiv an die Öffentlichkeit treten ließ. Von zeitgenössischen Beobachtern und oppositionellen ausländischen Zeitschriften wurde dies bereits dezidiert und teilweise mit kritischem Unterton angemerkt.² Interessanterweise ist das

erwähnte Blatt die einzige Karikatur, die diesen für die Wahrnehmung und Rezeption des Wiener Kongresses nicht unerheblichen Aspekt offen thematisierte.

Wir dürfen bereits vorab annehmen, dass der besagte Umstand nicht ohne Auswirkung war auf das Echo, das der Wiener Kongress im Medium der Karikatur gefunden hat, und zwar sowohl im Hinblick auf die Art der Thematisierung wie auch bezüglich des Ausmaßes. Denn konsequenterweise war der Wiener Kongress kein in den Bildsatiren besonders häufig aufgegriffener Gegenstand, vergleicht man ihn etwa mit der Französischen Revolution oder mit Napoleons Schicksal in den Befreiungskriegen (was vielleicht nicht unbedingt angemessen ist). Die Zahl der Karikaturen auf den Wiener Kongress variiert außerdem je nachdem, was man bereit ist, unter diese Kategorie zu setzen. Es gibt Darstellungen, die ihn erklärtermaßen zum Gegenstand haben und solche, in denen er ein Detail unter anderen darstellt oder bestenfalls latent als sachlicher Hintergrund mitschwingt. Fasst man den Umfang weit und den Deckungsgrad gering, so kommt man auf etwa jeweils 10 englische und französische Karikaturen und ungefähr halb so viele deutsche, unter denen zwei jedoch nicht als Druck, sondern lediglich als Zeichnung vorliegen. Diese Streuung mag symptomatisch sein für den Grad der Möglichkeit zu freier Meinungsäußerung in den jeweiligen Gebieten.

Prinzipiell gibt es zwei Möglichkeiten, das Material zu bearbeiten: Man kann die Karikaturen einfach der Reihe nach besprechen und analysieren, gegebenenfalls in geografischer und chronologischer Ordnung; man kann aber auch problemorientiert vorgehen und versuchen, allgemeine

1 Wien, Österreichische Nationalbibliothek (kurz: ÖNB), Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 5001. Der Zeichnung ist eine handschriftliche Erklärung beigegeben.

2 Rheinischer Merkur, Nr. 136, 21. Oktober 1814 und Nr. 143, 9. November 1814; Allgemeine Zeitung, Nr. 332,

28. November 1814, S. 1328; Le Nain Jaune, Nr. II, 20. Dezember 1814, S. XXV; Nr. III, 25. Dezember 1814, S. LXXI; Nr. V, 5. Jänner 1815, S. 1; Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses, Nr. XXXI, 9. Jänner 1815, S. 465–466.



Abb. 1: Anonym, *Westliche Ansicht von Teutschland und dem Congress, Jänner 1815*, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 5001.

Fragen anhand der Evidenz in den Darstellungen zu beantworten. Dieser Weg soll hier beschränkt werden, was auch angesichts des beschränkten Rahmens von Vorteil ist, da nicht alle der zum Teil nicht gerade wesentlichen Details besprochen werden müssen. Ich werde im Folgenden zunächst darauf eingehen, welche Akteure auf den Karikaturen zum Wiener Kongress dargestellt sind, um danach die wichtigsten inhaltlichen Positionen zu besprechen.

Die drei am häufigsten dargestellten Personen sind die Herrscher Russlands, Österreichs und Preußens. Meist bilden sie eine im Zentrum der Komposition stehende Dreiergruppe, womit die Karikatur ein seit geraumer Zeit in Konjunktur befindliches Motiv aufgreift. Denn die drei Alliierten waren seit ihrem Bündnis in den Befreiungskriegen zu einem Symbol für die Überwindung der Macht Napoleons geworden, mit dem sich auch allerlei Hoffnungen für die Zukunft verbanden. Sie wurden entsprechend in zahlreichen allegorischen Kompositionen auf den soeben über

die Franzosen errungenen Sieg gefeiert. Diese an sich positiv konnotierte bildliche Dreieinigkeit der alliierten Monarchen wird in den Karikaturen auf verschiedene Weise satirisch umgedeutet. Dadurch wird der Wiener Kongress zugleich als „Monarchenkongress“ charakterisiert – ein Ausdruck, den man auch in einer zeitgenössischen Quelle findet und der wahrscheinlich populäre Vorstellungen reflektiert.³

Betrachten wir zwei konkrete Beispiele. Eine häufig zitierte Bildformel zeigt die drei Monarchen am Verhandlungstisch, wie sie über der ausgebreiteten Landkarte die Gebietsaufteilungen verhandeln. Dieses Schema ist in seiner reinsten Ausprägung auf einer deutschen Radierung mit dem Titel *Der Congress* verwirklicht (Abb. 2).⁴

3 Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses, Nr. XVI, 22. November 1815, S. 244–246.

4 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00067488_01. Vgl. Sabine SCHEFFLER/Ernst SCHEFFLER, So zerstioben getraeumte Weltreiche. Napoleon I. in der deutschen Ka-



Abb. 2: Anonym, „Der Congress“, um 1814/15, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00067488_01.

Sehr ähnlich hat es auch der englische Karikaturist George Cruikshank an zentraler Stelle in einer seiner Bildsatiren auf den Wiener Kongress wiedergegeben, wenngleich hier der Verhandlungstisch durch einen überdimensionalen Kuchen mit aufgezeichneter Landkarte ersetzt ist (ein Motiv, auf das ich noch zu sprechen kommen werde).⁵ Aus der großen Ähnlichkeit der Sitzhaltung, die bei einer der Figuren an korrespondierender Stelle in den beiden Darstellungen gegeben ist, könnte man schließen, dass einer der Zeichner von der Komposition des anderen inspiriert wurde.

Was die Präsenz Großbritanniens, der vierten alliierten Großmacht, auf Karikaturen zum Wiener Kongress betrifft, so ist auf englischen Blättern fast immer Castlereagh als Repräsentant sei-

nes Landes dargestellt, während in französischen Karikaturen ebenso häufig Wellington diese Funktion einnimmt. Dabei ist die Charakterisierung des ersteren ganz eindeutig von den in der politischen Öffentlichkeit in London geführten Angriffen gegen seine Politik gekennzeichnet.⁶ Tatsächlich war diese nicht einmal unter seinen Ministerkollegen innerhalb der Regierung besonders populär.⁷ Bringt man es auf den Punkt, so ist die Darstellung Castlereaghs in der englischen Karikatur im Wesentlichen durch die Tendenz geprägt, ihn als schlechten Verhandler zu kompromittieren. Einmal assistiert er bei der Aufteilung des „europäischen Kuchens“ unter den drei alliierten Monarchen, ohne deren Begehrlichkeiten befriedigen zu können.⁸ Dann wieder bezahlt er die Musiker am Wiener Kongress mit englischem Geld, damit sie die „Harmonie“ in der allgemeinen Stimmung aufrechterhalten, während sich John Bull (die Personifikation Englands) über die Vergeudung des Vermögens („substance“) und die Nichtigkeit des Gewinnes („shadows“, „tinsel“, „bauble“) maßlos ärgert.⁹ In einer dritten Karikatur gibt der Außenminister gegenüber dem Prinzregenten freimütig zu, gegen keine der im Interesse der siegreichen Mächte erfolgten Länderabtretungen Einwände erhoben zu haben. Und schließlich finden wir Castlereagh auf einer Darstellung, mit der sein feierlicher Einzug auf einem Elefanten bei seiner Rückkehr nach London wiedergegeben ist.¹⁰ Die Worte, die ihm der Karikaturist dabei in den Mund legt, sind als überdeutliche, ironische Fixierung seiner öffentlich wahrgenommenen beziehungsweise lancierten Rolle am Wiener Kongress zu verstehen: „I am returned overwhelmed with glory, to receive the applauses of a gratefull nation. I am doubtless the greatest negotiator in the World“.

rikatur (Schriften zur Karikatur und kritischen Grafik, Bd. 3), Stuttgart 1995, S. 140 und S. 317 (Nr. 3.122).

5 George CRUIKSHANK, *Twelfth night or, what you will!*, Jan[uar]y 1815. Vgl. Mary Dorothy GEORGE, *Catalogue of political and personal Satires in the British Museum*, Bd. IX, London 1949, Nr. 12.453.

6 Vgl. Karl August VARNHAGEN VON ENSE, *Der Wiener Kongreß 1814–1815*, in: DERS., *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, Vierter Theil, Leipzig 31871, S. 179–283, hier S. 232 und S. 243.

7 Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna 1814–1815*, London 1945, S. 95–96.

8 Siehe Fußnote 5.

9 Charles WILLIAMS, *Amusement at Vienna, alias Harmony at Congress, ie Paying the Pipers*, 1.2.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.499.

10 DERS., *The ambassadors return – or – a new arrival from Congress*, 1.3.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.501.

Für Wellingtons häufige Gegenwart in französischen Karikaturen scheinen mehrere Gründe maßgeblich gewesen zu sein. Erstens entstanden die meisten französischen Karikaturen auf den Wiener Kongress erst in einer Zeit, nachdem der Feldmarschall die Leitung der englischen Delegation bei den Verhandlungen übernommen hatte. Sie reflektieren also gewissermaßen die faktische Situation. Davor war Wellington als Botschafter in Paris eingesetzt und mag den Franzosen auch von daher besser vertraut gewesen sein. Schließlich dürfte seine Rolle im Kampf gegen Napoleon während der ‚Hundert Tage‘ gleichfalls für die Gegenwart des Herzogs in der französischen Karikatur ausschlaggebend gewesen sein.

In achtzehn Karikaturen, die teilweise oder als Ganzes auf den Wiener Kongress referenzieren, taucht Napoleon auf. Man kann sogar behaupten, dass er in den meisten dieser Fälle den Anstoß gegeben hat, da etwa ein gutes Dutzend der Blätter als Reaktion auf seine Flucht entstanden ist. Die Allgegenwart des Korsen im kollektiven Bewusstsein der Zeit – als Feindbild, als Grund allen Übels oder auch als irrationaler Abgott –, diese unabdingbare Überpräsenz, die sich nicht zuletzt auch in den rund 2.000 Napoleon-Karikaturen aus der Zeit der Befreiungskriege manifestiert, hatte offensichtlich massive Auswirkungen auf die kollektive Wahrnehmung der nun folgenden politischen Entwicklungen und somit auch auf die Reflexion, die der Wiener Kongress im Medium der Karikatur fand. Man kann dies bereits auf Blättern studieren, die vor den Hundert Tagen entstanden sind.

Die französische Karikatur *La restitution ou chaqu'un son compte* ist nach der Kapitulation Napoleons im Frühjahr 1814 und möglicherweise noch vor oder kurz nach dem Beginn des Wiener Kongresses entstanden.¹¹ Da es darin um die Aufteilung der von der französischen Hegemonie befreiten und somit herrenlosen Territorien unter den Mächten Europas geht, kann man die Darstellung als satirischen Beitrag zur politischen Neuordnung des Kontinents verstehen. Sie ist zwar nicht deziert, jedoch sachlich eine Karikatur auf den Wiener Kongress. Den Kern der Darstellung bildet ein Motiv, das in einer Reihe von deutschen Blättern

auftaucht, die Ende 1813 oder zu Beginn des Jahres 1814 entstanden sind: Napoleon erbricht darauf unter tatkräftiger Mithilfe seiner alliierten Gegner Teile der Landkarte, Kronen, Stadtpiktogramme und Ähnliches, die – mit entsprechender Bezeichnung – die aus der Hand der Franzosen befreiten Gebiete repräsentieren.¹² Wenngleich Napoleon auf der französischen Karikatur noch thront, ist der Zusammenbruch der Macht des Korsen hier bereits zeichenhaft zum Ausdruck gebracht: Die Adler auf dem Thronessel stehen auf dem Kopf, die abgerissenen Epauletten seiner Uniform und sein Degen liegen auf den Stufen der Plattform. Die Krone Frankreichs wird vom Zaren an Ludwig XVIII. restituiert. Wie sich aus ihren visuellen und verbalen Strategien herauslesen lässt, wollten die deutschen Vorbilder zeigen, dass eine zu übermäßiger Größe emporgewachsene Macht nun gesundgeschrumpft werde. Daran knüpft sich auf dem französischen Blatt die vom Standpunkt des Besiegten opportune Sichtweise, dass die Schrumpfkur nur deshalb erfolgt sei, um den Nutznießern des Umbruchs ihrerseits Gelegenheit zu geben, ihren eigenen Ehrgeiz durch Einverleibung neuer Gebiete zu befriedigen. Man sieht die Herrscher von Spanien, Preußen und Österreich mit Eifer die von Napoleon erbrochenen Stücke aufsammeln.

Desgleichen vom Bilderkrieg der Befreiungskriege inspiriert, wenn auch mit anders gelagerter inhaltlicher Tendenz, zeigt sich eine deutsche Karikatur, die wahrscheinlich ebenfalls vor der Jahreswende 1814/15 entstanden ist.¹³ Sie repräsentiert den Wiener Kongress nach einem mehrfach kopierten Darstellungsschema, das auf einen im Bilderbogenverlag von Friedrich Campe in Nürnberg publizierten Stich zurückgeht: In einem klassizistischen Innenraum sitzen die in Wien anwesenden Herrscher um den Verhandlungstisch; die drei alliierten Monarchen führen den Vorsitz und handeln mit sprechender Geste die Gebietsaufteilungen über einer Landkarte aus. Die Schar der „mediatisierte[n] Fürsten und Staatsminister“ steht im Hintergrund und beobachtet das Geschehen passiv.¹⁴ Diese Szenerie

11 GEORGE, Catalogue, Nr. 12.248.

12 SCHEFFLER, Weltreiche, S. 305–309 (Nr. 3.100–3.107).

13 Ebd., S. 354 (Nr. 5.31).

14 Wien Museum, Inv.-Nr. 31.685. Vgl. Elisabeth REYNST, Friedrich Campe und sein Bilderbogen-Verlag zu Nürnberg, Nürnberg 1962.

sieht man auf der besagten Karikatur in komprimierter Form durch eine Bogenöffnung, während im Raum davor der englische Prinzregent Napoleon als Tanzbären vorführt mit den in der Bildunterschrift gegebenen Worten: *Soll er los gelassen werden?* Das Motiv ist anscheinend aus einer zur Jahreswende 1813/14 entstandenen Radierung von Johann Christoph Erhard entlehnt, die Napoleon mit dem Körper eines Bären darstellt, der von den Alliierten gefangen und dressiert worden ist.¹⁵ Die schriftliche Erläuterung unterhalb dieses Bildes erklärt, dass der ‚Bär‘ zuvor über Jahre hinweg in Deutschland sein Unwesen getrieben habe. Auch hier wird er im Übrigen von einem Engländer mit einer an die Nase geketteten Leine vorgeführt. Mit welcher Intention dieses Motiv in eine Bildsatire auf den Wiener Kongress übertragen wurde, mag aus einem Bericht an den Chef der Polizeihofstelle vom 15. Oktober 1814 hervorgehen. Darin wird zunächst der schleppende Beginn der Verhandlungen zur Sprache gebracht, woraufhin eine in München erschienene Karikatur beschrieben und als charakteristischer Ausdruck für die allgemeine Stimmungslage („l'état des esprits“) angeführt wird: Castlereagh zerzt darauf Napoleon an einer Leine vor die verhandelnden Minister; in der anderen Hand hält er ein Schriftstück, das auf den Tisch zu schleudern er mit folgenden Worten beabsichtigt: „Signez ou je le lâche“.¹⁶ Dieses Bild ist offensichtlich nicht identisch mit dem hier besprochenen, kann aber als Variante dazu angesehen werden. Außerdem existiert noch ein zweiter, rund zehn Tage später entstandener Polizeibericht, der auf eine Grafik mit ähnlichem Gegenstand referiert, wo nun aber dezidiert von den „Souverains réunis en Conseil“ die Rede ist.¹⁷ Man wird die Karikatur *Soll er los gelassen werden?* somit als Ausfluss einer Situation betrachten dürfen, in der die europäische Öffentlichkeit gespannt nach Wien blickte, während von dort kaum Informationen nach außen drangen und die offizielle Eröffnung des Kongresses entgegen dem Druck der Erwartungshaltungen mehrmals verschoben wurde.

15 SCHEFFLER, *Weltreiche*, S. 106 und S. 254–255 (Nr. 3.44).

16 Henri-Maurice WEIL, *Les dessous du Congrès de Vienne. D'après les documents originaux de l'intérieur à Vienne*, Bd. 1, Paris 1917, S. 299 (Nr. 387).

17 WEIL, *Congrès de Vienne*, S. 368 (Nr. 502).

So wie sich die Nachricht von der Flucht Napoleons wie ein Lauffeuer über Europa verbreitete, ebenso fand dieser Gegenstand auch seinen Niederschlag in der Karikatur. Einige Blätter behandeln seine Beziehung zum Wiener Kongress, wobei diese je nach Sichtweise sehr verschieden ausfallen kann.

Ein dramatisches Szenario hat Cruikshank in zwei Karikaturen vom 21. März und vom 6. April gezeichnet.¹⁸ Dargestellt ist jeweils der gewaltsame Auftritt Napoleons im Rahmen einer metaphorischen Verbildlichung des Kongresses. Dies ist in einem Fall eine Schneiderwerkstatt, im anderen der Verhandlungstisch in Form eines überdimensionalen Kuchens mit aufgezeichneter Landkarte. Es geht dem Künstler vornehmlich darum, die Aufregung und das Entsetzen unter den Anwesenden angesichts der wiedererstandenen Bedrohung darzustellen. Dies wird auch durch die Titel der beiden Blätter unterstrichen, deren einer ein bekanntes Diktum paraphrasiert, das Napoleon zugeschrieben wurde und rasche Verbreitung fand („Le Congrès est dissous“).¹⁹ Bemerkenswert ist die personelle Zusammensetzung des Kongresses. Man findet darin neben den drei Monarchen und Wellington nämlich vorwiegend Personen, die in Wien gar nicht anwesend waren. In der Karikatur mit dem Kuchen erscheinen außerdem drei Figuren, deren Identifikation bis dato nicht befriedigend gelöst ist.

Andere Karikaturen charakterisieren Napoleon gewissermaßen als Parasiten, der einem Loch entschlüpft und den vier großen Alliierten zwar lästig, aber nicht wirklich bedrohlich ist.²⁰ Ein paar französische Blätter, die anscheinend in einem bonapartistischen Umfeld geschaffen worden sind, zeigen sie hingegen in direkter Ausei-

18 George CRUIKSHANK, *Boneys return from Elba – or, the Devil among the tailors*, 21.3.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.509. DERS., *The Congress dissolved before the Cake was cut up*, 6.4.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.525.

19 [Dominique] DE PRADT, *Du Congrès de Vienne*, Bd. 1, Paris 1815, S. X; Auguste Comte de LA GARDE-CHAMBONAS, *Fêtes et souvenirs du Congrès de Vienne, tableaux des salons, scènes anecdotiques et portraits*, 1814–1815, Bd. 1, Paris 1843, S. 11.

20 Frontispiz zu: [Peter] PINDAR, *R ... L Loggerheads! Or the Congress of State Tinkers!!*, April 1815, in: GEORGE, *Catalogue* Nr. 12.533. ANONYM, *Le Paté indigeste*, 1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.519.

nersetzung mit dem Korsen, wobei dessen Übergewicht mit verwandten bildlichen Mitteln veranschaulicht ist. Dies hängt offensichtlich mit der damals allseits verbreiteten Rede vom politischen Gleichgewicht zusammen – ein Thema, auf das wir noch zurückkommen werden. Weniger eindeutig hinsichtlich der politischen Position und der Deutung des Geschehens sind zwei weitere französische Karikaturen, auf denen Napoleon und die Alliierten eher neben- als gegeneinander agieren.²¹

Schließlich sind noch vier englische Karikaturen zu erwähnen, die Napoleons Rückkehr thematisieren und auf denen der Kongress als ‚Element‘ im Hintergrund erscheint.²² Seine Verbildlichung erfolgt in allen Fällen unter Verwendung verwandter Motive: ein offenes Zelt oder eine bühnenartige Baracke, die in einem Fall durch die Aufschrift „veluti in speculum“ auf dem krönenden Schriftband auch dezidiert als Theater gekennzeichnet ist. Die Verhandler sitzen in dieser Behausung um einen runden Tisch, einmal umstehen sie einen Globus. Sie deliberieren, streiten um Gebiete oder schlafen gar, als der Korse auf das französische Festland übersetzt und Talleyrand einen Brief für Bonaparte an einen Boten übergibt (dieses Detail ist vermutlich durch Gerüchte über den letztlich gescheiterten Versuch Napoleons inspiriert, mit seinem ehemaligen Außenminister ins Einvernehmen zu treten²³). Neben Talleyrand, der zweimal – nicht allein aufgrund seines Klumpfußes – erkennbar hervortritt, und Castlereagh sind die Teilnehmer des Kongresses wiederum hauptsächlich monarchisch charakterisiert; entweder als gekrönte Figuren oder aufgrund einer für den geübten Betrachter noch erkennbaren physiognomischen Ähnlichkeit zu den drei alliierten Herrschern. Wir finden also auch

hier das oben beschriebene Schema vom Monarchenkongress verwirklicht.

Vergleichsweise häufig tauchen in Karikaturen zum Wiener Kongress schließlich Ludwig XVIII. und Talleyrand auf. Sie spielen dort im Wesentlichen die gleiche Rolle, die ihnen ganz allgemein in der zeitgenössischen Bildsatire zugeschrieben wird: Ludwig XVIII. erscheint stets als schwerfälliges, handlungsunfähiges Subjekt, dessen Verhalten ausschließlich durch Kräfte von außen gesteuert wird; Talleyrand erweist sich als zwielichtiger Beobachter, dessen sichtbare Intention vornehmlich darin besteht, dass er den Bourbonen auf dem französischen Königsthron installiert hat.

Wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, war die Diplomatie in den Karikaturen zum Wiener Kongress nur durch Talleyrand und die beiden Engländer Castlereagh und Wellington vertreten. Eine bemerkenswerte Ausnahme dazu bildet die Darstellung *La Balance politique*, die am 15. Mai 1815 im *Nain Jaune*, einer antiroyalistischen, satirischen Zeitschrift, erschien und dort auch durch einen erklärenden Text erläutert wurde (Abb. 3).²⁴ Die Bildidee stammt von einer anderen französischen Karikatur²⁵ (oder umgekehrt?): Die Völker der herrenlosen Staaten Europas, dargestellt als eine Masse von kleinen Menschen, werden in Getreideballen und Fässer abgefüllt, auf einer Waage gewogen und schließlich unter den Großmächten aufgeteilt. Das Ganze ist im Grunde ein zynischer Bildkommentar zu den auf der Grundlage von statistischen Erhebungen vorgenommenen Gebietsaufteilungen. Ein gewichtiger Unterschied zwischen den beiden Blättern besteht jedoch in der Wahl der beteiligten Personen: Während die eine Karikatur dem oben beschriebenen Schema folgt – im Zentrum stehen die drei Monarchen, begleitet von Wellington und Talleyrand –, weicht die Darstellung aus dem *Nain Jaune* ein wenig davon ab. Denn hier sind auch für Österreich und Preußen nicht die Herrscher, sondern Diplomaten dargestellt: Hardenberg und – anders als man vermuten würde – nicht Metter-

21 ANONYM, *La Bouillotte*, 1815, in: Epi SCHLÜSELBERGER, *Der Wiener Kongreß*. 1. September 1814 bis 9. Juni 1815, Ausstellungskatalog, Wien 1965, S. 67; ANONYM, *Le Gâteau des Rois* (vgl. Fußnote 35).

22 George CRUIKSHANK, *Escape of Buonaparte from Elba*, 1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.518. DERS., *The fox & the goose; or, Boney Broke Loose!*, 17.3.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.506. DERS., *The phenix of Elba resuscitated by treason*, 1.5.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.537. J. Lewis MARKS, *The European Pantomime*, 17.3.1815, in: GEORGE, *Catalogue*, Nr. 12.515.

23 VARNHAGEN VON ENSE, *Wiener Kongreß*, S. 275.

24 *Le Nain Jaune*, Nr. XXXI, 15. Mai 1815, S. 191–192. Zum Journal allgemein siehe D. H. CARNAHAN, *The Spirit of the Nain Jaune. Its Attitude towards Chateaubriand and Romanticism*, in: *Publications of the Modern Language Association of America* 43/3 (1928), S. 844–862.

25 ANONYM, *La Balance de l'Europe au Congrès de Vienne en 1815*, in: SCHLÜSELBERGER, *Wiener Kongreß*, S. 69.



Abb. 3: Anonym, „La Balance politique“, Mai 1815, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, 288.276-B.367, Nr. 6 (eingebunden nach S. 192).

nich, sondern Fürst Karl Philipp Schwarzenberg. Er wird zwar in der Erklärung so wie alle anderen Personen nicht mit Namen genannt, sondern lediglich als „grand seigneur autrichien“ bezeichnet; der Zusatz „fort estimé dans les camps par ses connaissances diplomatiques et fort redouté dans le congrès pour ses talens militaires“ gibt aber bereits einen Hinweis, wer gemeint ist. Dass es sich nicht um den österreichischen Außenminister handeln kann, der übrigens in keiner zeitgenössischen Karikatur zu finden ist, ist zudem aufgrund der äußerlichen Charakterisierung offensichtlich. Schwarzenberg als Oberkommandierender der Alliierten wurde außerdem bereits in deutschen und englischen Karikaturen der Befreiungskriege dargestellt und die Physiognomie spricht eindeutig für ihn. Es mag sein, dass den Autoren des *Nain Jaune* die Rolle Metternichs beim Wiener Kongress nicht geläufig war; für wahrscheinlicher halte ich jedoch, dass keine durch Druck vervielfältigten Porträts zur Verfügung standen, um den

österreichischen Minister in rezipierbarer Weise wiederzugeben (oder er war im Pariser Publikum zu wenig bekannt, Schwarzenberg hingegen schon). Doch diese Problematik ergab sich erst aus der Tendenz des Bildes, nicht, wie es doch gemäß den obigen Ausführungen üblich war, einen Monarchen-, sondern einen Diplomatenkongress darzustellen. Wie aber kam es zu dieser Abweichung?

Nach meiner Einschätzung ist sie die Folge einer durch die Erläuterung überlieferten prädisponierten Auffassung, die sich gewissermaßen programmatisch auswirkte. Man liest dort: „Il s'est établi à Vienne depuis environ un an une bourse politique où se vendent, au plus offrant, les hommes et les états. Des ministres plenipotentiaires transformés en courtiers de chair humaine disposent à leur gré de la vie, de la fortune et de la liberté de quelques millions d'hommes, qui n'ont pas même la permission de choisir entre l'influence du *knout*

ou celle de la *schalg*.²⁶ Den Diplomaten wird hier also, entgegen den sonst verbreiteten Vorstellungen, ein Übermaß an Entscheidungsgewalt zugeschrieben. Um diese Konstruktionen zu verstehen, muss man ein wenig die Artikel *Revue* passieren lassen, die im *Nain Jaune* zum Wiener Kongress und während der ‚Hundert Tage‘ erschienen sind. Es geht dabei aber nicht um die Wiedergabe tatsächlicher oder mutmaßlicher Fakten, sondern um politische Kommentare, die den Standpunkt des Blattes kenntlich machen. Bereits in der Ausgabe vom 20. Jänner 1815 wurde daran Anstoß genommen, dass den Mächten am Kongress lediglich an der Vergrößerung ihrer Territorien durch Gebiete mit möglichst hohen Einwohnerzahlen gelegen sei, wobei auch auf die spezifischen Interessen der einzelnen Staaten eingegangen wird.²⁷ Das passt ganz gut zu unserer Grafik. Nach der Rückkehr Bonapartes stellte sich der *Nain Jaune* offen hinter den Kaiser und lobte seine nunmehr zutage tretenden liberalen Gesinnungen, die sich unter anderem in einer freizügigen Pressepolitik manifestierten. Dabei tritt die mit den Ideen und Errungenschaften der Französischen Revolution sympathisierende politische Haltung offen zutage und verbindet sich mit dem Anspruch, dass Frankreich das in dieser Hinsicht fortschrittlichste Land sei, der Rest Europas das Joch des Despotismus hingegen noch nicht abgeworfen habe.²⁸ Lesen wir, in vollkommener Übereinstimmung damit, die einleitenden Worte, mit der die Erklärung zur Karikatur *La Balance politique* ansetzt: „L’Europe est partagé dans ce moment en deux grandes portions: l’une, qui a secoué le joug du despotisme, marche sous la bannière des idées libérales; l’autre, encore ensevelie sous un vaste éteignoir, semble être le domaine de trois ou quatre familles, qui en disposent au gré de leur caprice et de leur volonté la plus absolue. La France, qui compose le première partie, est dans ce moment l’objet de la haine et de l’envie de la seconde.“²⁹

Das wurde geschrieben, als bereits offensichtlich war, dass die Alliierten militärisch gegen Napoleon vorgehen würden und seine Anhänger in

Frankreich in angespannter Gefühlslage diesem Schicksal entgegen sahen. Im *Nain Jaune* wurden die Erklärungen gegen Bonaparte und die militärischen Vorbereitungen der Alliierten in mehreren Artikeln verbal angegriffen. Interessant in unserem Zusammenhang ist die Argumentation in der Ausgabe vom 15. April 1815. Dort lesen wir: „Toutes les vociférations étrangères, tous les projets sinistres contre la France, ne peuvent venir des monarques alliés, leurs intérêts sont trop opposés aux mesures qu’on leur suggère; ce n’est point la guerre des rois contre la France, c’est la lutte des ministres contre nous“.³⁰

Diese Zeilen sind zwar bereits einen Monat vor der Karikatur auf den Wiener Kongress im *Nain Jaune* erschienen, das Muster der Argumentation ist jedoch in beiden Fällen sehr ähnlich: Die Minister entscheiden willkürlich über und gegen das Wohl der Völker und handeln damit sogar den Interessen ihrer Souveräne zuwider.

Am Wiener Kongress gab es eine Vielzahl an Problemen, Interessen und Konflikten; doch nur wenige davon haben Eingang in die Karikatur gefunden. Der Punkt, den sie mit Vorliebe aufgriff, war die Aufteilung herrenloser Gebiete Europas unter den Großmächten. Sie taucht als Bildgegenstand mit mehr oder weniger großer Deutlichkeit insgesamt fünfzehnmal auf. Das am häufigsten verwendete Symbol ist dabei naheliegenderweise die Landkarte. Doch hat man damals noch eine weitere Metapher für das Objekt des Interesses der Mächtigen gefunden, die noch heute in verkürzter Form geläufig ist: den ‚Kuchen der Könige‘ (*Gâteau des Rois*). Betrachten wir nun die Herkunftsquellen und Erscheinungsformen dieses Motives in den Karikaturen zum Wiener Kongress.

Eine bereits erwähnte Karikatur von George Cruikshank³¹ ist mit dem Titel eines Shakespeare-Stückes bezeichnet: *Twelfth Night or what you will!*. Diese Etikettierung scheint in dreifacher Weise motiviert zu sein. Zum einen verbildlicht der Künstler den Wiener Kongress als Theater-Szene, was die assoziative Verbindung mit dem englischen Nationaldichter an sich bereits nahe legt. Zweitens mag auch der Umstand eine Rolle gespielt haben, dass die Entstehung der Karikatur

26 *Le Nain Jaune*, Nr. XXXI, 15. Mai 1815, S. 191–192.

27 *Ebd.*, Nr. VII, 15. Jänner 1815, S. 49–50 und Nr. VIII, 20. Jänner 1815, S. 73–74.

28 *Ebd.*, Nr. XXXI, 15. Mai 1815, S. 169–171.

29 *Ebd.*, S. 191.

30 *Ebd.*, Nr. XXV, 15. April 1815, S. 27.

31 Vgl. Fußnote 5.

in den Jänner und somit in zeitliche Kontingenz zu dem mit dem Titel bezeichneten Datum fällt: *Twelfth Night* ist nämlich ein anderer Ausdruck für den Epiphanietag am 6. dieses Monats. Und schließlich hat das Brauchtum an eben diesem Tag das Stichwort für das zentrale Motiv in der Karikatur geliefert: Am Tag der Epiphanie wurde der ‚Kuchen der Könige‘, der *Gâteau des Rois*, verspeist; auf diesem bildet sich in Cruikshanks Komposition die Landkarte Europas ab mit jenen Territorien, die die alliierten Souveräne nun unter sich aufteilen. In einer Anfang April des Jahres 1815 entstandenen Karikatur hat Cruikshank genau das gleiche Motiv abgebildet. Der Kongress wird dort von Napoleon aufgelöst, bevor der Kuchen in Stücke geschnitten und unter den Teilnehmern aufgeteilt ist.³²

Die Idee, Länderaufteilungen mit der Metapher des ‚Kuchens‘ zu visualisieren, war bereits einige Jahrzehnte alt. Ein Stich, der die erste polnische Teilung ins Bild setzt, trägt die Bezeichnung *Le Gâteau des Rois* und das englische Äquivalent *Twelfth Cake* (in verballhornter Form) als Bildunterschrift.³³ Die Akteure der Darstellung (Katharina II., Stanislaw August Poniatowski, Joseph II. und Friedrich II.) streiten hier noch nicht buchstäblich um einen Kuchen, sondern um Teile einer Landkarte; die Metapher verbleibt also im Bereich des rein Sprachlichen. Das Blatt bildet jedenfalls die unmittelbare Inspirationsquelle für zwei Karikaturen auf den Wiener Kongress.

Die eine, eine englische Grafik mit dem Titel *The Congress at Vienna in great Consternation*,³⁴ zitiert die Figurengruppe mit der Landkarte aus dem älteren Vorbild ziemlich wörtlich. Sie ist dort in einen Innenraum versetzt, der exakt die linke Hälfte der Darstellung einnimmt und vermutlich als Verbildlichung des Wiener Kongresses zu verstehen ist. Die vier Gestalten zeigen auf die Namen jener Reiche, deren Souveräne sie repräsentieren (v. l. n. r.): Russland, Österreich, Schweden und Preußen. In der rechten Bildhälfte steht Napoleon, hinter dem sich das Meer mit der Insel Elba ausbreitet. Er ist den ihm in den Mund gelegten Worten nachgekommen, um jenen Teil, der zu Frankreich gehört, zu besetzen. Die Fama, die in

der Vorlage von 1773 als ironisch invertiertes Attribut barocken Herrscherlobes über der Darstellung schwebt, fungiert nun als Sendbotin, die die Ankunft des Helden (Napoleon) verkündet. Die Worte, die in den Sprechblasen der vier Figuren der linken Bildhälfte stehen, aber sind allesamt Zitate aus dem ersten Akt von Shakespeares *Julius Caesar*. Da sie sich dort alle unmittelbar auf den römischen Diktator beziehen, geht es dem Autor der Grafik anscheinend um den Vergleich zwischen Napoleon und Cäsar; und dies besonders im Hinblick auf das Schicksal des letzteren in Shakespeares Tragödie. Das geradezu sprichwörtliche Diktum des Wahrsagers drückt dies am deutlichsten aus: „Beware the Ides of March“ (Act 1, Scene 2).

Etwas freier, aber immer noch mit deutlich erkennbarer formaler Anlehnung ist die Figurenkomposition des Stiches zur Teilung Polens von 1772 in eine Grafik übertragen, die den gleichen Titel (*Le Gâteau des Rois*) mit dem Zusatz *Tiré au Congrès de Vienne en 1815* trägt.³⁵ Die Akteure zerren dort buchstäblich an jenen Teilen der Landkarte, die die Bezeichnung der Territorien ihres Interesses tragen. Lediglich der englische Prinzregent, der die Position zwischen den drei alliierten Monarchen und den Napoleoniden einnimmt, beteiligt sich nicht an den Gebietsaufteilungen. Er hält eine Waage in Händen, deren eine Schale mit Goldmünzen gefüllt ist und nach unten gedrückt wird, während die andere den Schriftzug „Le prix du sang!“ enthält. Das ist jener Ausdruck, den die Hohepriester in Matthäus 27, 6 verwenden, um die von Judas zurückerstatteten Silberlinge zu bezeichnen. Unter die Landkarte ist Talleyrand gekrochen, mit dem Medaillonbildnis Ludwigs XVIII., einer Vielzahl von Orden und überdimensionalem Klumpfuß. Die meisten der Figuren kommentieren mit sprichwörtlichen Wendungen die Situation, wobei die Aussagen wiederum hauptsächlich um ihre Ansprüche kreisen.

Mit den territorialen Neuaufteilungen hängt nun ein im zeitgenössischen politischen Diskurs häufig erörtertes Thema zusammen, das auch in der Erläuterung zu der bereits ausführlich besprochenen Karikatur im *Nain Jaune* (Abb. 3) angeschnitten wurde. Es heißt dort: „Ils [les ministres] ont organisé pour l'équilibre européen, une

32 Vgl. Fußnote 18.

33 GEORGE, Catalogue, Bd. V, London 1935, Nr. 4.958.

34 Oxford, Bodleian Libraries, Curzon b.11 (113).

35 GEORGE, Catalogue, Nr. 12.522.

balance politique, où sont pesées avec beaucoup de justesse les destinées des peuples“. Das Bild versteht sich also als zynischer Kommentar auf die vielbeschworene Wiederherstellung des politischen Gleichgewichtes, das hier als rein quantitative Aufteilung der Völker unter den Mächten denunziert wird. Dahinter verbirgt sich der nahe liegende Verdacht, dass ein an sich positiv konnotierter Ausdruck benutzt wird, um egoistische Motive zu verschleiern. Der Karikaturist des *Nain Jaune* ist aber nicht der einzige, der die Entscheidung über das Schicksal von Völkern nach quantitativen Prinzipien moralisch in Frage gestellt hat. Der Abbé de Pradt beispielsweise spricht von einer „partage des âmes“;³⁶ für Talleyrand (in seinem bekannten Schreiben an Metternich vom 19. Dezember 1814) ist es ein „erreur bien étrange, que de considérer comme élément unique de l'équilibre, les quantités que les arithméticiens politiques dénombrent“.³⁷ (Natürlich wollen wir nicht behaupten, dass der französische Diplomat diesen Einwand selbst wiederum völlig uneigen nützig gemacht hat.) – Um ferner die somit ihrem Wesen nach demaskierte Herstellung des politischen Gleichgewichtes zu visualisieren, benutzte der Karikaturist des *Nain Jaune* das altbekannte Symbol der Gerechtigkeit: die Waage. Nun steht jedenfalls fest, dass mit der hoffnungsvollen Apotrophierung des Wiener Kongresses im zeitgenössischen politischen Diskurs sehr häufig auch die Forderung nach Gerechtigkeit verbunden war, was auch immer der einzelne darunter verstehen mochte; und dass andererseits das Motiv der Waage in den politischen Bildmedien – seien es Allegorien oder Karikaturen – sehr häufig auftaucht. Geht man die einzelnen Fallbeispiele durch, so stellt man fest, dass dabei auch neue, wenn auch mit der alten symbolischen Verwendung verwandte Sinngehalte erprobt wurden. Die Waage als bildlichen Ausdruck für (politisches) Gleichgewicht zu verwenden, ist an sich naheliegend und scheint bereits lange vor dem Wiener Kongress geläufig gewesen zu sein.³⁸ Gleichzei-

tig lässt sich der Sinn des Bildes auch umkehren, indem die aus dem Lot gebrachte Waage zum Zeichen für Ungleichgewicht (ebenso wie für Ungerechtigkeit) wird. Und dieses wiederum kann zwischen Werten, Prinzipien und auch Personen herrschen. Die Karikatur hat alle möglichen dieser Bedeutungsvarianten spielerisch verarbeitet, ohne dass dies hier im Einzelnen aufgezeigt werden kann. Erwähnt seien lediglich zwei bonapartistische Blätter aus der Zeit der ‚Hundert Tage‘. Auf einem sitzen die drei Monarchen und Ludwig XVIII. in einer der Waagschalen, während in der anderen der Orden der Ehrenlegion liegt.³⁹ Neben dieser steht Napoleon und drückt sie mit einem Stoß seines Degens nach unten. Da hilft es auch nichts, dass Wellington versucht, die andere, mit den alliierten Gegenspielern bereits prall gefüllte Waagschale mit Geldsäcken zusätzlich zu beschweren. Das Bild ist vollkommen selbstsprechend und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Die zweite Karikatur⁴⁰ argumentiert mit verwandten bildlichen Mitteln, ersetzt jedoch die Waage durch eine Wippe. Auf der einen Seite sitzt Napoleon, ihm gegenüber die drei Monarchen. Und natürlich schnellt der Balken hier nach oben, während gleichzeitig Ludwig XVIII. von seinem Sitz gefallen ist.

Weitere Detailprobleme, die am Wiener Kongress verhandelt wurden oder Konfliktstoff boten, wurden von der Karikatur so gut wie gar nicht thematisiert. Die Problematik der Herrscher und Gebiete, deren Zukunft ungewiss oder umstritten war, wird nur am Rande berührt. Murat taucht zwar in drei französischen Blättern auf; seine Rolle als Außenseiter ist aber nur einmal klar herausgestrichen, während in einem anderen Fall die Identität gar nicht gesichert ist. Der König von

36 DE PRADT, *Congrès de Vienne*, Bd. 2, Paris 1815, S. 118.

37 Johann Ludwig KLÜBER (Hg.), *Acten des Wiener Congresses*, Bd. 7, Erlangen 1817, S. 50.

38 Vgl. Hans FENSKE, Gleichgewicht, Balance; in: Otto BRUNNER/Werner CONZE/Reinhart KOSELLECK (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2,

Stuttgart 1975, S. 959–996. Nach Fenske (S. 959) wurde das Bild der Waage seit dem ausgehenden 15. Jh. auf politische Verhältnisse übertragen. Das Wort ‚balance‘, das ursprünglich hauptsächlich für ‚Gleichgewicht‘ verwendet wurde (in Frankreich und bis ins 18. Jahrhundert auch in Deutschland), entstand aus der Verbindung von ‚ballare‘ (‚tanzen‘) und ‚bilanx‘ (‚2 Schalen haltend‘) (Ebd., S. 960).

39 ANONYM, *Le Destin de la France*, 1815. Vgl. Hans Peter MATHIS (Hg.), *Napoleon I. Ein Sammlungskatalog des Napoleon-Museums Arenenberg mit 435 Karikaturen über Napoleon I.*, Zürich 1998, S. 474 (Nr. 263).

40 ANONYM, *Le Tapeçu*, 1815; MATHIS, *Napoleon*, S. 473–474 (Nr. 262).

Sachsen wird zweimal dargestellt; die Bildmetapher, mit der ein deutsches Blatt seine prekäre Lage visualisiert, wurde bereits am Beginn dieses Artikels beschrieben (vgl. Abb. 1). Der sächsisch-polnische Konflikt als solcher war jedoch niemals Gegenstand der Karikatur, da er der Öffentlichkeit wahrscheinlich nur gerüchteweise zur Kenntnis gelangt ist. Der deutschen Frage aber ist ein einzelnes Bild gewidmet.

Es handelt sich dabei um eine aquarellierte Federzeichnung aus dem Wien Museum, die in der Bildunterschrift als *Titelvignette zu den Acten des Wiener Congresses* bezeichnet wird.⁴¹ Darauf stehen sich vor einer am Boden liegenden Erdkugel zwei Paare gegenüber, die aufgrund der Uniformen als Engländer und Österreicher sowie als Preuße und Russe charakterisiert sind. Die Repräsentanten der beiden deutschen Siegermächte machen Anstalten, ihre Degen zu ziehen und aufeinander loszugehen, während sie gleichzeitig von ihren Begleitern durch Einflüsterung und Zeigegesten dazu angestiftet werden. Ein weiterer Eng-

länder beugt sich über die Weltkugel und verursacht mit dem Druck seiner Arme einen Goldfluss aus dem mit „Teutschland“ bezeichneten Gebiet. Daneben verrichtet ein Kosake sein Geschäft gegen den Globus. In der Mitte davor liegt die zerbrochene Krone des Heiligen Römischen Reiches. Zwietracht unter den beiden deutschen Großmächten, geschürt von den ‚Verbündeten‘ England und Russland, die Ausbeutung Deutschlands und die enttäuschten Hoffnungen der deutschen Patrioten – das sind, auf den Punkt gebracht, die Themen, die in dieser Karikatur zur Anschauung gebracht werden.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, Pk 5001.
 Abb. 2: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, PORT_00067488_01.
 Abb. 3: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv und Grafiksammlung, 288.276-B.367, Nr. 6 (eingebunden nach S. 192).

⁴¹ Wien Museum, Inv.-Nr. 19.980 (siehe auch SCHLÜSSELBERGER, Wiener Kongreß, S. 72).

„Wellington! Welcome to us!“ Der Wiener Kongress im Spiegel der zeitgenössischen Liedproduktion

Gundela Bobeth

Als Ludwig van Beethoven – nachdem er einen Großteil des Jahres 1814 mit Kompositionen zu politischen Ereignissen im Kontext des Wiener Kongresses beschäftigt gewesen war¹ – im Jänner 1815 der in Wien weilenden Zarin Elisabeth Alexejewna den Wunsch erfüllte, ihn spielen zu hören, und sich anlässlich ihres Geburtstags vor den versammelten Würdenträgern des Kongresses ein letztes Mal öffentlich ans Klavier setzte, trug er nicht etwa die *Polonaise für Klavier C-Dur* op. 89 vor, die er gerade zuvor fertiggestellt und der Zarin gewidmet hatte. Er spielte auch keines seiner anderen, im engeren oder weiteren Sinne politisch konnotierten Klavierwerke, die für einen Vortrag in diesem Kreis hätten naheliegender erscheinen können. Was Beethoven der illustren Geburtstagsgesellschaft in der Hofburg zu Gehör brachte, war vielmehr eine Liedkomposition: Zusammen mit dem berühmten Tenorsänger Franz Wild führte er seine *Adelaide* (op. 46) auf, einen subtil angelegten, umfangreichen Gesang mit Klavierbegleitung zu einem Text von Friedrich Matthisson. Bereits Mitte der 1790er Jahre komponiert, war Beethovens Vertonung zur Zeit des Wiener Kongresses weithin bekannt und hoch geschätzt. Die auf die Jubilarin übertragbare Bedeutung des Namens „Adelaide“ – „die Edle, Vornehme“ – dürfte den Ausschlag für Beethovens Entscheidung gegeben haben, der Zarin ausgerechnet dieses Stück als Geburtstagsständchen darzubringen: Mit der ein-

dringlichen Invokation der lyrischen Adressatin am Ende jeder Strophe, die in Beethovens Vertonung noch zusätzlich profiliert, wiederholt und gesteigert wird – das Lied mündet schließlich in eine auf 20 Takte ausgedehnte dreimalige Anrufung der „Adelaide“ –, bot der Gesang tatsächlich eine passende Möglichkeit, der Zarin in durchaus persönlicher Form zu huldigen.

Klavierlieder mit deutschsprachigen Texten florierten in Wien seit den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts. Im Kontext der josephinischen Bemühungen um die deutsche Sprache und getragen von einer im Wandel begriffenen musikalischen Öffentlichkeit, gehörten Lieddarbietungen zum festen Bestandteil von Hausmusikkonzerten der privaten oder halböffentlichen Intellektuellenzirkel des gehobenen Bildungsbürgertums und niederen Adels. Im Zuge einer fortschreitenden ästhetischen Aufwertung von Liedkompositionen, die mit der Tendenz zu komplexeren, umfangreicheren und künstlerisch anspruchsvolleren Erscheinungsformen einherging, erschloss sich das Lied bald – wie das *Adelaide*-Beispiel dokumentiert – auch weitere Salonkreise des höheren Adels, in denen im Bereich der Vokalmusik traditionell zunächst noch die italienische Opernaria dominierte. Allein in den Jahren zwischen 1800 und 1815 waren in Wien beziehungsweise aus der Feder von Wiener Komponisten über 50 teils umfangreiche Liedersammlungen im Druck erschienen; dazu kamen noch mehr als 70 Einzellieddrukke und Liedbeilagen in Zeitschriften oder Almanachen.

In ihrer Synthese von rational wirkendem Text und emotional wirkender Musik fungieren Lieder nicht nur als aufschlussreiche Reflektoren zeitspezifischer Stimmungen und Ideen, sondern haben in besonderer Weise das Potenzial, die Zuhörerschaft unmittelbar zu beeinflussen und sie

1 Einen Überblick über Beethovens Kongresskompositionen vermittelt Michael LADENBURGER, *Der Wiener Kongress im Spiegel der Musik*, in: Birgit LODES/Armin RAAB (Hg.), *Beethovens Vokalmusik und Bühnenwerke* (Beethoven-Handbuch, Bd. 4), Laaber 2014, S. 257–276 (= geringfügig veränderter Wiederabdruck aus Helga LÜHNIG/Sieghard BRANDENBURG [Hg.], *Beethoven zwischen Revolution und Restauration*, Bonn 1989, S. 275–306).

Abb. 1: Beethoven, *Adelaide* op. 46, T. 160–181.

im Sinne der jeweiligen Textaussage zu vereinnahmen. Dass sich nicht zuletzt politische Ereignisse in der zeitgenössischen Liederproduktion widerspiegeln, liegt auf der Hand. Während der Koalitionskriege etwa waren in Wien wie andernorts allenthalben Lieder entstanden und verbreitet worden, die dazu beitragen sollten, die in den Krieg ziehenden Soldaten auf ihre patriotische Pflicht einzuschwören und moralisch zu bestärken. Auch Beethoven hatte – neben Ambros Rieder, Franz Anton Hoffmeister und anderen Wiener Komponisten – zu diesem Genre beigetragen: Mit seinem *Abschiedsgesang an Wiens Bürger* (WoO 121) und dem *Kriegslied der Österreicher* (WoO 122) hatte er zwei Gelegenheitsgedichte des Musenalmanach-Dichters Josef Friedelberg vertont, die zur Fahnenweihe und Vereidigung der österreichischen Freiwilligenkorps im Oktober 1796 beziehungsweise im April 1797 erstmals

aufgeführt worden waren und symptomatisch das Erstarken und Etablieren eines nationalen Selbstbewusstseins und Wertekanons verdeutlichen.²

Im Zusammenhang mit den Ereignissen vor und während des Wiener Kongresses indessen wurden Liedkompositionen bislang kaum ins Blickfeld gerückt, ja vielfach nicht einmal bekannt oder in einschlägigen Quellenverzeichnissen greifbar. Dies ist zum einen darauf zurückzuführen, dass der große Bestand an Wiener Klavierliedkompositionen vor Schubert noch nicht systematisch erfasst und der Kenntnisstand zur Wiener Liedkultur der Dezennien um 1800 somit bis heute lückenhaft ist.³ Zum anderen fällt ins Gewicht, dass

2 Günter SCHNITZLER, Politische Lieder im Schaffen Beethovens, in: LÜHNING/BRANDENBURG (Hg.), Beethoven, S. 205–227.

3 Einer umfassenden Erschließung und musikhistorischen Einordnung der Wiener Liedkultur zwischen 1766 und

Lieddarbietungen aufgrund ihres informellen hausmusikalischen Aufführungsrahmens in zeitgenössischen Berichtsquellen kaum Erwähnung finden und Einzelheiten ihrer Funktions- und Rezeptionsweisen damit offen bleiben. Während die das Kongressgeschehen flankierenden musikalischen Großereignisse – wie Beethovens *Der Glorreiche Augenblick* op. 136 oder die zahlreichen Aufführungen von Oratorien, Symphonien, Opern und monumentalen musikalischen Kuriositäten, wie das vielbeachtete Konzert mit 20 jeweils vierhändig gespielten Klavieren am 30. Oktober 2014⁴ – durch Programmzettel, umfängliche Pressenotizen und Kongressberichterstattungen zuverlässig rekonstruierbar und in ihrer repräsentativen sowie integrativen Funktion als elementare Bestandteile der Kongresskultur anerkannt sind,⁵ lassen sich Ort, Repertoire und Ausführende der in dieser Zeit erklangenen Klavierlieder meist nur indirekt erschließen oder mutmaßen; öffentliche Liedaufführungen vor einem größeren Konzertpublikum waren im Wien der Kongresszeit noch nicht üblich und begannen sich erst in den folgenden Jahren zunehmend zu etablieren. Dass die Darbietung von Beethovens *Adelaide* bei der Geburtstagsfeier der Zarin ausdrücklich dokumentiert wurde, gehört zu den Ausnahmefällen und dürfte primär der Prominenz von Anlass und Ausführenden geschuldet sein.

Tatsächlich sprechen aber nicht nur generelle Überlegungen – wie die ungebrochen hohe Zahl von Wiener Liedpublikationen in den Jahren 1814 und 1815, die Themen einzelner Lieder sowie die traditionelle Verankerung von Liedaufführungen innerhalb der zeitgenössischen Salonkultur – dafür, dass Liedkompositionen namentlich auch in Kongresskreisen frequent waren. Konkrete Anhaltspunkte vermitteln vielmehr die verschiedenen Liedersammlungen beigegebenen Widmungen an Personen, die im Kontext des Kongresses einschlägig bekannt sind. In diesem Zusammen-

hang ist etwa die Widmungsträgerin der 1814 erschienenen Gesänge Sigismund Neukomms, Jeanette (respektive Johanna) von Henikstein zu nennen, die einer berühmten Wiener Bankiers- und Mäzenatenfamilie angehörte, deren für seine Musikaffinität stadtbekannter Salon zur Zeit des Kongresses Gesandten aus ganz Europa offenstand.⁶ Im Kongresstagebuch des Weimarer Gesandten Carl Bertuch wird das Haus Henikstein dezidiert als Ort von Musik- und speziell auch von Gesangsdarbietungen erwähnt.⁷ Ein weiteres Beispiel betrifft die Gräfin Sophie Zichy, der Moriz von Dietrichstein seine 1815 gedruckte Liedersammlung zueignete.⁸ Von Zichys Prominenz im Wiener Salonleben der Kongresszeit legt schon allein der vielzitierte Umstand ein beredtes Zeugnis ab, dass sie als „la beauté triviale“ zu den von Zar Alexander I. erkorenen Schönheiten des Kongresses gehörte. Vor diesem Hintergrund erscheint der Mangel an expliziten Berichtzeugnissen über Lieddarbietungen weniger als Indiz für eine etwaige Randständigkeit, sondern vielmehr als Symptom einer Selbstverständlichkeit von Liedvorträgen im alltäglichen Wiener Musikleben.

Gerade ihr angestammter privater oder halböffentlicher Aufführungsraum macht Liedvorträge zu in besonderer Weise instruktiven Zeitzeugen des Kongresses. Angesichts der kaum zu überschätzenden Bedeutung, die den Wiener Salons

1815 widmet sich derzeit ein vom Schweizerischen Nationalfonds getragenes Forschungsprojekt der Autorin (Das deutschsprachige Lied in Wien um 1800. Ein Beitrag zur Liedkultur zwischen Aufklärung und Romantik, Projekt-Nummer 142519 und Folgeprojekt 163647).

4 LADENBURGER, Wiener Kongress, in: LODES/RAAB (Hg.), Beethovens Vokalmusik, S. 261.

5 Vgl. dazu auch den Beitrag von Elisabeth Hilscher im vorliegenden Band.

6 *Neun Gesänge mit Klavierbegleitung in Musik gesetzt und der Frau Jeanette Henikstein, gebornen von Dickmann, gewidmet von Sigismund Neukomm*, Wien: P. Mechetti qm. Carlo VN 343 [1814] (Wien, Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde [Wgm], VI 12779 [Q 7721]).

7 Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß, hg. v. Herrmann Freiherrn von EGLOFFSTEIN, Berlin 1916, S. 47. – Schon im Jahrbuch der Tonkunst für Wien und Prag von 1796, S. 26–28, war die Gesangsaffinität der Brüder Henikstein erwähnt worden. Aus dem Jahr 1808 berichtet Johann Friedrich Reichardt von beeindruckenden abendlichen „Gesangsmusiken“ bei den Heniksteins. Vgl. Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809, eingeleitet und erläutert von Gustav GUGITZ, Bd. 1, München 1915, S. 217–219.

8 *Sechs Lieder gedichtet von Heinrich Schmidt, in Musik gesetzt und der Frau Gräfinn [sic] Sophie von Zichy, gebornen Gräfinn von Szechenyi, gewidmet von dem Grafen Moriz von Dietrichstein*, Wien: Pietro Mechetti [1815] (Wien, Österreichische Nationalbibliothek ÖNB SA.86.C.6/4 31).

Abb. 2: [Friedrich August] K[anne], *Der Heilige Augenblick*, Wien: Steiner [1814], Titelblatt (Washington, Library of Congress, M1621 K.) © Image Courtesy of the Library of Congress.



der Kongresszeit als inoffizielle Foren für diplomatische Kontakte, politische Weichenstellungen und öffentliche Meinungsbildung zukam,⁹ erscheint das in diesen Kreisen gepflegte Liedgut als aufschlussreicher Informant über literarisch-musikalische Kommunikationsformen abseits der von oben inszenierten Festkultur: Unterscheidet sich die künstlerische Reflexion der politischen Ereignisse im privaten Bereich vom affirmativ-panegyrischen Grundzug des offiziellen Kulturprogramms? Spielte das Kongressgeschehen in der privaten Musikausübung überhaupt eine Rolle oder verhalten sich die zur Kongresszeit kursierenden Lieder diesbezüglich eher indifferent? Lassen sich vordergründig unpolitische Lieder in einem spezifischen Kontext etwa als Träger impliziter politischer Aussagen verstehen? Mit diesen Leitfragen rücken im Folgenden die Lieder selbst in den Mittelpunkt.

Unzweideutige Reflektoren des politischen Tagesgeschehens sind unter den 1814/1815 in Wien erschienenen Lieddrucken vor allem jene Stücke,

die als typische Anlassproduktionen explizit auf Ereignisse vor und während des Kongresses Bezug nehmen. An erster Stelle ist hier die Vertonung von Aloys Weißenbachs Text *Der heilige Augenblick* zu nennen, die im Juli 1814 im Wiener Verlag von Sigmund Anton Steiner erschien und „in allen Kunsthandlungen Deutschlands“ erhältlich sein sollte.

Dass sich hinter dem auf der Titelseite angegebenen Kürzel „K.“ Friedrich August Kanne verbirgt, ein zu seiner Zeit in Wien geachteter Komponist und Protegé des Fürsten Lobkowitz, gilt als sicher. Schon in den Jahren zuvor war Kanne mehrfach in unterschiedlichen musikalischen Gattungen mit Kompositionen hervorgetreten, die direkt auf das politische Tagesgeschehen Bezug nahmen, darunter eine (heute verlorene) Kantate aus Anlass der Vermählung Napoleons mit Erzherzogin Marie Louise 1810 sowie eine Messe zur Geburt des Sohnes Napoleon Franz, die 1812 in der Augustinerkirche aufgeführt worden war.¹⁰

9 Unter den neueren Darstellungen zu diesem Thema vgl. insbesondere Brian E. VICK, *The Congress of Vienna. Power and Politics after Napoleon*, Cambridge, London 2014, S. 112–152.

10 Hermann ULLRICH, Friedrich August Kanne (1779–1833): Das Schaffen. Musikkritiker und Schriftsteller in Wien, in: *Studien zur Musikwissenschaft* 30 (1979), S. 155–262, hier bes. S. 185–186. Für eine zusammengefasste Würdigung von Kannes Schaffen und seiner

MELODIE zu den ersten fünf STROPHEN.
Allegro maestoso.

SINGSTIMME. Seht ihr die Hee-re brau-send wo-gen, wie Sturm-fluth auf ho-hen Meer, und ziehn den fest-ge-schlofs-nen Bo-gen um je-ne Ei-sen-seh-ne Her, die von dem

FORTEPIANO.

Abb. 3: [Friedrich August] K[anne], *Der Heilige Augenblick*, Strophen 1–5, T. 1–21 (Washington, Library of Congress, M1621 K.) © Image Courtesy of the Library of Congress.

In den Jahren 1814 und 1815 bestimmten patriotische Begeisterung und situative Referenzen einen Großteil von Kannes künstlerischem Schaffen. Schon im Frühjahr 1814 hatte Kanne – neben den Komponistengrößen Johann Nepomuk Hummel, Ludwig van Beethoven, Adalbert Gyrowetz und Joseph Weigl – eine der Nummern zu Friedrich Treitschkes erfolgreichem, pasticcio-artigem Singspiel *Die gute Nachricht* beigesteuert, das sich auf die Einnahme von Paris durch die alliierten Truppen im März 1814 bezog.¹¹ *Der heilige Augenblick* nimmt vordergründig zwar auf die Völkerschlacht bei Leipzig Bezug, gehört aber nicht nur aufgrund seines Erscheinungsdatums klar in den Kontext des Kongresses: Indem Weißbachs Gedicht die siegreichen Schlachtherren Franz I., Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. im Augenblick der Siegesgewissheit ehrfürchtig nebeneinander niederknien und beten lässt und damit eine Szene fingiert, die auch von der zeitgenössischen Ikonografie umgehend aufgegriffen

wird,¹² bedient er gleich zwei Topoi, die zu den Leitideen der Kongressinszenierung gehören: die Eintracht der monarchischen Koalitionspartner und die apotheotische Verklärung des Sieges über Napoleon.

Kannes Vertonung setzt die Dramaturgie des Weißbachschen Texts mit einfachen musikalischen Mitteln, aber durchaus effektiv um. Während die Musik der ersten fünf Strophen, in denen in drastischen Bildern noch der Schlachtverlauf besungen wird, in d-moll steht, was dem fanfarenartigen Akkordaufschwung zu Beginn eine bedrohliche Wirkung verleiht (Abb. 3), erfolgt ab Strophe 6 – ab dem Moment, da die Schlacht entschieden ist und die Textperspektive auf das „gekrönte Kleeblatt“ der drei Monarchen um-

musikgeschichtlichen Rolle in Wien siehe DERS., Beethovens Freund Friedrich August Kanne, in: *Österreichische Musikzeitschrift* 29 (1974), S. 75–80.

11 Armin RAAB, Vokalwerke mit Orchester der späteren Jahre, in: LODES/RAAB (Hg.), *Beethovens Vokalmusik*, S. 277–300, S. 278–279.

12 Vgl. u. a. den Beginn der 9. Strophe: „Und auf den Boden senkt vom Pferde/Sich auch das an'dre Herrscherpaar; Zum Dome wird die blut'ge Erde./Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar!/Zu Priestern werden die Monarchen [...]“ – Zur ikonographischen Umsetzung der Szene vgl. die Hinweise bei John David WILSON, *Beethoven's Popular Style. Der glorreiche Augenblick and the Art of Writing for the Galleries*, in: Bernhard R. APPEL/Joanna COBB BIERMANN/William KINDERMAN/Julia RONGE (Hg.), *Beethoven und der Wiener Kongress (1814/15)*, Bericht über die vierte New Beethoven Research Conference Bonn, 10. bis 12. September 2014 (Schriften zur Beethoven-Forschung, Bd. 26), Bonn 2016, 219–288.

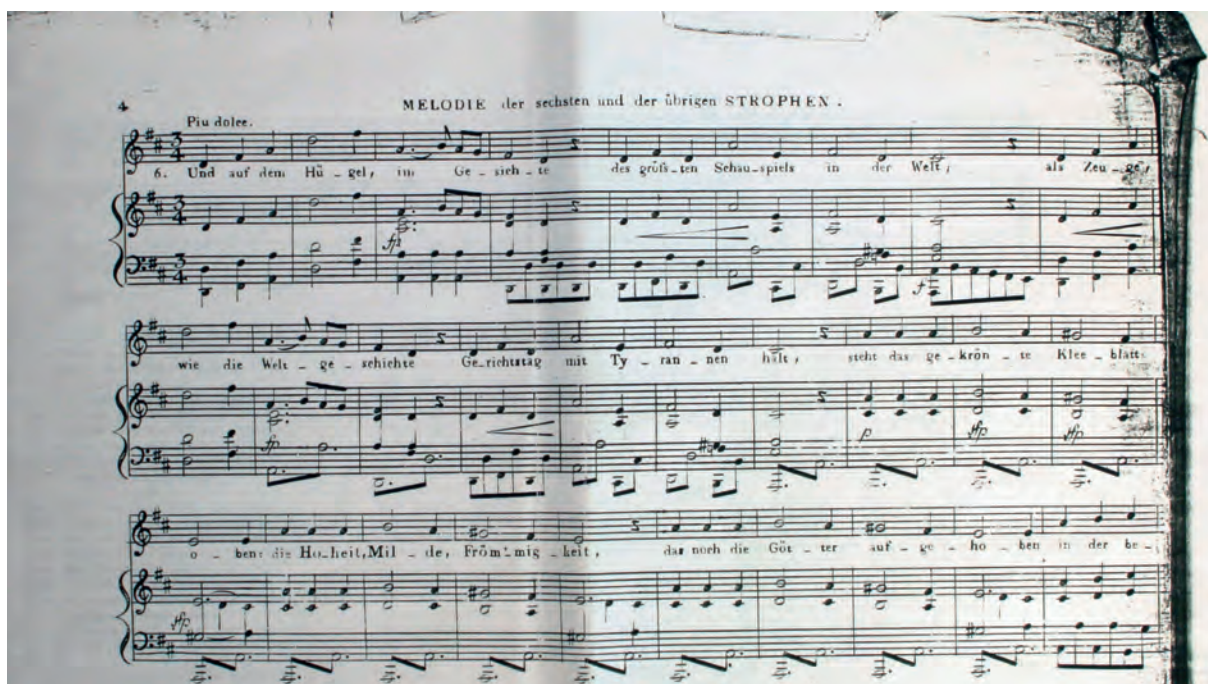


Abb. 4: [Friedrich August] K[anne], *Der Heilige Augenblick*, Strophen 6–14, T. 1–29 (Washington, Library of Congress, M1621 K.) © Image Courtesy of the Library of Congress.

schwenkt, dem die Siegesnachricht übermittelt wird – auch harmonisch ein Umschwung: Dieselbe fanfarenartige Akkordbrechung des Anfangs, die im Verlauf der Strophe noch mehrmals wiederkehrt, erscheint nun in der traditionell königlich konnotierten¹³ Tonart D-Dur (ital. *re maggiore*, dessen Anklang an die „Re Magi“ – die „Heiligen [drei] Könige“ – kein Zufall sein mag), die bis zum Schluss beibehalten wird, und wirkt auf diese Weise strahlend und triumphal (Abb. 4).

Dass Kannes Vertonung für Beethoven der Anlass war, Aloys Weißenbach seinerseits um eine Textvorlage für sein eigenes Kompositionsvorhaben zu bitten, ist wahrscheinlich, zumal Beethoven mit seiner Weißenbach-Vertonung, der fulminanten Kongress-Kantate *Der Glorreiche Augenblick*, erst im Herbst 1814 – also deutlich nach Erscheinen von Kannes Lied – begann und seine ebenfalls auf Weißenbach zurückgehende Textgrundlage inhaltliche Berührungspunkte zum von Kanne vertonten *Heiligen Augenblick* aufweist.¹⁴ Entgangen sein wird Beethoven Kannes Stück jedenfalls kaum. Die Popularität von Text, Komponist und Verleger sowie die Eingän-

gigkeit der Musik dürften dem Lied eine Verbreitung weit über Wien hinaus gesichert und nicht zuletzt auch zur hartnäckigen Titelkonfusion beigetragen haben, der Beethovens Opus anhaltend ausgesetzt war: So ist Beethovens Kantate von verschiedenen Zeitgenossen und sogar auf der – wahrscheinlich posthum beschrifteten – Titelseite des Autographs als „*Der Heilige Augenblick*“ bezeichnet worden.¹⁵

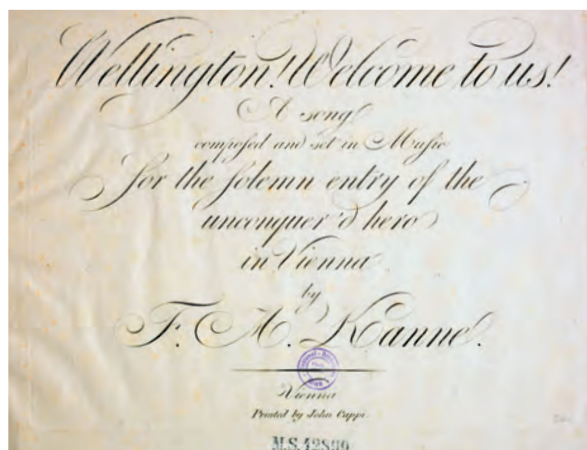


Abb. 5: F. A. Kanne: *Wellington! Welcome to us!*, Titelblatt (Ausschnitt aus: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung MS 42899-qu.4°).

¹³ Hierauf machte mich dankenswerterweise Elisabeth Hilscher aufmerksam.

¹⁴ Ausführlicher dazu WILSON, *Beethoven's Popular Style*.

¹⁵ Ludwig van BEETHOVEN, *Kantaten*, hg. von Ernst HERTTRICH (Neue Beethoven-Gesamtausgabe, Bd. 10/1), München 1996, Kritischer Bericht, S. 334–336.

Auch zum prosperierenden Genre der Begrüßungsmusiken steuerte Friedrich August Kanne mehrere Lieder bei. Dichter und Komponist in Personalunion, schrieb er dabei nicht nur die Musik, sondern auch den Text. Dies betrifft etwa seinen auf dem Titelblatt publikumswirksam als „Volkslied“ bezeichneten Willkommensgesang anlässlich des feierlichen Einzugs Franz I. in Wien am 16. Juni 1814, eines Triumphzugs, der auch den Anstoß zu mehreren instrumentalen Kammermusikkompositionen gab.¹⁶ Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Kannes zweisprachiges Lied zur Begrüßung des im Januar 1815 auf dem Kongress eintreffenden Herzogs von Wellington, das in hymnischen Versen Wellingtons Sieg in der Schlacht bei Vittoria preist (Abb. 5): *Wellington! Welcome to us! A song composed and set in Music for the solemn entry of the unconquer'd hero in Vienna*.¹⁷

Den typischen Mustern der Kongresslyrik folgend, wird auch hier der Schlachterfolg Wellingtons göttlich legitimiert: „[...] in holy strife for human right/You put the enemy to flight“; im Weiteren heißt es im Text: „As looks the heaven face on heroes down with grace/when glorious victorious the peace returns at last.“

Dem Lied sind – singular in der zeitgenössischen Wiener Liedpraxis – zweisprachige Textzeilen unterlegt. Beide stammen offenbar aus der Feder von Kanne; ein etwaiger Übersetzer ist zumindest nicht angegeben. Bei gelegentlich auftretenden Abweichungen zwischen den Silbenzahlen der deutschen und der englischen Fassung kennzeichnet der Notentext durch Petit-Druck eine musikalische Berücksichtigung beider Varianten, wie Abb. 6 verdeutlicht.

Es ging also bei der zweisprachigen Ausgabe nicht um ein bloßes Übersetzen zur Verständnissförderung – in welche Richtung auch immer –; vielmehr sollte das Lied offensichtlich in beiden Sprachen aufführbar sein. Dieser Umstand sowie die Konsequenz, mit der das Englische auf dem Titelblatt des Drucks ausgeführt ist – „Vienna, printed by John Cappi“ (Abb. 5) –, lassen darauf schließen, dass Kanne (beziehungsweise sein Verleger) ausdrücklich darauf hoffte, das Lied auch bei den Angehörigen der englischen Delegation absetzen zu können. Möglicherweise war sogar an eine Aufführung in Anwesenheit des Adressaten gedacht. So berichtet Carl Bertuch bei einer seiner zahlreichen Schilderungen von Zusammenkünften im Hause Arnstein, dass unter den unzähl-

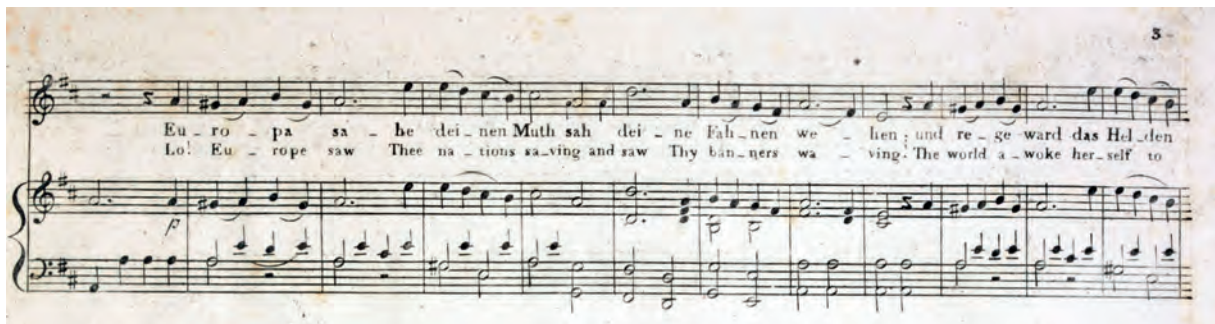


Abb. 6: F. A. Kanne, *Wellington! Welcome to us!* (Ausschnitt aus: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung MS 42899-qu.4°).

16 *Sey willkommen Kayser Franz. Ein Volkslied am Tage des höchsterfreulichen Einzuges seyner Majestaet in seine Residenz. Gedichtet und in Musick gesetzt von F. A. Kanne*, Wien: Im Verlage des k.k. Kapellmeisters Thadé Weigl am Graben [1814] (ÖNB, MS 83186-qu.4; <http://data.onb.ac.at/rec/AC09102960>). – Zu den instrumentalen Klanggemälden zu diesem Anlass vgl. Elisabeth HILSCHER, „...unserem guten Kaiser Franz...“. Feste und Feiern rund um den Wiener Kongress als patriotische Bühne, in: Österreichische Musikzeitschrift 70 (2015), S. 10–19, hier S. 10–12.

17 *Wellington! Welcome to us! A song composed and set in Music for the solemn entry of the unconquer'd hero in Vienna by F. A. Kanne*, Vienna: Printed by John Cappi [1815] (ÖNB, MS 42899-qu.4°; <http://data.onb.ac.at/rec/AC09185988>).

gen Gesandten aus den meisten der am Kongress beteiligten Staaten Wellington persönlich anwesend gewesen sein soll.¹⁸ Dass die Perspektive des Textes mit dem kollektiven „Wir“ – „Welcome to us“! – in jedem Fall die einer übernationalen, europäischen Gemeinschaft ist, wird spätestens in der zweiten Strophe deutlich: Heißt es in der ersten Strophe noch unspezifisch „We mark'd Thee on the mountains/saw Thee at Ebro's fountains“, präzisiert die zweite Strophe „Europe saw Thee nations saving“. Damit böte sich eine Aufführungssituation, wie sie in einem Kreis von internationalen Salongästen gegeben wäre, geradezu an – oder wird von Kanne zumindest fingiert.

Einen ganz anderen Aspekt der Liedkomposition im Umfeld des Kongresses tragen drei weitere Lieder von Kanne bei, die ebenfalls 1814 in Wien erschienen sind. Hier wird keiner Person oder Situation gehuldigt, sondern ein profaneres Unterhaltungsbedürfnis erfüllt, wobei die Zeit des Kongresses als Folie für scherzhaft pointierte Alltagsszenen fungiert. Das Stück *Der Cours in der Liebe*¹⁹ stellt ebenso wie *Amor auf der Börse*²⁰ auf amüsante Weise Analogien zwischen der Volatilität des Finanzmarktes und der Flüchtigkeit von Liebesgeschicken her und spielt damit auf das Schwanken der Wechselkurse an, das von Zeitgenossen – etwa in den Tagebüchern von Caroline Pichler oder Carl Bertuch – wiederholt als gravierende Realität der Kongressjahre beschrieben wird.²¹ Das Lied *Die schöne Pariserin und der österreichische Grenadier* wiederum konstruiert einen launigen Wechselgesang der beiden Titelfiguren zur Zeit der alliierten Besatzung von Paris, in dem es um Fragen der Treue beziehungsweise

der Promiskuität geht, die in den Salonkreisen der Zeit bekanntermaßen hochaktuell waren.²²

Trotz der potenziellen Brisanz der Personage ist die in *Die schöne Pariserin und der österreichische Grenadier* gezeichnete Szene – in der es bemerkenswerterweise die französische Protagonistin ist, die nachdrücklich ihre Sehnsucht nach Frieden artikuliert und auf die Tugenden des habsburgischen Kaisers pocht²³ – von geradezu demonstrativer politischer Harmlosigkeit. Dies führt zur grundsätzlichen Frage nach den Kriterien für eine breitere Salonkompatibilität politisch veranlasster Liedkompositionen im Wien der Kongresszeit. Dass es in einer Situation, in der eine anti-französische Stimmung in der Bevölkerung noch weit verbreitet war, gleichzeitig aber die politische Rehabilitierung Frankreichs erfolgreich voranschritt und französische Salongäste ausdrücklich gesucht und erwünscht waren, zu kompromittierenden Meinungsverschiedenheiten im Salon kommen konnte, ist aus zeitgenössischen Berichterstattungen und geheimpolizeilichen Aufzeichnungen überliefert.²⁴ Es liegt auf der Hand, dass solche Eklats dem auf Verständigung, diplomatischen Umgang und einvernehmlichen Austausch ausgerichteten Salongedanken zuwiderliefen und nicht gern gesehen wurden. Die kulturelle Artikulation enthusiastischer Freude über die errungenen Siege der Alliierten, die untrennbar verbunden war mit Genugtuung über das Zurückdrängen der französischen Vormachtstellung, geriet somit zu einer gesellschaftlichen Gratwanderung, deren Beherrschung offenbar eine wesentliche Voraussetzung für das Bestehen auf dem Wiener Musikalienmarkt der Kongresszeit war. Tatsächlich ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, wie es Weißenbach in *Der heilige Augenblick* ebenso wie Kanne in seinen selbstverfassten Kongress-

18 Carl Bertuchs Tagebuch, S. 124.

19 *Der Cours in der Liebe. Gedicht für Gesang mit Begleitung des Piano-Forte oder der Guitarre verfaßt und componirt von F. A. Kanne*, Wien: bey S. A. Steiner am Graben [1814] (ÖNB, MS 10769-qu.4^o/2: <http://data.onb.ac.at/rec/AC09277252>).

20 *Amor auf der Börse. Gedichtet, und für Gesang und Clavier componirt von F. A. Kanne*, Wien: bey S. A. Steiner [1814] (ÖNB, MS 10769-qu.4^o/3: <http://data.onb.ac.at/rec/AC09277253>).

21 Carl Bertuchs Tagebuch, passim, sowie Karoline PICHLER, *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, hg. v. Emil Karl BLÜMML, Bd. 2, München 1914, S. 73.

22 *Die schöne Pariserin und der oesterreichische Grenadier, gedichtet und für Gesang und Piano-Forte in Musik gesetzt von F. A. Kanne*, Wien: Im Verlag bey S. A. Steiner am Graben [1814] (ÖNB, MS 10769-qu.4^o/1: <http://data.onb.ac.at/rec/AC09185982>).

23 So heißt es in der 5. Strophe: „[...] Dein Kayser, der Gütige giebt/den Frieden uns ja, weil die Menschen er liebt./Er hat ja das Sinnbild der Tugend gegeben/In unserer Mitte, dass darnach wir streben.“

24 Vgl. etwa die Auseinandersetzung zwischen Fanny von Arnstein und Méjean, dem Sekretär des Prinzen Beauharnais, in: August FOURNIER, *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress*, Wien, Leipzig 1913, S. 438.

liedern gelingt, alle negativen, bedrohlichen Elemente des überwundenen Kriegsgegners auf die Person Napoleons zu konzentrieren und den europäischen Triumph dezidiert als Sieg über Napoleon, nicht als Sieg über Frankreich oder über die Franzosen zu feiern. Vielmehr zeichnet *Der heilige Augenblick* Napoleon metaphorisch gar als Drachen, der Gefallen daran finde, „sein eigen Volk zu fressen“, und damit als Bedrohung für sein eigenes, französisches, Volk.²⁵ Die in den Liedern besungene Erlösung Europas schließt aus diesem Blickwinkel die Erlösung Frankreichs mit ein oder lässt zumindest die Möglichkeit offen, sich aus französischer Perspektive in das kollektive „Wir“ der Kongresslyrik zu integrieren. Auch wenn diese Sichtweise von französischer Seite nicht ausnahmslos konsensfähig gewesen sein dürfte, bleibt festzuhalten, dass es den Verfassern von Kongressliedern ein Anliegen gewesen – oder von der Zensurbehörde oktroyiert worden – zu sein scheint, die Grenze zwischen Patriotismus und Chauvinismus nicht zu überschreiten.

Von der unverhohlenen Vaterlandsverherrlichung der Lyrik der Befreiungskriege ist in den meisten der 1814/1815 in Wien erschienenen Liedern tatsächlich ausgesprochen wenig zu spüren. Eine dezidiert patriotische Grundhaltung kommt vor allem in Liedkompositionen des jungen Franz Schubert zum Ausdruck, der außer Friedrich August Kanne im Übrigen der einzige ist, der in dieser Zeit überhaupt Lieder komponiert, die von konkreten politischen Anlässen motiviert sind. Während Schubert mit Stücken wie *Auf den Sieg der Deutschen* (D 81) – einer musikalisch „entschieden unkriegerische[n]“²⁶ Arie für Singstimme, Cello und zwei Violinen, die er noch Ende 1813 in Reaktion auf die Völkerschlacht bei Leipzig komponierte – und *Die Befreier Europas in Paris* (D 104) vom Mai 1814

seinerseits auf die historischen Ereignisse im Vorfeld des Kongresses Bezug nimmt, lassen seine 1815 entstandenen Vertonungen von Klopstocks *Vaterlandslied* (D 287) sowie von mehreren Gedichten aus Theodor Körners erst kurz zuvor (1814) in Wien erschienener Sammlung *Leier und Schwert*²⁷ jene pathetisch-schwärmerische Leidenschaft für das Vaterland erkennen, wie sie für die deutschnational-patriotische Lyrik der anti- und postnapoleonischen Ära typisch und in Schuberts Freundeskreis anhaltend verbreitet war.²⁸ Zum Liedrepertoire breiterer, international besetzter Wiener Salonkreise gehörten Schuberts Lieder in den Kongressjahren jedoch nicht. Nicht nur lag keine seiner Kompositionen zu dieser Zeit bereits im Druck vor; Schubert selbst war – als bei Kongressbeginn gerade 17jähriger – über seine unmittelbaren Wirkungsbereiche im Stadtkonvikt und in den Privathäusern seiner engsten Jugendfreunde hinaus noch kaum bekannt.

Die etablierten Wiener Liedkomponisten der Zeit zeigen sich, was offene Proklamationen vaterländischer Gesinnung betrifft, eher zurückhaltend. Zwar finden sich unter den 1814/1815 erschienenen Liedern durchaus einzelne Stücke, die im Stil der zeittypischen Kriegsdichtung die gängigen Themen wie Tapferkeit auf dem Feld und die Bereitschaft, den Heldentod für das Vaterland zu sterben, transportieren. Dazu zählen etwa Beethovens Reissig-Vertonung *Des Kriegers Abschied* (WoO 143), die er, wie aus entsprechenden Aufzeichnungen in einem seiner Skizzenbücher hervorgeht,²⁹ parallel zur Arbeit am *Glorreichen Augenblick* komponierte, sowie das *Soldaten-Grablied* von Sigismund Neukomm zu einem älteren Text von Johann August Friedrich Kazner.³⁰ Musikalisch zeichnen sich beide

25 Aloys WEISSENBACH, *Der heilige Augenblick*, Strophe 5: „Und von dem Drachenleibe fallen/Die eingezwängten Glieder ab./Und nichts mehr bleibt ihm als die Krallen./Die ihm ein Gott im Zorne gab;/Und so viel Kraft noch, sich zu laben/An eig'nem Blut, und ach! das Glück./In seiner Brust kein Herz zu haben./Und keine Thräne in dem Blick!/Die Lust, sein eigen Volk zu fressen./Und sterbend noch die Welt zu messen!“

26 Stefanie STEINER, in: Schubert Liedlexikon, hg. v. Walther DÜRR/Michael KUBE/Uwe SCHWEIKERT u. a., Kassel u. a. 2012, S. 42.

27 Insbesondere das *Gebet vor der Schlacht* (D 171).

28 Dazu ausführlich Michael KOHLHÄUFL, *Poetisches Vaterland. Dichtung und politisches Denken im Freundeskreis Franz Schuberts*, Kassel, Basel, London u. a. 1999, sowie Ilija DÜRHAMMER, *Schuberts literarische Heimat. Dichtung und Literatur-Rezeption der Schubert-Freunde*, Wien, Köln, Weimar 1999, hier S. 273–319.

29 Es handelt sich um das Skizzenbuch Mendelssohn 6. Ewan WEST, *Des Kriegers Abschied* (WoO 143), in: Albrecht RIETHMÜLLER/Carl DAHLHAUS/Alexander L. RINGER (Hg.), *Beethoven. Interpretationen seiner Werke*, Bd. 2, Laaber 1994, S. 558–560.

30 *Neun Gesänge mit Klavierbegleitung in Musik gesetzt [...] von Sigmund Neukomm*, (wie Anm. 6), Nr. 7. Zu

14. *Allegro* 7. Langsam und feyerlich. Soldaten - Grablied, von Kazner.

Wohl an! der dumpfe Wirbel ruft zu
unfers Waffenbrüders Gruft. Hoch, langsam schwebt der Sarg voran, der Zug begann, der Zug begann.
Auf! wer ihn liebte schließt sich an; auf! wer ihn liebte schließt sich an. (zum Schluss,)

Dal Segno.

Abb. 7: S. Neukomm, *Soldaten-Grablied* [1814], 1. Strophe (Ausschnitt aus: Wien, Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde VI 12779 [Q 7721]).

Stücke tatsächlich durch einschlägige illustrativ-militärmusikalische Stilmittel aus, wie sie auch in Kannes Kongressliedern häufig begegnen (vgl. dazu das Beispiel von Neukomm's Lied in Abb. 7): Trommelwirbel durch Oktavtremoli, marschartig punktierte Rhythmen, Pfeifenimitationen, Fanfarenmelodik sowie generell eine einfache, eingängige Melodie. Der geradezu stereotype Einsatz dieser musikalischen Mittel hat im Fall von *Des Kriegers Abschied* sogar zu der These geführt, dass Beethovens Vertonung unter der Oberfläche eines „Gelegenheitspatriotismus“ als Parodie und damit als implizite Kritik des Kriegslied-Genres intendiert gewesen sein könnte³¹ – ein Deutungs-

ansatz, der nicht zuletzt den Schwierigkeiten Rechnung zu tragen sucht, die die Fachliteratur seit jeher mit der ästhetisch-künstlerischen Akzeptanz von Beethovens patriotisch konnotierten Werken hat.³²

Festzuhalten ist indessen in jedem Fall, dass beide Lieder keineswegs der erwartbaren generetypischen Rhetorik entsprechen. So geht es in

diesem Lied auch Andrea SEEBOHM, *Das deutsche Klavierlied Sigismund Neukomm's. Ein Beitrag zur Musikgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts*, phil. Diss. Wien 1968.

31 WEST, *Des Kriegers Abschied*, in: RIETHMÜLLER/DAHLHAUS/RINGER (Hg.), *Beethoven*, S. 559.

32 Hierzu gehören unter den zwischen 1813 und 1816 von Beethoven komponierten Liedern auch *Der Bardengeist* (WoO 142) nach einem Text von Franz Rudolph Herrmann, die beiden Fassungen von *Merkenstein* (WoO 144 und op. 100) nach einem Text von Johann Baptist Rupprecht sowie *Der Mann vom Wort* op. 99 nach einem Text von Christian Ludwig Reissig. – Zu Beethovens politischen Liedern Günther SCHNITZLER, *Politische Lieder im Schaffen Beethovens*, in: LÜHNING/BRANDENBURG (Hg.), *Beethoven*, S. 205–227. Zur Problematik einer zeitgemäßen musikhistoriographischen Einordnung dieser Werke vgl. John WILSON, *Lieder und Gesänge nach 1810*, in: LODES/RAAB (Hg.), *Beethovens Vokalmusik*, S. 365–385.

Beethovens *Des Kriegers Abschied*, wie auch John Wilson hervorhebt,³³ ebenso wenig wie in Neukomms *Soldaten-Grablied* darum, eine anonyme Masse für die vaterländische Sache zu gewinnen oder gar aufzustacheln. Vielmehr thematisieren beide Lieder jeweils ein persönliches Schicksal: In *Des Kriegers Abschied* werden die ambivalenten Gefühle eines in den Krieg ziehenden Soldaten besungen – „Mein Arm gehört dem Vaterland, mein Herz der holden Schönen“ –, wobei dem Dienst am Vaterland zwar letztlich Priorität eingeräumt wird, das erhoffte Siegerleben aber erst durch des „Liebchens Hand“ (Strophe 3) gekrönt zu werden vermag. Das *Soldaten-Grablied* wiederum huldigt dem Heldentod eines gefallenen Soldaten, dessen Bedeutung sich im Verlauf des Stückes immer mehr vom vaterländischen Erfolg zum menschlichen Drama verschiebt und schließlich im resignativen Schlussvers mündet: „Was ist es auch, was ist es auch, das arme Leben als ein Rauch?“ Im Unterschied zu bloßer trommelrührender Affirmation kommt hierin textlich eine differenziertere Haltung zum Ausdruck, in der emotionale Aspekte gegenüber ideologischen letztlich überwiegen.

Aufs Ganze der in den Jahren 1814/1815 entstandenen oder im Druck erschienenen Klavierlieder gesehen, machen unmittelbare Bezugnahmen auf politische Ereignisse (wie in Kannes Kongressliedern oder einzelnen Jugendliedern Schuberts) oder eine Artikulation patriotischer Bekenntnisse – und sei sie, wie im Fall von Neukomms *Soldaten-Grablied* und Beethovens *Des Kriegers Abschied*, gebrochen – nur den kleineren Teil des Repertoires aus. Bei der Mehrzahl der rund 60 aus dieser Zeit datierenden Stücke lassen sich Anknüpfungspunkte an zeitspezifische Parameter allenfalls mittelbar erschließen – etwa durch entsprechend konnotierte Textdichter³⁴ –;

33 WILSON, Lieder und Gesänge, S. 378.

34 So ist es sicher kein Zufall, dass ausgerechnet 1815 ein Liederdruck mit Vertonungen des Textdichters Heinrich Schmidt erscheint: Heinrich Schmidt war 1814 als Autor eines patriotischen Stückes über die napoleonischen Kriege – des an Schillers *Wallensteins Lager* angelehnten *Das österreichische Feldlager* – hervorgetreten, das den Sieg in der Völkerschlacht bei Leipzig feiert und seit seiner Uraufführung 1814 enormen Anklang beim Wiener Publikum gefunden hatte (*Sechs Lieder gedichtet von Heinrich Schmidt, in Musik gesetzt und der Frau*

zumeist aber finden sich keinerlei Hinweise auf explizite zeitgeschichtliche Bezugnahmen.

Dass gleichwohl auch in Fällen vordergründiger tagespolitischer Indifferenz eine intendierte Assoziation aktueller Ereignisse nicht grundsätzlich auszuschließen ist, verdeutlicht ein weiteres Beispiel aus Neukomms Liedersammlung von 1814. Außer dem *Soldaten-Grablied* enthält diese auch eine Vertonung des autobiographischen Gedichts *Der Gefangene* von Christian Friedrich Daniel Schubert, der 1777 wegen öffentlicher Absolutismus-Kritik und journalistischer Freisinnigkeit vom württembergischen Herzog Carl Eugen zu zehnjähriger Kerkerhaft verurteilt worden war.³⁵ Aufgrund des selbst nach damaliger Gesetzgebung wiederrechtlichen Verfahrens und der unwürdigen Haftbedingungen hatte Schuberts Verhaftung den Protest u. a. Johann Caspar Lavaters hervorgerufen. In seinem 1782 entstandenen Gedicht schildert Schubert durch elf Strophen hindurch eindringlich die Leidenszeit seiner Haft.³⁶ Im unmittelbaren Kontext des Wiener Kongresses, in den Neukomms Vertonung allein schon aufgrund der Widmung an Jeanette Henikstein fällt,³⁷ lässt sich dieser Text nicht nur als historisches Zeitdokument oder überzeitliches Erfahrungsprotokoll, sondern auch als Plädoyer gegen Fürstenwillkür und für freiheitliche Grundrechte lesen und damit als Ausdruck von Interessen verstehen, wie sie zur Zeit des Kongresses ebenso hochaktuell wie brisant waren. Auffällig ist in jedem Fall, dass dem Stück in Neukomms Sammlung kompositorisch eine Sonderstellung zukommt: So ist es mit

Gräfinn [sic] *Sophie von Zichy, gebornen Gräfinn von Szechenyi, gewidmet von dem Grafen Moriz von Dietrichstein*, Wien: Pietro Mechetti 1815). Die von Dietrichstein vertonten Stücke selbst haben wiederum keinen politischen Bezug.

35 Sigmund NEUKOMM, *Der Gefangene*, in: *Neun Gesänge mit Klavierbegleitung in Musik gesetzt und der Frau Jeanette Henikstein, gebohrnen von Dickmann, gewidmet von Sigmund Neukomm*, Wien: P. Mechetti qm. Carlo VN 343 [1814] (Wien, Wgm, VI 12779 [Q 7721]), Nr. 6.

36 Vgl. die beiden Schlussstrophen: „Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;/ Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven/Und Teufel für die Ketten schuf./Um sie damit zu strafen. // Was hab ich, Brüder! euch getan?/Kommt doch und seht mich Armen!/Gefangner Mann! ein armer Mann!/Ach! habt mit mir Erbarmen!“

37 Siehe oben S. 259.

103 Takten nicht nur das mit Abstand längste, sondern auch das einzige durchkomponierte Lied und unterscheidet sich von den übrigen Liedern der Sammlung auch durch seine szenische Anlage und den dramatischen Grundzug. Sollte es Neukomm – der als Begleiter Talleyrands von der Wiener Geheimpolizei mit besonderem Argwohn (wenngleich ergebnislos) beobachtet wurde,³⁸ tatsächlich ein Anliegen gewesen sein, mit den Mitteln der Liedkomposition eine politische Aussage zu transportieren, ohne den Anstoß der Zensurbehörde zu erregen, wäre ihm dies unter den gegebenen Umständen jedenfalls kaum expliziter möglich gewesen.

In diesem Sinne erweisen sich Liedkompositionen als vielschichtige Reflektoren des Wiener Kongresses. Nicht nur bezeugen sie ein grundsätzliches Interesse an einer musikalischen Auseinandersetzung mit zentralen kongressbezogenen Ereignissen auch abseits des offiziellen Festkulturprogramms auf der Ebene der vokalen Kammermusik. Gegenüber den charakteristischen instrumentalen Tongemälden der Zeit, bei denen der akustische Nachvollzug eines historischen Großereignisses und damit ein primär affirmativer Aspekt im Vordergrund steht, haben Liedkompositionen durch ihre Textgebundenheit ein differenzierteres Aussagespektrum, das in den vorgestellten Fällen von der Stilisierung und Aktualisierung historischer Begebenheiten über die

Fingierung unterhaltsam-amüsanter Alltagsszenen bis hin zu unterschiedlichen Spielarten kritischer Positionierung reicht. Die darüber hinaus skizzierte Möglichkeit, die subtile textlich-musikalische Anlage von Liedkompositionen entweder – wie im eingangs zitierten *Adelaide*-Beispiel – für spezifische Anlässe zu instrumentalisieren, selbst wenn die im Aufführungskontext wirksam werdenden Konnotationen bei der Komposition des Stückes noch gar nicht intendiert waren, oder – wie mutmaßlich bei Neukomms *Der Gefangene* – zur vordergründigen Verbrämung eigentlicher Aussageintentionen zu nutzen, eröffnete Liedkompositionen in den Salons der Kongresszeit zusätzliche Einsatzräume, deren Aufschlusspotenzial noch keineswegs ausgeschöpft ist.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Notensatz R. Hocker/ÖAW.
 Abb. 2: Washington, Library of Congress, M1621 K.
 © Image Courtesy of the Library of Congress.
 Abb. 3: Washington, Library of Congress, M1621 K.
 © Image Courtesy of the Library of Congress.
 Abb. 4: Washington, Library of Congress, M1621 K.
 © Image Courtesy of the Library of Congress.
 Abb. 5: F. A. Kanne: *Wellington! Welcome to us!*, Titelblatt (Ausschnitt aus: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung MS 42899-qu.4°).
 Abb. 6: Ausschnitt aus: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung MS 42899-qu.4°.
 Abb. 7: Ausschnitt aus: Wien, Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde VI 12779 [Q 7721].

³⁸ Vgl. die entsprechenden Aufzeichnungen bei FOURNIER, Geheimpolizei, S. 69, S. 198–199.

Musikalische Anlassproduktionen abseits der offiziellen Kongress-Feierlichkeiten. Zwischen Beethovens „Der glorreiche Augenblick“ und musikalischen Festbeschreibungen für das Piano-Forte

Elisabeth Hilscher

Schon seit Beginn der Napoleonischen Kriege erfreuten sich musikalische Anlasskompositionen, die Patriotismus und Kaisertreue stärken sollten, großer Beliebtheit. Sogenannte Patriotische Kompositionen, gedacht um Wir-Gefühl und Zusammenhalt auch in schlechten Zeiten zu festigen und die Treue der „Landeskinder“ gegenüber ihrem „guten Vater Franz“¹ öffentlich und in großem Rahmen zu bekennen, treten unter charakteristischen Merkmalen im Zeitraum zwischen circa 1790/1795 und 1815 auf. Den Kern dieser Kompositionen bilden große Kantaten mit patriotisch-vaterländischen Inhalten wie Rautenstrauch/Süßmayrs *Der Retter in Gefahr* (1796) beziehungsweise von denselben *Der Kampf für den Frieden* (1800), Ratschky/Salieri *Der Tyroler Landsturm* (1799), Hummel *Das Fest des Dankes und der Freude* (1806) oder Seyfried/Fischer *Die Rückkehr des Vater* (1807), die sich beim Publikum großer Beliebtheit erfreuten und über die Jahre wiederholt aufgeführt wurden. Auch Theaterstücke und die in dieser Zeit noch sehr beliebten Singspiele auf patriotische Sujets, wie Perinet/Kauer *Die Begebenheiten des Wiener Aufgebots, bis zu dem in Campo Formio geschlossenen Frieden* (1798) sowie das Pasticcio von W. Müller/Schuster/Kauer *Es ist Friede, oder: Die Zurückkunft des Fürsten* (1806), die ebenfalls wiederholt zur Aufführung kamen, wie deren offenbar sehr populäre Musiknummern bei den zahlreichen Wohltätigkeitsakademien von prominenten Sängerinnen und Sängern der Wiener Theater gebracht wurden, entsprangen

dem Zeitempfinden beziehungsweise kamen diesem entgegen.² Aber nicht nur das Musizieren im öffentlichen Raum war von Patriotismus und demonstrativer Liebe zum „guten Kaiser Franz“ geprägt, auch im häuslichen Rahmen erfreuten sich patriotische Lieder³ und Genrekompositionen, in denen die Heldentaten der österreichischen Armee oder österreichischer Feldherrn wie von Kaiser Franz als oberstem Kriegsherrn in Tönen beschrieben wurden, großer Beliebtheit. Je nach politischer Lage sind mehrere Kulminationspunkte zu verzeichnen, ein Höhepunkt jedoch ab der Völkerschlacht bei Leipzig bis zum Wiener Kongress, mit dessen Abschluss diese Art der Kompositionen im Wesentlichen auch ein Ende fand. Triebfelder für diese patriotische Bewegung war Johann Philipp Karl Graf Stadion, 1805–1809 Hof- und Staatskanzler, und die von ihm initiierte Idee eines ‚Gesamtstaatspatriotismus‘. Dessen Ziel war, wie Stadion im Programm der von ihm gegründeten *Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat* formulierte, „daß die Völker die Vorurteile, die sie voneinander trennten, der Sache der Monarchie zum Opfer brachten, daß sie sich freundlich zusammengesellten und als Glieder derselben Familie sich um Vater Franz sammelten.“⁴

1 Der „gute Kaiser Franz“ bzw. „unser Vater Franz“ und die Bezeichnung der habsburgischen Untertanen als „Landeskinder“ bzw. „Kinder“ sind charakteristische Narrative der patriotischen Dichtungen dieser Zeit.

2 Vgl. dazu Mary Sue MORROW, *Concert Life in Haydn's Vienna. Aspects of a Developing Musical and Social Institution* (The Sociology of Music, Bd. 7) Stuyvesant/ NY 1989, S. 237–364 [Public concert Calendar].

3 Vgl. dazu den Beitrag von Gundela Bobeth im vorliegenden Band.

4 Zit. nach Theophil ANTONICEK, „Vergangenheit muß unsere Zukunft bilden“. Die patriotische Musikbewegung in Wien und ihr Vorkämpfer Ignaz von Mosel, in: *Revue Belge de Musicologie* 26/27 (1972/73), S. 38–49, hier S. 41. Zur Problematik der Eigendefinition des aus

Der glorreiche Augenblick – eine große Patriotische Kantate

Als eine die Gattung der Patriotischen Kompositionen abschließendes Werk kam am 29. November 1814 die große Kantate *Der glorreiche Augenblick* op. 136 von Ludwig van Beethoven nach einem Text von Aloys Weissenbach im Großen Redoutensaal der Hofburg zur Aufführung. Den Text hatte – wie bei den meisten Werken aus der Gruppe der Patriotischen Kompositionen⁵ – kein hauptberuflicher Schriftsteller oder Dichter geschaffen, sondern der in Salzburg tätige Tiroler⁶ Arzt Aloys Weissenbach, der seit 1797 mit einer Reihe an Dichtungen patriotischen wie pro-habsburgischen Inhaltes an die Öffentlichkeit getreten war.⁷ Auch als Verfasser eines Textes zu einer Patriotischen Komposition hatte er 1811 bereits Erfahrungen gesammelt: Der Prolog, *Die Worte der Weihe*, wurde durch den späteren Wiener Hofkapellmeister Ignaz Assmayr, damals noch Organist an St. Peter in Salzburg, vertont und in Salzburg, dem Wohnort des Textdichters, aufgeführt. Als gleichsam „direkte Vorarbeit“ zur Beethoven-Kantate kann die von Friedrich August Kanne vertonte Dichtung *Der heilige Augenblick* von Weissenbach gelten, eine der Nummern zum Pasticcio-Singspiel *Die gute Nachricht* von Friedrich Treitschke, die sich, wie viele Werke Kannes, gerade zur Zeit des Wiener Kongresses großer

Beliebtheit erfreute und gleichsam in aller Munde war.⁸

Rein formal sind Patriotische Kompositionen zur Gattung der Kantate zu zählen. Da sie als ‚österreichische/habsburgische Antwort‘ auf die zur damalige Zeit außergewöhnlich groß besetzten und pompös inszenierten französischen Revolutionsmusiken gedacht waren, bedienen auch sie sich eines plakativen Monumentalstils, der ebenfalls auf die Mobilisierung der Massen – sowohl aktiv auf dem Podium, wie auch als Publikum – und durchaus auch auf „Massenhysterie“ setzt. Dementsprechend dominieren große Chorpasagen die Kantaten; sie bilden nicht nur meist einen Rahmen um das gesamte Werk, sondern kommentieren auch die Solo- beziehungsweise Ensemblenummern, fassen deren Inhalte zusammen und bringen so die Quintessenz des jeweiligen Satzes durch den Einsatz des Chores verstärkt zur Geltung. Da Textverständlichkeit ein wichtiges Kriterium ist, ist die kompositorische Struktur sowohl der Arien/Ensembles wie der Chöre bewusst einfach gehalten; Stimmenverschränkungen oder Kontrapunktik wird im weiteren Verlauf nur dann eingesetzt (beispielsweise in der Schlussbildung der großen Chornummern, und auch eine abschließende Fuge der Kantate scheint als obligatorisch betrachtet worden zu sein), wenn der Text bereits deutlich homophon präsentiert worden war. Das Monumentale des Vokalsatzes wird durch den Instrumentalsatz unterstrichen: Auch hier dominiert Homophonie und eine plakative, leicht dekodierbare Klang- und Tonsymbolsprache (dem Inhalt entsprechend oft Militärisch-Repräsentatives mit Bläserfanfaren und punktierten Rhythmen). Vielschichtigkeit oder gar Mehrdeutigkeit waren weder im Text noch in der musikalischen Umsetzung erwünscht, sondern Klarheit und Verständlichkeit beim ersten Hören.⁹ Dass diese Werke zumeist

vielen Einzelstaatsgebieten bestehenden neuen Kaiserreichs Österreich vgl. Wolfgang HÄUSLER, Kaiserstaat oder Völkerverein? Zum österreichischen Staats- und Reichsproblem zwischen 1804 und 1848/49, in: Richard G. PLASCHKA/Gerald STOURZH/Jan Paul NIEDERKORN (Hg.), Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute (Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 136), Wien 1995, S. 221–254, hier S. 223–224 und S. 226–229.

- 5 Auch das kann als Charakteristikum der Gattung der Patriotischen Kompositionen gesehen werden: Die Dichtung stammte durchwegs von Dilettanten aus der hohen Beamten-Adel der „zweiten Gesellschaft“ oder anderer Eliten (wie eben Ärzte, Professoren); die Vertonung erfolgte jedoch durch hochangesehene Komponisten, meist aus dem Umkreis des Hofes, der Hofmusikkapelle oder der Hoftheater.
- 6 Vgl. dazu ALOYS WEISSENBACH, *Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung*, Wien 1816, S. 14.
- 7 Beispielsweise mit *Das gerettete Tyrol* (Innsbruck 1797) oder *Tirols Dank* (Wien 1799); 1814 erschien in Wien *Der Einzug des Kaisers Franz I. in Wien*.

8 Genauer darüber bei Gundela Bobeth im vorliegenden Band.

9 Neue Aspekte und Sichtweisen zu Beethovens „Stil für die Massen“, wie er ihn sowohl in *Wellingtons Sieg* wie auch im *Glorreichen Augenblick* anwandte, bietet John David WILSON, *Beethoven's Popular Style. Der glorreiche Augenblick and the Art of Writing for the Galleries*, in: Bernhard R. APPEL/Joanna COBB BIERMANN/William KINDERMANN/Julia RONGE (Hg.), *Beethoven und der Wiener Kongress (1814/15). Bericht über die vierte Beethoven Research Conference Bonn*, 10. bis 12.

von ausgewiesenen Opernkomponisten (Salieri, Süßmayr, Weigl) oder Komponisten mit zumindest Erfahrung in dramatischer Komposition vertont wurden, erklärt einerseits Entlehnungen aus diesen Gattungen und die Vorliebe für große, an Opernhöre erinnernde Vokalnummern. Andererseits waren diese Komponisten auch prädestiniert, die patriotischen Texte plakativ und wirkungsvoll mit Musik zu ummanteln, um die gewünschte Wirkung beim Publikum hervorzurufen.

Der Glorreiche Augenblick war nicht die erste ‚Kongress-Komposition‘ Beethovens. Für Georg Friedrich Treitschke, der in der Zeit des Wiener Kongresses nicht nur als Dichter und Regisseur die Wiener Theater (und hier v. a. die Hoftheater) dominierte, sondern zu den zentralen Persönlichkeiten in der Organisation der Kongressfeste zählte,¹⁰ komponierte Beethoven den Schlusschor *Germania, wie stehst du jetzt im Glanze da* (WoO 94) zum Singspiel *Die gute Nachricht* (Uraufführung am 11. April 1814 am Kärntnertheater) sowie (ebenfalls den Schlussgesang) *Es ist vollbracht* (WoO 97) zum Singspiel *Die Ehrenpforte* (Uraufführung am 15. Juli 1815 am Kärntnertheater).¹¹ Bereits im September 1814 hatte Beethoven für einen heute unbekanntem Auftraggeber den nur 52 Takte langen Chor mit Orchesterbegleitung *Ihr weisen Gründer glücklicher Staaten* (WoO 95) auf einen Text von Carl Joseph Bernhard komponiert – offensichtlich in Auftrag gegeben für eine der Feiern zu Beginn des Kongresses.¹² Die Vertonung eines weiteren

Bernhard-Textes (*Europens Befreyungsstunde*) kam jedoch nicht über erste Skizzen hinaus, da der Text von der Zensur abgelehnt wurde, worauf Beethoven die Arbeit abbrach.¹³ Hingegen versprach der Text des bekannten und von der Zensur sanktionierten Dilettanten Weissenbach trotz sprachlicher Schwächen Erfolg und schien wie gemacht für eine von Beethoven im Festreigen des Wiener Kongresses schon seit langem geplante Akademie,¹⁴ ergänzte diese Patriotische Komposition doch in geradezu idealer Weise die basierend auf der traditionsreichen Gattung der Battaglia geschriebene programmatische Symphonie *Wellingtons Sieg oder Die Schlacht bei Vittoria* op. 91. Offenbar innerhalb weniger Wochen komponierte Beethoven diese großdimensionierte Kantate, da der Text ihm wahrscheinlich erst bei einem persönlichen Besuch Weissenbachs circa Mitte September 1814¹⁵ übergeben worden war.¹⁶ Bereits im Juni 1814 war eine patriotische Dichtung Weissenbachs in der Vertonung von Kanne bei Steiner in Wien unter dem Titel *Der heilige Augenblick* erschienen (siehe oben) – eine Ähnlichkeit im Namen, die aufgrund der nahezu gleichnamigen Beethoven-Kantate aus dem selben Jahr in der Rezeption immer wieder Verwirrung stiften sollte.

v. Armin RAAB (Neue Beethoven-Gesamtausgabe, Bd. 10/2), München 1998, S. 138–148.

13 Renate ULM (Hg.), *Die 9 Symphonien Beethovens*. Entstehung, Deutung, Wirkung, Kassel, Basel, München 1995, S. 217–224 [„Mir ist das geistige Reich das liebste“. Beethoven und der Wiener Kongress], hier S. 217–218.

14 Vgl. ebd., S. 219–222.

15 Die im Online-Portal ANNO (<http://anno.onb.ac.at/anno.htm>) zugänglichen Wiener Theaterzettel verzeichnen *Fidelio*-Aufführungen für den 24. August, 4. September und 16. September 1814; da Weissenbach leider kein Datum seiner Ankunft vermerkt, aber bereits mitten in den Trubel der Anreise der Souveräne kam, wird es sich bei der beschriebenen *Fidelio*-Aufführung um jene vom 16. September gehandelt haben, sodass der Besuch bei Beethoven am 17. September erfolgt wäre.

16 Vgl. WEISSENBACH, *Meine Reise*, S. 147, S. 158–159, S. 164. Aloys Weissenbach (1766–1821), ein in Salzburg wirkender Tiroler Arzt, war nicht nur ein glühender Bewunderer Beethovens, sondern auch österreichischer Patriot, der zahlreiche vaterländische Gedichte verfasste. In seinem Reisetagebuch (siehe Anm. 6) sind die Seiten 147–175 gänzlich Beethoven gewidmet. Zur Biografie vgl. den Artikel „Weissenbach, Alois“, in: Constant von WURZBACH, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, Bd. 54, Wien 1886, S. 167–173.

September 2014 (Schriften zur Beethoven-Forschung, Bd. 26), Bonn 2016, S. 219–288.

10 Vgl. dazu Christian GLANZ, „Triumph, auf Klängen getragen“. Streiflichter zum Thema Musik und Wiener Kongress, in: Thomas JUST/Wolfgang MADERTHNER/Helene MAIMANN (Hg.), *Der Wiener Kongress. Die Erfindung Europas*, Wien 2014, S. 306–319, hier S. 314.

11 Vgl. dazu Michael LADENBURGER, *Der Wiener Kongress im Spiegel der Musik*, in: Helga LÜHNING/Sieghard BRANDENBURG (Hg.), *Beethoven zwischen Revolution und Restauration*, Bonn 1989, S. 275–306, hier S. 291–298; erneut abgedruckt in: Birgit LODES/Armin RAAB (Hg.), *Beethovens Vokalmusik und Bühnenwerke* (Beethoven-Handbuch, Bd. 4), Laaber 2014, S. 257–276.

12 Wer Auftraggeber war bzw. für welchen Anlass das Werk geschrieben wurde, ist ebenso ungeklärt wie die Frage, von wem der Text dazu stammt. Vgl. dazu die Edition bzw. Vorwort und kritischen Bericht in: Ludwig VAN BEETHOVEN, *Werke für Chor und Orchester*, hg.

Der Aufbau der Kantate ist klar und übersichtlich: Die insgesamt sechs Nummern gliedern sich in vier Abschnitte, die jeweils durch Soli (Rezitativ oder Arie) eingeleitet und von zwei großen Chorblöcken in Einleitung und Schluss umrahmt werden. Die Solistenabschnitte 2 bis 4 werden jeweils in Chöre übergeleitet und abgeschlossen, in denen die Kernaussagen der Solistentexte wiederholt und dadurch intensiviert werden; nur in Nummer 5 werden die einzelnen Soloabschnitte nicht durch den Chor zusammengefasst, sondern in einem Quartett der vier Gesangssolisten. Beethoven, an sich bekannt für komplexe Stimmführungen und Themenverarbeitungen bis in die Extremen der geltenden Kompositionsregeln, wählte in diesem Werk (entsprechend der Gattung der Patriotischen Komposition) auffallend geradlinige Stimmführungen und vielfach homophonen Satz – dies nicht aus Gründen mangelhafter Kompositionstechnik oder zu große Eile, sondern, um den Text, der bei Patriotischen Kompositionen im Vordergrund stand, optimal präsentieren zu können.¹⁷

Mit diesem Kompositionskonzept traf Beethoven den Nerv der Zeitgenossen und vor allem den der bei der Uraufführung anwesenden Kongressbesucher. Zwar nicht bei einer der offiziellen Hoffeierlichkeiten, sondern im Rahmen einer auf eigene Kosten veranstalteten Akademie am 29. November 1814 zu Mittag im Großen Redouten-Saal der Hofburg wurde das Werk in einem dennoch semi-offiziellen Rahmen und unter Anwesenheit der wichtigsten beim Kongress anwesenden Souveräne uraufgeführt. Die Kantate *Der glorreiche Augenblick* wurde dabei von *Wellingtons Sieg oder Die Schlacht bei Vittoria* op. 91 und – nach der Pause – der 7. Symphonie op. 92 eingerahmt. Der Erfolg und der Eindruck, den die

Kantate bei ihrer Uraufführung beim Publikum hinterließ, waren enorm, wie die *Wiener Zeitung* am folgenden Tag auf ihrer Titelseite berichtete: „[...] Zwischen diesen beiden Stücken [*Wellingtons Sieg oder Die Schlacht bei Vittoria* op. 91 und der 7. Symphonie op. 92] war eine ganz neu, von Dokt. Aloys Weissenbach verfaßte, und von Hr. v. Beethoven in Musik gesetzte Cantate, *der glorreiche Augenblick* betitelt, eingelegt, in welcher der Feuergeist eines der schätzbarsten Dichter, mit dem hohen Genie eines der berühmtesten Komponisten Deutschlands gleichen Schritt hielt, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen. [...] Der Beyfall war einstimmig, als aber Vienna sang:

„Was nun die Erde Hoch und Hehres hat,
In meinen Mauern hat es sich versammelt!
Der Busen pocht! Die Zunge stammelt!
Europa bin ich – nicht mehr eine Stadt.“ [Nr. 3]
und als die Seherin und der Genius sangen:

„Kein Aug’ ist da,
das seinem Fürsten nicht begegnet!
und die beyden anderen Stimmen einfielen:

Kein Herz ist nah,
Das nicht seyn Landesvater segnet“; [beide Stellen aus dem Schlussquartett von Nr. 5] da brach das Entzücken aus allen Anwesenden mit lautestem Beyfalle vor, der die starke Begleitung des Kompositors weit übertönte. Eben so fanden die beyden anderen Kompositionen den gewohnten einstimmigen Beyfall. Der sämtliche allerhöchste Hof, die anwesenden Souveraine und fremden Monarchinnen, Prinzen und Prinzessinnen haben die Aufführung dieser Musik mit ihrer Gegenwart beehret.“¹⁸

Die Wirkung der Kantate wurde insofern verstärkt, als sich einige der im Text besungenen

¹⁷ Beethoven hat diese Anlasskomposition und deren plakativer Stil in der Folge (und bis heute) von der Musikgeschichtsschreibung und Beethoven-Forschung herbe Kritik eingebracht, da meist der *Glorreiche Augenblick* an anderen Beethoven-Werken, nicht aber an Patriotischen Kompositionen anderer Komponisten gemessen wurde; vgl. dazu Tobias JANZ, *Christus am Ölberge*, Kantaten, Chorlyrik, in: Sven HIEMKE (Hg.), *Beethoven-Handbuch*, Kassel, Stuttgart, Weimar 2009, S. 253 bzw. S. 273–278. Beethoven selbst schätzte seine Kantate sehr wohl als Meisterwerk ein und bot sie im Sommer 1815 bzw. Herbst 1816 Johann Peter Salomon bzw. George Smart zur Drucklegung in London an. Vgl. LADENBURGER, *Wiener Kongress*, S. 304.

¹⁸ *Wiener Zeitung*, 30. November 1814, S. 1331. Ähnlich auch Carl Bertuch: „Des Mittags 12 Uhr wurde Beethovens zweimal verschobenes Konzert gegeben. 1. Eine neue Symphonie, die sich ebenso durch ihren Reichtum als Klarheit empfiehlt und eine neue herrliche Bereicherung dieses Musikfaches ist. 2. Kantate, wovon der Text höchst mittelmäßig. Die Komposition trefflich [...] Beethovens Direktion einzig. Die Außenwelt ist ihm zu schmal, er erstrebt Neues für sein Werk. Klein und Groß hebt und beugt er sich physisch. Die höchsten Herrschaften da: Kaiser Alexander, Kaiserin von Rußland, beide Großfürstinnen, König von Preußen (der aber nur den I. Teil abwartete), Prinz von Sizilien. Der Saal sehr voll.“ Zit. n. ULM (Hg.), *Symphonien Beethovens*, S. 221.

Persönlichkeiten im Parterre befanden, und somit auf eine Praxis barocker Repräsentation, wie sie der großen höfischen Oper bis 1750 zueigen war, zurückgegriffen werden konnte: Aktion auf der Bühnen und Aktion im Parterre werden an der Podiumskante gespiegelt, wobei im Schlusschor der Kantate (in der barocken Oper in der Licenza) der Bogen zwischen beiden geschlagen wird.¹⁹ Das direkte Ansprechen der im Parterre sitzenden Fürsten und deren mehr oder minder deutliche Reaktion beziehungsweise Interaktion mit dem Bühnengeschehen verfehlten auch am 29. November 1814 ihre Wirkung nicht. Dies erklärt auch den eher lauen Erfolg der Kantate beim Wiederholungskonzert am 2. Dezember, bei dem, da keiner der Souveräne anwesend war, diese offenbar auch noch 1814 als faszinierend empfundene Interaktion zwischen Bühne und Parterre noble fehlte.²⁰

Der große Kongress – aufbereitet für Salon und Wohnzimmer

Dienten die Patriotischen Kompositionen dazu, die Gefühle und Empfindungen des Einzelnen zu einem Wir-Gefühl zu bündeln und zu „veröffentlichen“, blühte gerade zur Zeit des Kongresses und wesentlich durch ihn angeregt eine Art von Klavierliteratur auf, die Klangtapete und Emotionen eines Kollektivs anlässlich der großen öffentlichen Feste des Wiener Kongresses in beschreibenden

Klavierwerken in die private Welt des Einzelnen transformieren und beliebig oft wiederholbar machen wollte.

Schon ab der Zeit der Befreiungskriege war für Salon und Musizieren im privaten Kreis eine Literatur – meist für das Piano Forte solo oder für Piano Forte und Gesang geschrieben – entstanden, die sich in kleinen Formen wie Lied und Klavierwerke in freien Formen (Genrekompositionen, Phantasien) denselben Themen widmete wie die großen Patriotischen Kompositionen in Kantatenform, jedoch redimensioniert auf das private persönliche Empfinden des Einzelnen. Als Beispiele dafür seien die *Landwehrlieder* von Joseph Weigl und Adalbert Gyrowetz nach Texten von Heinrich von Collin und Ignaz Franz von Castelli genannt, deren Besitz (v. a. der 1809 gedruckten Lieder Weigls) fast zum ‚guten Ton‘ jeder vaterländisch gesinnten Familie gehörte.²¹ Zu diesen ‚patriotischen Kammerkompositionen in tempore belli‘ kam nun, als sich das Blatt von Bedrohung und Krieg zu Fest und hoffentlich dauerhaftem Frieden zu wenden begann, eine neue Spielart von musikalischem Patriotismus: musikalische Festbeschreibungen für das Piano-Forte – heruntergebrochen von der großen öffentlichen Inszenierungen auf die private Musiziersituation im Wohnzimmer beziehungsweise Salon. Diese Stücke, deren Komposition und Verbreitung durch Musikdrucke gerade in der Zeit des Wiener Kongresses einen Höhepunkt zu erreichen scheinen, setzten eine bereits große Menge an gut bis sehr gut spielenden Dilettanten voraus (v. a. Vertreter der sogenannten zweiten Gesellschaft – niederer Adel, höhere Beamtschaft – sollten offenbar das Zielpublikum für diese Anlasskompositionen bilden). Die Zahl an geübten und musikalisch gut ausgebildeten Dilettanten hatte sich seit den Anfängen des häuslichen Klavierspiels im josephinischen Wien bis zur Zeit des Kongresses explosionsartig erhöht, d. h. eine profunde Musikausbildung muss zu dieser Zeit bereits ein unverzichtbarer Bestandteil der Erziehung und Bildung gewesen sein. Aber

19 Der für die Schlussfuge von Beethovens *Glorreichem Augenblick* immer wieder (LADENBURGER, Wiener Kongress, S. 303) angeführte Konnex zur Praxis der Te Deum-Vertonung, dessen letzter Vers ebenfalls zu dieser Zeit fugiert vertont wurde, möchte ich insofern relativieren, als die meisten der Patriotischen Kompositionen in den Schlusschören bzw. -ensembles in Fugen oder Fugati münden, eine Praxis, die in Wien in dieser Zeit auch bei Schlusschören sowohl in Opern wie in Oratorien gängig war (wenngleich Beethoven sich für das Finale des *Fidelio* für eine andere Lösung entschied). Auch WILSON, Beethoven's Popular Style, S. 250–252, zieht in Teil 4 Parallelen zu geistlichen Inhalten, v. a. zum Credo der *Missa solemnis* Beethovens.

20 Dazu auch LADENBURGER, Wiener Kongress, S. 301; zur barocken Praxis vgl. Andrea SOMMER-MATHIS, *Theatrum und Ceremoniale. Rang- und Sitzordnungen bei theatralischen Veranstaltungen am Wiener Kaiserhof im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Jörg Jochen BERNS/Thomas RAHN (Hg.), *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit* (Frühe Neuzeit, Bd. 25), Tübingen 1995, S. 511–533.

21 Vgl. die Original-Partitur (Wien, Österreichische Nationalbibliothek [kurz: ÖNB], Musiksammlung, Mus.Hs. 19.418) mit den Vertonungen von Weigl und Gyrowetz bzw. den zweibändigen Druck der Lieder von Weigl bei Anton Strauß in Wien 1809 (ÖNB, Musiksammlung, MS 113.761-8°/1 und 2).



Abb. 1: Ignaz Moscheles, Musik, *Der bey der anwesenheit [sic] der hohen Allirten [sic] gehaltenen Hof-Schlittenfahrt. eigens für die Musik-Bande des löbl. Inf. Regiments Kaiser Alexander componiert und für das Piano-Forte eingerichtet von Herrn I. Moscheles.* Wien: Artaria & Comp. 2396 [1815] S. 4 (Trio), Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung, MS 1135-qu.4°.

auch unterschiedliche „Klaviere“ (d. h. diverse Tasteninstrumente unterschiedlicher Bauart und Qualität, mit unterschiedlichem Ambitus – Spinnette, Cembali, Hammerflügel, Tafelklavier) müssen zum fast schon selbstverständlichen Inventar eines Salons beziehungsweise Wohnzimmers der ersten und zweiten Wiener Gesellschaft gehört haben. Nur das Vorhandensein dieser beiden Voraussetzungen lässt das rasch Aufeinanderfolgen von Original-Klavierstücken wie Klavierbearbeitungen von Musik zu den Festen des Wiener Kongresses sinnvoll erscheinen. Während die Bearbeitungen der Tanzmusiken, der Caroussel- und Schlittenfahrtsmusik wie der Märsche (v. a. der verschiedenen *Alexander-Märsche*) eher einfach und leicht spielbar gehalten sind, erfordern die „charakteristischen/großen Tongemälde/Sonaten“

doch einen wohlgeübten und versierten Pianisten. (Abb. 1)

Schon anlässlich des Einzuges von Kaiser Franz von Paris kommend in Wien am 16. Juni 1814 komponierte Tobias Haslinger „ein großes Tongemälde für Piano-Forte“, das er dem Wiener Bürgermeister Stephan Edlem von Wohlleben widmete und auf eigene Kosten im eigenen Verlag und mit einem prachtvollen Stich versehen herausgab (Abb. 2).²²

²² *Das neubeglückte Oesterreich oder Triumph des Wiedersehens bey Franz I. Rückkehr zu seinen Landeskindern. Ein grosses Tongemälde für das Piano-Forte, dem Hochwohlgebornen Herrn Stephan Edler von Wohlleben, Ritter des Königl. ungar. St. Stephan-Ordens, k.k. nied. oester. wirklicher Regierungsrath, Beysitzer des Hofcomission in Wohltätigkeits-Angelegenheiten, und Bürgermeister der Haupt- u. Residenzstadt Wien &.&*



Abb. 2: Tobias Haslinger, *Das neubeglückte Oesterreich oder Triumph des Wiedersehens bey Franz I. Rückkehr zu seinen Landeskindern. Ein grosses Tongemälde für das Piano-Forte, dem Hochwohlgebornen Herrn Stephan Edler von Wohlleben, Ritter des Königl. ungar. St. Stephan-Oрдens, k.k. nied. oester. wirklicher Regierungsrath, Bey-sitzer des Hofcomission in Wohlthätigkeits-Angelegenheiten, und Bürgermeister der Haupt- u. Residenzstadt Wien & & in tiefster Ergebenheit gewidmet von Tobias Haslinger. 18.tes Werk. Wien: T. Haslinger [1814]. Titelkupfer, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung, MS 5331-4°.*

Dieser Stich zeigt nicht nur die Begrüßung des Kaisers durch den Widmungsträger, sondern – und vielmehr – verherrlicht er den Kaiser als Triumphator ganz in der Tradition römischer wie auch barocker Traditionen: die stilisierte Wiedergabe der Triumphpforte, die die Stadt dem einreitenden Kaiser errichten ließ, krönt ein Reiterstandbild, flankiert von zwei Feuerbecken; über dem Herrscher fliegt ein Adler, der einen Palmzweig im Schnabel hält – auf dem Gesims der Triumphpforte wird jedoch nicht die Inschrift des Triumphbogens, sondern der Titel der Komposition wiederholt. Diese Szene entspricht auch der

in tiefster Ergebenheit gewidmet von Tobias Haslinger. 18.tes Werk. Wien: T. Haslinger [1814].

Beschreibung in der *Wiener Zeitung* Nr. 167 vom 16. Juni 1814: „[...] Der Zug geht unter fortwährendem Kanonendonner, und dem Geläute sämtlicher Glocken in der Stadt und in den Vorstädten, aus dem Theresianischen Akademie-Gebäude über die Wiedner-Hauptstraße an das alte Kärntnerthor, an welchem Se. Majestät der Kaiser und König, von dem Hrn. Bürgermeister und von dem gesammten Magistrate, in der zu diesem Empfange errichteten Triumphpforte, ehrfurchtsvoll bewillkommt werden. [...]“²³

In der Komposition selbst (ungewöhnlich für Klaviermusikdrucke der damaligen Zeit im Hochformat anstelle des üblichen Querformates gedruckt) versucht Haslinger den Einzug möglichst detailgetreu akustisch nachzukomponieren, d. h. die einzelnen Abschnitte des Einzuges werden in traditionelle und von den Zeitgenossen leicht nachvollziehbare Klangbilder ‚übersetzt‘, ohne kunstvolle Überleitungen aneinandergereiht und – um die Verständlichkeit noch weiter zu erhöhen – mit Überschriften versehen, die das Erinnern des Pianisten beziehungsweise der Zuhörer zusätzlich steuern sollen (beispielsweise „Ankunft des Monarchen“, „Feyerlicher Empfang desselben“ etc.) (Abb. 3).

Ebenfalls anlässlich des Einzuges von Kaiser Franz am 16. Juni 1814 komponierte Ignaz Moscheles, damals ein blutjunger, 20-jähriger Kompositionsschüler von Hofkapellmeister Antonio Salieri, eine „charakteristische Sonate“²⁴ – ihm ging es jedoch nicht, wie Haslinger, um eine detailreich nacherzählende Genrekomposition, sondern um ein Nachempfinden großer patriotischer Gefühle und des Jubels, in den dieses Ereignis offenbar ganz Wien versetzt hatte. Dementsprechend handelt es sich um durchkomponierte Sätze, wie auch aus der Bezeichnung als „charakteristische Sonate“ hervorgeht.

Dem Typus der erzählenden beziehungsweise aufzählenden Festbeschreibung entspricht hingegen die musikalische Umsetzung des großen Praterfestes anlässlich des Völkerschlacht-Ge-

²³ *Wiener Zeitung*, 16. Juni 1814, S. 663–664, hier S. 663.

²⁴ *Wiens Empfindungen bey der Rückkehr Seiner Majestät Franz des Ersten, Kaiser von Oestereich u. u. im Jahre 1814. Eine charakteristische Sonate für das Piano Forte von Ignaz Moscheles. 27.tes Werk. Wien: Artaria & Comp. No. 2319 [1814].*

9

Maestoso.

FRANZ der gute Vater

Dolce

p

seines Volkes begrüsst die jubelnde Menge

Ein zweytes

8va.

f

Hoch lebe FRANZ

Loco

Allegro molto.

ff

8va.

T. H. 18.

Abb. 3: Tobias Haslinger, *Das neubeglickte Oesterreich* (siehe Abbildung 2), S. 9.



Abb. 4: Adalbert Gyrowetz, *Sieges- und Friedens-Fest der verbündeten Monarchen, gefeyert im Prater und dessen Umgebung am 18.ten October 1814, als am Jahrtage der Völkerschlacht bey Leipzig. Eine charakteristische Fantasie für das Piano-Forte von Adalb. Gyrowetz.* Wien: Th. Weigl [1814], Titelblatt, Wien, Österreichischen Nationalbibliothek, Musiksammlung, MS 16.247-qu.4°.

denkens am 18. Oktober 1814 im Prater durch Adalbert Gyrowetz.²⁵ Als Kontrapunkt zur blutigen Völkerschlacht 1813 zeigt das Titelblatt ein friedliches Feldlager, das sich nur durch die Gewehrpyramiden im Vordergrund von einem großen Picknick unterscheidet, mit dem festlich geschmückten Lusthaus im Hintergrund. (Abb. 4) Matthias Franz Perth berichtet mit viel Liebe zum Detail über dieses Fest in seinem Tagebuch, eine Schilderung, die eins zu eins in der Komposition von Gyrowetz in Musik ‚nachgelesen‘ werden kann: „Dienstag den 18^{ten} 8^{ber}. Se. Maitt. haben beschlossen, den heutigen Tag, merkwürdig als der Jahrestag der großen, entscheidenden Schlacht bei Leipzig mit einem religiösen und militärischen Freudenfeste zu feyern, an welchem die gesamte

Besatzung dieser Hautstadt welche gegenwärtig aus 14.000 Mann besteht, Antheil nehmen soll. [...] Um 11 Uhr Mittags erschienen Se. Maitt. der Kaiser mit allen hier anwesenden Monarchen, den Erzherzogen und fremden Prinzen zu Pferde, von einem äusserst glänzenden Gefolge von Generälen und Stabsoffizieren aller verbündeten Mächte begleitet, denen unsere und die russische Kaiserin, die Königin von Baiern, die Erzherzoginnen in offenen, prachtvollen Hofwägen folgten, an dem Platze dieser Feyer, stiegen von den Pferden, und tratten in den Kreis der Truppen, in dessen Mitte auf einer Anhöhe ein geschmackvolles Zelt in Form einer von allen Seiten offenen Kapelle errichtet war. [...] Nach dem Te Deum, begleitete von Böllerschüssen und Kanonenfeuer, zog man zum Lusthaus zur Tafel [...] Während dem waren sämthl. allerhöchste Herrschaften in dem Lusthause angekommen, und zeigten sich auf dem Balkon, wo sie von der wogenden Volksmenge mit dem größten Jubel empfangen wurden, worauf die Truppen kompagnieweise mittels des Reihenmarsches zu

25 *Sieges- und Friedens-Fest der verbündeten Monarchen, gefeyert im Prater und dessen Umgebung am 18.ten October 1814, als am Jahrtage der Völkerschlacht bey Leipzig. Eine charakteristische Fantasie für das Piano-Forte von Adalb. Gyrowetz.* Wien: Th. Weigl [1814].

N: 1. 19
 Allgemeines Völklied von Götze.
 Stimme. *Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höhen, wie heilige Opfer = flammen? was umschwebt uns ahnend, wie*
 Marcia. *Geisterwehn? und sagt: Uns sey heute was Großes geschehn, und führet uns feyernd zusammen? – Wir feyern die herrliche*
 Allegro. *Siegesnacht des Kampfs für die Freyheit, die Leipziger Schlacht, die Leipziger Schlacht.*
 1441.

Abb. 5: Adalbert Gyrowetz, *Sieges- und Friedens-Fest der verbündeten Monarchen* (siehe Abb. 4) Seite 19 (*Leipzig-Lied, 1. Strophe*).

den gedeckten Tafeln marschirten; [...] Die hohen Souveraine und die Monarchinnen speisten im 1^{ten} Stocke, die Erzherzoge und fremden Prinzen zu ebener Erde des Lusthauses. Für die Generäle war auf den Gallerien des Lusthauses, für die Offiziere an den Tafeln rings um dasselbe gedeckt. Se. Maitt. unser Kaiser brachten 4 Gesundheit [= Toasts] aus, deren jede von den am Lusthause aufgestellten Batterien, und von den Batterien der Truppen, so wie durch Gesundheitstrinken und Vivatrufen des sämtl. Militärs, untermischt von dem Jubelrufe des zahlreichen Volkes begleitet wurden. [...]

Nach aufgehobener Tafel zeigten sich die allerhöchsten Herrschaften neuerdings auf dem Balkon unter dem Jubel der Truppen und der Volksmenge, doch, wie sollte ich fähig seyn, die Freude und das anhaltende Vivatrufen zu beschreiben, als Kaiser Alexander ein Glas erhob, und die Gesundheit des ganzen Volkes trank? Ein schöner Augenblick, mir ewig unvergeßlich. [...]

Ich wohnte diesem herrlichen Feste bey, war Theilnehmer und Zeuge der allgemeinen Freude, und verließ wonnetrunken den Ort, an dem uns heute Alles an das befreyte Deutschland vom fremden Joche erinnerte, an dem uns ein Fest zu Theil wurde, das in Wien nie gefeyert wurde, und in solcher Größe, mit solcher Pracht gewiß nie mehr gefeyert werden wird. [...].²⁶

Die Benennung als „charakteristische Fantasie“ weist auf die freie Form der Komposition hin, in der – wie schon bei Haslinger – Genrestücke unterschiedlicher Länge, jedoch genau am Ablauf des Festes ‚entlang-komponiert‘, aneinandergereiht werden, wobei auch bei diesem Werk Zwischenüberschriften die Empfindung und das Erinnern des Interpreten beziehungsweise der Zu-

26 Wiener Kongreßtagebuch 1814/1815. Wie der Rechnungsbeamte Matthias Franz Perth den Wiener Kongreß erlebte. Eingel., hrsg. u. komm. von Franz PATZER (Veröffentlichungen aus der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Bd. 8 = Wiener Schriften, Bd. 50), Wien, München 1981, S. 56–59.

hörer leiten sollen. Das zum Abschluss angefügte *Leipzig-Lied* (mit allen Strophen!) war wohl zum Mitsingen gedacht und den Zeitgenossen auch entsprechend allgemein bekannt (Abb. 5).

Die Nachfrage nach dieser Art von Klavierwerken scheint groß gewesen zu sein, denn auch Anton Diabelli veröffentlichte 1814 ein „Tongemähle“ über das Große Praterfest am 18. Oktober.²⁷

Gleich den großen Patriotischen Kantaten endete die Welle an anlassbezogenen Klavierstücken ebenfalls mit dem Ende des Kongresses

beziehungsweise dem Sieg bei Waterloo und dem endgültigen Bann Napoleons, dessen jahrzehntelange Bedrohung der habsburgischen Länder sowohl für große Öffentlichkeiten wie den privaten Kreis charakteristische Kompositionen hervorgebracht und über die gemeinsame ‚vaterländische Sache‘ einen neuen Personenkreis sowohl zur Organisation großer Wohltätigkeits-Akademien wie zum aktiven Musizieren – im öffentlichen Raum wie im privaten Kreis – angeregt hatte.

27 *Der 18.te October, oder: Das grosse militärische Prater-Fest in Wien, gefeyert bey Anwesenheit der hohen und allerhöchsten Monarchen, zum Andenken an die unvergessliche Völker-Schlacht bey Leipzig. Ein Tongemähle für das Piano-Forte, über ein Gedicht von [Johann A.] Kanne componirt von Anton Diabelli*, op. 94. Wien: S. A. Steiner [1814].

ANHANG:

1. Ludwig van Beethoven/Alois Weissenbach (revidiert durch Joseph Karl Bernard):
Der glorreiche Augenblick op. 136

1. Chor

Chor:

Europa steht!
Und die Zeiten,
die ewig schreiten,
der Völker Chor,
und die alten Jahrhunderte,
sie schauen verwundert empor!

Wer muss die Hehre sein,
die von dem Wunderschein
der alten Götterwelt umzogen,
herauf aus Osten geht
in einer Fürstin Majestät,
und auf des Friedens Regenbogen?

Viele entzückte Völker steh'n,
rufend zu der herrlichen
kronengeschmückten, lichtumflossenen Gestalt:
Steh' und halt!
Gib der großen Völkerrunde
auf den Anruf Red' und Kunde.

2. Rezitativ

Führer des Volkes:

O seht sie nah' und näher treten!
Jetzt aus der Glanzflut hebt sich die Gestalt.
Der Kaisermantel ist's, der von dem Rücken
der Kommenden zur Erde niederwallt!
Sechs Kronen zeigt er den Blicken,
an diesem hat den Busenschluß
der Aar geheftet mit den gold'nen Spangen,
und um des Leibes Faltenguß
seh' ich des Isters Silbergürtel prangen.

Genius:

Erkennst du nicht das heimische Gebild?
Auf seinem Wappenschild
erscheinet dir die Lerchenschaar,
der gotisch alte Thurm, der Doppelaar,
der durch Gebraus und Sturm
im tausendjähr'gem Flug
sein Volk empor zu dieser Glorie trug.

Chor:

Vienna!
Kronengeschmückte,
Götterbeglückte,
Herrscher bewirthende Bürgerin!
Sei begrüßt
von den Völkern aller und Zeiten,
die an dir vorüberschreiten,
denn jetzt bist du der Städte Königin.
Vienna! Vienna!

3. Arie mit Chor (attacca)

Vienna:

O Himmel, welch' Entzücken!
Welch' Schauspiel zeigt sich meinen Blicken!
Was nur die Erde Hoch und Hehres hat,
in meinen Mauern hat es sich versammelt!
Der Busen pocht! Die Zunge stammelt!
Europa bin ich – nicht mehr eine Stadt.

Der Heros, der den Fuß aufstellt,
auf den Wolkenschemel,
den alten Kaukasus,
und von dem Eismeer bis zur Memel
ausbreitet seine Segenshand.

Der Herrscher an der Spree Strand,
der, als sein Land verloren,
sein Reich geboren.
Der König, der am fernen Belt
das Vaterhaus und Scepter hält.

Der Wittelsbacher, dessen Land und Schild
ein Bild der Kraft sind und der Güte.
Und der Gekrönte auch, der mit der Kraft
der Babenberger wirkt und schafft
in Deutschlands Paradiese!

Alle die Herrscher darf ich grüßen,
alle die Völker freundlich küssen.

Chor:

Heil Vienna dir und Glück!
Stolze Roma, trete zurück!

Vienna:

Und das Höchste seh' ich gescheh'n
und mein Volk wird Zeuge steh'n,
wenn ein gesprengter Welttheil wieder
sich zum Ringe fügt und schließt,

und zum Bunde friedlicher Brüder
sich die gelöste Menschheit küßt.

Chor:

Welt! Dein glorreicher Augenblick!

Vienna:

Und nach meines Kaisers Rechten
greifen die Herrscherhände all'
einen ewigen Ring zu flechten.
Und auf meinem gesprengten Wall
baut sich Europa wieder auf.

Chor:

Heil Vienna, dir und Glück!
Fei're den glorreichen Augenblick!
Stolze Roma, trete zurück!

4. Rezitativ

Seherin:

Das Auge schaut, in dessen Wimpergleise
die Sonnen auf- und niedergeh'n,
die Stern' und Völker ihre Bahnen dreh'n.
O seht es über jedem Kreis
der Kronenträger glänzend seh'n!
Dies Aug', es ist das Weltgericht,
das die zusammen hier gewunden,
um derentwillen nicht Europa
in dem Blutmeer ist versunken.

O knieet Völker, hin und betet
zuerst zu dem, der auch gerettet!
Dem die erste Zähre
droben in dem Sonnenhaus
der schon in dem Sturme drauß'
mit der Allmacht Hand
Könige und Heere
aneinander flocht und band.

Chor:

Gott, die erste Zähre
droben in dem Sonnenhaus,
der schon in dem Sturme drauß'
mit der Allmacht Hand
Könige und Heere
aneinander flocht und band.

5. Rezitativ und Quartett

Seherin:

Der den Bund im Sturme fest gehalten,
er wird den Bau der neuen Welt,
der neuen Zeit auch fest gestalten,
daß d'ran des Frevels Arm zerschellt.

Vienna:

Ewig wird der Ölzweig grünen,
den der Chor dieser,
die den Bau jetzt gründen,
um Europas's Säulen winden.

Seherin:

denn es steht ein Herz davor.

Führer des Volkes:

und es ist ein Gott mit ihnen,

Genius:

und die alten Zeiten werden
endlich wieder sein auf Erden.

Vienna:

In meinen Mauern bauen
sich neue Zeiten auf,
und alle Völker schauen
mit kindlichem Vertrauen
und lautem Jubel d'rauf!

Genius:

Sieh', wie die Fahnen alle
der Herr zusammenband
und sie auf deinem Walle,
zur Schau dem Weltenballe,
hinaushängt in das Land.

Vienna & Genius:

So ist auf meinem Mauerbogen
Europa's Hauptwach' aufgezo-

Führer des Volkes:

O Volk, das groß getragen
das blutige Geschick,
dir ist zu schönen Tagen
die Pforte aufgeschlagen
in diesem Augenblick.

Seherin:

Dem Wort laß Jubel schallen,
das deine Burgwand trägt.
Es hat in ihren Hallen
ein Pfand, nie zu verfallen,
der Ew'ge eingelegt.

Quartett

(Genius, Vienna, Seherin, Führer des Volkes):

Europa's Diademe alle,
Erkenn' es, bete an!
Auf einem eingeworf'nen Walle,
das hat der Herr getan.

Kein Aug' ist da,
 das seinem Fürsten nicht begegnet.
 Kein Herz ist nah',
 das nicht sein Landesvater segnet.

Und diesen Glanz,
 und diesen Glorienbogen,
 hat Gott in unsern FRANZ
 um eine ganze Welt gezogen.

6. Chor

Frauen:

Es treten hervor
 die Scharen der Frauen,
 den glänzenden Chor
 der Fürsten zu schauen,
 auf alle die Kronen
 den heiligen Segen
 der Mutter zu legen.

Kinder:

Die Unschuld als Chor,
 sie wagt es zu kommen,
 es treten hervor
 die Kinder, die frommen,
 Herz, Himmel und Scepter
 mit Blumengewinden
 zusammen zu binden.

Männer:

Auch wir treten vor,
 die Mannen der Heere,
 ein krieg'rischer Chor
 mit Fahnen und Wehre,
 und fühlen die höchste
 der Vaterlandswonnen,
 sich also zu sonnen.

Alle:

Vindobona, Heil und Glück!
 Welt, dein großer Augenblick!

2) Adalbert Gyrowetz,
Sieges- und Friedens-Fest der verbündeten Monarchen, gefeyert im Prater und dessen Umgebung am 18.ten October 1814, als am Jahrtage der Völkerschlacht bey Leipzig. Eine charakteristische Fantasie für das Piano-Forte von Adalb. Gyrowetz. Wien: Th. Weigl [1814].

Kompositionsabschnitte und Zwischentexte zur Musik:

Largo. Einleitung

Adagio. Vorbereitung zum feyerlichen Dankopfer

Andante. Innige Rührung ergreift alle Anwesenden

Allegro vivace. Das Gefühl der glücklich errungenen Freyheit erhebet die Herzen aller Anwesenden. Eine himmlische Freude ergießt sich über die Befreyer und die Befreyeten

Andante. Wiederhohlt ergreift die innigste Rührung alle Gemüther bey dem Schluß des außerordentlichen feyerlichen Dankopfers

Allegro vivace. Eine hohe, belebende Freude bemeistert sich aller Anwesenden. Lauter Jubel ertönt – und wird von dem Echo tausend-mahl wiederhohlt.

Andantino. Erinnerung an die vielen, glücklich überstandenen Gefahren – Lebhaftige Rückerinnerung an das Getümmel der schrecklichen Schlacht, welche vor einem Jahr an eben diesem Tage, in eben dieser Stunde zum Wohl Europens geschlagen, und mit dem glänzendsten aller Siege gekrönt wurde – Alle Erinnerungen verschwinden, und eine süße Ruhe beherrscht alle Gemüther – Alles überlässt sich dem himmlischen Genusse des gegenwärtigen herzerhebenden Augenblickes – Ein tausendstimmiges Lebehoch ertönt bey Ansicht der verbündeten Monarchen

Marcia. Allegro. Man eilt von allen Seiten und in größter Ordnung zu den prächtig bereiteten Tafeln

Presto. Allgemeine Volksfreude – Die Gesundheit der Befreyer Europens wird von den hohen verbündeten Monarchen ausgebracht – Ein ländlicher Leyersmann mischt sich in die frohen Reihen

Andante

Allegro. *Ausserordentliches Freudenschrey beym Anblick Sr. Majestät des Kaisers*
FRANZ

Presto

Tempo giusto. *Allgemeiner Aufbruch zur Rückkehr*

Allegro moderato. *Die zahlreichen Truppen setzen sich in Bewegung, und ordnen sich zum Abmarsch*

Triumph-Marsch

Marcia Allegro: Allgemeines Volkslied von Goethe

1) Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höhn,
wie heilige Opferflammen?
Was umschwebt uns ahnend, wie Geisterwehn?
und sagt: **Uns sey heute was Großes geschehen,**

und führet uns feyernd zusammen?

– Wir feyern die herrliche Siegesnacht des Kampfs für Freyheit, **die Leipziger Schlacht.**

2) All' unsre Ahnen aus ältester Zeit,
aus Herrmann's und Wittekind's Tagen,
die Stauffen, und die sich ihrer gefreut,
Eugen, der bey Höchstädt die Franken gebläut,
und die Türken bey Belgrad geschlagen
– sie feyern mit uns die herrliche Nacht,
das Gedächtniss der rettenden **Leipziger Schlacht.**

3) Ihr, die ihr die bessere Zukunft geglaubt,
drum bey **Lützen** und **Bautzen** gerungen,
dem Franken bey **Beeren** den Lorbeer geraubt,
bey **Dennewitz** durstig nach Rache geschnaubt;

Elemente am **Katzbach** bezwungen;

Ihr, die ihr das Heil uns näher gebracht,

auf! feyert mit uns die **Leipziger Schlacht.**

4) Und wer an dem herrlichen Tage sank,
für Deutschlands heilige Sache,
Ihn preise hoch unser Jubelgesang,
ihn ehre laut jedes Deutschen Dank,
ihm schwöre jeder heut Rache!
Er selber schau aus der Sternennacht triumphirend herab auf die Feyer der Schlacht.

5) Wen je noch das heilige Deutschland ernährt,
nach tausend und tausend Jahren,
der werde schon früh von der Mutter gelehrt,
was Gott uns für Heil bey Leipzig bescheert,
und die Kraft unsrer heiligen Schaaren,
– ja, wer nach Deutschlands Ehrentag fragt,
dem sage man von der **Leipziger Schlacht.**

6) Hell lodre die Flamm' auf der Berge Höhn,
noch heller die Flamm' in den Herzen!
in Deutschland soll jeder für alle stehn,
und keck dem Erbfeind ins Auge sehn,
und errungenes Glück nicht verscherzen.
Und wenn unser Erbfeind einst wieder erwacht,
unser Feldgeschrey sey: **Die Leipziger Schlacht.**

3) Tobias Haslinger, *Das neubeglückte Oesterreich oder Triumph des Wiedersehens bey Franz I. Rückkehr zu seinen Landeskindern. Ein grosses Tongemälde für das Piano-Forte, dem Hochwohlgebornen Herrn Stephan Edler von Wohleben, Ritter des Königl. ungar. St. Stephan-Ordens, k.k. nied. oester. wirklicher Regierungsrath, Beysitzer des Hofcomission in Wohltätigkeits-Angelegenheiten, und Bürgermeister der Haupt- u. Residenzstadt Wien &c. in tiefster Ergebenheit gewidmet von Tobias Haslinger. 18.tes Werk. Wien: T. Haslinger [1814].*

Kompositionsabschnitte und Zwischentexte zur Musik:

Allegro. *Das Frohlocken der Bewohner Wiens bey der Nachricht von FRANZ des Allgeliebten Rückkehr.*

Allegro molto. *Eilen und Drängen der Menge, den Vater des Vaterlandes zu sehen.*

Maestoso. *Ankunft des Monarchen.*

Più Allegro. *Feyerlicher Empfang desselben.*

Moderato. *Glockengeläute und Kanonendonner.*

Più moto. *Vivatrufe des wonnetrunkenen Volkes.*

Dolce. *FRANZ der gute Vater seines Volkes begrüsst die jubelnde Menge – Ein zweytes Hoch lebe FRANZ.*

Allegro molto

Andante Maestoso. *Eintritt des Monarchen in die Kaiserburg.*

Agitato. *Jubelempfang im Kreise seiner hochherzigen Gattin, der Kaiserinn Maria Ludovica und seiner erhabenen Familie.*

Allegro Andante. *Dank an die Allmacht für FRANZENS Wiederkehr.*

Allegro.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung, MS 1135-qu.4°.

Abb. 2: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Musiksammlung, MS 5331-4°.

Abb. 3: Siehe Abb. 2, S. 9.

Abb. 4: Wien, Österreichischen Nationalbibliothek, Musiksammlung, MS 16.247-qu.4°.

Abb. 5: Siehe Abb. 4, S. 19 (Leipzig-Lied, 1. Strophe).

VI. Erinnerungskulturen

Einführung in die Sektion

Eva Maria Werner

Wenige Forschungsansätze haben die Geschichtswissenschaften und die historisch interessierte Öffentlichkeit in den vergangenen Jahren stärker beschäftigt als das Thema „Erinnerungskulturen“.¹ Insbesondere die Schriften von Jan und Aleida Assmann, die sich ihrerseits auf das Konzept des „kollektiven Gedächtnisses“ von Maurice Halbwachs beriefen und dabei u. a. zwischen (wissenschaftlichem) Speichergedächtnis und (politisch instrumentalisierbarem) Funktionsgedächtnis unterschieden, wirkten sich hier befruchtend auf die Geschichtswissenschaften aus. Es fand auf diese Weise vielfach eine Schwerpunktverlagerung vom Blick auf die *Res gestae* hin zur *Historia rerum gestarum* statt: Die Frage, wie mit bestimmten historischen Ereignissen in der späteren reflexiven Verarbeitung umgegangen wurde, gewann dabei oft mehr Bedeutung als die Ereignisse selbst.² Es war naheliegend, dass bei einem solchen Perspektivenwechsel der Umgang mit der jüngeren Vergangenheit, mit den Ereignissen der Weltkriege und der Diktaturen des 20. Jahrhunderts im Vordergrund des Interesses stand – sie wurden bevorzugte Forschungsfelder.

Das 19. Jahrhundert fand hingegen unter diesem Ansatz vergleichsweise geringe Beachtung, so auch der Wiener Kongress, dessen „Erinnerungsgeschichte“ bis vor kurzem noch eine große

Forschungslücke darstellte. Dabei ist es geradezu banal, darauf zu verweisen, dass er in den 200 Jahren, die seit 1814/15 vergangen sind, auch eine eigene Erinnerungsgeschichte generiert hat und dass es für eine adäquate Begehung eines Jubiläums unabdingbar ist, die wechselvolle Betrachtung und Indienstnahme des Ereignisses mit zu berücksichtigen: Die damit verbundene Reflexion über die eigene Standortgebundenheit bietet sich gerade im Überschwang eines großen Jahrestages an, sagt doch auch die Erinnerungsgeschichte eines länger vergangenen Ereignisses viel aus über den jeweiligen Zeitgeist, die Verbindung von Geschichte und Politik und die Rolle von Geschichte für die Bildung von Identitäten.

Dabei ist es auf den ersten Blick gar nicht so einfach, die Erinnerungen an den Wiener Kongress ihrerseits historisch zu greifen: Keine jährlich oder zumindest zu runden Jahrestagen wiederkehrenden Feierlichkeiten, keine Rituale und auch keine Denkmäler erinnern an jene Monate in Wien, in denen doch Europa neu geordnet wurde. Die wenigen Gedenkveranstaltungen – etwa nach hundertfünfzig Jahren – verblieben innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses, d. h. im Rahmen des „Speichergedächtnisses“.³ Dass man hundert Jahre nach dem Kongress seiner nicht gedachte, war wohl der europäischen Krisensituation der Jahre 1914 geschuldet. Dennoch war die Erinnerung an den Wiener Kongress in ihrer Verbindung zur Gegenwart in den verschiedenen Zeiten von Bedeutung. Man denke beispielsweise an die besondere Rolle als Vorbild und Warnung, die der Wiener Kongress um 1919 spielte, an Henri Kissinger, der im Kontext seiner positiven Würdigung des Wiener Kongresses nach 1945 durchaus verklärend von der Sehnsucht nach einer Zeit ohne die Bedrohung durch einen totalen Krieg und mit vergleichsweise einfachen diplomatischen

1 Der Begriff „Erinnerungskultur“ kann gemäß der Definition von Christoph Cornelißen in einem sehr weiten Sinne verstanden werden, der alle Formen der bewussten Erinnerung an ein historisches Ereignisse, Personen und Prozesse umfasst – vom geschichtswissenschaftlichen Diskurs bis zu den privaten Erinnerungen, soweit sie in der Öffentlichkeit Spuren hinterlassen haben Diese Definition mit Christoph CORNELISSEN, *Erinnerungskulturen*. Version 2.0., in: *Docupedia-Zeitgeschichte* 22.10.2012, URL: https://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen_Version_2.0_Christoph_Corneli%C3%9Fen [27. März 2017].

2 Vgl. u. a. Aleida ASSMANN, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 2003.

3 Vgl. etwa den Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Wiener Hofburg: *150 Jahre Wiener Kongress*. Wien 1965.

Lösungen sprach, und an die heutigen Versuche einer Instrumentalisierung des Wiener Kongresses im Zusammenhang mit der Suche nach einer europäischen Identität.⁴ Ganz allgemein lässt sich festhalten, dass der – vor allem unter nationalen Vorzeichen – lange Zeit negativ konnotierte Wiener Kongress heute weltweit in überwiegend positivem Lichte gesehen wird: als eine Zusammenkunft, bei der es gelang, eine europäische Friedensordnung von langer Dauer zu schaffen. Von großer Bedeutung war zudem von Anfang an das – durchaus unterschiedlich bewertete – Image als Festveranstaltung.

Doch die Erinnerungen an den Wiener Kongress sind weit vielfältiger und vielschichtiger, als diese knappen Andeutungen deutlich werden lassen können. Sie schlagen sich in verschiedenen Medien, angefangen von der Bildenden Kunst über literarische Medien, Filme und natürlich die Historiografie, um nur einige zu nennen, nieder. Sie manifestieren sich in verschiedenen Handlungsfeldern, wie etwa dem Bildungssektor, der Diplomatie und der Wissenschaft, aber auch der Unterhaltungsbranche. Und sie variierten sehr stark in Abhängigkeit vom jeweiligen nationalen Kontext. Die Bandbreite der Erinnerungskulturen ebenso wie der Zugänge zu diesem Thema spiegelt sich auch in den hier abgedruckten Beiträgen:

Wolfgang Koller befasst sich in seinem Beitrag *History sells. Napoleons Scheitern und der Wiener Kongress im europäischen Kino* mit der Darstellung des Kongresses im Film und konstatiert, dass das Kino den Wiener Kongress vor allem mit zwei stereotypen Bildern verknüpft habe: das alte Kongress-Wien als lebensfrohen, heiteren Sehnsuchtsort und die politische Kongress-Szene als eitlen und intriganten Machtpoker zwischen den Diplomaten überkommener Fürstenstaaten. Er weist nach, wie sich in diesen Bildern zeitgenössische Diskurse spiegeln und führt aus, wie der tanzende Kongress des Kinos schließlich selbst zum Erinnerungsort wurde.

Vom Film geht es zu einem besonderem gedruckten Medium: **Christian Steppan** nimmt

sich in seinem Beitrag *Vom antirevolutionären Kongress zum ordnungsstiftenden Mächtekonzert. Der Wiener Kongress im Spiegel der sowjetischen und russländischen Erinnerungskultur* des Schulbuchs an, einer für die Erinnerungsgeschichte hochgradig relevanten Quelle, vermitteln Schulbücher doch nicht nur Wissen und Kompetenzen, sondern auch staatlich beziehungsweise gesellschaftlich gewünschte Identitätsangebote. Dies zeigt Steppan eindrücklich an der sowjetischen und russländischen Geschichte. So zeichnet er die Entwicklung der Darstellung des Wiener Kongresses von der Zeit kurz nach dem Fall der Sowjetunion bis zum heutigen Russland nach und arbeitet heraus, wie stark sich das Geschichtsbild in den russischsprachigen Lehrwerken der letzten 25 Jahre verändert hat.

Von Russland führt der Weg der Erinnerungen nach England: **Thomas G. Otte** stellt die Beschäftigung britischer Historiker mit dem Wiener Kongress in den Mittelpunkt seiner Darstellung *“The Confederation of Europe”? British Views of the Congress of Vienna in the nineteenth and twentieth centuries*. Er arbeitet heraus, wie sehr ihre Sicht, vor allem deutlich über die kontroverse Beurteilung der beiden Protagonisten Castlereagh und Canning, vom britischen Verhältnis zu Europa im jeweiligen zeitlichen Kontext bestimmt war.

Auch **Tobias Kaiser** befasst sich mit einer Spielart historiografischer Auseinandersetzung mit dem Wiener Kongress: Im Fokus seiner Ausführungen unter dem Titel *Neuordnung oder Restauration? Die deutsche Historiografie zum Wiener Kongress während der Diktaturen des 20. Jahrhunderts* steht Karl Griewanks Studie *Der Wiener Kongreß und die Neuordnung Europas*, die 1942 zum ersten Mal veröffentlicht und unter dem Titel *Der Wiener Kongreß und die europäische Restauration* 1953 in der DDR ein zweites Mal gedruckt wurde. Kaiser kommt zu dem Schluss, dass die preußische Lesart und die in den Untertiteln von Griewanks Studie angesprochenen Leitgedanken Neuordnung und Restauration sich jeweils als kompatibel mit bestehenden historiografischen Grunddeutungen erwiesen, ohne dass der Autor versucht habe, den Kongress propagandistisch nutzbar zu machen oder auch nur

4 Vgl. Eva Maria WERNER, Ein Mahnmal des Friedens. Der Wiener Kongress in den europäischen Erinnerungskulturen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65/22–24 (2015), S. 3–8.

mit seiner Themenwahl einen Nerv der jeweiligen Machthaber getroffen habe.

Einen anderen Zugang zum Thema Erinnerungskulturen findet **Beatrice De Graaf** in ihrem Beitrag *The Faded Emotions of Scheveningen, Vienna, Waterloo. Remembrance cultures in the Netherlands in a European context*. Im Zeichen des *Emotional Turn* stellt sie dar, dass die Erinnerung an und Identifizierung der Niederländer mit den drei so unterschiedlich konnotierten Erinnerungsorten Scheveningen, Wien und Waterloo schon im Laufe des 19. Jahrhunderts stark zurückgegangen waren, im 20. Jahrhundert aber von den Ereignissen des Ersten und vor allem Zweiten Weltkriegs gänzlich in den Schatten gestellt wurden.

Gegensätzlich dazu stellen sich für **Eva Maria Werner** in ihrem Beitrag *Österreichische Identität und Wiener Kongress* die Erinnerungen an 1814/15 in Österreich dar: Sowohl im späten österreichischen Kaiserreich wie in der jungen Zweiten Republik hatte der Wiener Kongress seinen Platz als identitätskonstruierendes Moment mit vielschichtigen Bezugspunkten: Friede und Europagedanke spielten dabei ebenso eine Rolle wie Glanz und Glorie der eigenen Vergangenheit und Sehnsüchte nach der ‚guten alten Zeit‘.

Abschließend unterzieht **Rainer Marcowitz** unter dem Titel *Der Wiener Kongress – Modellhaftes und Zeitgebundenes einer Nachkriegsord-*

nung. Zur Frage der Relevanz der Erinnerung des Wiener Kongresses die historischen Analogien, die von 1814/15 bis in die Gegenwart gezogen werden, einer kritischen Prüfung. Marcowitz lehnt es ab, den Wiener Kongress und das durch ihn begründete Europäische Konzert zum einfachen Vorläufer moderner multi- oder gar supranationaler Institutionen und Regime zu erklären, kommt aber auch zu dem Schluss, dass es sich tatsächlich lohne, des 200. Jahrestages des Wiener Kongresses zu gedenken: als eines Mächtetreffens, bei dem der Versuch des Ausgleichs divergierender Interessen und der Etablierung eines auf gemeinsam anerkannten Rechtsnormen basierenden Konsenses erfolgreich unternommen wurde.

Alle Beiträge können jeweils nur Facetten dieses breiten Themas abdecken. Auch wenn sie ein internationales Panorama von Erinnerungen an den Wiener Kongress entstehen lassen, wird Folgendes dabei offenkundig: Weder ist dieses Panorama vollständig, noch macht die Zeitgebundenheit des Erinnerns irgendwo und irgendwann halt. Dies gilt es auch in Hinblick auf das Jubiläum von 2014/15 zu bedenken, ohne dass das seinen Wert schmälert: Die zahlreichen Jubiläumspublikationen müssen sich bereits jetzt, aber vor allem auch zu späteren Zeitpunkten einer kritischen Einordnung in ihre Zeit stellen, einen enormen Zuwachs an Wissen brachten sie jedoch allemal.

History sells.

Napoleons Scheitern und der Wiener Kongress im europäischen Kino

Wolfgang Koller

„Der Kongreß tanzt nicht: er bilderstürmt dahin – er flutet traumhaft reich vorüber. Filmparadiesisch licht und hell, mitreißend in den Strudel seiner Licht- und Formrhythmen. [...] Charell hat ja die Bühne zum Zauber-Theater, zur Anstalt des Staunens gewandelt, zum Wunderland der Attraktionen [...] es schwindet jeder Halt, man erliegt dem Ansturm der Inszenierungs-Auftritte.“¹

Ernst Jäger vom *Film-Kurier* war hingerissen von Erik Charells Tonfilmoperette *Der Kongreß tanzt*,² nicht minder das Filmpublikum. Inmitten der Weltwirtschaftskrise strömten im Winter 1931 Millionen Menschen in die Kinos, um sich für eineinhalb Stunden in die unpolitisch-illusionistische Kinowelt eines walzerverliebten Wiens von 1814/15 entführen zu lassen. Um Liedern zu lauschen wie „Das gibt’s nur einmal, das kommt nie wieder, das ist zu schön um wahr zu sein.“ Die trällernde Protagonistin Christel Weinzinger weiß in jenem Moment um die Vergänglichkeit des schönen Scheins, wie wohl auch die Zuschauer wussten, dass sie bald wieder aus den Kinosälen in die wenig tröstliche Welt des Jahres 1931 ausgespült werden würden. Das alte Wien wurde hier ganz bewusst und sichtbar zu einem lieblichen Traummotiv ausstaffiert, und dennoch hat sich dieses Bild des Wiener Kongresses, haben sich seine Melodien eingebrannt in die Köpfe der Filmkonsumenten des 20. Jahrhunderts. Das Rezept, das europäische Großereignis von 1814/15 zum Handlungsrahmen einer musikalisch beschwingten Liebeskomödie zu nehmen, war fortan so reizvoll, dass es in mehreren Kinoproduktionen der folgenden Jahrzehnte Nachahmer fand.

Das Pendant zum verflossenen Illusionsort Wien war die ernsthafte filmische Auseinandersetzung mit der Geschichte, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts meist unter dem Label der historischen Bildung oder des Patriotismus. Dort wurde der Kongress vermeintlich realitätsnah nacherzählt. In Wirklichkeit war er auch hier den erinnerungskulturellen und ideologischen Vorprägungen der Filmemacher ausgesetzt. Der Erzählstil suggeriert Wahrheitstreue, doch oftmals scheinen nationalkulturelle Färbungen und der Zeitgeist der Epoche, in der sie entstanden, durch. Welche spezifischen Deutungen in den Kinospielefilmen über den Wiener Kongress erkennbar sind, welche Rolle der Kongress in ihnen einnimmt, und wie diese Filme rezipiert wurden, wird in der Folge behandelt werden.

1. Die Zeit des Wiener Kongresses im Kino

Der britische Spielfilm *The Iron Duke* über den Herzog von Wellington (1934) beginnt mit der Einblendung einer Europakarte.³ Dazu rekapituliert ein Erzähler im Off in wenigen Sätzen, dass sich der Kontinent nach Jahren der verheerenden Kriegszüge wieder nach Frieden sehnte, weshalb sich die europäische Fürstenwelt in Wien zu einem Kongress versammelte. Der komprimierten historischen Verortung folgt die Exposition der Haupthandlung. Wellington fährt mit Viscount Castlereagh zum Kongress nach Wien, wo beide die Verhandlungen für die britische Regierung führen sollen. Mitten in die Verhandlungen platzt die Nachricht von der Flucht Napoleons von Elba. Es folgt der erneute Kriegszug gegen den Korsen,

1 Ernst JÄGER, Rezension zu: *Der Kongreß tanzt*, in: *Film-Kurier*, 24. Oktober 1931.

2 *Der Kongress tanzt*, 1931, Deutschland, Ufa, Regie: Erik Charell, Paul Martin, Buch: Norbert Falk, Robert Liebmann.

3 *The Iron Duke*, 1934, Großbritannien, Gaumont-British Picture Corporation/Gainsborough Pictures, Regie: Victor Saville, Buch: Harold Marsh Harwood, Beth Meredith.

man sieht Wellington in Brüssel, bei der Schlacht von Waterloo, nach dem Sieg in Paris und in London. Der Wiener Kongress war aus dieser Perspektive zwar der Auftakt zu einer Filmhandlung über den Sieger von Waterloo. Zugleich schildert der Film den Kongress als großen finalen Akt nach über 20 Jahren Krieg in Europa, um seinen Völkern wieder eine friedliche Zukunft zu geben.

Die Art, wie hier der Wiener Kongress in die Handlung eingeflochten wurde, war durchaus typisch für eine Reihe von Spielfilmproduktionen. Der Kongress verkörperte in ihnen eine Handlungsepisode innerhalb des Gesamtkomplexes der Napoleonischen Kriege. Dieses Thema, die Napoleonischen Kriege, genoss seit den ersten Tagen der Kinematografie hohes Interesse. So entstand schnell eine immense Zahl an Filmen, von frühen ‚Einaktern‘ bis hin zu langen, abendfüllenden Spielfilmen, die ab den 1910er Jahren in Mode kamen. Viele dieser Stoffe stützten sich auf Romane, Erzählungen, Biografien und andere Medienerzeugnisse des 19. Jahrhunderts. In Deutschland wurden, besonders in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bis heute 72 Spielfilme über dieses Thema produziert. In Frankreich sind es 53, in Großbritannien 37 und in den USA 36 Filme.⁴ Zahlreiche weitere Filme entstanden in anderen Ländern, etwa in Spanien, Italien und Russland. Nahezu jedem europäischen Kinogänger war die historische Zeit aus vielfältigen Medien, öffentlichen Erinnerungsorten und Gedenktagen wohlbekannt – eine gute Voraussetzung, um im Kino daran anzuknüpfen, die Erzählungen auszuschnüffeln oder neu zu interpretieren. Die Zugänge zu diesem Filmthema waren vielfältig, weil sich darüber verschiedene Sehnsüchte beim Publikum stillen ließen. Die Formate reichten vom monumentalen Schlachtenepos über den Action-Film bis zu Liebeskomödie oder Liebesdrama. In diesem Umfeld sind auch die Filme über den Wiener Kongress zu betrachten. In insgesamt neun Produktionen wird der Kongress behandelt, wobei sich klar zwei bestimmende Genres unterscheiden lassen, nämlich Liebeserzählungen – meist in

Form von Musikfilmen – auf der einen und Historiendramen auf der anderen Seite.

Solche Klassifizierungen sind hilfreich, wenn es um die Analyse spezifischer Erzähl- und Unterhaltungsstrategien geht. Über den Grad, in dem die Filme historische Sachverhalte authentisch vermitteln, sind, wie eingangs erwähnt, allerdings nur bedingt Rückschlüsse möglich. Denn auch dort, wo die Sphäre der politischen Geschichte in Erscheinung trat, war sie im Zeitalter der Weltkriege den Interessen und Erwartungshaltungen von Herstellern und Konsumenten ausgesetzt. Auf ihr lastete angesichts der häufig restriktiven Filmpolitik und eines polarisierten, nach heutigen Maßstäben intoleranten Meinungsklimas sogar besonderer Druck.

2. Geschichtspolitik: Der ungeliebte Kongress

Zu den Historiendramen, die den Kongress thematisierten, zählt die deutsche Stummfilmproduktion *Waterloo*.⁵ 1928 entschloss sich die Münchner Lichtspielkunst, eine Branchengröße auf dem deutschen Filmmarkt, anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens ein prestigeträchtiges Historienspektakel zu drehen. Ein Stoff über die berühmte Entscheidungsschlacht zwischen Napoleons Truppen und den alliierten Heeren Wellingtons und Blüchers vom Juni 1815 schien den angemessenen Rahmen zu liefern. Max Schach leitete die Produktion. Regie führte der bereits aus zahlreichen Spielfilmen bekannte Karl Grune. Beide sollten Jahre später aufgrund ihrer jüdischen Herkunft ins Exil gehen.

Die Handlung geht weit über die vielzitierte Schlacht hinaus. In einer kurzen Einleitungssequenz wird die Vorgeschichte – Napoleons Kriegszug gegen Russland, seine Niederlage bei der Völkerschlacht sowie seine Abdankung – zusammengefasst. Es folgen Szenen auf dem Wiener Kongress, Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich, der Feldzug der Preußen und der verbündeten Truppen Wellingtons, und schließlich die Schlacht bei Waterloo. Weite Teile der Handlung rollen aus dem Blickwinkel des preußischen Heerführers Gebhard Leberecht von Blü-

4 Wolfgang KOLLER, *Historienkino im Zeitalter der Weltkriege. Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung*, Paderborn, Wien, München u. a. 2013.

5 *Waterloo*, 1928, Deutschland, Münchener Lichtspielkunst, Regie: Karl Grune, Buch: Max Ferner, Bobby E. Lüthge.

cher ab. Dem Kongress bleibt Blücher allerdings fern. Diese Sequenz wird vielmehr aus der Perspektive der Preußen Staatskanzler Karl August von Hardenberg und Generalleutnant August Neidhardt von Gneisenau geschildert.⁶ Es kommt zu einer dramatischen Konfrontation zwischen Hardenberg und dem französischen Außenminister Talleyrand, dem es gelingt, die Mehrheit der anderen Teilnehmer, darunter Gastgeber Fürst von Metternich, für die Unabhängigkeit Sachsens einzunehmen – zum großen Missfallen der preußischen Vertreter. Diese wittern darin das Kalkül des Franzosen, Preußens Ziele zu konterkarieren. „Man treibt hier ein schmähhliches Spiel mit uns“, äußert Hardenberg gegenüber Gneisenau. Als Gneisenau wiederum Blücher in einem Brief informiert, ruft der aus: „Saustall!“ und „Den ganzen Kongress soll der Deuwel holen – wir haben einen tüchtigen Bullen hingebraucht und sollen einen schäbigen Ochsen dafür eintauschen.“⁷

Preußens Vertreter drängten auf dem Wiener Kongress auf eine vollständige Eingliederung Sachsens in das Königreich, konnten sich in dieser Frage aber nicht durchsetzen.⁸

Dies wird filmisch als gezielt betriebene Isolation der Berliner Delegation inszeniert und Frankreichs Vertreter Talleyrand als dessen Triebfeder ausgemacht. Karl Grunes Film entstand im Umfeld der in der Weimarer Republik weit verbreiteten Einkreisungs- und Verschwörungssyndrome über den Ersten Weltkrieg. Deutschland sei, so die häufige Behauptung, 1914 von feindseligen Großmächten eingekreist gewesen.⁹ Im Film scheint Frankreich als Feindbild auf, dessen Intention es gewesen sei, Preußen mithilfe der europäischen Großmächte um seine Ansprüche zu bringen.

Noch deutlichere Analogien zur Zeit der Film-entstehung stellte 1934 *The Iron Duke* sowie ein Jahr später die deutsch-italienische Produktion *Hundert Tage* her.¹⁰ Ähnlich wie *Waterloo* war der britische Streifen *The Iron Duke* als Heldenbiografie angelegt, diesmal zu Ehren des Herzogs von Wellington. Folgt man den Erinnerungen des Regisseurs Victor Saville, habe Produzent Michael Balcon sich mit dem Thema Aufmerksamkeit von König George V. erhofft, der gerade sein 25-jähriges Thronjubiläum beging.¹¹ Wie häufig in historischen Großproduktionen konnten die Hersteller hier auf personelle Unterstützung der Armee für die Schlachtszenen zurückgreifen.¹² Es entstand eine Hymne auf den britischen Sieg über Napoleon. Um diesen umso leuchtender erscheinen zu lassen, verzichteten die Verantwortlichen weitestgehend auf die Erwähnung des Beitrags, den Niederländer, norddeutsche Truppen, die King's German Legion und nicht zuletzt das große preußische Heer daran hatten.

Neben der nationalen Überhöhung war dieser Film aber vor allem eine Parabel auf den richtigen Umgang eines Siegers mit der unterlegenen Kriegspartei. Hier spielt die Szene auf dem Wiener Kongress eine Schlüsselrolle. Wellington sieht sich dort einer geschlossenen Front der Preußen, Österreicher und Russen gegenüber. Der Erzähler stimmt die Zuschauer mit folgenden Worten auf die Begegnung in Wien ein: „The great European powers, Prussia, Russia, and Austria, which have combined to defeat Napoleon, believed that they could only achieve security by permanently weakening France.“¹³ Wellington widersetzt sich im Film dieser Position, weil er glaubt, dass nur ein fairer Friede einen Teufelskreis der Revanche zu verhindern vermag. Diese Deutung entsprach nicht dem vorherrschenden Bild des Wiener Kongresses im Großbritannien der Zwischenkriegszeit. Vielmehr wurde der Kongress hier instrumentalisiert, um eine ganz grundsätzliche Skepsis

6 Dabei nahm Gneisenau gar nicht an den Verhandlungen des Wiener Kongresses teil. Vgl. hierzu Karin SCHNEIDER/Eva Maria WERNER, *Europa in Wien: Who is Who beim Wiener Kongress 1814/15*, Wien u. a. 2015.

7 *Waterloo*, 1928, Min. 14:16.

8 Zu Preußens Verhandlungsposition auf dem Wiener Kongress vgl. Isabella BLANK, *Der bestrafte König? Die sächsische Frage 1813–1815*, Diss. phil. Universität Heidelberg, 2013.

9 Vgl. hierzu Gerd KRUMEICH, *Konjunkturen der Weltkriegserinnerung*, in: Rainer ROTHER (Hg.) im Auftrag des Deutschen Historischen Museums, *Der Weltkrieg. Ereignis und Erinnerung*, Wolfratshausen 2004, S. 68–73, Walther L. BERNECKER, *Europa zwischen den Weltkriegen: 1914–1945*, Stuttgart 2002.

10 *Hundert Tage*, 1935, Deutschland/Italien, Consorzio Vis, Regie: Franz Wenzler (deutsche Fassung), Buch: Karl Vollmöller, Franz Wenzler (deutsche Fassung).

11 Vgl. Roy MOSELEY, *Evergreen. Victor Saville in His Own Words*, Carbondale (Ill.), Edwardsville (Ill.) 2000, S. 81.

12 Vgl. Presseheft zu *The Iron Duke*, 1935, in: *British Film Institute*, London.

13 *The Iron Duke*, 1934, Minute 01:30.

auszudrücken, ob Sieger- und besiegte Staaten zu gerechten Friedensschlüssen fähig seien. Ursache dieser zeitgenössischen Skepsis war der Ruf, den der Versailler Vertrag in der britischen Öffentlichkeit genoss. Spätestens seit den 1930er Jahren galt der Vertrag von 1919 als schlechter, weil überzogen harter Friedensschluss, der den Aufstieg der Nationalsozialisten begünstigt habe.¹⁴

Angesichts dessen wuchs in Großbritannien das Verständnis dafür, dass langfristige Stabilität nicht durch Härte und Schwächung, sondern durch fairen Umgang zwischen Siegern und Besiegten besser erreicht werden könne. Dies drückte sich in der Politik des Appeasements, der Beschwichtigung des nationalsozialistischen Deutschlands aus. In *The Iron Duke* ist es Wellington, der vor den Folgen einer Unterdrückung des besiegten Frankreichs warnt, denn irgendwann sei das Land stark genug, sich wieder zu holen, was es verloren habe.

Den Wiener Kongress aus preußischer Perspektive beleuchtete ein Jahr nach *The Iron Duke* eine weitere Kinoproduktion, *Hundert Tage*. Der Titel rekurriert auf Napoleon Bonapartes ‚Herrschaft der Hundert Tage‘ nach dessen Rückkehr von Elba nach Frankreich, von März bis Juni 1815. Erwähnenswert ist, dass es sich bei diesem Film um eine deutsch-italienische Co-Produktion handelte, die unter maßgeblichem Einfluss der italienischen Faschisten entstand. Er basiert auf dem Bühnenstück *Campo di Maggio* (1930) aus der Feder Benito Mussolinis.¹⁵ Napoleon wird im Drama und im Film zum Übermenschen stilisiert, seine Herrschaft als das logische Ergebnis seines Führungsnaturells präsentiert, das ihm vom Schicksal auferlegt worden sei. Die europäischen Diktatoren der 1930er-Jahre, Hitler und Mussolini, konnten

sich als Wiedergänger des Korsen verstehen.¹⁶ Die deutsche Fassung des Films unter der Regie Franz Wenzlers zielte zudem darauf ab, Preußens Ruhm herauszustellen – Blücher erscheint als Napoleons ebenbürtiger Kriegsgegner. Er verachtet den in seinen Augen respektlosen Umgang der Fürsten und Politiker, die sich in Wien versammelt haben, mit dem korsischen Feldherrn. Talleyrand und Metternich schmieden dort Pläne, den einstigen Kaiser der Franzosen von Elba auf eine weit entfernte Insel im Atlantik zu deportieren. Eigens engagierte Tänzerinnen sollen Zar Alexander überzeugen helfen, diesem Vorhaben zuzustimmen. Der preußische Feldherr erregt sich über die Schachzüge der Kongress-Diplomaten: „Also jetzt kann mir der Bonaparte schon direkt leid tun.“¹⁷

Anlässlich der Premiere von *Hundert Tage* vor Pressevertretern sprach Dr. Ernst Hanfstaengl, damals Auslandspresseschef der NSDAP und künstlerischer Berater dieser Produktion, und unternahm eine historische Einordnung des Dargestellten. Fritz Olinsky zitierte ihn in der *Berliner Börsen-Zeitung* mit den Worten: „Unmöglich ist es hier, näher einzugehen auf die unzähligen Parallelen mit unserer Zeit, auf den Wiener Kongreß, jenes Monarchen- und Völkerbundes zur Erhaltung der Reaktion [...]“.¹⁸ An späterer Stelle fügte Hanfstaengl hinzu: „Wir erleben zwischendurch das hilflose Intrigenspiel der vergreisten Reaktionen auf dem Wiener Kongreß [...]“. Mit der Rede von der „Reaktion“ bezieht sich Hanfstaengl auf das Prinzip der ‚Restauration‘. Die Intention der Kongressteilnehmer, revolutionäre Bestrebungen zu unterbinden und den Zustand von 1792 wiederherzustellen, betrachtet er aus dem Blickwinkel der ‚Unterdrückung nationaler Selbstbestimmung‘. Die Analogiebildungen zwischen 1814/15 und dem 20. Jahrhundert waren, wie dieser Fall zeigt, offenkundig von den Filmbeteiligten intendiert. Ähnlich wie im Film *Waterloo* wird hier

14 Vgl. beispielsweise die im 1928 erschienenen Dictionary of English History vorgenommene Einschätzung des Ersten Pariser Friedens von 1814, der die Vorbedingungen für den Wiener Kongress schuf, als gemäßigt („moderate“) im Vergleich zum Versailler Vertrag von 1919 als hart/streng („severe“). Sidney LOW/F. S. PULLING, The dictionary of English History, London 1928, S. 824, 1070.

15 Giovacchino FORZANO/Benito MUSSOLINI, Campo di maggio, Florenz 1930.

16 Vgl. zu den Infiltrationen der NS-Ideologie im Film *Hundert Tage*: Uli JUNG, ‚A truly fatherlandish epic?‘ Karl Grune’s *Waterloo* (1928), in: Leen ENGELEN (Hg.), Perspectives on European Film and History, Gent 2007, S. 133–155.

17 *Hundert Tage*, 1935, Minute 03:58.

18 Fritz OLIMSKY, Auftakt zum Napoleon-Film „Hundert Tage“. Dr. Ernst Hanfstaengl spricht über die Idee des Filmwerkes, in: *Berliner Börsen-Zeitung*, 19. März 1935.

die internationale Diplomatie zur Zielscheibe der Kritik. Hanfstaengl zieht den Vergleich zwischen den Gesandten auf dem Wiener Kongress und dem Völkerbund, der 1920 aus der Taufe gehoben wurde, und aus dem Deutschland noch im Jahr von Hitlers Machtergreifung austrat. Deutschland, konnte geschlussfolgert werden, sei heute mit der gleichen Situation konfrontiert wie einst Frankreich nach Napoleons Sturz: die internationale Diplomatie versuche, den Willen des deutschen Volks zu unterdrücken.

Solche expliziten Hinweise zur Motivlage der Filmbeteiligten sind allerdings ebenso die Ausnahme wie zur Wirkung der Darstellung des Wiener Kongresses auf Zuschauer und Rezensenten. Nahmen die Szenen über den Kongress doch in den genannten Beispielen nur einen Teil der Handlungen ein. Ein klareres Bild lässt sich allerdings zeichnen, wenn man den größeren Rahmen, nämlich die Kinofilme über die Napoleonischen Kriege der damaligen Zeit, zum Gegenstand nimmt. Bis zur Gleichschaltung der Presse im ‚Dritten Reich‘ erfuhren diese ein durchweg kontroverses Echo in der Presse. Politisch links stehende, liberale und republiknahe Zeitungen prangerten oftmals deren militaristische, nationalistische und monarchistische Tendenz an. Von bürgerlich-konservativer bis rechter Seite überwog indes die Zustimmung sowie die Neigung, die ‚historischen Bilderbögen‘ im Lichte der eigenen kritischen Haltung gegenüber der Weimarer Republik zu deuten.¹⁹

Karl Grunes Regiearbeit *Waterloo* beispielsweise wurde aber von beiden Lagern noch als vergleichsweise moderat wahrgenommen, was umso mehr die damalige national-konservative Deutungshoheit über das Thema unterstreicht. Ernst Jäger schrieb im *Film-Kurier* über die Premiere: „München macht keine Abstriche in seinem vaterländischen Empfinden. Film-München bekennt sich zum deutschen Nationalstolz und ist des begeisterten Echos in allen den Kreisen sicher, die in die Vergangenheit zurückhorchen, um aus den Stimmen völkischer Vergangenheit vaterländi-

sche Impulse, patriotischen Aufschwung zu empfangen. Solche Geschichtsbilder vom Glanz alter Volksherrlichkeit wünschen jene Massen herbei, die für eine Restauration ihrer Ideale kämpfen. In diesem Sinne ist auch dieser Film [...] ein deutschnationaler Kampffilm. Unverhüllt bekennt er sich zum preußischen Militärmarschideal, zu Lützows wilden, verwegenen Jagden, zu Blüchers Vorwärts-Geist, zum nationalen Europäertum. Er tritt für seine Gesinnung wohltemperiert, nationalliberal ein; als vaterländisches Geschichtsbuch wird wohl der Film seinen Zuschauerkreis aus vielen ‚politischen‘ Besucherschichten finden.“²⁰

In Großbritannien war die Erinnerung an die napoleonische Zeit weniger umstritten als in Deutschland, eine nationalpatriotisch umrankte Geschichtsdeutung dort aber ebenso verbreitet. Wie wenig vereinbar dies oftmals mit den Erinnerungen in anderen nationalkulturellen Kontexten war, zeigt das Beispiel *The Iron Duke*. In Großbritannien geschichtspolitisch unumstritten, kam das Werk im nationalsozialistischen Deutschland erst gar nicht zur Aufführung. Die Machthaber störten sich an der geringen Stellung, die darin dem preußischen Feldmarschall Blücher am Sieg in Waterloo beigemessen wurde.²¹ In Frankreich kam eine Fassung mit französischen Untertiteln in die Kinos. Das Filmfan-Magazin *Pour Vous* kommentierte ironisch, jedes Volk habe eben seine Art, die Geschichte nachzuerzählen.²²

3. Entertainment: Das tanzende Wien

Jenseits der nationalen Pantheons, die den führenden Gestalten der Napoleonischen Kriege literarisch, musisch, architektonisch oder filmisch errichtet wurden, existierten immer die Schöpfungen des Profanen. Weil das Kino seit jeher dazu neigt, komplexe Sachverhalte auf das ‚menschliche Schicksal‘ zu fokussieren, reichern Autoren und Regisseure mit Vorliebe ihre Charaktere mit Leidenschaften, Tugenden, Lastern und allerlei weitere Attributen an. Das Thema des Wiener Kongresses war ein Füllhorn der Anek-

19 Vgl. KOLLER 2013; Helmut KORTE, *Der Spielfilm und das Ende der Weimarer Republik: ein rezeptionshistorischer Versuch*, Göttingen 1998; Sabine HAKE, *The Cinema's 3rd machine. Writing on film in Germany 1907–1933*, Lincoln 1993; Bruce MURRAY, *Film and the German Left in the Weimar Republic: from Caligari to Kuhle Wampe*, Austin 1990, S. 150 ff.

20 Ernst JÄGER, Rezension zu: *Waterloo*, in: *Film-Kurier*, 11. Jänner 1929.

21 Vgl. hierzu *Film-Kurier* vom 22. März 1935 sowie *Daily Herald* vom 23. März 1935.

22 *Pour Vous*, 14. Feber 1935, S. 4, René Lehmann.

doten und kolportierten pikanten und amourösen Geschichten über die versammelte europäische politische Klasse. Legendär sind die Erzählungen über die zahlreichen Liebesaffären der Kongress-Teilnehmer – darunter jene Zar Alexanders und Metternichs, legendär auch die zahlreichen Bälle zu ihrem Amusement.²³

Der erste Kinospießfilm überhaupt, der sich mit dem Wiener Kongress befasste, war eine österreichische Liebesromanze namens *Alte Zeit – Neue Zeit*, die 1919 unter der Regie von Emil Leyde in die Kinos kam.²⁴ Wie der Titel schon verheißt, verknüpft die Handlung Gegenwart und Vergangenheit. Eine junge Baroness entdeckt im Ahnensaal ihrer Tante, der Gräfin Wengstein, Bilder des Zaren Alexander I. und ihrer Urgroßmutter Helene. Beim Betrachten nickt sie ein und träumt, wie sich der Zar bei einem Maifest im Prater während des Kongresses in Helene verliebte und sie nach Russland mitnehmen wollte, diese aber seinen Lockungen widerstand.

Im Zentrum des Films steht das alte Kongress-Wien: „Die Ausstattung ist reich; die Pracht der Feste des Wiener Kongresses rauscht an uns vorbei [...]“²⁵ Der Stoff verbindet eine pädagogische Lektion mit dem Schauwert des alten Wiens. Zwar entstand Anfang der 1920er-Jahre rund um den 100. Todestag Napoleons eine Flut von Kinoproduktionen, doch weitere Handlungen über den Wiener Kongress blieben vorerst aus.

Es war der deutsche Branchenriese Ufa, der gut ein Jahrzehnt später nach Themen für seinen jüngsten Verkaufsschlager, die Tonfilm-Operette, suchte. 1930 war *Die drei von der Tankstelle* der Renner der Saison geworden.²⁶ Für die Folgeproduktion wurde ein historisches Thema erdacht. Dafür holte die Ufa Erik Charell, der damals berühmt war für seine Operetten-Inszenierungen im Großen Schauspielhaus in Berlin.

Die Story spielt während des Kongresses. Der Titel ist dem berühmten historischen Zitat von

Carl Joseph de Ligne entnommen: „Der Kongress tanzt, aber er kommt nicht vorwärts.“ Der Film hat allerdings nicht den Anspruch, die Zuschauer geschichtlich zu bilden. Fürst Metternich (Conrad Veidt) verkörpert den Denker und Lenker, *Maître de Plaisir*, vor allem aber durchtriebenen Kopf eines Überwachungssystems, dem kein Gerücht und keine Äußerung im Dunstkreis der Kongressgäste entgeht. Eine Szene, die dieses Überwachungssystem humorvoll überspitzt, zeigt Metternich, wie er sich das Frühstück an sein Bett bringen lässt. Während er dieses einnimmt, informiert er sich über Abhördrähte, die von überall im Hause in sein Gemach führen, über den Klatsch seiner Gäste. Dann wandelt er hinüber in das ‚schwarze Kabinett‘, wo eine Schar von Bediensteten emsig den Briefverkehr der Gäste überwacht. Die Handschuhmacherin Christel (Lilian Harvey) kommt ihm aber durch ihr geschäftstüchtiges Auftreten, die eintreffenden Gäste mit Blumensträußen zu bewerfen, in denen sich ihre Visitenkarte befindet, in die Quere. Als sie dabei den in einer Kutsche passierenden Zaren Alexander I. (Willy Fritsch) am Kopf trifft und das Bukett für eine Bombe gehalten wird, lässt Metternich sie verhaften. In der Folge begegnen sich der russische Monarch und das Wiener Mädel. Eine Romanze entwickelt sich, und Metternich erkennt seine Chance, dadurch den Zaren – in den Verhandlungen sein Opponent – von den politischen Entscheidungen fernhalten zu können. Doch der Monarch durchschaut das Spiel und schickt einen Doppelgänger zum Rendezvous mit Christel. So entspinnt sich ein Reigen an pikanten, opulenten und humoresken Szenen, mit viel Weinseligkeit und Beschwingtheit, die jeden in der Donaumetropole zu ergreifen scheint, vom Fürsten bis zum Kind auf der Straße.

Postkartenidylle und Sehnsuchtsklänge – die neue Tonfilmtechnik erlaubte mehr denn je multisensorische Kino-Unterhaltung. Für das bildmächtige ‚Altes Wien‘-Sujet, wie es in *Alte Zeit – neue Zeit*, aber auch in anderen stummen Produktionen wie *Der junge Medardus* in Szene gesetzt wurde, ergaben sich nun neue kinematografische Verwertungsfelder.²⁷ Der Schritt zur Tontechnik war der eigentliche Startschuss für den Medientransfer der

23 Vgl. hierzu Eberhard STRAUB, *Der Wiener Kongress. Das große Fest und die Neuordnung Europas*, Stuttgart 2014.

24 *Alte Zeit, neue Zeit*, 1919, Österreich, Leyka-Film, Regie: Emil Leyde, Buch: Alfred Deutsch-German, Emil Leyde.

25 Österreichischer Komet, 2. November 1918, Nr. 442, S. 4.

26 *Die drei von der Tankstelle*, 1930, Deutschland, Ufa, Regie: Wilhelm Thiele, Buch: Franz Schulz, Paul Frank.

27 *Der junge Medardus*, 1923, Österreich, Sascha-Filmindustrie, Regie: Michael Kertesz, Buch: Ladislaus Vajda, Michael Kertesz, nach dem Stück von Arthur Schnitzler.

Bühnenoperette zum Filmmusical – und Wien bot mit der Johann-Strauss-Dynastie und zahlreichen weiteren berühmten Komponisten einen schier unerschöpflichen musikalischen Fundus. Die Ufa-Verantwortlichen ließen sich für *Der Kongreß tanzt* von der Johann-Strauss-Operette *Wiener Blut* inspirieren, die 1899 mit großem Erfolg aufgeführt wurde – eine fiktive Geschichte um miteinander verkettete amouröse Avancen und Verhältnisse, Musik, Wein, und – natürlich – Walzer.²⁸ Inhaltlich und inszenatorisch ging Produzent Erich Pommer allerdings andere – zeitgenössische – Wege. Einige der Schlager aus diesem Film sind noch heute einem breiten Publikum bekannt, etwa „Das muss ein Stück vom Himmel sein“ oder das eingangs zitierte Lied „Das gibt’s nur einmal“, welches das Leitmotiv des Films bildet.

Die aufwendige Inszenierung verfehlte ihre Wirkung nicht. In Deutschland avancierte die Tonfilm-Operette zum erfolgreichsten Hit der Saison.²⁹ Manche Kritiker übertrafen sich mit Lobeshymnen. Für das Magazin *Lichtbild-Bühne* war es „ein non plus ultra in jeder Beziehung“,³⁰ Ernst Jäger schrieb in seiner bereits eingangs aufgegriffenen Rezension im *Film-Kurier*: „Der Einfall, das losgelassene Wien der Kongreß-Ära von 1814/15 mit seinen Festen und Fürsten zu verfilmen, – der beste seit Jahren; ein ganz einzigartiger, dankbarer Stoff-Hintergrund. Auch wenn der Geist der politischen Parodie (der so nahe lag), die offenbachisch-ironische Verbindung mit unserer Zeit vermieden wurde, um das Spiel des kleinen Wiener Mädels wieder einmal zu variieren, das sich in die große Majestät verliebt (statt Försterchristl die Zaren-Christel).“³¹ Allerdings mischten sich – insbesondere aus weltanschaulichen Gründen – auch ablehnende Stimmen darunter. So urteilte die Zeitschrift *Sozialistische Bildung*: „Opium für das Volk‘: in dieser Zeit tiefster schwärzester Not hat die Ufa nichts Besseres zu tun, als ein his-

torisches Feuerwerk von Uniformprunk, Luxus, Vergnügungen, Festen abzubrennen.“³²

Ähnlich fulminant wie in Deutschland war das Publikumsecho zu *Der Kongreß tanzt* in Frankreich und Großbritannien, wo der Film jeweils zu den größten Saisonserfolgen zählte.³³ Der überwältigende Erfolg des Ufa-Klassikers aus den frühen Tagen des Tonfilms war stilbildend für weitere Produktionen. 1942 kam mitten im Zweiten Weltkrieg *Wiener Blut* in die deutschen Kinos.³⁴ Wie der Titel verrät, entstand dieser Film nach Motiven der gleichnamigen Strauss-Operette. Auch er landete wie zehn Jahre zuvor *Der Kongreß tanzt* einen großen Publikumserfolg.³⁵ Von der staatlichen Filmprüfstelle erhielt der Film das Prädikat „künstlerisch besonders wertvoll“. Mit seinen schwelgerischen Illusionsbildern, den rührseligen Melodien und der Starbesetzung mit den beiden Komödianten Theo Lingen und Hans Moser diente er dem NS-Regime als willkommenes Unterhaltungsinstrument zur Ablenkung vom zunehmend beschwerlichen Kriegsalltag.³⁶

Mitte der 1950er-Jahre hielt der österreichische Filmproduzent Erich von Neusser im Zuge

28 *Wiener Blut*, Operette in 3 Akten, Musik: Johann Strauss, Adolf Müller jun. (Bearbeitung), Text: Victor Leon, Leo Stein, 1899.

29 Vgl. Umfrage unter Kinobesitzern, in: *Film-Kurier*, 21. Mai 1932.

30 *Lichtbild-Bühne*, 24. Oktober 1931, zit. nach KORTE, 1998, S. 326.

31 Ernst JÄGER, Rezension zu: *Der Kongreß tanzt*, in: *Film-Kurier*, 24. Oktober 1931.

32 *Sozialistische Bildung*, Dezember 1931, Heinz Hieber.

33 In Frankreich lag *Le congrès s’amuse* laut der Zeitschrift *La Cinématographie Française* (zit. nach COLIN CRISP, *Genre, Myth, and Convention. French Cinema 1929–1939*, Bloomington 2002, S. 300) auf Platz 8 der erfolgreichsten Produktionen der Saison, in Großbritannien liegen keine landesweiten Informationen vor. Allerdings analysierte die Filmhistorikerin Sue Harper die Eintrittszahlen des Regent Cinema in Portsmouth. Aus diesen Zahlen geht *Congress dances* als viertgrößter Kassenschlager des Jahrzehnts hervor. Sue HARPER, *A Lower Middle-Class Taste-Community in the 1930s. Admissions figures at the Regent Cinema, Portsmouth*, in: *Historical Journal of Film, Radio and Television* 24/4 (2004), S. 570.

34 *Wiener Blut*, 1941/42, Deutschland, Wien-Film/Deutsche Forst-Film, Regie: Willi Forst, Buch: Ernst Marischka, Hans Wolff, Georg Marischka, nach Motiven der gleichnamigen Operette von Johann Strauss.

35 Vgl. Erwin LEISER, „Deutschland, erwache!“ Propaganda im Film des Dritten Reiches, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 54.

36 Zum Unterhaltungsfilm in der NS-Filmpolitik vgl. Sabine HAKE, *Popular Cinema of the Third Reich*, Austin 2001; Eric RENTSCHLER, *The Ministry of Illusion. Nazi Cinema and Its Afterlife*, Cambridge/Mass. u. a. 1996; Linda SCHULTE-SASSE, *Entertaining the Third Reich. Illusions of Wholeness in Nazi Cinema*, Durham (NC), London 1996.

einer Remake-Welle von Vorkriegsfilmern die Zeit reif für eine Neuauflage des Ufa-Klassikers in Farbe.³⁷ Franz Antel führte dabei Regie. Die Neuverfilmung übernahm die Originalmusik von 1931 und wirkte auch sonst wie eine Kopie. Dem Werk fehlte insgesamt die Raffinesse des Originals. Der große Erfolg bei Publikum und Kritik blieb aus. Das Sujet indes regte zu weiteren Verfilmungen an. Jungstar Romy Schneider, seit ihren ‚Sissi‘-Erfolgen gebucht auf k. u. k.-Kino-Romantik, bekam 1959 die Hauptrolle in der deutsch-französischen Gesangskomödie *Die schöne Lügnerin*, entstanden nach einem gleichnamigen musikalischen Lustspiel von Just Scheu.³⁸ Auch hier versetzte die Leinwand das Publikum zurück ins Wien des Jahres 1814. Ebenso rollte die Liebesgeschichte einer jungen Wienerin mit Verstrickungen zu Metternich und Zar Alexander ab.

1966, kurz nach dem 150. Jahrestag, griff eine internationale Filmproduktion erneut das Ereignis in der Tradition des Ufa-Films von 1931 auf. Die deutsch-französisch-österreichische Gemeinschaftsarbeit unter Regie Géza von Radványi mit hochkarätiger Besetzung (Curd Jürgens und Lilli Palmer) unterschied sich allerdings durch ihren ironischen Stil von ihren Vorgängern. Die historischen Kongress-Akteure nehmen hier wieder mehr Platz in der Handlung ein, auch die politischen Themen werden mehrmals angerissen, in abgewandelter Form zu bisherigen Verfilmungen. Metternichs Ziel eines ausgewogenen europäischen Friedensvertrags versuchen sämtliche anderen Vertreter, besonders Talleyrand und Zar Alexander, aus eigennützigen Gründen zu torpedieren. Auch steht nun das Liebesleben des österreichischen Kanzlers im Mittelpunkt der Handlung – ein Novum, wiewohl der Zar seine Rolle als Frauenheld beibehält. Doch die gesamte Handlung wird im Film immer wieder verfremdet. Sie beginnt mit einer Besuchergruppe im Wachfigurenkabinett des Wiener Praters 1966. Der dort

ausgestellte Metternich wird plötzlich wieder zum Leben erweckt und begibt sich zurück ins Jahr 1814. Prophetische Anspielungen auf den Kongress als historisch längst vollendetes Ereignis, auf die ohnehin nur hundert Tage währende Herrschaft des gerade zurückeilenden Napoleon, auf Tanz und Musik im 20. Jahrhundert, halten aber während des ganzen Films eine ironische Distanz zur Vergangenheit aufrecht. Auf diese Weise werden die mehrmals reproduzierten Leinwandnarrative vom Kongress – ob nun intendiert oder nicht – als Klischees vorgeführt. Großer Erfolg war dem Film jedoch weder im Feuilleton noch an den Kassen beschieden. Der Filmdienst schrieb: „Operettenhaft-karikierendes Prunkgemälde von den Bemühungen des Grafen Metternich, beim Wiener Kongress 1814/15 das europäische Gleichgewicht wiederherzustellen. Der großangelegte Unterhaltungsaufwand stellt die amourösen Verstrickungen des diplomatischen Corps in den Mittelpunkt, bietet dabei aber den Kongreßteilnehmern mehr Amüsement als seinem Publikum.“³⁹

Resümee

Das Kino hat den Wiener Kongress vor allem mit zwei stereotypen Bildern verknüpft: das alte Kongress-Wien als lebensfrohen, heiteren Sehnsuchtsort und die politische Kongress-Szene als eitlen und intriganten Machtpoker zwischen den Diplomaten überkommener Fürstenstaaten. Diese Bilder trennen sich genrebedingt auf. So thematisieren die Historiendramen ausschließlich die politische Sphäre, den Romanzen und Komödien dient sie freilich nur als Beiwerk. Weil die ernstesten Arbeiten aber jeweils nur das Geschehen streifen, gibt es bis heute keinen Spielfilm, der sich schwerpunktmäßig mit dem Kongress als politischem Ereignis befasst. Bezeichnend ist auch das übergreifend negative Image, das die Friedensverhandlungen in den Filmen besitzen. Die führenden Akteure (insbesondere Metternich) wie auch ihre Positionen werden mit Ränke, Misstrauen, Streitsucht und mitunter Lasterhaftigkeit (bei Alexander I.) konnotiert, wobei ihnen nationale Identifikationsfiguren je nach Herkunftsland des Films – tugendhaft kontrastiert – gegenübergestellt werden. Insgesamt zeigt sich, dass in den

37 Der Kongress tanzt, 1955, Österreich, Neusser-Film/Cosmos-Film, Regie: Franz Antel, Buch: Kurt Nachmann, Jutta Bornemann.

38 Die schöne Lügnerin, musikalisches Lustspiel in 3 Akten, Just Scheu, 1953. Die schöne Lügnerin, 1959, Deutschland/Frankreich, Real-Film/Régina Film, Regie: Axel von Ambesser, Karl Stanzl, Buch: Maria Matray, Answald Krüger, Jean-Bernard Luc, Pierre O’Connell, nach dem gleichnamigen Lustspiel von Just Scheu.

39 Filmdienst, 10. März 1966.

Erinnerungen dieses transnationalen Ereignisses die Verengung auf die nationale Perspektive überwiegt. Dabei orientierten sich die Filmemacher, insbesondere in den Historiendramen, an den Sehgewohnheiten des jeweiligen Binnenmarktes mit tradierten, meist heroisch geprägten Erinnerungskulturen (etwa mit Nationalikonen wie Blücher oder Wellington).

In den Deutungen kommen aber auch zeitgenössische Diskurse zum Vorschein. Zum einen galten die Ergebnisse des Kongresses aus der nun vorherrschenden Logik, dass es ein natürliches Recht auf ethnisch-nationale Souveränität gebe, als veraltet und rückwärtsgewandt. Im Friedensvertrag von Versailles 1919 wurde dies als ‚Selbstbestimmungsrecht der Völker‘ ganz bewusst zum zentralen Prinzip erhoben, gerade in Abgrenzung zum Frieden von 1815. Zum anderen diente der Wiener Kongress als Interpretationsfolie für den Versailler Vertrag – wiederum in negativer Weise. Etwa auf deutscher Seite für die vermeintlich ungerechte, nachteilige Behandlung, auf britischer Seite für die gefährliche Dynamik des Revanchismus, die im Vertrag angelegt gewesen sei.

Bei allen negativen Stereotypen über den Wiener Kongress überwog dennoch die Faszination

für dieses Großereignis, für die Prachtentfaltung und den illustren Kreis der versammelten europäischen Monarchen und Spitzendiplomaten. Dies kommt wiederum besonders in den leichten Unterhaltungsfilmen von 1931, 1942, 1955, 1959 und 1966 zum Ausdruck. Mit dem Erfolg von *Der Kongreß tanzt* wurde das Kongress-Wien als eine ideal geeignete Projektionsfläche für eskapistische, romantische Sehnsüchte erkannt – und mehrfach neuinszeniert. Durch diese Re-Inszenierungen wurde der Wiener Kongress als kinematografischer Erinnerungsort sukzessive vom Genre selbst getragen und weniger von den überlieferten, vorfilmischen Narrativen oder einem historiografischen Grundgerüst. Inzwischen war der tanzende Kongress des Kinos (und bedingt noch der Bühnenoperette) selbst zum Erinnerungsort geworden. Als solcher beeinflusste er wiederum das kulturelle Gedächtnis über den historischen Wiener Kongress, indem er ihn entpolitisierte, ja sogar als singuläres Ereignis aushöhlte, bevor auch dieses Filmsujet in den späten 1960er Jahren aus der Mode kam. Es sind aber vor allem diese Bilder vom Kongress, die bis heute in der Populärgeschichte nachwirken und die Vorstellungen prägen.

Vom antirevolutionären Kongress zum ordnungsstiftenden Mächtekonzert. Der Wiener Kongress im Spiegel der sowjetischen und russländischen Erinnerungskultur

Christian Steppan

Einleitung

Das Jubiläumsjahr 2015 hinterließ deutliche Spuren in der russländischen¹ Erinnerungskultur. So bewertete etwa das Staatliche Historische Museum Moskau (Gosudarstvennyj Istoričeskij Muzej) den Wiener Kongress im Rahmen einer aktuellen Ausstellung anlässlich seines 200. Jahrestages folgendermaßen: „Insgesamt festigte der Wiener Kongress den Status quo der europäischen Grenzen, welche bis Mitte des 19. Jahrhunderts nahezu unverändert blieben; [er] erarbeitete ein System der friedlichen Regulierung internationaler Beziehungen und versuchte, neue Mechanismen der Wechselbeziehungen zwischen den Monarchen und ihren Völkern zu schaffen.“²

Für einen Beobachter aus dem ‚Westen‘ scheint diese Bewertung nicht weiter bemerkenswert zu sein. So konnte ich in meinem Lehrbuch für die zehnte Schulstufe aus dem Jahr 1997 folgende Zeilen über das diplomatische Großereignis nachlesen: „Bei den Verhandlungen auf dem Wiener Kongress war es Großbritannien in Zusammenarbeit mit Metternich gelungen, seine Ansichten von einem Gleichgewicht der Mächte auf dem Kontinent durchzusetzen.“³ Allerdings wurden Schülerinnen und Schüler im postsowjetischen Russland zur selben Zeit mit einer anderen Sicht der Dinge konfrontiert. So charakterisierte man

dort die am Wiener Kongress entworfene Nachkriegsordnung in einem Lehrbehelf für die neunte Schulstufe wie folgt: „Der Sieg der Völker Europas über die Tyrannei Napoleons wurde von den europäischen Herrschern zur Wiederherstellung von feudalistisch-monarchistischen Regimes benutzt. Aber es war unmöglich, die fröhenherrschaftliche Ordnung, welche im Laufe der napoleonischen Kriege in einigen Ländern hinweggefegt wurde, wieder herzustellen.“⁴ In abschließender Bewertung heißt es jedoch: „Nichtsdestotrotz dürfen der Wiener Kongress und die Heilige Allianz nicht nur negativ bewertet werden. Sie hatten auch eine positive Bedeutung, indem sie für einige Jahre einen allgemeinen Frieden in Europa gewährleisten, das vom Albtraum des permanenten Krieges erschöpft war.“⁵

Während den österreichischen Schülerinnen und Schülern der 1990er-Jahre die Geschichte vom visionären Gleichgewichtskonzept Metternichs für Europa präsentiert wurde, spiegelt sich in der postsowjetischen Unterrichtslektüre die schrittweise Umwertung des Kongresses von einer volksfeindlichen Monarchenverschwörung hin zu einer friedensstiftenden Mächteversammlung wider. Diese soeben in aller Kürze dargestellte Umdeutung in den russischsprachigen Schulbüchern der letzten 25 Jahre soll im Rahmen des vorliegenden Beitrages näher analysiert werden. Dafür ist zunächst ein Blick in die Standardwerke der sowjetischen und russländischen Historiografie über die russische Außenpolitik im 19. Jahrhundert notwendig, da dieser die ideologischen und argumentativen Vorzeichen offenbart, unter de-

1 Das Eigenschaftswort „russländisch“ bezieht sich auf das Staatsgebilde der „Russländischen Föderation“, wohingegen das Adjektiv „russisch“ auf die Russen als ethnische Einheit verweist. Vgl. Ulrich SCHMID, *Technologien der Seele. Vom Verfertigen der Wahrheit in der russischen Gegenwartskultur*, Berlin 2016, S. 35.

2 Staatliches Historisches Museum Moskau: [<http://www.shm.ru/shows/4009/>], eingesehen 22. November 2015.

3 Anton WALD/Josef SCHEIPL/Eduard STAUDINGER u. a., *Zeitbilder 6*, Wien 2019, S. 158.

4 P.N. ZYRJANOV, *Istorija Rossii XIX vek. Učebnaja kniga dlja 9 klassa srednej školy*, Moskau 1994, S. 33.

5 ZYRJANOV, *Istorija Rossii*, S. 34.

nen die unterschiedlichen Darstellungen in den Schulbüchern vorgenommen wurden.

Die historiografische Umwertung – Blaupause für die Umdeutung in den Schulbüchern

Hinsichtlich der historiografischen Bewertung des Wiener Kongresses erscheint die Unterscheidung zweier Teilaspekte sinnvoll: die Beurteilungen der politisch-ideologischen Ziele der Teilnehmer auf der einen Seite und die Einschätzungen über die geopolitischen Ziele der Kongressmächte auf der anderen Seite. Was den ersten Aspekt betrifft, fiel der sowjetischen Historiografie die ideologisch motivierte Abwertung der Ereignisse nicht sonderlich schwer. Dabei sollte Friedrich Engels Merksatz über den Wiener Kongress als Leitfaden dienen: „Nachdem das ‚korsische Ungeheuer‘ in sicheren Gewahrsam gebracht worden war, gab es sofort einen großen Kongreß großer und kleiner Despoten in Wien, der die Beute und die Prisen-gelder verteilen und feststellen sollte, wieweit die vorrevolutionären Zustände wiederhergestellt werden konnten. *Nationen wurden gekauft und verkauft, geteilt und vereinigt, je nachdem, wie es den Interessen und Zwecken ihrer Beherrscher am besten entsprach.*“⁶

Entsprechend dieser Formel sei das vorrangige Ziel der Siegermächte die Wiederherstellung der Machtausübung des grundherrschaftlichen Adels gewesen – nämlich in jenen Ländern, wo während der napoleonischen Herrschaft bourgeoise Reformen durchgeführt worden waren.⁷ Diese Restauration der monarchistischen Macht, welche sich zur Erdrosselung der Revolutionsbewegungen sowie der nationalen Unabhängigkeitsbewegungen geeignet habe, sei demnach das einigende Ziel der Besieger Napoleons gewesen.⁸ Als Mittel

zum Zweck im verstärkten Kampf gegen die Revolutions- und Unabhängigkeitsbewegungen und für den Erhalt der Dynastien und Feudalordnungen habe das Prinzip des Legitimus gedient.⁹ Auf dieser ideellen Basis sei am Wiener Kongress schließlich ein Pakt geschlossen worden, der einen Akt der scheußlichen Gewalt gegenüber den europäischen Völkern darstellte.¹⁰ So habe der Wiener Kongress zwar zu einer längeren Friedensperiode geführt, doch dieser Friede beruhte auf einem reaktionären System, welches sich nur so lange halten können, da die bourgeoisen Revolutions- und Unabhängigkeitsbewegungen überall schwächer als die regierende Klasse des reaktionären Adels gewesen seien.¹¹ Im Geschichtsverständnis der marxistischen Historiografie stellte diese abschließende Feststellung gleichermaßen eine logische Folge dar, welche sich für den Rezipienten unserer Tage nicht ohne weitere Erklärung erschließt. Für den in der marxistisch-leninistischen Theorie geschulten sowjetischen Leser bedurfte es jedoch keiner weiteren Erklärung dazu, dass die angesprochenen bourgeoisen Revolutions- und Unabhängigkeitsbewegungen zum damaligen Zeitpunkt eben noch nicht reif für die Umsetzung einer Revolution gewesen seien. Dieser Reifeprozess sollte erst im Zuge der weiteren sozio-ökonomischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts und unter dem Einfluss der sozialistischen beziehungsweise marxistisch-leninistischen Ideologie seine volle Entfaltung erfahren.

Die soeben dargestellte, mit Parolen beladene Bewertung der politisch-ideologischen Ziele der Kongressteilnehmer wurde in der postsowjetischen beziehungsweise russländischen Historiografie über Bord geworfen. Dabei stellte man nicht nur die Prioritätenlisten der teilnehmenden Mächte auf den Kopf, sondern nahm auch eine terminologische Entschärfung in der Beschreibung der Ereignisse vor: So habe am Wiener Kongress eine Umgruppierung der Mächte nach dem Prinzip des Gleichgewichts der Kräfte und mit dem Ziel der Stabilität der europäischen Beziehungen stattgefunden. Das im Abschlussakt grundgelegte Wiener System sei schließlich der Beginn einer

6 Friedrich ENGELS, Deutsche Zustände. Briefe an Redakteur des Northern Star: Brief II, 8. Nov. 1845, in: Karl MARX/Friedrich ENGELS, Werke, Bd. 2, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin/DDR 1962, S. 571–577, hier S. 573. Der markierte Teil des Zitats wurde in den sowjetischen Werken meist als Engels' Lehrmeinung wiedergegeben.

7 Vgl. A. I. MOLOK, Venskij kongress i svjaščennyj sozuz. Francija v period restavracii Burbonov (1815–1830), Moskau 1949, S. 3.

8 Vgl. N. S. KINJAPINA, Vnešnaja politika Rossii pervoj poloviny XIX v., Moskau 1963, S. 92.

9 Vgl. MOLOK, Venskij kongress, 3; KINJAPINA, Vnešnaja politika, S. 94.

10 Vgl. KINJAPINA, Vnešnaja politika, S. 96.

11 Vgl. MOLOK, Venskij kongress, S. 10.

Friedensepoche gewesen, die keine großen blutigen Kriege kannte. Damit habe sich vor allem auch die Rolle Russlands in Europa verändert, dessen Einfluss unermesslich gestiegen sei. Die Entscheidungen des Kongresses seien nach dem Prinzip des Legitimusismus erfolgt, der zur gesetzmäßigen Rückkehr der Dynastien auf ihre Throne (!) geführt habe. Trotz alledem sei das Wiener System – wie der Großteil aller Systeme der internationalen Politik – von einem Anwachsen der Gegensätze der führenden Mächte bestimmt gewesen, die durch das Streben der Mächte nach Ausweitung ihres politischen und ökonomischen Einflusses hervorgerufen worden wären. Schließlich habe der Wiener Kongress im Zuge der Umgestaltung der europäischen Landkarte die Rechte der Nationalitäten ignoriert, was in weiterer Folge zum Aufkommen nationaler Unabhängigkeitsbewegungen geführt habe.¹²

Mit dieser ambivalenten Einschätzung kam es also auch in Russland zu einer vergleichsweise späten Abkehr von der Betrachtung des Kongresses als reines Produkt der feudalistischen Reaktion. So schloss die russischsprachige Historiografie damit an die Ergebnisse der übrigen europäischen Nationalgeschichtsschreibungen an, die bereits ab den späten 1950er-Jahren seine friedensstiftenden Ideen stark machten und somit die Rolle des Kongresses in der Geschichte der internationalen Beziehungen neu bewerteten. Zuvor war die Wiener Friedensordnung von Staats- und Völkerrechtlern des 19. Jahrhunderts vielfach noch aufgrund des von den Großmächten reklamierten Interventionsrechts und der damit verbundenen Bevormundung anderer Staaten und Gesellschaften ins moralische Abseits gestellt worden. Mit diesem Hauptanklagepunkt war zudem auch eine leise Kritik an den Versäumnissen der Kongressväter bei der Durchsetzung gesellschaftlicher Reformen einhergegangen.¹³

War die Verurteilung der politisch-ideologischen Ziele des Kongresses für die sowjetische

Historiographie noch ein Leichtes, so musste man sich bei der Beurteilung der geopolitischen Ziele ziemlich verbiegen. Hier treffen wir auf eine besonders stark ausgeprägte Form der Rückprojektion von zeitgenössischen geopolitischen Ansprüchen des 20. Jahrhunderts auf die Geschichte des 19. Jahrhunderts. So passte die Rolle Russlands bei der Aufteilung Polens gar nicht ins Konzept der propagierten freundschaftlichen Gemeinschaft der sozialistischen Völker. Da half auch Engels nicht weiter, dessen viel zitierter Merksatz in der sowjetischen Historiografie unmittelbar vor folgender Stelle über die Absichten der Kongressmächte abbricht: „Es waren nur drei Staaten vertreten, die wußten, was sie wollten: England, das die Absicht hatte, seine Handelsvorherrschaft aufrechtzuerhalten und auszudehnen, den Löwenanteil am Raub der Kolonien davonzutragen und alle übrigen zu schwächen; Frankreich, das nicht allzusehr in Mitleidenschaft gezogen werden und alle anderen schwächen wollte, und Rußland, das die Absicht hatte, seine Macht und sein Territorium zu vermehren und alle anderen zu schwächen, während die übrigen sich leiten ließen von Sentimentalitäten und kleinlichem Egoismus und einige unter ihnen sogar von einer Art lächerlicher Uninteressiertheit. Die Folge war, daß Frankreich den deutschen Großstaaten das Spiel verdarb, daß Rußland den besten Teil Polens erhielt und daß England seine Seemacht mehr durch den Frieden als durch den Krieg ausdehnte und die Vorherrschaft auf allen kontinentalen Märkten erlangte, was ohne Nutzen für das englische Volk, aber ein Mittel enormer Bereicherung für das englische Bürgertum war.“¹⁴

Das Bild vom machthungrigen und expandierenden Russland, das sich den besten Teil Polens sicherte, sollte aufgrund der aktuellen Konstellation des sozialistischen Lagers allem Anschein nach vermieden werden. Aus diesem Grund sprachen die sowjetischen Historiker lieber vom Opfer Russlands im Kampf gegen den gemeinsamen Feind Napoleon und über Russlands entscheidende Rolle bei dessen Besiegung. Dieses Verdienst sollte die territorialen Forderungen Russlands gegenüber den übrigen Mächten rechtfertigen, die nach Einschätzung der Sowjethistoriografie eben nur ihre eigenen Gebietsansprüche

12 Vgl. O. V. ORLIK (Hg.), *Istorija vnešnej politiki Rossii. Pervaja polovina XIX veka (Ot vojn Rossii protiv Napoleona do Parižskogo mira 1856 g.)*, Moskau 1995, S. 117, S. 133.

13 Vgl. M. A. DODOLEV, *Venskij kongress v istoriografii XIX i XX vekov*, Moskau 2000, S. 228; Heinz DUCHHARDT, *Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15*, München 2015, S. 9–11.

14 ENGELS, *Zustände*, S. 573.

befriedigen wollten. Um das zu beweisen, ließ man die erwähnten Beurteilungen Engels beiseite und griff stattdessen sogar auf Einschätzungen von Zar Alexander I. zurück: So hätten die genannten russischen Verdienste den Neid der übrigen Mächte gegenüber Russland hervorgerufen. Dieses Gefühl habe sie dazu geführt, gemeinsam den Einfluss Russlands im Osten und Westen schwächen zu wollen. Das Prinzip des Legitimus sei daher vor allem gegen Russland und seine Präentionen auf die polnischen Gebiete gerichtet gewesen.¹⁵ Die scheinbar rechtmäßigen Ansprüche Russlands auf die polnischen Gebiete spiegelten sich auch terminologisch in der Beschreibung der Aufteilung Polens wider: Entsprechend den Ausführungen von Aleksandr I. Molok habe Russland beispielsweise einen Teil Polens bekommen, während Preußen in Polen eine bedeutende Ausweitung seiner Gebiete erreicht hätte.¹⁶ Nina S. Kinjapina ging in ihren Formulierungen noch subtiler vor und hielt hinsichtlich der Aufteilung Polens fest, dass große Teile des Warschauer Herzogtums in den Besitz Russlands übergegangen (russisch: perechodit'/переходить) seien, während hingegen das östliche Galizien an Österreich abgegangen (russisch: otchodit'/отходить) wäre.¹⁷

Der Mythos von den rechtmäßigen Ansprüchen Russlands auf die polnischen Gebiete verschwand nach dem Zerfall der Sowjetunion in der russländischen Historiographie gänzlich. Demnach hätten sich vor dem Wiener Kongress alle Mächte auf einen Kampf für die Umsetzung der eigenen Pläne vorbereitet. Im konkreten Fall Russlands habe der Kaiser den Erhalt des Herzogtums Warschau angestrebt, während Österreich, Preußen und Großbritannien dies zunächst aus jeweils eigenen Interessen zu verhindern trachteten. Im Zusammenhang mit der Polenfrage begegnen wir jedoch einer völlig neuen, idealisierenden Einschätzung der Politik Alexanders I. Dieser wurde als ein im Sinne der Steigerung des Ansehens Russlands in Europa handelnder, die Kunst der Diplomatie beherrschender und mit nüchternem und vernünftigem politischem Kalkül agierender Politiker dargestellt. So sei Alexanders Kompro-

missbereitschaft in der Polenfrage keineswegs nur aus seiner außenpolitischen Isolation hervorgegangen, in die er sich durch die heftigen Konflikte in dieser Sache hineinmanövriert hatte. Neben seinen persönlichen Ambitionen seien vielmehr die Stärkung der eigenen politischen und diplomatischen Autorität sowie die Umsetzung seiner reformatorischen Ideen – genauer gesagt die Einführung der Konstitution im neuen Königreich Polen – Antrieb für seine Polenpolitik und sein Einlenken gewesen. Mit der Eingliederung des heißersehten polnischen Königreichs in Russland habe sich der Zar aufgrund der Nationalitätenproblematik jedoch auch viele Probleme eingehandelt, deren Entscheidung sich noch für viele Jahrzehnte hinauszögern sollte.¹⁸

Soweit ein kurzer Überblick über die Hauptargumentationslinien der sowjetischen und russländischen Historiographie, welcher natürlich keinerlei Anspruch auf bibliografische Vollständigkeit erhebt. Vielmehr sollten durch diese oberflächliche Betrachtung der wissenschaftlichen Werke die Allgemeinplätze der jeweiligen Geschichtsschreibungen sichtbar gemacht werden, um im Folgenden einen Vergleich mit den russischsprachigen Schulbüchern der letzten 25 Jahre anstellen zu können.

Der Wiener Kongress in den sowjetischen und russländischen Schulbüchern – vom antirevolutionären Kongress zum ordnungsstiftenden Mächtekonzert

Die soeben skizzierten ideologischen und argumentativen Eckpfeiler der sowjetischen und russländischen Historiografie spiegeln sich in den Schulbüchern der jeweiligen Epoche wider. Dies lässt sich sehr deutlich anhand von Schlüsselsätzen aus den Lehrbehelfen über die sogenannte „Allgemeine Geschichte der Neuzeit“ sowie über die „Geschichte Russlands im 19. Jahrhundert“ nachzeichnen. Mit den Bezeichnungen der Schulbücher ist auch eine wichtige Eigenheit des sowjetischen und russländischen Schulsystems angesprochen. So wurden und werden die Schüler in der achten und neunten Schulstufe jeweils ein Jahr oder ein Semester in „Allgemeiner Geschichte“ – mit Fokus auf die historische Ent-

15 Vgl. MOLOK, Venskij Kongress, S. 4; KINJAPINA, Vnešnja politika, S. 92–94.

16 Vgl. MOLOK, Venskij Kongress, S. 5.

17 Vgl. KINJAPINA, Vnešnja politika, S. 95.

18 Vgl. ORLIK, Istorija, S. 117, S. 120–134.

wicklung Europas und Amerikas in der Neuzeit – sowie in „Russischer Geschichte“ – mit Akzent auf die russische Geschichte im 19. Jahrhundert – unterrichtet. Dementsprechend gibt es auch unterschiedliche Schulbücher für die jeweiligen thematischen Schwerpunkte.

Schlagen wir nun das letzte sowjetische Schulbuch zur „Allgemeinen Geschichte“ aus dem Jahre 1991 auf, das ein besonderes Augenmerk auf den Wiener Kongress richtet. Darin heißt es: „Die Hauptziele der Teilnehmer des Kongresses bestanden in der Wiederherstellung der ehemaligen Dynastien und der Adelherrschaft, in der den Interessen der Sieger entsprechenden Umgestaltung Europas sowie im Kampf gegen die herangereiften neuen Revolutionsbewegungen. Sich über das Volk hinwegsetzend zerschnippten die Sieger die europäische Landkarte nach ihren Interessen.“¹⁹

Doch wie sah das „Zerschnippen“ im konkreten Fall Polens aus? „Russland festigte einen Teil der polnischen Gebiete“, während etwa „[d]ie westlichen polnischen Gebiete als preußischer Besitz anerkannt wurden.“²⁰ Weniger subtil formulierte man die obligatorischen Fragen beziehungsweise Aufgaben am Ende des Kapitels über den Wiener Kongress. Darin wurden die Schüler dazu aufgefordert, folgende historische Bewertung vorzunehmen: „Legen Sie die wichtigsten Entscheidungen des Wiener Kongresses dar und erklären Sie, worin deren reaktionärer Charakter besteht.“²¹

Ein etwas anderer Akzent auf die historischen Ereignisse lässt sich im letzten sowjetischen Schulbuch zur „Russischen Geschichte“ erkennen. Darin wird der Wiener Kongress nur als Nebenerscheinung des sogenannten ‚Vaterländischen Krieges‘ gegen Napoleon (1812–1815) betrachtet. In Rückgriff auf Engels ging man mit europäischen Herrschern hart ins Gericht und charakterisierte den Kongress als „[e]ine Verschwörung der Monarchen gegen ihre Völker“, die den „Sieg über Napoleon für ihre selbstsüchtigen Interessen

missbrauchten.“²² Dazu zählte der Autor auch den russischen Zaren Alexander I., der sich den traurigen Ruhm eines Gendarmen von Europa erworben und als solcher den Unabhängigkeitskampf der europäischen Völker erstickt habe. Im Gegensatz zu den reaktionären Herrschern würdigte man jedoch die Verdienste des Volkes, indem der Sieg Russlands als „starker Impuls für den Unabhängigkeitskampf der europäischen Völker“²³ gewertet wurde. Besondere Leistungen habe dabei das russische Volk durch Befreiung der Völker Westeuropas erzielt: Die besten Vertreter der Gesellschaft hätten dadurch zu verstehen begonnen, „dass ein Volk, das andere Völker vor der Versklavung gerettet hat, sich selbst nicht unter einem Joch befinden kann und darf.“²⁴

Das letzte sowjetische Schulbuch zur „Allgemeinen Geschichte“ lässt sich wie eine Blaupause über den ersten postsowjetischen Lehrbehelf dieses Faches legen. Beim Kopieren wurden allerdings die obligatorischen klassenkämpferischen Passagen aus der Sowjetzeit herausgefiltert, die von einem gegen das Volk gerichteten Kongress sprachen. Über dessen Ziele hieß es nunmehr: „Die Teilnehmer strebten danach, die ehemaligen Dynastien und die Adelherrschaft wiederherzustellen und eine territoriale Umgestaltung nach den Interessen der siegreichen Koalition durchzuführen.“²⁵ Auch bei der Teilung Polens wurde kein terminologischer Unterschied mehr zwischen den aufteilenden Mächten gemacht: „Als Resultat [des Kongresses] erhielt Russland einen Teil Polens – das Warschauer Herzogtum; Preußen [...] die rheinischen Gebiete und Westfalen, ebenso wie die westpolnischen Gebiete.“²⁶ Schließlich appellierten die Autoren im Rahmen der obligatorischen Fragen für die Schüler nur mehr an deren Faktenwissen. So wurden sie dazu aufgefordert, folgende Kongressbeschlüsse festzuhalten: „Füllen Sie im Heft eine Tabelle aus: die

19 A. L. NAROČNICKIJ, *Novaja Istorija 1640–1870. Učebnik dlja 9 klassa srednej školy*, Moskau 1991, S. 98–99.

20 Ebd., S. 99.

21 Ebd., S. 100.

22 I. A. FEDOSOV, *Istorija SSSR. Učebnik dlja 9 klassa srednej školy*, Moskau 1990, S. 29.

23 Ebd., S. 28.

24 Ebd., S. 30.

25 V. O. PUNSKIJ/A. JA. JUDOVAKAJA, *Novaja Istorija 1640–1870 – učebnaja kniga dlja 9 klassa obščeeobrazovatel'nych učreždenij*, Moskau 1994, S. 129.

26 Ebd., S. 130.

territorialen Veränderungen gemäß den Entscheidungen des Wiener Kongresses.²⁷

Ein Vergleich zu dem in der Einleitung des Beitrages erwähnten Schulbuch über die Geschichte Russlands von 1994 lässt deutlich erkennen, dass die Werke zur „Allgemeinen Geschichte“ bezüglich ihrer Ausführungen über den Wiener Kongress früher entideologisiert wurden. Nichtsdestotrotz verschwand die übermäßige Betonung der Verdienste des russischen Volkes auch aus den Lehrbehelfen zur „Russischen Geschichte“. So sprach man 1994 bereits vom „Sieg der Völker Europas über die Tyrannei Napoleons“.²⁸

In den Schulbüchern der frühen 2000er-Jahre gab man sich nicht mehr damit zufrieden, lediglich Faktenwissen aus den sowjetischen Büchern abzuschreiben. Der Wiener Kongress bekam eine größere Aufmerksamkeit und erfuhr zudem eine Neubewertung. In einem der vielen Schulbücher zur „Allgemeinen Geschichte“, die nunmehr von verschiedenen Verlagshäusern gedruckt wurden, beschreibt der Autor die Prinzipien der Umgestaltung Europas folgendermaßen: „Die Monarchen, welche sich in Wien versammelt hatten, erachteten die Herstellung von Frieden, Ordnung und Ruhe auf dem Kontinent als ihre Hauptaufgabe.“²⁹ Es ist bezeichnend, dass die Schüler darin erstmals auch mit dem Begriff des Legitimitismus und dem Konzept des politischen Gleichgewichts konfrontiert wurden – wobei Metternich in diesem Zusammenhang ausführliche Erwähnung fand. So werden die Ergebnisse des Kongresses wie folgt zusammengefasst: „Erstmals wurde ein Mechanismus der Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung in Europa geschaffen – ein System regelmäßiger Kongresse. Es wurde versucht ein System des politischen Gleichgewichts in Europa zu konstruieren.“³⁰ Diese positive Einschätzung hinderte den Autor jedoch nicht daran, auch Kritik an den Entscheidungen des Kongresses zu üben: „Die Teilnehmer des Wiener Kongresses veränderten die Karte Europas, ohne den Willen der Völker zu berücksichtigen.“³¹ In dieser

ambivalenten Einschätzung spiegelt sich die aus der Historiografie übernommene Umdeutung des Kongresses also ganz deutlich wider.

Demgegenüber hinkten die Schulbücher zur „Russischen Geschichte“ etwas hinterher. Sie setzten in erster Linie den Akzent auf die territorialen Konflikte zwischen den Kongressteilnehmern. Die Autorin eines im Jahre 2004 erschienenen Lehrbehelfs zur „Russischen Geschichte“ nahm daher auch Abstand von einer allzu positiven Einschätzung der Kongressbeschlüsse: „Im Bereich der internationalen Beziehungen entstand das sogenannte Wiener System, das die Veränderung der territorialen und politischen Karte Europas fixierte und die monarchistischen Adelsregime erhielt.“³² Nichtsdestotrotz setzte sich die Anfang der 2000er-Jahre vorherrschende Lesart des Wiener Kongresses als ein ordnungs- und friedensstiftendes sowie auf dem Prinzip des Gleichgewichts beruhendes Ereignis durch. Das dem Wiener Kongress zugrundeliegende Zusammenwirken der Staaten wurde in nachfolgenden Lehrbüchern teilweise sogar mit der zeitgenössischen Metapher des Konzerts der europäischen Mächte umschrieben.³³ Dabei hob man jedoch auch die reaktionäre Geisteshaltung des neuen internationalen Systems hervor. Somit wurden die Wiederherstellung der alten Dynastien und die friedensstiftende Regulierung der internationalen Beziehungen in den Schulbüchern der letzten Jahre als gleichwertige Ziele der Kongressteilnehmer dargestellt. Dieser Lesart begegnen wir etwa in einem Schulbuch zur „Allgemeinen Geschichte“ aus dem Jahre 2011, dessen Autorin einleitend festhält: „Seine Teilnehmer [des Wiener Kongresses, Anm. d. Verf.] strebten danach, die ehemaligen Dynastien und die Adelherrschaft wiederherzustellen und eine territoriale Umgestaltung nach den Interessen der siegreichen Koalition durchzuführen. Nicht weniger wichtig war das Problem der Regulierung der internationalen Beziehungen – die Herstellung einer Rechtsordnung, die das Aufkommen neuer

27 Ebd., S. 131.

28 ZYRJANOV, *Istorija Rossii*, S. 33.

29 A. A. KREDER, *Novaja Istorija, Čast II: učebnik dlja 8 klassa osnovnoj školy*, Moskau 2002, S. 56.

30 Ebd., S. 58.

31 Ebd.

32 N. G. GEORSHEVA, *Istorija Rossii XIX – načala XX v. 8j-klass učebnik*, Moskau 2004, S. 62–63.

33 Vgl. dazu etwa: A. V. REVJAKIN, *Vseobščaja istorija. Istorija novogo vremeni 1800–1900 – učebnik dlja 8 klassa obščebrazovatel'nych učreždenij*, Moskau 2008, S. 36.

Kriege ausschließen sollte, von denen Europa so erschöpft war.³⁴

Eine völlig neue Tendenz der letzten zehn Jahre stellte jedoch die zunehmende Idealisierung der Politik Alexanders I. und seiner Verdienste um die Stellung Russlands im internationalen System dar. Das verdeutlichen einige Schlüsselstellen aus jenen Schulbüchern, die im Laufe des letzten Jahrzehnts erschienen sind. So heißt es etwa in einem Lehrbehelf zur „Russischen Geschichte“ aus dem Jahre 2007: „Alexander strebte weniger nach der Ausweitung der Staatsgebiete, als vielmehr nach dem Wunsch der Schaffung eines entsprechend einer liberalen Verfassung geführten polnischen Königreichs. Das sollte seiner Meinung nach die Rolle Russlands in Europa stärken und gleichzeitig keine große Unzufriedenheit in Polen selbst hervorrufen.“³⁵

Auch im soeben erst wegen seines ambivalenten Grundtenors positiv hervorgehobenen Schulbuch zur „Allgemeinen Geschichte“ aus dem Jahre 2011 lässt sich diese Tendenz wiederfinden: „Eines der wichtigsten Resultate des Wiener Kongresses war der Eintritt Russlands in den Kreis der führenden europäischen Mächte. Schon im 18. Jahrhundert konnten die europäischen Mächte seine militärische Stärke nicht unbeachtet lassen, doch erst auf dem Wiener Kongress wurde klar, dass ohne die Teilnahme Russlands keine gesamteuropäischen Fragen entschieden werden konnten.“³⁶

Diese Einschätzungen lassen ohne viel Fantasie Parallelen zu den aktuellen außenpolitischen Ansprüchen der Russländischen Föderation erkennen. So stellte die Anerkennung Russlands als ein gleichberechtigter und entscheidender Faktor in der internationalen und europäischen Politik ein außenpolitisches Ziel dar, das in den letzten Jahren – auf den unterschiedlichen Ebenen der russländischen Gesellschaft – immer deutlicher artikuliert wurde.³⁷ Wie wir gesehen

haben, schlug sich dieser nach innen und außen gerichtete Anspruch Anfang der 2010er-Jahre im Bereich der Schulbuchliteratur bereits nieder. Etwa zum selben Zeitpunkt wurde in der Lehrbuchreihe „Standards der zweiten Generation“ eine pädagogische Schrift veröffentlicht, die sich mit der geistig-ethischen Entwicklung und Erziehung des russischen Bürgers befasste und ein nationales Erziehungsideal forderte. Demnach sollte der sachkundige Bürger Russlands das Schicksal des Vaterlandes als sein eigenes betrachten. Die Erziehung sollte nach Ansicht der Autoren unter den Auszubildenden zum Beispiel das Selbstverständnis eines auf Basis gemeinsamer nationaler und moralischer Werte stehenden Bürgers sowie die Entwicklung eines Gefühls von Patriotismus und gesellschaftlicher Solidarität schaffen.³⁸

Einige Jahre später wurde dieses Ideal auf höchster politischer Ebene durchgesetzt. So ordnete Präsident Vladimir Putin dem Bildungsministerium im Februar 2013 an, neue Schulbücher zur Geschichte zu verfassen, die eine einzige Interpretation der russischen Geschichte und keine Widersprüche oder doppelten Interpretationen enthalten sollten. Eine Arbeitsgruppe, bestehend aus dem Erziehungsminister, dem Bildungsminister und Vertretern der Historischen Gesellschaft, der Militär-Historischen Gesellschaft sowie der Akademie der Wissenschaften, erarbeitete daraufhin einen Entwurf zu den historisch-kulturellen Standards der russischen Geschichte. Demzufolge sollten die Lehrbehelfe auf eine patriotische Erziehung sowie auf Bürgersinn und inter-ethnische Toleranz abzielen. Die patriotischen Gefühle müssten mit den großen militärischen Siegen und dem massenhaften Heldentum der Jahre 1812 und 1941–1945 verknüpft werden. Außerdem sollten die Schulbücher aus einer Perspektive geschrieben werden, die Russland als ein großes Land mit einer großen Geschichte betrachte.³⁹

34 A. JA. JUDOVSKAJA, *Vseobščaja istorija. Istorija novogo vremeni 1800–1900. 8 klass – učebnik dlja obščebrazovatel'nych učreždenij*, Moskau 2011, S. 107.

35 A. A. DANILOV/L. G. KOSULINA, *Istorija Rossii XIX vek. Učebnik dlja 8 klassa obščebrazovatel'nych učreždenij*, Moskau 2007, S. 35.

36 JUDOVSKAJA, *Vseobščaja istorija*, S. 108.

37 Vgl. zu den außenpolitischen Ansprüchen und Konzeptionen Russlands in den 2000er-Jahren beispielsweise:

Gerhard MANGOTT/Dmitrij TRENIN/Martin SENN/Heinz TIMMERMANN, *Russlands Rückkehr. Außenpolitik unter Vladimir Putin* (Wiener Schriften zur Internationalen Politik, Bd. 7), Baden-Baden 2005.

38 A. JA. DANILJUK/A. M. KONDAKOV/V. A. TIŠKOV, *Koncepcija duchovno-ravstvennogo razvitija i vospitanija graždanina Rossii*, Moskau 2010, S. 11, S. 13; SCHMID, *Technologien der Seele*, S. 10–11.

39 Gudrun PERSSON, *Russian History – A Matter of National Security*, in: RUSI Briefing 19 (2013), S. 2.

Die oben dargestellte patriotische Wende in der Bewertung der Geschichte muss wohl als Folge dieser allgemeinen Tendenz betrachtet werden und stellte offensichtlich nur den Beginn einer immer einseitiger werdenden Lesart der Geschichte dar. In den hier betrachteten Schulbüchern regte man die Schüler jedoch vorerst noch zum selbstständigen Denken an. Das zeigt sich besonders gut am Beispiel einer Frage aus einem im Jahre 2008 erschienen Lehrbuch zur „Allgemeinen Geschichte“: „Erzählen Sie über die Arbeit des Wiener Kongresses. Verwenden Sie dazu die Illustrationen aus dem Lehrbuch.“⁴⁰ Ein ähnliches Maß an Meinungs- und Gedankenfreiheit gewährte man den Schülern in einem Lehrbuch zur „Russischen Geschichte“ aus dem Jahre 2010. Darin heißt es: „Waren die Bestrebungen der Teilnehmer des Wiener Kongresses nach einer völligen Wiederherstellung der alten Ordnung realisierbar? Argumentieren Sie in Ihrer Antwort.“⁴¹ Ob dieser Anspruch der Heranziehung selbstständig denkender Schüler mittlerweile immer noch verfolgt wird, ist fraglich, wenn man an das soeben angesprochene Ziel der Präsentation einer widerspruchsfreien Geschichte ohne Interpretationsmöglichkeiten denkt.

Fazit und Ausblick

Schon die im vorliegenden Beitrag berücksichtigte Gegenüberstellung der obligatorischen Fragen in den verschiedenen Schulbüchern lässt erkennen, wie stark sich das Geschichtsbild in den russischsprachigen Lehrwerken der letzten 25 Jahre geändert hat. Während man Anfang der 1990er-Jahre noch versuchte, die Schülerinnen und Schüler durch gezielte Fragen auf die – im Sinne der leninistisch-marxistischen Ideologie – richtigen Antworten zu lenken, verfolgten die Lehrbehelfe bis vor wenigen Jahren in ihren Fragestellungen ein ganz anderes Ziel. Durch weitestgehend offene Fragen überließ man es der Urteilskraft der Schülerinnen und Schüler, eine Einschätzung der historischen Ereignisse auf Basis der Unterrichtslektüre zu treffen. Dieser sich schrittweise

vollziehende Wandel in der pädagogischen Herangehensweise an die Geschichtsvermittlung ging mit einer allmählichen Entideologisierung der Historiografie einher. Beide gemeinsam ermöglichten die in diesem Beitrag skizzierte Neubewertung der Geschichte in den russischsprachigen Schulbüchern.

Die Umdeutung des Wiener Kongresses von einer antirevolutionären Monarchenversammlung zu einem ordnungsstiftenden Mächtekonkordat kann somit als ein besonders plakatives Beispiel für den generellen Wandel der russländischen Erinnerungskultur herangezogen werden. Diese Betrachtungen ließen sich also auf viele andere Fragen ausweiten, die in engem Zusammenhang mit den Ereignissen der Jahre 1814/15 stehen. So wäre die ausführliche Untersuchung der am Kongress geschaffenen *Heiligen Allianz* ein Aspekt, der den skizzierten Wandel mindestens ebenso drastisch vor Augen führen würde. Das zeigen abermals ausgewählte Schlüsselsätze aus den Schulbüchern der vergangenen 25 Jahre, welche gleichzeitig als Anregungen für zukünftige Forschungen in diese Richtung verstanden werden sollen.

Im letzten sowjetischen Schulbuch zur „Allgemeinen Geschichte“ heißt es beispielsweise über die *Heilige Allianz*: „Mit dem Ziel der Stärkung des Absolutismus und der Adelsreaktion schlossen die europäischen Herrscher auf Vorschlag Alexanders I. die sogenannte Heilige Allianz gegen die Revolutionsbewegungen. Ihre Mitglieder verpflichteten sich, sich gegenseitig bei der Unterdrückung der Revolution zu helfen und die christliche Religion zu stärken. Den Akt über die Heilige Allianz unterschrieben Österreich, Preußen und später fast alle Monarchen der europäischen Staaten. England gehörte formal nicht der Heiligen Allianz an, aber faktisch unterstützte es die Politik der Unterdrückung der Revolution.“⁴²

Ein wesentlich ambivalenteres Bild über diesen Zusammenschluss finden wir in einem Buch zur „Allgemeinen Geschichte“ aus dem Jahre 2011, dessen Autorin diesbezüglich festhält: „Zur Unterstützung des allgemeinen Friedens, der Erhaltung der vom Wiener Kongress geschaffenen Grenzen und zum Kampf gegen die Revolutionsbewegungen schlossen die Kaiser Russlands und Österreichs ebenso wie der preußische König im

40 REVJAKIN, Vseobščaja istorija, S. 36.

41 A. A. LEVANDOVSKIJ, Istorija Rossii XIX vek 8 klass. Učebnik dlja obščeeobrazovatel'nych učreždenij, Moskau 2010, S. 55.

42 NAROČNICKIJ, Novaja Istorija, S. 100.

September 1815 die *Heilige Allianz*. Etwas später unterschrieben fast alle Monarchen der europäischen Staaten diesen Vertrag. Im Grunde genommen war dies der erste Versuch, ein System des europäischen Gleichgewichts zu schaffen, das die Achtung der bestehenden Verträge und der beschlossenen Grenzziehungen gewährleistet. Das europäische Gleichgewicht ist eine Ordnung, unter der sich alle Staaten gegenseitig mäßigen, damit nicht einer von ihnen mit Gewalt einem anderen seine Herrschaft aufzwingen und ihn sich unterordnen kann.⁴³

Diese unterschiedlichen Darstellungen der *Heiligen Allianz* dienen somit als weitere Belegstellen für die Umdeutung der Geschichte in den russischsprachigen Schulbüchern und machen nochmals auf einen Blick den Mehrwert dieser Quellen für die Analyse der russländischen Erinnerungskultur deutlich. Diese befindet sich nach wie vor in einem Wandel, wie die Ausführungen über die in den jüngeren Lehrwerken vorgenommene Bewertung der Rolle Russlands beziehungsweise Alexanders I. in Europa gezeigt haben.

Gerade die im Zusammenhang mit dem Wiener Kongress artikulierte Idealisierung der Polenpolitik des russischen Zaren sowie die darin scheinbar zum Vorschein kommende Eigenschaft Russlands als einflussreicher und entscheidender Faktor der europäischen Großmachtspolitik machen deutlich, wie sehr sich auch die aktuellen außenpolitischen Ansprüche der Russländischen Föderation in den russischsprachigen Geschichtsbüchern des 21. Jahrhunderts widerspiegeln. Diese Feststellung sollte nicht nur unseren Blick für die derzeit stattfindenden Tendenzen in der russländischen Erinnerungskultur schärfen, sondern gleichzeitig auch ein Beweis für die Notwendigkeit einer professionellen und kritischen Analyse der Schullektüren unserer Tage sein. Diese wird gerade in den kommenden Jahren besonders wichtig sein, da wir aktuell mit Versuchen konfrontiert sind, in den Schulbüchern eine wenig Interpretationsspielraum offenlassende, widerspruchslose und patriotische Interpretation der Geschichte abzubilden.

43 JUDOVSKAJA, Vseobščaja istorija, S. 108.

“The Confederation of Europe”? British Views of the Congress of Vienna in the nineteenth and twentieth centuries

Thomas G. Otte

It would be tempting to treat the Vienna Congress as a far-distant event in a far-away country about which the British public knows little, and cares even less, tempting because largely true. Castlereagh, Metternich and Nesselrode, the Polish-Saxon problem or the Quadruple Alliance have little or no public resonance; nor does the Congress evoke in the popular mind images of dancing diplomats or international bedroom-romps. And yet, it is also to a significant degree *not* true. Throughout the nineteenth and twentieth centuries the 1815 settlement was a point of reference in elite collective memory. Some of the most significant scholarly contributions to the study of the Vienna order were made by British historians, and there was a cross-over between scholarship and high politics between the mid-Victorian era and the immediate aftermath of the Second World War, the age of modernism, during which British historians recast the ways in which they understood the nation's past.¹

The low public resonance of the Congress of Vienna as a historical event reflected not only the country's insular geography, but also deeply engrained, Whiggish-liberal instincts. To the nineteenth-century public the post-Napoleonic settlement was identified with the person of Viscount Castlereagh. His seemingly easy association with continental despots and reactionary ministers attracted the ire of many. His coffin was hissed as it was conveyed to Westminster Abbey. The poet Shelley made an unflattering reference to him in his dedication to his *Don Juan* (“I met Murder on the way:/ He had a mask like Castlereagh.”) and

the Hellenophile Lord Byron delivered himself of a less than tasteful doggerel on the minister's death.² The ravings of romantic writers reflected the public mood. The settlement of 1815 seemed sullied by dirty deals and stained by convenient but dubious compromises. How widespread such views were, is illustrated by private comments by Lord Salisbury, the Conservative Prime Minister, on strains within his party in the 1890s: “We were imitating the statecraft of the potentates of the Congress of Vienna, who strove to establish the balance of power, by exchanging slices of territory, certified to contain so many millions [of] souls [...]. [T]hese marketable souls would, in the end, have the deciding voice, whether the bargain should endure or not. We were guilty of the same miscalculation.”³

Ironically, Salisbury himself had done much to defend Castlereagh against such criticism in a perceptive essay in 1862,⁴ but his musings reflected deeply engrained assumptions about the principle of nationality, the shibboleth of liberal Victorian Britain. Historians tended to measure the Vienna settlement against this progressive notion, and found it wanting. James Bryce, a highly influential member of the liberal intelligentsia, was a prominent exponent of this view. His best-selling work on the Holy Roman Empire praised the heroism of the Prussian people during the Wars of Liberation, but castigated the country's leaders for failing to fulfill their historic duty: “But, as often happens, the hour came without the man.” Austria's role, more-

1 Michael BENTLEY, *Modernizing England's Past: English Historiography in the Age of Modernity, 1870–1970*, Cambridge 2005, pp. 5–18; Thomas G. OTTE, “Outcast from History”? The Fischer Controversy and British Historiography, in: *Journal of Contemporary History* 48/2 (2013), pp. 376–396, at pp. 395–396.

2 “Posterity will ne'er survey/ A nobler grave than this:/ Here lie the bones of Castlereagh:/ Stop, traveller, and piss.”, George Gordon BYRON (ed.), *The Complete Works of Lord Byron*, Paris 1837, p. 677.

3 Salisbury to Selborne (private), 13 April 1895, Selborne MSS, Bodleian Library, Oxford, Selborne 5.

4 ANON. [Lord Robert CECIL], Lord Castlereagh, in: *Quarterly Review* 111 (1862), pp. 201–238.

over, under “the chilling influence of Metternich [...] [and] the darker spirit of Frederick von Gentz”, was entirely negative.⁵ In a similar vein, Goldwin Smith, the Regius Professor at Oxford, suggested that “[w]e are all glad that the Treaty of Vienna has been torn up [...] a counter-revolutionary arrangement of the despots”.⁶ None of this was surprising. British, or more properly English, historical scholarship was primarily concerned with constitutional development – a sort of English *Sonderweg*, characterized by the growth of parliamentary institutions, the rule of law and individual liberties.

But a new generation of historians began to develop a more pragmatic interpretation of 1815. A. W. (afterwards Sir Adolphus) Ward, a professor at Owen’s College, Manchester, would play a significant role in the evolution of diplomatic history as a specialized field of historical research. In 1873, he emphasized the role of “the alliance of the Five Great Powers” as “a superintending authority over the international affairs of Europe”, which secured the peace of Europe for nearly half a century. But here, too, pragmatism mingled with liberal precepts: “The system thus established was [not] adequately administered in the interests of the national development.”⁷ Ward’s intellectual concerns chimed in with those of the Regius Professor at Cambridge, J. R. (later Sir John) Seeley, whose work emphasized imperial expansion as the most prominent aspect of Britain’s history rather than her constitutional development, or “rather the connexion of internal & foreign affairs”.⁸ Seeley’s contribution to the scholarship on 1815 is significant on two counts. He established Vienna’s historical significance for Britain: “[T]he settlement of 1815 gave us a most advantageous situation. For that reason, and not on account of some change in our thinking, it marks such a landmark.”⁹ Along with Bryce, See-

ley entrenched a ‘Borussian’ interpretation with a strong anti-Habsburg twist. His biography of Stein reflected some of this. In relinquishing her territories in the Low Countries, Austria, acting with “characteristic dullness”, had “ceased to embrace Germany, and took up a position of mere juxtaposition which led easily to complete separation.” Prussia, meanwhile, “put her arms about Germany, and Prussia now confronted France on one side as she faced Russia on the other.”¹⁰

Much of pre-1914 scholarship, indeed, was imbued with notions of Prussia as the progressive and Austria as a retarding element. The Cambridge historian J. Holland Rose, the pioneer of Napoleonic studies in Britain, considered it a misfortune that Germany was not united in 1815. The German confederation “curbed the aspirations of her people for liberty and unity”, but left it prey to the Austro-Prussian antagonism.¹¹ C. T. Atkinson, who did much in the 1920s to establish military history at Oxford, argued that Metternich “neglected the German for the dynastic interests of the Hapsburgs”. Prussia, now established on the banks of the Rhine, “became [...] identified with the ideas embodied in [...] *Die Wacht am Rhein*”, and was in touch now with elements in the rest of Germany to whom Hohenzollern leadership would otherwise have been unpalatable.¹²

As for Britain’s position in Europe, the significance of 1815 was generally accepted in this period, but different writers drew different conclusions. The biographer and Tory-leaning political commentator Spencer Walpole noted that the Vienna settlement had guaranteed a “continuous peace of forty years”. But “instead of plunging into every European contest”, Britain was now free to abstain “from inter-

5 James BRYCE, *The Holy Roman Empire*, London, repr. 1897 [1st ed. 1866], pp. 409–410, p. 412.

6 Goldwin SMITH, *Three English Statesmen: A Course of Lectures on the Political History of England*, London 1867, p. 79.

7 Adolphus W. WARD, *The Peace of Europe* [n. p. 1873]; ID., *Collected Papers: Historical, Literary, Travel and Miscellaneous*, London 1921, vol. 1, pp. 26–27.

8 Prothero to Seeley, 26 September [1894], Seeley MSS, Senate House Library, University of London, M903/1B/12.

9 John Robert SEELEY, *The Empire*, Aldershot 1889, p. 11 (copy in Seeley MSS, M903/4/2).

10 John Robert SEELEY., *Life and Times of Stein, or Germany and Prussia in the Napoleonic Age*, Cambridge 1878, vol. 3, p. 306.

11 John Holland ROSE, *The Political History*, in: ID./Charles H. HERFORD/Edward C. K. GONNER/Michael E. SADLER (eds.), *Germany in the Nineteenth Century: Five Lectures*, Manchester 1912, pp. 1–22, at p. 9.

12 Christopher T. ATKINSON, *A History of Germany, 1715–1815*, London 1908, p. 645, p. 654. For Atkinson’s later role see Hew STRACHAN, *The Study of War at Oxford, 1909–2009*, in: Christopher HOOD/Desmond KING/Gillian PEELE (eds.), *Forging a Discipline: A Critical Assessment of Oxford’s Development of Politics and International Relations in Comparative Perspective*, Oxford 2014, pp. 204–221, at p. 211.

vening in the affairs of Western Europe.”¹³ Here were the intellectual seeds of later isolationism. For now, this was a minority view. Captain Montague Burrows, Chichele Professor of Modern History at Oxford, articulated a different interpretation, one that posited a more active European role. After 1815 the Great Powers had been locked into a system of mutual and “wholesome vigilance”. It implied the need for British intervention in continental affairs. Britain’s national interest meant tending to “the safety of her shores, her commerce, and her dependencies, the balance of European States, the concert of the European Powers.” It was wrong to heap obloquy on the 1815 treaties “because they disregarded the wishes of certain populations [...]. [I]t is to mistake wishes and theories for facts and realities. It is an anachronism.”¹⁴

This was also Ward’s judgment. Now transferred back to Cambridge as master of Peterhouse and vice-chancellor of the University, he defended the 1815 treaty against the “dictatorial influence of an epigram or two.” 1815 secured “the blessing of peace to certain European territories peculiarly exposed to the danger of war.” Its critics mistook “the cautious stipulations [...] by Metternich, Castlereagh, Nesselrode and Hardenberg for the Quadruple Alliance [...] with [...] the verbiage of the *Holy Alliance*.” Like Seeley and Burrows, Ward, the son and brother of British diplomats posted to Germany, accepted the need for an active British role in Europe.¹⁵ Ward never dirtied his hands with archival research, but he played an influential role in the professionalization of historical scholarship in Britain, most notably by superintending the production of the *Cambridge Modern History*, to which he contributed the two chapters on the Congress of Vienna. He hailed this international gathering as a congress of “the new model”, “business-like” in its proceedings and avoiding “violent transfers of sovereign authority [...] as far as possible.” Most im-

portantly, the arrangements were “neither accidental [...] nor altogether transitory”. Vienna “re-established a real balance of power in Europe [...] against the violent disturbance of the peace of Europe by any *one* Power [...] [and] furnished guarantees for the security of continental Europe against Russia as well as against France.”¹⁶

Under Ward’s guidance a new generation of ‘proper’, archive-grubbing historians reached maturity, who would shape the study of Great Power politics and of 1815 in particular. The two most notable of them were H. W. V. Temperley, his protégé, and more indirectly, C. K. (afterwards Sir Charles) Webster, who cornered the market in studies of post-Napoleonic diplomacy.¹⁷ Thus, around 1910/12 began the heroic phase of diplomatic history as an academic discipline. Temperley and Webster, more especially, overcame the tendency, of which the Edinburgh historian and later head of the Foreign Office’s Historical Section, G. W. (afterwards Sir George) Prothero, had complained in his 1904 presidential address to the Royal Historical Society, “as if we regarded the year 1815 as bringing a great historical epoch to a close, but not as being the commencement of a new and equally important period.”¹⁸

Much of the spadework in the field, however, had been carried out by the Oxford-trained Walter Alison Phillips. Something of a cosmopolitan outsider – he was at various times a professional singer, assistant chief editor of the *Encyclopaedia Britannica* and special Latin America correspondent for *The Times* – he was nevertheless a proper historian, and in 1914 was appointed to the newly established Lecky chair at Trinity College Dub-

13 Spencer WALPOLE, *Foreign Relations*, London 1882, p. 29, p. 31.

14 Montagu BURROWS, *The History of the Foreign Policy of Great Britain*, London 1897, p. 247, pp. 249–250.

15 Adolphus W. WARD, *Aims and Aspirations of European Politics in the Nineteenth Century*, in: ID., *Collected Papers*, vol. 2, pp. 258–290, at p. 267, p. 275, p. 282, pp. 284–285.

16 Adolphus W. WARD., *The Congress of Vienna (I and II)*, in: ID./George W. PROTHERO/Stanley LEATHES (eds.), *The Cambridge Modern History*, vol. 9: Napoleon, Cambridge 1907, pp. 576–615 and 646–671, at p. 577, p. 668, p. 671. Ward had published on Austrian history: Adolphus W. WARD., *The House of Austria in the Thirty Years’ War: Two Lectures*, London 1869.

17 Temperley to Webster, 28 February 1912, and draft project outline by Webster, n.d., Webster MSS, London School of Economics Archives, Webster 1/2/20; Thomas G. OTTE, Introduction, in: ID. (ed.), *A Historian in Peace and War: The Diaries of Harold Temperley, 1900–1939*, Farnborough 2014, pp. 1–35.

18 George W. PROTHERO, Presidential Address, in: *Transactions of the Royal Historical Society* 18 (1904), pp. 1–31, at p. 12.

lin.¹⁹ In his earlier contribution to the *Cambridge Modern History* on the post-1815 congress system he destroyed some of the myths that had grown up around the subject.²⁰ In a survey history of nineteenth-century Europe he stressed the significance of 1815 as the beginning of a new era “in a sense more real than is the case with many of the dates chosen, for the convenience of historians, as fresh starting-points in the world’s chronicle.” His work was still infused with Victorian liberalism and its pro-nationalities proclivities. Austria, especially, had “abandoned her outposts in the West and the duty of guarding the frontier of the Rhine against France”, so foreshadowing her separation from Germany. In that sense, 1815 “led inevitably to Sadowa.” (It is of interest to note here that Phillips grew up in the Goethe house in Weimar, and, as a six year old, cheered German troops leaving for France in 1870.) Phillips also concluded that Castlereagh had played a shrewd game prior to and at the Congress of Vienna, neatly balancing the requirements of Europe with British national interests.²¹

Phillips developed the sympathetic judgment of Castlereagh further in *The Confederation of Europe*, a series of lectures delivered at Oxford in the spring of 1913, but none the less a work of considerable scholarship and informed by careful archival research. Phillips was the first scholar to move Castlereagh out of Metternich’s shadow. In his reading, Castlereagh secured the traditional balance of power aims of British diplomacy, but also established an enduring and just equilibrium. Phillips broke new ground by identifying the Treaty of Chaumont as “the foundation on which the ‘Confederation of Europe’ [...] ultimately rested.” The main purpose of Phillips’ *Confederation* was not to re-examine the historical record as such, but to examine the Vienna settlement as an experiment in

international organization. Here, his South American experience had sharpened his sense for the importance of great power-small power relations (he had come to view the American *Monroe Doctrine* as akin to the *Holy Alliance* in its political effects).²² Phillips’ scholarship was important on two counts. It helped to cement a more nuanced judgment of Castlereagh’s foreign secretaryship; and it encouraged interest in the 1815 settlement as a precedent for international organization, though Phillips himself was sceptical of grand schemes, so much so that peace activists labelled him – entirely unfairly – “the English Bernhardt” after the German military writer.²³

The interest in 1815 as a model international settlement was shared by Webster, though his primary interests were strictly historical. In cooperation with Temperley, he had pegged out his claim to the Castlereagh period, and this he did very effectively, thus also securing for himself a chair at Liverpool University at the ridiculously young age of twenty eight. Webster had ploughed through the Foreign Office archives and those at Vienna, and had corresponded with scholars abroad, including Theodor Schiemann and August Fournier.²⁴ In two densely argued papers, richly adorned with archival references, read to the Royal Historical Society, he underscored Castlereagh’s significance. Rather than being suborned by Metternich – the traditional Whig charge – “he more than any other statesman [...] was the guardian of the peace of Europe.” The new system “was his invention and by him imposed upon Europe.”²⁵ In his second paper, Webster identified the wider European significance of the Polish-

19 Phillips continued his work for the Encyclopaedia into the 1920s, Phillips to Headlam-Morley, 21 June 1921, Headlam-Morley MSS, Churchill College Archive Centre, Cambridge, HDLM Acc. 727/37.

20 Walter A. PHILLIPS, *The Congresses, 1815–1822; Greece and the Balkan Peninsula*; Mehmet Ali, in: Adolphus William WARD/George W. PROTHERO/Stanley LEATHES (eds.), *The Cambridge Modern History*, vol. 10: *The Restoration*, Cambridge 1907, pp. 1–39, pp. 169–204, pp. 545–572.

21 Walter A. PHILLIPS, *Modern Europe, 1815–1899*, London 1905, p. 1, p. 2, p. 9, p. 12.

22 Walter A. PHILLIPS, *The Confederation of Europe: A Study of the European Alliance, 1813–1823, as an Experiment in the International Organization of Peace*, London 1914, p. 77, p. 88, pp. 9–10.

23 Walter A. PHILLIPS, *The Confederation of Europe: A Study of the European Alliance, 1813–1823, as an Experiment in the International Organization of Peace*, London 1922, p. vii.

24 Schiemann to Webster, 10 December 1908, Webster MSS, Webster 1/1/16, and Fournier to Webster, 7 December 1911, 28 February 1913, 16 June 1913, 16 July 1913, *Ibid.*, 1/2/46, p. 52, p. 54, p. 59.

25 Charles K. WEBSTER, *Some Aspects of Castlereagh’s Policy*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 3rd series 6 (1912), pp. 65–88, at pp. 87–88; *Id.*, Vienna, *Congress of (1814–5)*, in: *Encyclopaedia Britannica*, vol. 28, London 1911, pp. 53–55.

Saxon dispute and Castlereagh's "zeal, his energy and his broad statesmanship" that made its settlement possible.²⁶

The outbreak of war in August 1914 diverted Webster's career in new directions, and it changed the historico-political discourse on 1815. The British public had "been brought back to the affairs of Europe as it were by an earthquake."²⁷ Prussia had ceased to be seen as a broadly progressive force, and, in a case of inverted 'Borussianism', was now regarded as a rapacious and war-mongering state which had infected Germany with the bacillus of militarism and a racial superiority complex.²⁸ It is true, British historians did not lose sight of the fact that, in 1815, the two Germanic Powers seemed more interested in their non-German territories. The Oxford don J. A. R. (later Sir John) Marriott, whose work straddled modern history and the nascent discipline of political science and who, at the end of the war, was elected to parliament as a Conservative, noted that "[t]he Habsburgs lost Flemings, and gained Italians. The Hohenzollerns exchanged Slavs for Germans."²⁹ Fortune, he reflected, had been kind to the Prussians in 1815, for "they seemed to have lost sight of their 'German mission'". Territorial compensation on the Rhine proved to be "the turning-point in her [Prussia's] political fortunes".³⁰

Such historical paradoxes aside, the war pushed into the foreground concerns about a viable, post-war international order. 1815 provided a frequent point of reference, even if senior politicians, such as Viscount Grey of Fallodon, acknowledged that the peace settlement required an institutional frame-

work. Otherwise, "the Great Powers of Europe would be among themselves, a mere Concert of Europe, liable to split, as before, into groups for selfish ends."³¹ Sir Walter Phillimore, a distinguished judge and international lawyer, warned of the danger of a "transient and hollow peace". He held up the Congress of Vienna as a useful precedent for any likely future peace conference, but observed that "the most dangerous legacy of the Congress of Vienna, and the one which will give most trouble when peace is finally settled, will be Poland".³² The military historian C. W. C. (afterwards Sir Charles) Oman cautioned against talk of natural frontiers and strategic necessities as a cloak for national ambitions.³³ Phillips, who had done so much to correct the image of the Congress of Vienna, noted that, while 1815 had secured peace for a long time, it contained the germs of future conflict. It was evident, now that "the free peoples [were] engaged in a life-and-death struggle", that "the permanent advantage of one state cannot be based upon injustice to another."³⁴

The need for a firm territorial basis of any post-war international settlement ran like a red thread through the warp and weft of war-time writings. "Justice must precede peace", Marriott argued. The Metternichs and Nesselrodes had ignored the national aspirations of the peoples of Europe by reverting to "the ideas and principles which had [...] regulated the international relations of States during the eighteenth century."³⁵ To be viable, any post-war settlement had to protect the smaller states of Europe, argued H. A. L. Fisher, the distinguished historian of Napoleonic Germany and also Minister of Education in Lloyd George's government. "The great danger of Continental Europe", he observed, "is not revolution but servitude."³⁶ Phillips remained optimistic "that the efforts of the Allies will [not]

26 Charles K. WEBSTER, *England and the Polish-Saxon Problem at the Congress of Vienna*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 3rd series 7 (1913), pp. 49–101, at p. 69.

27 Charles H. FIRTH, *The Study of English Foreign Policy*, *Transactions of the Royal Historical Society*, 3rd series 10 (1916), pp. 1–24, at p. 1.

28 See Stuart WALLACE, *War and the Image of Germany: British Academics, 1914–1918*, Edinburgh 1988.

29 John A. R. MARRIOTT/Charles Grant ROBERTSON, *The Evolution of Prussia: The Making of an Empire*, Oxford 1917, p. 260.

30 John A. R. MARRIOTT, *The Logic of History: The Hohenzollern Tradition*, in: ID. (ed.), *The European Commonwealth: Problems Historical and Diplomatic*, Oxford 1918, p. 90–116, at p. 102. The article was first published in October 1914.

31 Grey to Strachey, 30 October [1918], Strachey MSS, Parliamentary Archives, House of Lords, STR 7/8/34.

32 Walter G. F. PHILLIMORE, *Three Centuries of Treaties of Peace and their Teaching*, London 1917, p. 1, p. 34, p. 61.

33 Charles W. C. OMAN, *National Boundaries and Treaties of Peace*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 4th series 2 (1919), pp. 1–19, at p. 14.

34 Walter A. PHILLIPS, *The Ethics of Prussian Statecraft*, in: *Quarterly Review* 230 (1918), pp. 280–302, at pp. 301–302.

35 MARRIOTT, *European Commonwealth*, pp. 356–357.

36 Herbert A. L. FISHER, *The Value of Small States*, in: ID., *Studies in History and Politics*, Oxford 1920, pp. 161–

end in a disillusionment as complete as that which followed the [...] Vienna Final Act.” But the nations of Europe had to learn “that the separate interests which form the basis of national groups must not be permitted to outweigh the common interests which unite these groups in the great commonwealth of nations.”³⁷

Against this backdrop appeared Webster’s *Congress of Vienna* in the early weeks of 1919. Having enlisted in the army in 1915, he was eventually employed as a General Staff Officer in the War Office, Military Intelligence, Section 6 (B), to help to prepare for an eventual peace congress, and following the armistice became assistant secretary of the military department of the British delegation at Paris.³⁸ Written between May and August 1918, Webster’s *Congress of Vienna* was part of the series of so-called peace handbooks, some 150-odd volumes, prepared under the auspices of the Historical Section of the Foreign Office. It was the brainchild of Prothero, Seeley’s disciple and Ward’s fellow-editor of the *Cambridge Modern History*.³⁹ The peace handbooks were not conceived as works of scholarship; indeed, the usual scholarly impedimenta were stripped back to the essentials. Rather, they were meant to serve practical purposes to educate policy-makers and the public: “We [...] stand at the threshold of a new Congress without any adequate account of the only assembly which can furnish even a shadowy precedent for the great task that lies before the statesmen and the peoples of the world.” Webster praised the Congress for securing peace “to a far greater degree than the most sanguine [...] of the time dared to hope.” Even so, the Congress failed “to give any adequate expres-

sion to the nobler ideals of universal peace” because the architects of the Vienna order “were limited in outlook, too prone to compromise, [and] lacking in faith and courage. [...] They were men of their own generation, and though they secured for Europe a breathing space of peace [...] they did little else to win the gratitude of posterity.”⁴⁰ It was an appeal to the statesmen of Paris to show that they were of very different mettle. In a secret annex, meant for internal circulation only and not published until 1945, Webster insisted on the need for carefully calibrated compromises, more especially in border regions where different ethnic groups overlapped. The gathering of 1815 furnished “the negative lesson of the danger of disposing of populations without securing their participation in the act”, but there was a positive lesson in its wisdom of combining “all the separate treaties [...] in one instrument.”⁴¹ Webster’s reflections on the 1815 settlement were written with an eye to attracting the attention of political leaders. Such hopes were misplaced. His handbook made little impact in 1919, except, perhaps, on ministerial wastepaper baskets, as he himself ruefully admitted in 1923: “For M. Clemenceau history began in 1871, Mr. Lloyd George knew little history, and President Wilson [...] expressed a hope that no reference would be made to the designs of the statesmen of Vienna.”⁴²

Webster’s views nevertheless shaped the scholarship on 1815, and this had political implications. The octogenarian Bryce, still busy lecturing in the early 1920s, did not resile from his earlier liberalism, but he conceded that the “work [of 1815] [...], bad as it was, bestowed upon Europe a tolerable peace which lasted for more than thirty years. But there is not one of the treaties of 1919–1920 which is not admitted to need amendments. [...] Some are seen to be leading straight to future wars.”⁴³

179, at p. 179 (first published in 1915, as a separate pamphlet).

37 Walter A. PHILLIPS, *Europe and the Problem of Nationality*, in: *Edinburgh Review* 221 (1915), pp. 25–43, at p. 43.

38 Memo., “Names of Officers of Military Section, British Delegation at the Peace Conference”, n.d. [Feb. 1919], Webster MSS, Webster 13/9/23; ANON. [Charles K. WEBSTER], *The Organization of the Conference*, in: Harold W. V. TEMPERLEY (ed.), *History of the Peace Conference of Paris*, London 1920, vol. 1, pp. 236–278; for his authorship see, Webster to Headlam-Morley, 9 August 1920, Headlam-Morley MSS, HDLM Acc. 727/37.

39 Prothero to Headlam, 2 November 1917, Headlam-Morley MSS, HDLM Acc. 727/35; Prothero to Webster, 2 January 1919, Webster MSS, Webster 3/9/131.

40 Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna, 1814–1815*, London 1919, p. iii, p. 146, p. 148.

41 Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna, 1814–1815*, London, repr. 1945, p. 184, p. 186.

42 Harold W. V. TEMPERLEY/Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna 1814–15 and the Conference of Paris 1919*, in: W. Norton MEDLICOTT (ed.), *From Metternich to Hitler: Aspects of British and Foreign History, 1814–1939*, London 1963, pp. 1–25, at p. 2.

43 James BRYCE, *International Relations: Eight Lectures Delivered in the United States in August 1921*, London 1922, p. 39.

This was also the view of Webster, who had left Whitehall in 1919, though he remained much in demand for occasional advice and would return to officialdom during the Second World War.⁴⁴ Academia in 1919 meant returning to Castlereagh and the 1815 settlement.⁴⁵ In a series of major scholarly works he re-examined the topic. In his contribution to Ward’s last major project, the *Cambridge History of British Foreign Policy*, he praised Castlereagh’s policy as a coherent whole, driven by “an enlightened view of British interests”. The foreign secretary had made a special contribution to making the new settlement durable: “The Congress system was more due to him than to any other man”, even if he could not “give to the new ideas either the stability of formal interpretation or the driving force of public opinion.”⁴⁶ Webster attached the greatest importance to the Congress system as an innovative international mechanism. Regular face-to-face meetings were “the one great new idea in the European Alliance.”⁴⁷ This was the point of contact between 1815 and 1919. Webster was a liberal internationalist, espousing in essence Edwardian liberalism but projected onto the League of Nations. He was active in the League of Nations Union⁴⁸, and he regarded the League as that kind of mechanism for resolving international problems which 1815 had failed to produce. Vienna represented the most complete reorganization of international politics to date, but it was not a global system. Webster was not an idealist, however. Reverting to a theme he had first developed in his 1919 peace handbook, Webster argued that in its failure Vienna proffered lessons

for contemporary politics: “For some of the causes of the failure reveal fundamental facts on which international relations still depend.”⁴⁹ Above all, the 1919 settlement “admitted that society is dynamic and not static” – there was thus scope for revision.⁵⁰

On this point, Webster’s scholarship influenced official policy during the diplomatic offensive leading to Locarno. Britain, Webster had argued, was “part of the continent”⁵¹, and this view was shared by Sir Austen Chamberlain, the Foreign Secretary. He faced “a situation comparable to that which faced Castlereagh after the fall of Napoleon. [...] I came into office with clear ideas of what must be done & with confidence that I knew how & how only it could be done. A little later Webster’s ‘Castlereagh’s foreign policy’ was published & I found that I had been talking Castlereagh (adapted to the XXth century) without knowing it.”⁵²

If he did not know it, his officials and the Foreign Office’s Historical Adviser, J. W. (afterwards Sir James) Headlam-Morley, did. They deliberately placed Locarno in the Castlereagh tradition. The informal meetings under the Concert of Europe, Headlam-Morley advised, meant that “war in Western Europe nearly disappeared.” Furthermore, while the 1919 settlement allowed for revisions, there was “an urgent need for some machinery by which this could be made possible.”⁵³ In this respect, Castlereagh was the role model. The fact that Chamberlain insisted on his predecessor’s portrait being hung up specially for the signing of the Locarno treaty spoke volumes.⁵⁴ Webster himself produced his own portrait of Castlereagh in the

44 Webster to Headlam-Morley, 7 October 1925, Headlam-Morley MSS, HDLM Acc. 727/39.

45 Webster to Akers-Douglas [head of economic and political section, Military Intelligence], 11 January 1919, Webster MSS, Webster 3/9/143.

46 Charles K. WEBSTER, *The Pacification of Europe, 1813–1815*, in: Adolphus W. WARD/George P. GOOCH (eds.), *The Cambridge History of British Foreign Policy, 1783–1919*, Cambridge 1922–1923, vol. 1: 1783–1815, pp. 392–521, at p. 508, p. 520.

47 Charles K. WEBSTER, *The European Alliance, 1815–1825*, Calcutta 1929, p. 15.

48 Webster to Noel Baker, 21 June 1936, Webster MSS, Webster 1/15/11. Webster regularly lectured at LNU branch meetings, see Jarman [Bristol University branch] to Webster, 10 December 1937 (author’s possession).

49 Charles K. WEBSTER (with Sydney HERBERT), *The League of Nations in Theory and Practice*, London 1933, p. 16.

50 TEMPERLEY/WEBSTER, *Congress of Vienna*, p. 13.

51 WEBSTER, *Pacification of Europe*, p. 464.

52 Chamberlain to Hilda and Iva, 28 November 1925, Chamberlain MSS, Birmingham University Library, AC 5/1/370; P. T. MARSH, *The Chamberlain Litany: Letters within a Governing Family from Empire to Appeasement*, London 2010, pp. xi–xiii.

53 James HEADLAM-MORLEY, *Studies in Diplomatic History*, London 1930, p. 173, pp. 186–187.

54 See Robert C. SELF (ed.), *The Austen Chamberlain Diary Letters: The Correspondence with His Sisters Hilda and Ivy, 1916–1937*, Cambridge 1995, p. 271; also Chamberlain’s opening remarks at Webster’s inaugural lecture as Stevenson Professor of International History at the LSE, *The Times*, 9 March 1933.

two stout volumes on his foreign policy, the first of which was published in the Locarno year.⁵⁵

In many ways, this was the high point of liberal internationalism.⁵⁶ While Chamberlain enjoyed his Geneva tea parties with Stresemann and Briand, Webster's works were received to wide acclaim, and other historians followed his optimistic judgment on Castlereagh. One exception was his *quondam* tutor at Cambridge, Oscar Browning. "Do you really think that your hero did good by BRINGING FORWARD PRUSSIA?", he challenged.⁵⁷ But Browning was something of a gadfly and represented no-one but himself, and perhaps barely that. R. B. Mowat, of Oxford and Bristol, was more representative. In his history of nineteenth-century diplomacy he concluded that 1815 was no "mere mechanical restoration" but contained "a good deal of improvement", giving Europe "nearly half a century of comparative peace." Castlereagh's "method compares quite favourably with that adopted by the Allied Powers at the end of the Great War of 1914–1918", while the Concert anticipated key elements of the later League.⁵⁸ Like Webster, Mowat was an active supporter of the League, and thought it the task of Europe's leaders and public intellectuals "to keep the 'Congress instinct' and the 'Congress habit' alive."⁵⁹

Other historians, too, discovered the Geneva spirit in Castlereagh's dealings. H. A. L. Fisher, who had exchanged high politics now for the wardenship of New College, Oxford, emphasized the wisdom of the statesmen of 1815. By "the exercise of the simplest common sense" they had avoided imposing "a Carthaginian peace" on vanquished France, with the clear implication that their successors in

1919 had been deficient in this respect.⁶⁰ Marriott, in an elegant but essentially derivative biography of Castlereagh, praised his success in building something new "with old materials": "Detached portions of the structure proved unstable but the structure as a whole weathered many storms [...] for a century. This is an achievement which the present generation is better able to appreciate."⁶¹

R. W. Seton-Watson, who as 'Scotus Viator' had written trenchant critiques of Habsburg policy before 1914 and who was now Masaryk professor of East European history at London University, held aloft the flag of liberal internationalism to the end. Writing in the shadow of Munich, he emphasized Castlereagh's role as a mediator, which role he "played [...] with consummate skill." Whatever its weakness, the concert "was a real European system", and article VI of the Quadruple Alliance was the "germ of the League of Nations." In this respect, Seton-Watson offered Castlereagh, who had "deliberately rejected isolation as an altogether impracticable policy, holding [...] that this island is bound to the Continent and cannot hold aloof", as a counterfoil to Britain's current leaders.⁶²

The political and intellectual tide, however, had turned. Already in the early 1920s, Phillips, disillusioned, embittered and marooned in now nationalist Ireland, had complained of the shortcomings of the new order: "I am not aware that the 'short-sighted' settlement of 1815 produced any such effects as that [starvation in Austria]. It is the result of the blessed word 'self-determination' with the inevitable corollary-tariff walls."⁶³ As the 1930s hove into view, under the impression of the 1929 economic crash and its subsequent political tremors, a note of pessimism crept into the writings of some historians. The Oxford historian E. L. (later Sir Llewellyn) Woodward noted the inherent contradictions of the 1815 settlement, which had grown out of war-weariness. Metternich especially lacked the creative edge

55 Charles K. WEBSTER, *The Foreign Policy of Castlereagh, 1815–1822: Britain and the European Alliance*, London 1925; ID., *The Foreign Policy of Castlereagh, 1812–1815: Britain and the Reconstruction of Europe*, London 1931.

56 For some further thoughts, see Mark MAZOWER, *No Haunted Palace: The End of Empire and the Ideological Origins of the United Nations*, Princeton/NJ 2009.

57 Browning to Webster, 12 July 1922, Webster MSS, Webster 1/5/54.

58 Robert B. MOWAT, *A History of European Diplomacy, 1815–1914*, London 1927, p. 5, p. 27; ID., *Europe, 1715–1815*, London 1929, p. 284.

59 Robert B. MOWAT, *International Relations*, Freeport/NY, repr. 1966 [orig. 1931], p. 78. The book was written in Geneva.

60 Herbert A. L. FISHER, *A History of Europe*, 3 vols., London 1935, p. 867.

61 John A. R. MARRIOTT, *Castlereagh: The Political Life of Robert, Second Marquess of Londonderry*, London 1936, p. 277.

62 Robert W. SETON-WATSON, *Britain in Europe, 1789–1914: A Survey of Foreign Policy*, Cambridge 1938, p. 34, pp. 45–46, p. 49.

63 Phillips to Webster, 19 December 1921, Webster MSS, Webster 1/5/31.

of true statesmanship, attempting merely “to ‘federalise’ Europe, as Germany had been ‘federalised’; [and] to apply to the whole continent the conditions which were necessary for the continued existence of Austria.”⁶⁴ 1815 brought “little internal stability to the governments in whose interests the settlement was made”, and lacked formal organization.⁶⁵

By the late 1930s, League enthusiasm and acceptance of an active foreign policy were on the wane. Ian C. Hannah, a historian-turned-Conservative MP, who was active in the universities extension movement, for instance, offered a “realist” interpretation of the Vienna settlement, infused with notions that chimed in with the policy of appeasement. Britain should avoid continental combinations: “It is much more desirable that we keep clear of all permanent alliances and seek to be good friends with all the nations, great as the difficulties may be.” Britain should enter into continental quarrels only under very specific circumstances.⁶⁶ Much to Webster’s horror, Castlereagh was cited in support of appeasement by the Marquess of Londonderry, air minister in Neville Chamberlain’s government and direct descendant of his hero.⁶⁷ The tide had turned truly when the Prime Minister adopted Castlereagh’s method of personal diplomacy and flew to Godesberg and Munich to secure “peace in our time.” Temperley, Webster’s one-time ally, hailed Chamberlain as a latter-day George Canning and Britain’s relative aloofness from Central European squabbles as the right policy. For his part, Chamberlain confessed that he had been “brought up not as a politician but as a business man [sic] [...]. My history has therefore been somewhat neglected and [...] I did not realize that Canning had such a definite foreign policy.”⁶⁸

When the kaleidoscope of European politics turned again and Europe descended into world war once more it helped to reinforce perceptions of Vienna as a failed experiment. In early 1940, Sir Lewis Namier, the eminent Polish-born but British-educated historian of Georgian England who had cut his teeth in war-time intelligence, emphasized the negative aspects of the 1815 Vienna order. It was “a conservative settlement based on [...] anti-revolutionary, monarchical interest[s]. [...] [T]his was a negation of popular sovereignty, therefore of any right of self-government.” As for any new international order, “[t]ransfers of population [...] will have to form the basis of future arrangements.”⁶⁹

War-time and post-war perceptions of 1815 were characterized by a perceptible narrowing of the historical perspective. Where earlier scholars had – correctly – stressed its poise against French and Russian expansionism, the focus now was on Germany. Marriott, ever ready to wield his pen in support of any cause espoused by his party or government, delivered himself of a paean on Anglo-Russian cooperation since the seventeenth century.⁷⁰ But the German lens was now privileged in historical assessments of European and British diplomacy, and thus began the skewed twentieth-century perspective that has characterized the historiography of British foreign policy in the nineteenth and twentieth centuries ever since. F. J. C. Hearnshaw, a professor at King’s College London identified Germany’s innate aggression as the root cause of past and present continental convulsions and of the ultimate failures of Vienna and Versailles.⁷¹ Germany was thus established as the central problem of all efforts to establish a viable European peace order. That was the not so implicit argument of A. J. P. Taylor’s brilliant but perverse polemic on German history, written in reaction to the experience of the war. In so far as 1815 was concerned, Taylor presented the German Confederation as the

64 E. Llewellyn WOODWARD, *Three Studies in Conservatism: Metternich, Guizot, the Catholic Church in the Nineteenth Century*, London 1929, p. 105.

65 E. Llewellyn WOODWARD, *War and Peace in Europe, 1815–1870, and Other Essays*, London 1931, p. 5, pp. 57–58.

66 Ian C. HANNAH, *A History of British Foreign Policy*, London 1938, p. 95, p. 218.

67 Londonderry to Webster, 17 May 1938, and undated marginal comments by Webster, Webster MSS, Webster 1/16/15; see also Ian KERSHAW, *Making Friends with Hitler: Lord Londonderry and Britain’s Road to War*, London 2012.

68 Chamberlain to Temperley, 11 September 1938, Temperley MSS, and vice versa, 20 September 1938,

Chamberlain MSS, Birmingham University Library, NC 7/11/31/268.

69 Lewis B. NAMIER, *From Vienna to Versailles*, in: ID., *Conflicts. Studies in Contemporary History*, London 1942, pp. 1–29, at p. 9, p. 18 (first published in February 1940).

70 John A. R. MARRIOTT, *Anglo-Russian Relations, 1689–1943*, London 1944.

71 Fossey J. C. HEARNSHAW, *Germany, the Aggressor Throughout the Ages*, Edinburgh 1943.

centrepiece of the Vienna settlement. The *Bund* was doomed to failure as “a negative organisation, seeking to keep the lesser German states out of the way while the two German Great Powers resisted France – Prussia on the Rhine and Austria on the Po” – no mention here of Russia!⁷² In more measured tones, conveniently forgetting his own vociferous support for General Franco and appeasement in general, Sir Charles Petrie made a similar point. The German settlement as the core of the post-Napoleonic international order contained the seeds of Germany’s *Sonderweg*: “[I]t is not too much to say that the settlement of 1815 looked forward to that of [...] the Third Reich. The men who re-made Germany after the fall of Napoleon certainly wrought more than they knew.”⁷³

Alan Taylor more especially returned to the conservative aspects of 1815. An essay on Metternich, written in the 1950s, reflected his own ideological concerns – there is an explicit reference to Senator McCarthy – and the wider Cold War context. The Austrian chancellor, he asserted, “never made a clever remark. His thoughts, like those of most conservatives, were banal and obvious.” In presiding over the Habsburg dominions, Metternich, “[i]n the usual way of statesmen who rule over a decaying empire, [...] urged others to preserve the Austrian

monarchy for their own good. He invented an ‘Austrian mission.’”⁷⁴ Very likely he did, but it is difficult not to conclude that Taylor had Antony Eden and Harold Macmillan in mind when he dissected Metternich. As Britain withdrew from the international stage after Suez, so interest in 1815 as global settlement receded. True, the diplomat-turned-writer Harold Nicolson produced a treatise on Vienna. An elegant lament for the halcyon days of “old diplomacy”, it was of no great scholarly or intellectual significance, however.⁷⁵ There was also Harry Hinsley’s sharp-tongued 1963 *Power and the Pursuit of Peace*, a work of significant scholarship, but it was relevant more to the nascent subject of international relations than to perceptions of the Vienna order and their relevance for current British politics.⁷⁶

By now, British views of the Congress of Vienna and the settlement that resulted from it had come full circle. The significant contributions by British historians to the scholarly debate about 1815 aside, the fruits of their labour above all reflected Britain’s self-perception and the ebb and flow of the country’s complex, contested and conflicted attitudes towards Europe, all of it refracted through judgments on Castlereagh and Canning. These two remain the two poles in framing foreign policy debates to the present day.

72 Alan J. P. TAYLOR, *The Course of German History: A Survey of the Development of Germany since 1815*, London 1945, p. 48.

73 Charles PETRIE, *Diplomatic History, 1713–1933*, London 1946, p. 125.

74 Alan J. P. TAYLOR, Metternich, in: ID., *Europe: Grandeur and Decline*, Harmondsworth, Md., repr. 1967, pp. 22–26, at pp. 23–24.

75 Harold NICOLSON, *The Congress of Vienna: A Study in Allied Unity, 1815–1822*, London 1946.

76 Francis Harry HINSLEY, *Power and the Pursuit of Peace: Theory and Practice in the History of Relations between States*, Cambridge 1963.

Neuordnung oder Restauration? Die deutsche Historiografie zum Wiener Kongress während der Diktaturen des 20. Jahrhunderts

Tobias Kaiser

Wenn dieser Beitrag die deutsche Geschichtsschreibung zum Wiener Kongress während der Zeit des Nationalsozialismus und der DDR zum Thema hat, so speist sich das Frageinteresse nicht aus diktaturtheoretischen oder gar diktaturvergleichenden Überlegungen, vielmehr ist ein konkretes Buch Ausgangspunkt der hier vorgelegten Ausführungen. In der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur erschien nämlich als erste deutschsprachige wissenschaftliche Gesamtdarstellung über die Verhandlungen von 1814/15 das Buch *Der Wiener Kongreß und die Neuordnung Europas*.¹ Es kam im Jahr 1942 auf den Markt, also mitten im Zweiten Weltkrieg, und war die Habilitationsschrift des damals 42-jährigen Historikers Karl Griewank, die diesem letztlich auch den Ruf auf ein Ordinariat für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Jena einbrachte – allerdings erst 1946/47 unter gänzlich anderen Umständen, nämlich in der Sowjetischen Besatzungszone.² Griewank blieb in der DDR bis zu seinem Suizid im Herbst 1953. Das letzte Buch, das er selbst fertigstellte, war eine als „völlig neu bearbeitet“ gekennzeichnete zweite Auflage der Habilitationsschrift, diesmal unter dem neuen Titel *Der Wiener Kongreß und die europäische Restauration*.³ Diese Monografie erschien 1954 in der DDR, galt vor allem aber auch in der Bundesrepublik lange Jahre als Standardwerk. Schon die Bedeutungsverschiebung im Titel und die unterschiedlichen weltanschaulichen Rahmenbe-

dingungen werfen Fragen auf, denen mit diesem Beitrag nachgegangen werden soll.

Es stellt sich also nicht nur die vordergründige Frage, ob Griewank opportunistisch sein Fähnlein nach dem Wind richtete und verschiedene Extreme bediente, sondern auch diejenige nach dem Forschungsinteresse zum Entstehungszeitraum. Gab es ein spezifisches Interesse an wissenschaftlicher Forschung zum Wiener Kongress in der Zeit des Nationalsozialismus? Gab es ein solches in der DDR und war es anders akzentuiert, wie die Änderung des Titels nahe legt? Hat man sich vielleicht erhofft, aus dem Kongress etwas lernen zu können, wie es etwa Charles Websters Studie⁴, die nach dem Ersten Weltkrieg entstand, für sich beanspruchte? Die Fragstellung des Aufsatzes zielt also auf die Verbindung und reziproke Beeinflussung von Historiografie und politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, von Wissenschaft und Politik. So dient der Beitrag als ein Fallbeispiel eines „Reflektieren[s] über das eigene Tun“⁵, eines Nachdenkens über Methoden und Herangehensweisen.

1. Das Forschungsinteresse Karl Griewanks und sein Weg zum Buch

Karl Griewank wurde im Jahr 1900 als Sohn eines Arztes und einer aus dem Elsass stammenden Französischlehrerin im mecklenburgischen

1 Karl GRIEWANK, *Der Wiener Kongreß und die Neuordnung Europas 1814/15*, Leipzig 1942.

2 Vgl. Tobias KAISER, *Karl Griewank (1900–1953) – ein deutscher Historiker im „Zeitalter der Extreme“*, Stuttgart 2007.

3 Karl GRIEWANK, *Der Wiener Kongreß und die europäische Restauration 1814/15*, 2., völlig neubearb. Aufl., Leipzig 1954.

4 Vgl. Charles WEBSTER, *The Congress of Vienna 1814–1815*, London 1919. Vgl. hierzu Reiner MARCOWITZ, *1814/15 und 1919/20 – zwei Friedenskulturen im Vergleich*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65/22–24 (2015), S. 21–26.

5 Klaus RIES, *Jenseits des Rankeanismus: Historismus als Aufklärung*, in: DERS./Christine OTTNER (Hg.), *Geschichtsforschung in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert. Ideen – Akteure – Institutionen*, Stuttgart 2014, S. 46–78, hier S. 48.

Bützow geboren. Er gehört damit der von Detlef Peukert sogenannten „überflüssigen Generation von 1900“ an, welche die wirtschaftlichen Probleme der Weimarer Republik als bedrückend erlebte.⁶ Anders als manche Gleichaltrige zeigte Griewank sich als Anhänger des demokratischen Regierungssystems.⁷ So trat er, als er für einige Jahre Lokaljournalist einer DDP-nahen Tageszeitung in Berlin wurde, vor allem in Beiträgen über die Berliner Lokalpolitik explizit für eine Verständigung zwischen Sozialdemokraten und Liberalen ein, sprach sich gegen „Bürgerblock“- und Rechtskoalitionen und für die „Weimarer Koalition“ aus SPD, Zentrum und DDP aus.⁸

1926 wurde Griewank Referent der *Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften*, die sich bald *Deutsche Forschungsgemeinschaft* (DFG) nennen sollte und blieb dort bis 1946 tätig.⁹ Auch wenn Griewanks Treue zur Demokratie für die Zeit des Nationalsozialismus mit gewissen Fragezeichen versehen werden muss, blieb er stets auf Distanz zur NSDAP, trat weder der Partei noch dem NS-Dozentenbund bei.¹⁰ Er hielt stattdessen Kontakt zur Bekennenden Kirche. Die DFG veränderte allerdings in der NS-Zeit ihren Charakter vollkommen und wurde zur Erfüllungs- und Abrechnungsstelle der NS-Wissenschaftspolitik.¹¹ Der als ruhig und verschwiegen beschriebene Karl Griewank erledigte in dieser Atmosphäre seine Schreibtischarbeit als parteiloser Referent im parteiischen System.

Nebenberuflich blieb Griewank während der ganzen Zeit wissenschaftlich tätig.¹² Seit den 1920er Jahren waren es vor allem Auftragsarbeiten zu Königin Luise von Preußen, die ihn beschäftigten. Die preußische Geschichte interessierte ihn immer mehr, insbesondere die Geschichte der Reformen des frühen 19. Jahrhunderts, wobei sich sein ursprünglich negatives Bild von Karl August von Hardenberg wandelte; dieser Reformer wurde gleichsam zu Griewanks historischer Lieblingsfigur – ausgerechnet jene Person also, die unter anderem auch untrennbar mit der sogenannten Judenemanzipation verbunden ist.¹³ Die Beschäftigung mit Hardenberg machte Griewank auf Forschungsdefizite in der Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts aufmerksam und führte ihn schließlich zum Thema Wiener Kongress. Im Lebenslauf zur Habilitation führte er aus: „Ich beabsichtigte zeitweilig, ihm [Hardenberg] eine Biographie zu widmen, musste aber feststellen, dass zunächst das schwankende und oft verschwommene Bild der Epochen, denen sein Wirken den Stempel aufdrückte, einer neuen, sehr genauen und aktenmäßig begründeten Durcharbeitung im Einzelnen bedurfte.“¹⁴ Griewanks Interesse an der Zeit des Kongresses war somit innerwissenschaftlich motiviert. Sie entwickelte sich zudem über lange Jahre – und zwar explizit aus preußischer Perspektive und mit Sympathien für die preußischen Unterhändler Humboldt und Hardenberg. Zu beachten ist, dass der im Alter von 22 Jahren Promovierte diese Arbeiten erst mit 42 Jahren abschloss.

So wenig die Habilitation aus aktuell-politischen weltanschaulichen Motiven geschrieben wurde, so sehr passte dann, als sie im Jahr 1942 fertig wurde, eine Studie zur „Neuordnung Europas“ doch in die Zeit. Wolf Gruner hat 2014 in einem Kapitel zur Rezeption des Wiener Kongresses die Arbeit Griewanks sehr ausführlich darge-

6 Detlef J. K. PEUKERT, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Darmstadt 1997, S. 30.

7 Überliefert ist die Aussage seines gleichaltrigen Cousins Arnold Fratzscher, „daß er von seiner Schülerzeit her ein überzeugter Demokrat war und diese Überzeugung vollkommen konsequent durch alle Wandlungen im politischen Leben Deutschlands durchgehalten hat.“ A. Fratzscher an W. Andreas, 21. Jänner 1954, ed. bei KAISER, Griewank, S. 447–448.

8 Vgl. ebd., S. 69–80.

9 Ebd., S. 88–116.

10 Vgl. zur politischen Einordnung etwa ebd., S. 430.

11 Vgl. Lothar MERTENS, „Nur politisch Würdige“. Die DFG-Forschungsförderung im Dritten Reich 1933–1937, Berlin 2004, und vor allem Sören FLACHOWSKY, *Von der Notgemeinschaft zum Reichsforschungsrat. Wissenschaftspolitik im Kontext von Autarkie, Aufrüstung und Krieg*, Stuttgart 2008.

12 Seine Frau habe sich gelegentlich beklagt, „daß er so wenig Zeit für sie hatte und in den Zeiten, da er in der Forschungsgemeinschaft war, sich immer sofort an den Schreibtisch setzte, sobald er nach Hause gekommen war.“ A. Fratzscher an W. Andreas, 21. Jänner 1954, ed. bei KAISER, Griewank, S. 447–448.

13 Vgl. zu Hardenberg ausführlich ebd., S. 151–154.

14 Lebenslauf zur Habilitation 1942, in: Friedrich-Schiller-Universität Jena, Universitätsarchiv (kurz: UAJ), D 1467, Bl. 6–12, hier Bl. 10.

stellt: „Zu diesem Zeitpunkt schien ein deutscher Sieg nur noch eine Frage der Zeit und ein deutscher Frieden für Europa wahrscheinlich. Es ging in der nationalsozialistischen Historiographie darum, durch eine neue, von Deutschland bestimmte europäische Ordnung den Westfälischen Frieden von 1648 und die Ergebnisse des Wiener Kongresses von 1815 rückgängig zu machen.“¹⁵ Diese Einordnung ist absolut treffend und der aktuelle Bezug, den Griewanks Buch zum Zeitpunkt seines Erscheinens hat, wird gut beschrieben, wobei sich die später zu erörternde Frage stellt, ob es *die* nationalsozialistische Historiographie überhaupt gab.

Durch seine Tätigkeit in der Forschungsförderung wusste Griewank, dass der Mittelalterhistoriker Walter Platzhoff eine Buchreihe mit dem Titel *Das Reich und Europa* plante, die im Rahmen des sogenannten „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“¹⁶ erscheinen sollte und in der europäische Neuordnungspläne verschiedener Epochen monografisch behandelt werden sollten. Platzhoff war nicht nur ein überzeugter Nationalsozialist, sondern vor allem auch ein wissenschaftspolitisch engagierter Netzwerker, etwa als Rektor der Frankfurter Universität oder als Vorsitzender des Deutschen Historikerverbands. Griewank reichte deshalb seine neuzeitliche Habilitation, obwohl in Berlin lebend, in Frankfurt am Main ein, wo sie vom Mediävisten Platzhoff begutachtet und ohne Probleme akzeptiert wurde. Das Buch erschien in der genannten Reihe und wurde gefördert von der DFG – mit dem zuständigen Referenten Karl Griewank. Griewank war also keinesfalls ein Widerstandskämpfer und nutzte durchaus auch seine Position, seine Kenntnisse, Kontakte und Netzwerke aus, um eine wissenschaftliche Karriere machen zu können. In der NS-Zeit erhielt Karl Griewank jedoch keine Professur, obwohl einige Lehrstühle frei wurden (Graz, Halle und Jena). Stattdessen machte er sich

in der alltäglichen Arbeit bei der DFG unentbehrlich und wurde – was ihm erklärmaßen wichtiger war – als unabkömmlich vom Kriegsdienst freigestellt.¹⁷

2. „Neuordnung Europas“ – Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus und der Wiener Kongress

Bevor auf die Inhalte des Wiener-Kongress-Buches von Griewank eingegangen wird, gilt es, das Erscheinungsbild der Geschichtsschreibung während der NS-Diktatur etwas genauer zu beleuchten. Die Ereignisse auf einer Tagung, die Ende Juli 1942 in Weimar stattfand, können dabei helfen. Rund 50 Wissenschaftler trafen sich und hörten insgesamt acht Vorträge, durch die vor allem die bereits erwähnte Reihe *Das Reich und Europa* vorgestellt werden sollte. Griewank hielt hier ein Referat über „Die europäische Neuordnung 1814/15“, in dem er die Kernaussagen seiner gerade eingereichten Habilitation zusammenfasste.¹⁸ Er betonte den Vertragscharakter und die friedenserhaltende Funktion des Wiener Kongresses. Der Wiener Kongress sei „ein wohlwogenes Werk des Ausgleichs und der mittleren Linie“.¹⁹ Der Friede, so endete er, „mußte versagen gegenüber der Dynamik großer aufbrechender Völker; nachdem er noch bis in das 20. Jahrhundert hinein in abgewandelten Formen Anerkennung erheischt hat, ist mit der Entstehung des Großdeutschen Reiches, mit dem Anbruch einer neuen Stunde der Weltgeschichte seine Zeit endgültig abgelaufen.“²⁰

Trotz dieser Politisierung gefiel der Vortrag vor allem den anwesenden Historikern mit SS-Uniform nicht. Darüber sind wir durch einen SD-Bericht informiert.²¹ SS-Sturmbannführer Hans

15 Wolf D. GRUNER, *Der Wiener Kongress 1814/15*, Stuttgart 2014, S. 230–231.

16 Zum „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“, der nach seinem Erfinder, dem Kieler Juristen Paul Ritterbusch, auch „Aktion Ritterbusch“ genannt wurde, vgl. Frank-Rutger HAUSMANN, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945), Heidelberg 2007 und DERS., *Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“*, Frankfurt a. M. 2011.

17 Vgl. KAISER, Griewank, S. 134–139, zur sogenannten „uk [unabkömmlich]-Stellung“ und Nichteinberufung S. 111–112 und S. 134.

18 Vgl. Karl GRIEWANK, *Die europäische Neuordnung 1814/15*, in: *Historische Zeitschrift* 168 (1943), S. 82–112.

19 Ebd., S. 83.

20 Ebd., S. 112.

21 Hans Schick, zit. nach Joachim LERCHENMÜLLER, *Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Denkschrift „Entwicklung und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland“*, Bonn 2001, S. 262–269.

Schick zeigte sich entsetzt: „Der Gesamteindruck der Arbeitssitzung [...] muss für den Freund einer weltanschaulich ausgerichteten Wissenschaft recht niederdrückend sein“. Es sei eine Tagung, in der „das Wort Nationalsozialismus kein einziges Mal und das Wort ‚der Führer‘ höchstens ein- oder zweimal gefallen“ sei. Der „im Fahrwasser der ‚objektiven‘ Historiker segelnde Dr. phil. habil. Griewank“ stehe dabei „[g]anz auf der Seite der Reaktion“. In der Diskussion zu Griewanks Vortrag muss der Straßburger Völkerrechtler Ulrich Scheuner den Wiener Kongress als „eine durchaus gute Konstruktion einer europäischen Ordnung“ einstufen haben, was die SS-Historiker noch mehr aufregte. Günther Franz „prangerte insbesondere die Glorifizierung des Wiener Kongresses und noch mehr die positive Wertung des Versailler Diktats gebührend an.“ Da dieser Auftritt wohl in der Form relativ heftig geraten war, reagierte Scheuner jovial: „Bisher haben wir in diesem Kreise in der charmanten Art des ‚Wiener Kongresses‘ getagt. Da plötzlich wird mit ungestümer Hand die Tür aufgerissen und herein stürzt das ‚Volk‘, das Volk mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit.“²²

Der Bericht zeigt unterschiedliche Gruppen von Historikern in der Zeit des Nationalsozialismus, über die wir durch die neuere Forschung gut informiert sind. Dabei wurde das ältere Bild, wonach die Anzahl der NS-Historiker klein gewesen und die Historiografie den wissenschaftlichen Standards und Idealen treu geblieben sei, kritisch hinterfragt und gründlich revidiert. Weder waren Wissenschaft und Universitäten „im Kern gesund“²³, noch waren nur „wildgewordene Studienräte oder Außenseiter“²⁴ mit dem Nationalsozialismus konform gegangen, wie Mitte der 1960er Jahre Hans Rothfels meinte, der als jüdi-

scher Remigrant in der Position war, einen Persilschein auszustellen. Die Rolle der Historiker des Sicherheitsdienstes der SS²⁵ wurde ebenso erforscht wie die wirkungsvollen Netzwerke der *Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften*, in denen sich eher jüngere, sogenannte Volkshistoriker der Ost- oder Westforschung organisierten. Dagegen war der von etablierten Ordinarien initiierte „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ eher traditionell ausgerichtet, aber dennoch keineswegs oppositionell.²⁶ Hatte František Graus schon 1969 festgestellt: „Die Geschichtsschreibung kann auch bei der Einhaltung aller ‚wissenschaftlichen Regeln‘ versagen“,²⁷ ist ferner auf Hans Mommsens wichtige Bemerkung auf dem Frankfurter Historikertag 1998 zu verweisen: Das Nebeneinander verschiedener Gruppen „ist nicht Ausfluß einer Affinität zum NS, sondern ist der wirkliche Nationalsozialismus“,²⁸ der durch Teilübereinstimmungen funktionierte.

Hans-Ulrich Wehler unterschied – vor allem um seinen Lehrer Theodor Schieder in Schutz zu nehmen – methodisch. Die „Mehrheit der Geschichtswissenschaftler an deutschen Universitäten [habe] eine ziemlich öde Diplomatie- oder konventionelle Nationalgeschichte“ betrieben, Friedrich Meinecke „eine vergleichsweise raffinierte Ideengeschichte“, innovativ sei „die neue Karte der ‚Volksgeschichte‘“ gewesen.²⁹ Der Wiener Kongress gehört nach dieser Einteilung in den Bereich der „öden Diplomatiegeschichte“. Die Themenwahl versprach keine methodische Innovation

22 Alle Zitate dieses Absatzes stammen aus dem genannten SD-Bericht und sind ebd. und bei KAISER, Griewank, S. 130–134, zu finden.

23 Vgl. Axel SCHILDT, Im Kern gesund? Die deutschen Hochschulen 1945, in: Helmut KÖNIG/Wolfgang KUHLMANN/Klaus SCHWABE (Hg.), Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen, München 1997, S. 223–240.

24 Hans ROTHFELS, Die Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren, in: Andreas FLITNER (Hg.), Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, Tübingen 1965, S. 90–107, hier S. 99.

25 Vgl. LERCHENMÜLLER, Geschichtswissenschaft.

26 Vgl. den knappen Vergleich dieser Netzwerke bei Peter SCHÖTTLER, Versäumte Fragen – aber welche? Die deutsche „Historikerzunft“ und ihre dunkle Vergangenheit, in: Tobias KAISER/Steffen KAUEDEKA/Matthias STEINBACH (Hg.), Historisches Denken und gesellschaftlicher Wandel. Studien zur Geschichtswissenschaft zwischen Kaiserreich und deutscher Zweistaatlichkeit, Berlin 2004, S. 125–147, hier S. 136–138.

27 František GRAUS, Geschichtsschreibung und Nationalsozialismus, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 17 (1969), S. 87–95, hier S. 94–95.

28 Hans MOMMSEN, Der faustische Pakt der Ostforschung mit dem NS-Regime. Anmerkungen zur Historikerdebatte, in: Winfried SCHULZE/Otto Gerhard OEXLE (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1999, S. 265–273, hier S. 271.

29 Hans-Ulrich WEHLER, Nationalsozialismus und Historiker, in: ebd., S. 306–339, hier S. 312.

und keine direkte politische Anwendbarkeit, wenn man nicht einen Vergleich zum Versailler Vertrag anstrebt³⁰ oder das „Erwachen der Völker zum Eigenwillen“³¹ in einen völkisch-rassistischen Längsschnitt einordnete.

Griewanks sachliches Buch kommt ohne Erwähnungen von Hitler oder des Nationalsozialismus aus, vermeidet alle rassistischen und antisemitischen Interpretationen. Einen wichtigen Platz nehmen Territorialfragen und Beschreibungen der verschiedenen Allianzen und Mächtekonstellationen ein. Großen Wert legt er auf eine lebendige Vorstellung der beteiligten Personen. Es ist ihm wichtig zu zeigen, dass die beteiligten Diplomaten nicht „im Strudel leichtfertiger gesellschaftlicher Zerstreungen [...] ihre große Aufgabe vernachlässigt und vergessen“³² hätten, wie es dem negativen Image des Kongresses entsprach. Vielmehr sei die friedenserhaltende Leistung hoch einzuschätzen. Obwohl er als „den wundesten Punkt des ganzen Wiener Stabilisierungswerkes“³³ die Nichteinbeziehung der Türkei benennt, geht er darauf nicht näher ein. Im Zentrum der Darstellung stehen die Deutsche Frage und ‚Mitteleuropa‘. Der Deutsche Bund – insbesondere die mindermächtigen Staaten und das ‚Dritte Deutschland‘ – kommen schlecht weg. Hier zitiert Griewank zustimmend Hardenberg und Humboldt und skizziert das Bild einer zukunfts zugewandten, die Nation berücksichtigenden preußischen Politik. Ausgehend von seiner Beschäftigung mit Preußen geraten die Mittel- und Kleinstaaten stellenweise ganz außer Acht. Griewank kann also eindeutig als ein Vertreter eines kleindeutsch-preußischen Geschichtsbildes angesehen werden. Seine daraus folgende Bewertung der Ergebnisse des Kongresses bringt Wolf Gruner auf den Punkt: „Er macht die alten Schuldigen für einen gescheiterten Nati-

onalstaat oder ein festeres Band für Deutschland aus: Metternich, die Engländer und die landgierigen Mittelstaaten. Preußen konnte seine deutsche Mission nicht erfolgreich verfolgen.“³⁴

Die Tatsache, dass Hardenberg und Humboldt sich für die Gleichberechtigung der Juden einsetzten, verschweigt Griewank nicht. „Von Westen her war die Emanzipation der Juden durch die Französische Revolution in Fluß gekommen“ und „die führenden Diplomaten der beiden deutschen Großstaaten waren ausnahmslos durch Umgang und Überzeugung judenfreundlich“.³⁵ Griewank beschreibt die Konstellation sachlich und ohne antisemitische Formeln, nennt die verschiedenen Gesetzgebungen und die klaren Positionen, die vor allem „Hardenberg, der liberale Wirtschaftsoptimist, allbekannt als Begünstiger der Juden und eigentlicher Vater der preußischen Judeeinbürgerung von 1812“, vertrat.³⁶ Der Schlusssatz des Absatzes lautet: „Die Vermischung mit dem Judentum, die dem Eindringen aller westlichen Ideen in Deutschland so vielfältig Vorschub leistete, war zum Anliegen der europäischen Mächte erklärt und unmittelbar ihrer Einwirkung ausgesetzt worden“.³⁷ Der Satz ist auf verschiedene Weise lesbar. Da Griewank das Eindringen der westlichen Ideen bis dahin positiv bewertet hatte, lag womöglich sogar eine positive Beurteilung des Judentums zugrunde, die 1942 jedoch so ausgedrückt wurde, dass sie ein nationalsozialistischer Leser in seiner rassistischen Ablehnung gegenüber fremden Mächten und vorgeblichem ‚jüdischen Einfluss‘ anders lesen konnte. Genau in diesem Sinne griff auch sein Gutachter Walter Platzhoff diese Stelle heraus.³⁸ Gerade der von Griewank betonte Europa-Gedanke war es, der in den Rezensionen zur ersten Auflage aufgenommen und wie selbstverständlich negativ konnotiert wurde, etwa vom Rezensenten der Zeitung *Völkischer Beobachter*.³⁹ Im Buch findet sich die negative Wertung allerdings nicht; es zeigt sich vielmehr

30 So – mit einem Hitlerzitat endend: Curt Christof von PFUEL, Wiener Kongreß – Versailler Vertrag. Ein Vergleich, Berlin 1934.

31 So etwa Hermann DREYHAUS/Erich L. SCHMIDT/Arnold Hillen ZIEGFELD, Volk und Boden. Ein Wegweiser durch die deutsche Volksgeschichte auf geopolitischer Grundlage in vier Bänden, Braunschweig, Berlin, Hamburg 1942; zum Wiener Kongress Bd. 3, S. 21–24, Zitat S. 21.

32 GRIEWANK, Wiener Kongress, 1942, S. 82; in der Neuauflage wortgleich S. 121.

33 GRIEWANK, Wiener Kongreß, 1942, S. 242; in der Neuauflage wortgleich S. 297.

34 GRUNER, Wiener Kongress, S. 233–234.

35 GRIEWANK, Wiener Kongreß, 1942, S. 228.

36 Ebd.

37 Ebd., S. 230.

38 Walter Platzhoff, Gutachten, 22. Jänner 1942, in: UAJ, D 1467, Bl. 24–26, hier Bl. 25.

39 Wilhelm KOPPEN, Rezension Griewank: Wiener Kongreß, in: *Völkischer Beobachter* Nr. 35, 4. Feber 1943, S. 3.

an manchen Stellen eine dialektische Formulierungsfähigkeit. Wenn etwa vom Liberalismus die Rede ist, so mag dies einem faschistisch denkenden Leser wie ein Schimpfwort vorkommen, de facto enthielt sich Griewank selbst jedoch auffallend einer solchen Wertung.

Umso mehr fallen die politischen Aktualisierungen am Ende des Buches auf: „Schließlich haben die Westnationen ihren durch Aushungierung und liberal-demokratische Zersetzung gewonnenen Sieg über die Mitte Europas benutzt, um voll Haß und Habgier das so lange von ihnen vorteilhaft gehandhabte Gleichgewichtssystem in Versailles selbst zu zerstören und Deutschland einer Horde pseudodemokratischer Nachbarn als machtlose Beute auszuliefern. [...] Europa kann nicht mehr aufgebaut werden nach den Prinzipien der weltbürgerlichen Aufklärung, in deren Namen die Diplomaten von 1814/15 und ihre liberal-nationalen Fortsetzer im 19. Jahrhundert handelten; aus der Gestaltungskraft seiner führenden Völker muß sich ein um seine Mitte und ohne Mitbestimmung der seinen Räumen fremden Mächte sinnvoll gegliederter Weltteil erheben.“⁴⁰ Griewank verlässt hier den akademischen Ton und die historische Analyse auffällig und geht in dem von Gruner beschriebenen Sinne auf die NS-Lesart ein.

Insgesamt beschreibt Griewank im gesamten Buch den Wiener Kongress tendenziell (und in seinem Resümee auch explizit) als etwas Fremdes, Fremdgewordenes und Überwundenes. Das erinnert an die zunächst für Antike und Mittelalter aufgebraute Denkfigur der Lust am „nächsten Fremden“.⁴¹ Es ist vergangen, aber durchaus so bekannt und dadurch gegenwärtig, dass Interesse geweckt wird. Die Akteure des Wiener Kongresses waren nicht nur Fachleuten bekannt. Zwar wurde der Film *Der Kongreß tanzt* (1931) seit September 1937 wegen der jüdischen Schauspieler nicht mehr gezeigt.⁴² Die Selbstverständ-

lichkeit jedoch, mit der dort die verschiedenen Beteiligten des Kongresses vorgestellt werden konnten, ist bemerkenswert. Es erschienen auch einige populäre Bücher zum Thema, etwa die explizit unpolitischen, am ‚tanzenden Kongress‘ orientierten „Zeit- und Sittenbilder“ des kenntnisreichen französisch-österreichischen Gelehrten Jean de Bourgoing.⁴³ Griewank konnte also an dieses episodische und antiquarische Interesse am Wiener Kongress anknüpfen und erfüllte den Wunsch des Laien, den Zusammenhang nun einmal vom Fachmann genauer präsentiert zu bekommen. Griewanks Buch erscheint als gut lesbarer Informationsspeicher nützlich und passend. Das Buch wurde schließlich sogar in einer Feldpostausgabe herausgegeben. Nicht zuletzt durch das Stichwort der „Neuordnung Europas“ konnte es auch problemlos in ein nationalsozialistisches Narrativ eingebaut werden. Die Ordnung von 1814/15 musste in einer solchen Lesart als fehlerhaft und fremdgesteuert interpretiert werden, die dem Volkswillen und der Nation nicht genügend Aufmerksamkeit entgegengebracht habe. Nach dem zu erwartenden Sieg im Weltkrieg würde dann alles anders aussehen.

Bezeichnenderweise erschien zur selben Zeit auch ein Separatdruck aus Heinrich von Treitschkes *Deutscher Geschichte* als kompaktes Buch zum Wiener Kongress.⁴⁴ Diese ältere, pointiert nationalistisch-antisemitische Deutung erfüllte offensichtlich den Zweck einer Einbindung in ein nationalsozialistisches historisches Denken. Beiden gemeinsam – Griewank und Treitschke – war der preußische Blick: Wien 1814/15 wurde von Berlin aus gesehen.

Film-Konzern. Kunst und Krisen, Stars und Regisseure, Wirtschaft und Politik, Frankfurt a. M. 1994, S. 294–297.

43 Bourgoing ging noch davon aus, dass der Kongress „bisher keinen Historiker gefunden“ (S. VII) habe, kennt Griewanks Buch also noch nicht. Jean Freiherr von Bourgoing, *Vom Wiener Kongreß. Zeit- und Sittenbilder*, Brünn, München, Wien 1943. Das lesenswerte Buch wird zu Unrecht von der Forschung wenig rezipiert. Eine Ausnahme bei: Jonas Teune, *Revolution wegtanzen! Die Hintergründe der Feierlichkeiten auf dem Wiener Kongress 1814–15*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 94 (2012), S. 177–200.

44 Heinrich von Treitschke, *Der Wiener Kongreß*, Berlin 1943.

40 GRIEWANK, *Wiener Kongreß*, 1942, S. 301.

41 Vgl. Uvo Hölscher, *Das nächste Fremde. Von Texten der griechischen Frühzeit und ihrem Reflex in der Moderne*, München 1994.

42 Offizielle Begründung war „Gefährdung der öffentlichen Ordnung und der Verletzung des nationalsozialistischen Empfindens“. Vgl. Michael Töteberg, *Gekonnte Mache. Erik Charells „Der Kongreß tanzt“*, in: Hans-Michael Bock/Ders. (Hg.), *Das Ufa-Buch. Die internationale Geschichte von Deutschlands größtem*

3. Die Zeit nach 1945 – alte Inhalte in neuer Auflage

Mit dem Kriegsende erschien manches in anderem Licht. Griewanks Nicht-Parteimitgliedschaft, seine Zurückhaltung gegenüber der NS-Ideologie und die Kontakte zur Bekennenden Kirche kulminierten im Bild eines NS-Gegners. Daran bestand kein Zweifel bei den Zeitgenossen, auch nicht bei Kommunisten und Sozialisten, die bald im Ostteil Deutschlands die Hochschulpolitik bestimmen sollten. Griewank wurde 1946 zum Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte an die Universität Jena berufen und galt dort als sogenannter „bürgerlicher Historiker“, eine Fremdzuschreibung, die zur Abgrenzung von marxistisch-leninistischen(-stalinistischen) Historikern gebraucht wurde.⁴⁵ Es wurde seine produktivste Zeit, in der er die Themen Revolution und Demokratie wieder entdeckte. Bald schon geriet er in politische Konflikte, die jedoch sein Buch zum Wiener Kongress nicht betrafen und daher an dieser Stelle vernachlässigt werden können.⁴⁶

Ohne erkennbare Störung arbeitete er an einer neuen Version seines Wiener-Kongress-Buches, die dann als „völlig neubearbeitete Auflage“ gekennzeichnet wurde. Seinem Bruder berichtete Karl Griewank jedoch von einem „fast unveränderten Neudruck“.⁴⁷ Karl musste dem Bruder diese Information übermitteln haben, nachdem er gemerkt hatte, dass er weite Teile des Buches in der ursprünglichen Fassung belassen konnte. Im Vorwort der Neuauflage führt dieser zwar aus: „Das Buch hat eine gründliche Überarbeitung erfahren“; der Text sei „sachlich an vielen Stellen erweitert und verbessert“ worden, da der Autor „in den vergangenen Jahren in mancher Hinsicht hinzugelernt“ habe.⁴⁸ Eine politische Reflexion ist aber nicht erkennbar.

Gänzlich neu schrieb Griewank den Anfang und den Schluss des Buches, sonst nahm er hier und da kleine Änderungen vor. Von den „völkisch erwachten Räumen Mittel- und Südeuropas“⁴⁹ ist nicht mehr die Rede. Ohne Zweifel kommt in der Änderung des Titels eine gewisse Akzentverlagerung zum Ausdruck. Griewank betont den monarchisch-dynastischen Charakter der Restauration stärker als in der ersten Auflage, wo diese Veränderungen eher als Territorialfragen thematisiert worden waren. Aber was meinte er mit Restauration? Es handelte sich nicht um eine Hinwendung zu einem Sicherheits- oder Polizeistaatsnarrativ, die ja auch denkbar gewesen wäre. Stattdessen wird der Begriff im engeren Sinne gebraucht und bezieht sich vor allem auf die Wiedereinsetzung der Monarchien, insbesondere der französischen. Damit änderte sich in der Substanz nicht viel gegenüber der ersten Auflage.

Die Diskussion um die Rechte der Juden behandelte Griewank in der zweiten Auflage nicht ohne nun „das Aufkommen eines neuen, vorwiegend kleinbürgerlichen Antisemitismus“⁵⁰ zu erwähnen – eine Formulierung, die in der ersten Auflage fehlt. Deutlicher als zuvor wird der Wiener Kongress hier als ein Übergangsphänomen von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft beschrieben, in Griewanks Worten als „Übergang von den sozialen Bindungen der feudalen Gesellschaftsordnung, die im Staate des monarchischen Absolutismus schon eingeschränkt, aber in erstarrten Formen erhalten waren, zu individualistisch-kapitalistischen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens mit entsprechenden politischen und kulturellen Tendenzen.“⁵¹ Klarer im Fokus stehen in der Neuauflage auch die außereuropäischen Veränderungen, etwa wenn Griewank die Monroe-Doktrin von 1822 dem Schlusskapitel neu hinzufügt. „Die alte europäische Gleichgewichtsmechanik begann sinnlos zu werden, seitdem die wirtschaftliche und politische Aufteilung der außereuropäischen Welt ihre Grenzen erreichte“.⁵² Mit diesem neuen Resümee setzte er einen deutlich anderen Akzent: Nicht eine den nationalen Interessen – beziehungsweise der „völki-

45 Vgl. zu dieser Dichotomie KAISER, Griewank, S. 198–201 und DERS., Karl Griewank – ein bürgerlicher Historiker?, in: DERS./Steffen KAUELKA/Matthias STEINBACH (Hg.), Historisches Denken und gesellschaftlicher Wandel. Studien zur Geschichtswissenschaft zwischen Kaiserreich und deutscher Zweistaatlichkeit, Berlin 2004, S. 13–51.

46 Dazu ausführlich KAISER, Griewank, S. 171–285.

47 Theodor Griewank, 20. Jänner 1954, zit. nach ebd., S. 165.

48 GRIEWANK, Wiener Kongreß, 1954, S. 10.

49 DERS., Wiener Kongreß, 1942, S. 12.

50 DERS., Wiener Kongreß, 1954, S. 284.

51 Ebd., S. 12.

52 Ebd., S. 386.

schen Willenseinheit⁵³ – widersprechende Natur des Kongresses, sondern die wirtschaftliche Globalentwicklung wurde als Grenze gesehen.

4. „Restauration“ – der Wiener Kongress in der DDR-Historiografie

Auch wenn gerade mit diesen ökonomischen Argumenten ein Anknüpfen an eine marxistische Deutung denkbar wäre, wurde das Thema in der DDR-Historiografie nicht aufgenommen. In ihrer materialreichen Studie zur DDR-Geschichtswissenschaft markierte Heike Christina Mätzing 1999 Verfassungsgeschichte und Außenpolitik, namentlich den Wiener Kongress und den Deutschen Bund, als Desiderate der DDR-Geschichtsschreibung.⁵⁴

Bezeichnend ist ein Forschungsbericht aus dem Jahr 1960, in dem der Autor Peter Schuppan einen ganzen Absatz braucht, um zu sagen, dass er nichts über Griewanks Buch sagen wolle, da „es sich aber um eine, wenn auch in einzelnen Partien umgearbeitete Neuauflage eines schon 1942 erschienenen Werkes handelt“.⁵⁵ Das Buch wird also im Grunde als nur zufällig in der DDR entstanden betrachtet und aus der DDR-Historiografie gleichsam ausgeschlossen. Ganz im Sinne eines starr verstandenen Stufenmodells in der Tradition des sogenannten Historischen Materialismus wurden die Revolutionen zum entscheidenden Untersuchungsfeld. Die hier interessierende Zeit wurde bestenfalls „Vormärz“, zumeist jedoch „Restauration“ genannt, wobei sich die Epochengrenze von 1815 auf das Jahr 1830 verschob, um eine negative frühere und positivere spätere Zeit unterscheiden zu können. Eine gewisse Rolle spielten – vor allem zu Beginn der DDR – die Befreiungskriege, wobei Joachim Streisand hier von „dem gerechten Krieg gegen die Expansionsbestrebungen der

französischen Bourgeoisie und gegen die napoleonische Fremdherrschaft“⁵⁶ spricht. Streisand, vor allem aber Karl Obermann⁵⁷ sollten zu den Hauptinterpreten und Handbuchautoren der Epoche werden.⁵⁸ Die Lesart war eindeutig: „Metternich, der führende reaktionäre Staatsmann der damaligen Zeit, wollte [...] den fortschrittlichen nationalen und liberalen Bewegungen in Europa eine feste Schranke setzen und die Vorherrschaft Österreichs in Deutschland und in Italien begründen. Von Wien aus wollte er die polizeiliche Unterdrückung aller Einheits- und Freiheitsbestrebungen leiten.“⁵⁹ Geschickt zieht Obermann Primärquellen heran, die seine Interpretation stützen, vor allem, indem er Friedrich von Gentz zitiert. Es zeigt sich hier ein Grundphänomen, das die Rezeption des Wiener Kongresses von Anfang an bestimmt, nämlich dass die „verfügbaren Quellenmaterialien [...] häufig nur unter nationalgeschichtlichen oder aber ideologischen Gesichtspunkten ausgewertet“⁶⁰ wurden, gefördert durch die Vielfalt und Dichte der Überlieferung. In der DDR trat dies auch wissenschaftstheoretisch untermauert zu Tage, da die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft sich explizit als parteilich und dem „Fortschritt“ verpflichtet verstand.⁶¹

Da zudem die ‚Klassiker‘ des Marxismus-Leninismus unverrückbare Bezugspunkte waren und man sich dem Vermächtnis von Marx und

53 DERS., Wiener Kongreß, 1942, S. 301.

54 Heike Christina MÄTZING, Geschichte im Zeichen des historischen Materialismus. Untersuchungen zu Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht in der DDR, Hannover 1999, S. 160–162.

55 Peter SCHUPPAN, Literatur zur Periode des Vormärz 1815–1848, in: Dieter FRICKE [u. a.] (Red.), Historische Forschungen in der DDR. Analysen und Berichte. Zum XI. Internationalen Historikerkongreß in Stockholm August 1960, Berlin (Ost) 1960, S. 201–211, hier S. 204.

56 Joachim STREISAND, Deutsche Geschichte in einem Band. Ein Überblick, Berlin (Ost) 3 1974, S. 148.

57 Zu Obermann vgl. Mario KESSLER, Exilerfahrung in Wissenschaft und Politik. Remigrierte Historiker in der frühen DDR, Köln, Weimar, Wien 2001, S. 197–221.

58 Vgl. Karl OBERMANN, Der Wiener Kongreß, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 13 (1965), S. 474–492; DERS., Bemerkungen über die bürgerliche Metternich-Forschung, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 6 (1958), S. 1327–1342; DERS., Unveröffentlichte Schriftstücke Metternichs vom Sommer 1845 über deutsche Angelegenheiten, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 23 (1970), S. 388–397.

59 DERS., Deutschland von 1815 bis 1849: Von der Gründung des Deutschen Bundes bis zur bürgerlich-demokratischen Revolution, Berlin (Ost) 1961, S. 4. Wortgleich in der 4. Aufl. Berlin (Ost) 1976, S. 19.

60 GRUNER, Wiener Kongress, S. 213.

61 Vgl. Helmut RUMPLER, Parteilichkeit und Objektivität als Theorie-Problem der DDR-Historie, in: Reinhard KOSELLECK/Wolfgang J. MOMMSEN/Jörn RÜSEN (Hg.), Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft, München 1977, S. 228–262.

Engels verpflichtet fühlte, wurde das Bild des Kongresses durch politisch agierende Zeitzeugen bestimmt, die deutlich Partei ergriffen und eine Dichotomie zwischen Reaktion und Revolution konstruiert hatten. Bei Engels klingt dies so: „[...] die Wiener Verträge sind das Resümé des großen Siegs des reaktionären Europa über das revolutionäre Frankreich. Sie sind die klassische Form, in der die europäische Reaktion unter der Restaurationszeit 15 Jahre herrschte.“⁶² Dieses Urteil sei „eine treffende Charakteristik“,⁶³ so Obermann, der damit eine differenziertere Einordnung aus grundsätzlichen ideologischen Überlegungen ausschloss und mit dieser Verengung zum 150. Jahrestag des Kongresses einen „Jubiläumsbeitrag der besonderen Art“⁶⁴ beisteuerte. Die Deutung der DDR-Geschichtswissenschaft ging jedoch nicht nur von einer marxistischen Interpretation aus. Sie war zudem nationalistisch, jedenfalls keineswegs internationalistisch. Entscheidend sei gewesen, dass „die nationale Befreiungsbewegung der Völker“ sich nicht durchgesetzt hätte. „Der Deutsche Bund bildete darüber hinaus ein Werkzeug ausländischer Mächte, um deren Einfluß auf Deutschland zu sichern.“⁶⁵ Es gab auch in der DDR eine Fixierung auf den Nationalstaat und die Reichsgründung von 1871. Hier kam ein vulgärer Hegel über Marx in die Geschichtsdarstellung. Und wieder wurde Wien 1814/15 von Berlin aus gesehen, diesmal von Ost-Berlin.

Das Interpretationsmuster blieb während der Zeit der DDR starr erhalten. Stärker noch als in Westdeutschland, wo das auch lange Zeit festzustellen war, verfestigte sich eine kleindeutsch-preußische Perspektive. Erst in der letzten Phase der DDR war es Helmut Bleiber, der die Diskussion um den Deutschen Bund aufnahm, nachdem er 1987 von Fritz Fellner und Helmut Rumpler nach Salzburg eingeladen worden war.⁶⁶ Diese Impulse aus Österreich kamen zu spät, um die Diskussion

in der DDR zu bereichern. Neue Perspektiven konnte eher die westdeutsche Geschichtsschreibung gewinnen, etwa durch Rezeption der anglo-amerikanischen Forschung zu internationalen Beziehungen, durch neue Diskussionen zu Trias und Deutschem Bund, aber auch durch sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen.⁶⁷

5. Neuordnung oder Restauration? Oder beides nicht? Ein Resümee

Das Thema Wiener Kongress, so kann die eingangs gestellte Frage nach dem Gegenwartsbezug beantwortet werden, ist in der Historiografie der zwei hier vorgestellten Diktaturen kein herausgehobenes Thema. Politisch (oder ideologisch) agierende Wissenschaftler verfolgten andere Themen und andere Ansätze. Es gab kein spezifisches Interesse des NS-Regimes oder der DDR-Politik daran, das Thema gründlich, etwa in einer wissenschaftlichen Monografie, zu behandeln. Die Tatsache, dass die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung in der NS-Zeit entstand und in der DDR wieder aufgelegt wurde, ergab sich nicht durch externe aktuell-politische Impulse. Es ist ein in gewisser Weise tragischer Zufall, dass der Autor Griewank einmal als NS-Historiker, einmal als DDR-Historiker eingeordnet wird, denn beides war er im Grunde nicht. Vielleicht hat sich sein Wiener-Kongress-Buch auch deshalb so lange als Standardwerk gehalten. Seine Forschungen entwickelte er aus älteren Fragestellungen heraus. Er nahm dabei gleichsam selbstverständlich eine preußisch-kleindeutsche Perspektive ein. Diese findet sich verstärkt sowohl vor als auch nach 1945 in Ost und West.

Die borussische Lesart und die in den Untertiteln seiner Studie angesprochenen Leitgedanken Neuordnung und Restauration waren dabei jeweils kompatibel mit bestehenden historiografischen Grunddeutungen. Aus der Sicht des Nationalsozi-

62 Zit. nach OBERMANN, Wiener Kongreß, S. 492.

63 Ebd.

64 Eva Maria WERNER, Ein Mahnmal des Friedens. Der Wiener Kongress in den europäischen Erinnerungskulturen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65/22–24 (2015), S. 3–8, hier S. 7.

65 STREISAND, *Deutsche Geschichte*, S. 150.

66 Helmut BLEIBER, Der Deutsche Bund in der Geschichtsschreibung der DDR, in: *Historische Zeitschrift* 248 (1989), S. 33–50, hier S. 34.

67 Sozialgeschichtliche Debatten lösten Fragen um Modernisierung und Modernisierungsdefizite aus, die etwa durch Hans-Ulrich Wehlers Ansatz einer Gesellschaftsgeschichte ausgelöst wurden. Die Forschungen zum Deutschen Bund wurden vor allen Dingen durch Peter Burg, Helmut Rumpler und Wolf Dieter Gruner vorangetrieben, jetzt auch von Jürgen Müller und Eckhart Treichel. Diskussionen dieser Art kannte die DDR-Geschichtsschreibung nicht.

alismus sollte eine europäische Neuordnung freilich in klarer Distanz zum Wiener Kongress gestaltet werden. In der DDR wurde der restaurative Charakter betont, der nur revolutionär überwunden werden konnte. In dieser jeweils ideologisch eingeengten Interpretation finden sich die beiden Begriffe bei Griewank nicht wieder. Seine differenzierter verstandenen Konzepte passten nicht in

die Diktaturen des 20. Jahrhunderts. In der Substanz spiegeln die Begriffe die Bandbreite der Interpretation einer Gesamtdarstellung zum Wiener Kongress wider und passen damit in einen demokratischen, freien, wissenschaftlichen Diskurs, der heute zum Glück die auf den Nationalstaat fixierte preußische Engführung verlassen hat.

The Faded Emotions of Scheveningen, Vienna, Waterloo. Remembrance cultures in the Netherlands in a European context

Beatrice de Graaf¹

Introduction

The year 1815 has imprinted itself on the year 2015 with great vigour and variety; and not only because of the *hausse* in studies, monographs and novels that have been published on the topic of Vienna, Waterloo, Napoleon, Alexander, etc. Outside this academic scope of interest, there were huge re-enactment parties at Waterloo and elsewhere, and ringing public statements from ministers and chancellors were disseminated, from Vienna to The Hague, from New York to Brazil. All told, these activities definitely ranked the year 2015 among the most successful celebrations since 1815. That was especially so in the Netherlands where the celebrations started in 2013 already, with the commemoration of the return of the House of Orange to the Low Countries in November 1813, and lasted until 21 September 2015, the bicentennial of the formal coronation of King William I.

The year 1815 is not only back as a memorial moment, it has also returned and re-presented itself in its material, physical form. For example, Operation Nightingale, a program initiated and conducted by British military personnel with a background in archaeology, enables veterans with posttraumatic stress symptoms to participate in excavations at the site of Waterloo, searching for more historical details, the remains of killing grounds and tracing battle movements.² Excava-

tions are also organised throughout Belgium and the Netherlands to locate other battle fields in the slipstream of the last Napoleonic resistance between 1813 and 1815, or to look for lost fortresses and defence bulwarks that were created during these years of European warfare. Traces of that strife can still be found just below the surface of many First World War remembrance sites, simply begging for excavation and attention.

This juxtaposition and interplay of amateur interest in the historical events of 1815, with appealing novels and romantic stories, straightforward archaeological digging and a wave of deft and detailed Congress of Vienna publications have created a space of remembrance, of memory and history that can only be described as multi-layered, a bit edgy sometimes (when British and German versions of the Battle of Waterloo clash, for example), but overall fairly positive in their basic tone. Be it martial, military demonstrations of victor's pride, re-enactments of the 'landing' of King William I on the beach of Scheveningen in 1813 (with live coverage of real helicopters and special forces, to the bewilderment of the historians amongst the spectators)³, or very artful and creative presentations of Viennese culture, of diplomatic master craft and European peace-making – everything was allowed. This eclectic cavalcade of totally diverse commemorations of the 1813–1815 events was especially visible in the way that the Netherlands carried out its bicentennial celebrations. For this country, not only were the defeat of Napoleon and the peace-making process of Vienna honoured, the bicentennial of the creation of the Dutch monarchy, as restoration and promotion of the House of Orange (the former *Stadholders*),

1 Thanks to John Kok for his assistance with the editing. The research leading to these results has received funding from the European Research Council under the European Union's Seventh Framework Programme (FP/2007-2013) / ERC Grant Agreement n.615313.

2 Theo TOEBOSCH, Waterloo: Veteranen op het slagveld, in: NRC Handelsblad, 21–22 November 2015; Glasgow archaeologists begin dig at Waterloo battlefield, BBC News, 29 April 2015.

3 (Terug)kijken: de aankomst van prins Willem Frederik in Scheveningen, in: NRC Handelsblad, 30 November 2013.

was also celebrated. In the story of the 1813/15 bicentennial, as it was remembered and re-enacted in the Low Countries (the current Netherlands and Belgium taken together), everything comes together: martial and pacifist strands, the Congress of Vienna, the two Paris peace conferences, the return of the House of Orange, the battle of Waterloo, national and international sentiments, northern Dutch and southern Belgian identities.

In this article, I will consider to what extent the year 1815, to be more specific, the years 1813–1815, initiated the establishment of a *myth of national unity* (of the northern and southern parts of the country) *within a context of European peace and security*. I will show how different meanings were inscribed in this historical space, how conflicting images of national and international, European, and specifically Dutch importance vied for dominance, which agents influenced this process of myth- and memory-making, and in which guise, in the end, the myth of 1813/15 lived on. In describing this process, there is an intricate and inextricable linkage between ‘Scheveningen’, ‘Vienna’, and ‘Waterloo’ as veritable geographic *lieux de mémoires*. We could argue that Vienna had its origin, its reason for being and its military foundation in Waterloo, and on the fields of Flanders. For the making of the Dutch 1813/15-myth, both Waterloo and Vienna started with Scheveningen, symbolizing the return of the Sovereign Prince, Stadholder William VI (the later King William I). I will describe how the newly inaugurated king of the Netherlands, William I, keyed in on the emotional capital of 1813/15 and how under his rule (and that of his heirs) a culture of remembrance was created and constructed, pivoting around the two harbinger moments to their houses: national reinstallation (1813) and international confirmation (1815). These moments invoked different, even contradictory emotions and influenced an ambivalent course of remembrance – only to peter out altogether in the second half of the 20th century.

The emotional turn in history and the emotions of 1813/15

Remembrance cultures are shaped by powerful agents, by opinion brokers, and by monuments erected. These cultures can, however, only thrive

and consolidate within the limits and confines of a space demarcated by the sentiments that can be effectively triggered and mobilized. Populations, elites, poets and armies can be aroused and mobilized, but not to every whim. That is why we introduce the emotional turn in history here.

Elsewhere, I have made the case for applying this emotional approach to the history of security, in particular to the history of 1815 and the emergence of a European security culture.⁴ That one’s emotions influence one’s thoughts and behaviour needs little documentation, although how and why they do is a matter of continuing debate. Nonetheless, taking the role that emotions have played into account when studying the past is increasingly recognized as a legitimate historiographic approach. Although many different and contrasting understandings still come into play, even on the basic level of what is meant by the ‘emotional turn in history’ and concerning how these emotional states in past times may be accessed, Frevert and others have done much to professionalize the field of the study of emotions in history.⁵

Windows of opportunity for collective emotions to be aroused and mobilized open up especially in times of crisis and upheaval, as in 1813/15. The ‘emotions of 1815’ were a mixed bag of very

4 Beatrice DE GRAAF, Bringing Sense and Sensibility to the Continent. Vienna 1815 revisited, in: *Journal of Modern European History* 13/4 (2015), pp. 447–457. The lines that follow are taken from that paper.

5 Cf. Ute FREVERT, *Emotions in History. Lost and found*, New York 2011; Ute FREVERT/Monique SCHEER/Anne SCHMIDT/Pascal EITLER/Bettina HITZER/Nina VERHEYEN/Benno GAMMERL/ Christian BAILEY/Margrit PERNAU, *Emotional Lexicons. Continuity and Change in the Vocabulary of Feeling 1700–2000*, Oxford 2014; Jan PLAMPER, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München 2012. See also Nicole EUSTACE/Eugenia LEAN/Julie LIVINGSTON/Jan PLAMPER/William M. REDDY/Barbara H. ROSENWEIN, AHR Conversation. The historical Study of Emotions, in: *The American Historical Review* 117/5 (2012), pp. 1487–1531. Other attempts have, for example, already addressed the emotion of “trust” in the history of international relations. Cf. Eric VAN RYTHOVEN, Learning to Feel, Learning to Fear? Emotions, Imaginaries, and Limits in the Politics of Securitization, in: *Security Dialogue* 46/5 (2015), pp. 458–475; Michael TORSTEN, Time to get Emotional. Phronetic reflections on the concept of trust in international relations; in: *European Journal of International Relations* 19/4 (2013), pp. 869–890.

strong sentiments and desires. Feelings of fear and anxiety on the one hand, and a longing for peace, tranquillity and order on the other, were translated into political metaphors (old and new alike) and informed new concepts of and ways of thinking about international relations. A novelist like Sir Walter Scott, famous in those days, found audiences for his nostalgic, romantic and highly ‘historical’ works in a time when millions of people had been affected by the Napoleonic wars, repercussions of which had spread from Egypt to Russia. In the words of Lukács, “hence the concrete possibilities for men to comprehend their own existence as something historically conditioned, for them to see in history something which deeply affects their daily lives and immediately concerns them”⁶.

So, which feelings dominated, which appealed to the masses and elites alike in 1813/15 within Dutch society? Sense and sensibility, national pathos, victor’s pride or a yearning for peace? Love for the newly inaugurated king, desire for unity and an end to civil war and strife, a craving for liberty and commercial opportunities? How international were these sentiments, how much was 1815, the Congress of Vienna, and the international context of the resurrection of the House of Orange and the United Kingdom of the Netherlands acknowledged? We will see how different kinds of sentiments were mobilized, triggered, aroused and intentionally set in motion after the defeat of Napoleon. But only a specific set of emotions came to be inscribed in Dutch national memory, solidified in stone monuments, iconic paintings and poems – and only very little of it survives in collective memory today.

The narrative invoked: The Scheveningen Landing and the myth of 1813

The remembrance of 1815 in the Netherlands cannot be rightly understood without pointing to the ‘myth of 1813’ as it is described and contested in Dutch historiography.⁷ Not the *divide-et-impera*

at Vienna, the impressive and illustrious meeting ground of monarchs and emperors at the lavish dinners and salons of the Austrian capital, but the total dedication and loyalty of a handful of Dutch royalists in Holland kept the spirit of the Dutch independence alive. Not the redistribution and rearrangement of the European map and the carving out of bits and pieces amongst the European diplomats, but the early and timely resurrection of national resistance sealed the fate of the Kingdom. Moreover, the ‘myth of 1813’ especially features William I, the son of the fugitive Stadholder William V who, on hearing the news of the invading Napoleonic armies, fled the country by a shipping boat in its darkest hours on 18 January 1795. Through numerous adventures and hardships, including schemes and plottings with his mother Wilhelmina of Prussia (the niece of Frederick the Great, king of Prussia) and with the support of the British government – this Prince of Orange returned to his fatherland in 1813.⁸

The myth of his return, as it became inscribed in collective memory after 1813, reads as follows. On 17 November 1813, sympathizers to the House of Orange, the counts Hogendorp, van Limburg Stirum and van der Duyn Maasdam, issued a proclamation to the “People of the Netherlands”, which one-sidedly announced the re-installment of an independent government, headed by the Prince of Orange, and based on a new, liberal constitution. On November 19, van Hogendorp sent his famous letter to William, calling him back “home” and offering him the sovereign rule over the Netherlands (not yet the Crown). He sent couriers to London and Frankfurt, since no one knew the whereabouts of the Prince – who was on his way to England at that time.⁹ Two days later, at his domicile, van Hogendorp and his companions assumed power on behalf of the Prince of Orange – a scene famously portrayed by Jan Willem Pi-

6 Georg LUKÁCS, *The Historical Novel*, Lincoln 1983, p. 24.

7 Cf. Ido DE HAAN, *Een nieuwe staat*, and Henk TE VELDE, *De herdenkingen en betekenis van 1813*, in: Ido DE HAAN / Paul DEN HOED / Henk TE VELDE (ed.), *Een nieuwe staat*.

Het begin van het Koninkrijk der Nederlanden, Amsterdam 2014, pp. 9–33, 363–383.

8 See amongst others: Jeroen KOCH, *Willem I 1772–1843*, Amsterdam 2013.

9 Darmstadt, Hessisches Staatsarchiv (HStD), O11 B 108, Letter from van Hogendorp to William, The Hague, 19 November 1813; Cf. Edwin VAN MEERKERK, Gijsbert Karel van Hogendorp. *De man van 1813*, in: de Haan et al. (ed.), *Een nieuwe staat*, pp. 34–41.

eneman in 1828 (a masterpiece on view at the Rijksmuseum).¹⁰

In the meantime, after having received the proclamation by van Hogendorp, the German knight and William's loyal emissary Hans Christoph von Gagern, together with Castlereagh, announced in Frankfurt (where the Allied Powers of the Sixth Coalition had their headquarters and convened to discuss the future European order) the resurrection of the state of the Netherlands, sending a copy of van Hogendorp's letter to all the allied parties, including Sweden, as a *de facto* confirmation and proclamation by the people of the Netherlands of William's sovereign rule.¹¹ Gagern negotiated and consequently signed the treaties that recognized the Netherlands as an ally in the battle against Napoleon in December 1813.¹² These were major accomplishments for a country that still was not liberated from the French, was financially exhausted, and had no army to speak of. And it created new facts. From now on, the House of Orange was back in business on the continent, and the idea of a resurrection of the Low Countries (in whatever form this was to take) was firmly put on the agenda of the Allied Powers. Of course, as it has been thoroughly described by Niek van Sas, the creation of a strong bulwark against France and Prussia along the North Sea

coast had always been part of the British strategic plans for Europe.¹³

Without falling into the trap of *post hoc* projecting national sentiments onto a dispersed and distraught population that did not perceive itself as Dutch in the modern sense of the word at all, Henk te Velde¹⁴, Matthijs Lok¹⁵ and Lotte Jensen¹⁶ have indeed pointed to strong sentiments of resistance and rejection (of the French yoke) and relief within the population upon hearing about the news of the return of the hereditary Prince of Orange in November 1813. His return was celebrated as a "redemption from slavery", as a feast for the country, its population and the elites alike. Former minister, theologian and professor van der Palm composed a famous jubilant poem in 1816: "Never before was such a joy – exalted as drunkenness, in such diverse fashions to everyone's liking – experienced. [...] To the elders, a child had been regained from death, to the men a brother had returned, for the young ones, a father! [...] Thousand cloths were waved, drenched in tears".¹⁷ According to Henk te Velde, these sentiments of relief, sympathy and support should not be confused with late-19th century nationalism, for they were an expression of immense relief and a desire for stability; nationalism was projected upon the House of Orange and meant the recreation of a

10 Jan Willem Pieneman (1779–1853) was an artist, already famous in his lifetime, director of the Royal Academy of Fine Arts (1820–1853) and director of the Rijksmuseum (1844–1847). The title of the 1828 painting was *De aanvaarding van het Algemeen Bestuur in naam van de Prins van Oranje ten huize van Van Hogendorp op 21 november 1813*.

11 HStD, O11 B108, Letter from Gagern to van Hogendorp, Frankfurt, 30 November 1813.

12 HStD, O11 B32, Letter from Prince William to Gagern, 1 December 1813. Gagern's efforts and importance were acknowledged in The Hague: The Hague, National Archives (NA), Ministry of Foreign Affairs 1813–1870, pl. nr. 2.04.01, inv. nr. 747, Letter from van der Duyn van Maasdam, also on behalf of van Hogendorp (the then Secretary of State, and member of the triumvirate that proclaimed the Dutch independence on 17 November) to Fagel, 8 December 1813. See: Beatrice DE GRAAF, Second-tier Diplomacy. Hans von Gagern and William I in their quest for an alternative European order, 1813–1818; in: *Journal for Modern European History* 12/4 (2014), pp. 546–566.

13 Niek VAN SAS, *Onze Natuurlijkste Bondgenoot*. Nederland, Engeland en Europa, 1813–1831, Groningen 1985.

14 Henk TE VELDE, *De herdenkingen en betekenis van 1813*. See footnote 7.

15 Matthijs LOK, The bicentennial of "1813" and national history writing. Remarks on a new consensus, in: *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* 130/4 (2015), pp. 111–120; Matthijs LOK, "Een geheel nieuw tijdperk van ons bestaan". De herinnering aan de Nederlandse Opstand en de temporaliteit van "1813"; in: *De Negentiende Eeuw* 38/2 (2014), pp. 67–82.

16 Lotte JENSEN/Bart VERHEIJEN, *De betekenis van 1813 voor het gewone volk*. Oranje boven!, in: *Thema Tijdschrift* 4 (2013/14), pp. 10–11; Lotte JENSEN, *Verzet tegen Napoleon*, Nijmegen 2013.

17 "Nooit werd vreugde, tot dronkenschap opgevoerd, op zoo verschillende wijzen, naar ieders aard vertoond. [...] Den ouden was het als hadden zij een kind uit den dood wedergekregen, de mannen een broeder, de jongelingen een vader! [...] en duizend doeken zwaaiden, met tranen besproeid!". Johannes VAN DER PALM, *Geschieden redekunstig gedenkschrift van Nederlands herstelling in den jare 1813*, Amsterdam 1816, pp. 156–157.

stable state, and an end to partisan unrest, disorder and insecurity.¹⁸

These sentiments were translated into a series of iconic paintings and gravures in the immediate post-Napoleonic years. Images depicting the arrival of William Frederick, hereditary prince, on the beach of Scheveningen, in a small fleet of simple little boats on a cold November morning were widely disseminated.¹⁹ This simple moment of joy, of love even, for the returning Prince and for his House, swiftly made it into collective memory. It not only demonstrated pride in being an independent country again (with a ruler of its own), it also proved the Dutch autonomy as opposed to Napoleon's repression, as well as a movement that showed how the Dutch took matters into their own hand, and did not have to wait for others to return their power to them. In these pictures, not the Allied Powers, but William himself came to liberate his Fatherland. This scene was invoked and reiterated in the decades to come. Drawn from these first historical etchings and paintings by Penning and others, the painter Johan Herman Isings (1884–1977) eternalized the so-called *Landing at Scheveningen* in the 1950s in one of his famous school murals. This watercolour picture, that adorned thousands of school rooms throughout the country for half a century (in my early school years, it still decorated the school hall, but was removed in the 1990s), by then had come to symbolize the eternal Dutch national spirit in opposition to repressive regimes (demonstrating the collective uprisings against Spain in the 16/17th century, against Napoleon in the 18/19th and against the Nazi-regime in the 20th century). This was a true spirit of independence and resistance, symbolized by the pride in the House of Orange.

The myth of 1813 – national liberation from an oppressor, return of the house of Orange and subsequent independence as a monarchy – was cemented with the creation of the National Monument for 1813 in The Hague's Willemspark between 1863 and 1869, and by numerous other memorabilia from that period. All of them bran-

dished a typical Dutch, patriotic view of the years 1813/15. The National Monument, this typically nineteenth century edifice, is adorned with a statue of William I, images of van Hogendorp, van der Duyn van Maasdam and van Limburg Stirum (who helped organise his return and issued the proclamation of 17 November), two female figures symbolizing History and Religion, and is crowned with the Dutch Maiden on top of it all. Hence, the monument was a highly eclectic attempt to reconcile liberal, conservative/monarchical, secular, catholic and protestant sentiments regarding Dutch independence and the creation of the United Kingdom in 1813.²⁰

The myth did not even last half a century. At its first centennial in 1913, the legend of self-imposed independence, a new start and the halo of the House of Orange was shattered by the country's most famous historian, Johan Huizinga. He denounced the narrative of the King's return at Scheveningen as a retrospective restyling and fashioning of a quasi-independent uprising, whereas in reality the Allied Powers had already decided the fate of the Netherlands. Moreover, as Huizinga sharply remarked, not 1813, but 1848 should be celebrated as the birth date of the modern Dutch state.²¹ Since Huizinga's famous address, debate about the exact date for this newly regained Dutch independence became incessant. The moment of 30 November (the landing of the Prince) was set against 17 November (the proclamation by the Dutch elites). The former moment was claimed by more conservative, orangist and monarchical parties, the second by liberal historians and politicians alike. Other dates vied for acknowledgement as well: 31 March 1814, being the adoption of the new Constitution in March 1814, as the real founding date for the constitutional monarchy; 16 March 1815, the proclamation of William I as king of the Netherlands (up until then he had shunned this royal title because of fear for antimonarchical reactionaries); 31 May 1815, the formal unification with the Austrian provinces

18 Henk TE VELDE, *Over het begrijpen van 1813 twee-honderd jaar later*, The Hague 2013, pp. 34–38.

19 See, for example, Simon LEVIE et al., *Het vaderlandsch gevoel. Vergeten negentiende-eeuwse schilderijen over onze geschiedenis*, Amsterdam 1978.

20 Paul DEN HOED, *Het nationaal monument voor 1813 als meerduldig beeldverhaal*, in: DE HAAN et al. (ed.), *Een nieuwe staat*, pp. 348–361.

21 Johan HUIZINGA, *Bijlage II. Voordracht van den heer Dr. J. Huizinga. De beteekenis van 1813 voor Nederland's geestelijke beschaving*; in: *Jaarboek van de Maatschappij de Nederlandse Letterkunde*, Leiden 1913, pp. 25–46.

(Belgium) into the United Kingdom; or 21 September 1815, the formal coronation of William I in Brussels – which was it? Each of these moments was constitutive to another sense of ‘Dutchness’, another branch of national sentiment.

Considering today’s bicentennial celebrations, historians have concluded that 1813 has disappeared again and did not become a lasting part of the Dutch collective memory. Moreover, the myth *an sich* has been thoroughly deconstructed. ‘1813’ was not the *Stunde Null* for which it had been celebrated during the 19th century; for that, too many continuities (personal, administrative, judicial and political ones) could be discerned, bridging the Napoleonic gap from 1795 to 1813. Furthermore, the loss of Belgium, the ambivalent evaluation of the authoritarian William I, and the overtowering importance of the Second World War to Dutch national identity and cultural memory have undermined the myth of 1813 beyond repair.²²

Joining the large Powers: the Congress of Vienna & more

This leads us on to the next train of sentiments connected to the years 1813/15. Whereas the national pathos of 1813 – and its various rejections – in retrospect have perhaps gained too much attention in historiography, the sentiments surrounding the Congress of Vienna have left but a little imprint on Dutch collective memory. This is not to say that the powerbrokers of those days were not aware of the importance of Vienna, or that the population was not aware of the dedication by the Allied Powers to liberate their country. Sentiments heralding the allied support for the return of the King and the liberation of the Low Countries were very well articulated by contemporaries in the years 1813/15 and its aftermath.

Collective sentiments in the Netherlands were voiced in pamphlets and poems to rally the Dutch citizens (from the northern and southern parts of the new kingdom alike) against the old tyrant and

behind the banner of the European powers. Petronella Moens (1762–1843), a very popular Dutch female writer, published a poem in 1815 entitled *Bij het intrekken van Napoleon Buonaparte in Parijs* (*On Napoleon Bonaparte’s Entering Paris*). She articulates the emotions of women confronted with the danger of the returning tyrant and new wars. “Dutch virgins” are invoked to spread feelings of patriotism, and to encourage fathers, sons and loved ones to join the allied forces. In all of this, the poet’s words are also very reassuring: there is no doubt that reason and patriotic love will overcome the despotic tyrant, especially since the beloved father of the Dutch nation, the newly crowned King William, and God are all on their side.²³ And another poem issued a passionate appeal to allied unity and solidarity:

“Help God! Inspire and strengthen the great Alexander!

Help Austria! – Germany! The noble Prussians and Brits!

Screw the hands of all our princes together

In order to reach your holy goal and aim.”²⁴

Already in 1816, Pieter Cornelis van Os produced a vivid image of wild Russian Cossacks liberating the town of Utrecht on horseback and shying the remaining French garrisons away – a story that came to be rehearsed in the decades to come, up until the influential children’s novel *Van Hollandse jongens in de Franse tijd* by the Utrecht schoolteacher W. G. van de Hulst, published on the occasion of the 1913 centennial.²⁵ William I

22 See Henk TE VELDE, *Herdenk 1813 alleen als begin*, in: NRC Handelsblad, 19 January 2013; Matthijs LOK, *The bicentennial of “1813–1815”*; ID., *‘Herwonnen vrijheid’. ‘1813’ als Nederlandse oorsprongsmythe*, in: *Jaarboek Parlementaire Geschiedenis 2013. De Republiek van Oranje, 1813–2013*, Nijmegen 2013, pp. 13–22.

23 See Lotte JENSEN, *A Poem by Petronella Moens: “Bij het intrekken van Napoleon Buonaparte in Parijs”*, [<http://www.100days.eu/items/show/61>], accessed 9 January 2016.

24 *Vaderlander, Strijd! voor God! den Koning! en het Vaderland*, Amsterdam 1815. For an analysis of popular reactions in the northern and southern provinces of the Netherlands during the Hundred Days, see Lotte JENSEN, *“De hand van broederschap toegereikt”*. *Nederlandse identiteiten en identiteitsbesef in 1815*, in: Frank JUDO/Stijn VAN DE PERRE (ed.), *In Belg of Bataaf. De wording van het Verenigd Koninkrijk der Nederlanden*, Antwerp 2015, pp. 79–101.

25 Pieter G. VAN OS, *Aankomst der kozakken in Utrecht* 28 November 1813, in: *Centraal Museum Utrecht 1816*; Willem G. VAN DE HULST, *Van Hollandsche jongens in den Franschen tijd*, n. p. 1913.

himself, during the first week of his arrival in early December 1813 (when he was still Sovereign Prince), expressed to Czar Alexander his gratitude for the support of his troops in restoring the Netherlands to “one of the independent European nations”.²⁶

What we find across the continent during the days of the Vienna Congress, the 100 days of Napoleon’s return and his final defeat, is an emotional vocabulary that denounces extremism, revolutionary upheaval, hegemonic egotism and arbitrary rule. These notions are countered with praise for stable, organic constitutions (such as monarchies), for international unity and an allied effort for peace – as compared to the belligerent zealotry and despotic *Alleingang* of Napoleon, and the destruction left in his wake.²⁷

More attempts were made to indeed underscore and celebrate this allied unity, as manifested by the Congress of Vienna and its results by means of a national cultural event. This Congress was definitely known to Dutch citizens at that time. The *’s Gravenhaagsche Courant* of Wednesday 8 June 1814 printed the text of the Treaty of Paris together with an announcement that a “general congress” would take place in Vienna where these matters would be further settled.²⁸ On the last page of this newspaper, the poetry society *Kunstliefde spaart geen vlijt* (*Love of Art Spares no Diligence*) announced a competition for the best poem on the theme of “the Peace of 1814”. Notwithstanding the large advertisement and appeal, this contest

did not attract much enthusiasm. A year later, this society announced a change of title, and the call was now made for the best ode to “Europe’s General Peace Restored”.²⁹ In the autumn of 1816, the *Kunstliefde spaart geen vlijt* convened in The Hague to assess the submissions. Only four poems were submitted, all of them of poor quality (their obligatory titles being “Non ego bella canam”, “Ho de logos tautais” [...] “Truth lives in peace and liberty” and “God reigns, the earth rejoices”). The society therefore decided to annul the contest and issued a new one, a competition to compose a panegyric to a well-known lord.³⁰

The peace of 1814/15 turned out to be too bloodless a sentiment to inspire many citizens beyond a few individual poets. However, neither the citizens nor society at large, but the power-brokers themselves did keep the memory of allied solidarity and the European context of the newly gained collective peace alive. Traces of this international spirit, of being part of a larger community of European powers in whose midst the House of Orange and the Kingdom of the Netherlands had found their rightful place again, can be found in the monuments dedicated to the national liberation of 1813 – and commissioned by King William III himself (William I’s grandson). As mentioned above, in 1869, a celebrated national monument was dedicated commemorating the restoration of the Netherlands’ independence in 1813. On the monument, above the female figure representing history, there is a quote attributed to van Hogendorp: “Het vaderland wederom geplaagt in den rang der volken van Europa” – which may be loosely translated as: “The fatherland once again placed amidst the rank and file of Europe’s nations”.³¹ Thus, in 1869, the rulers of the day felt the need to record in stone the role of Allied solidarity, and that of the Netherlands as a power to be reckoned with amongst the larger powers of Europe. To this extent, not nationalism as supported by the populace, not the Dutch nation (which had already split in two by that time, into a northern Netherlands and a southern Belgium part), but the state-building process as initiated by the elites

26 Letters of William I to Czar Alexander can be found in the Archives of the Russian Foreign Policies. Quoted in Ad VAN DER ZWAAN, *Holland is vrij. Dankzij Rusland*, in: *Thema Tijdschrift* 4 (2013/14) pp. 44–47; Anne AALDERS, *Met geveld lans en losse teugel. Kozakken in Nederland, 1813–1814*, Bedum 2002.

27 Cf. DE GRAAF, *Bringing sense and sensibility to the continent*; Christoph NÜBEL, *Auf der Suche nach Stabilität. 1813 und die Restauration der Monarchie im europäischen Vergleich*; in: Birgit ASCHMANN/Thomas STAMM-KUHLMANN (ed.), *1813 im Europäische Kontext*, Stuttgart 2015, pp. 163–186; Volker SELLIN, *Gewalt und Legitimität. Die europäische Monarchie im Zeitalter der Revolutionen*, München 2011.

28 With thanks to Ronald Gonsalves, who brought this contest to my attention by including a reference to it in the opening speech of Jozias van Aartsen, the current mayor of The Hague, during the conference “Vienna 1815: The making of a European Security Culture”, 5–7 November 2014, The Hague/Amsterdam.

29 *Rotterdamsche Courant*, 7 March 1815.

30 *Rotterdamsche Courant*, 5 November 1816.

31 For more details, see Kees SCHULTEN, *Plein 1813. Het Nationaal Monument in Den Haag*, The Hague 2013.

(*primus inter pares* being the Prince of Orange and his relatives themselves) was celebrated here within the international context of other well-respected powers of the day.³²

The Lion Roars: Waterloo and the Menin Gate

The bloodless sentiments of Vienna were topped by the surge of national pathos originating from the battle of Waterloo. Again, an iconic painting by Jan Willem Pieneman from 1824³³ (now in the Rijksmuseum) portrays this seminal moment in the creation of the Dutch national spirit. Nothing else symbolized the defeat of the Oppressor and the restoration of the House of Orange and that of their country so much as the blood let by Crown Prince William Frederick (the later King William II) on the fields of Flanders on 18 June 1815. Although the Hereditary Prince William Frederick had returned and was welcomed as the legitimate ruler of the country, there was still a military price to be paid and impressions to be made to gain real, substantial status amongst the new rulers of Europe.³⁴ Within the allied ranks, the Dutch had not left much of an impression. Dutch men were still part of Napoleon's army, although one of William Frederick's first orders was to announce capital punishment for any of his citizens still fighting alongside Napoleon (in the *garde d'honneur*).³⁵ To belong to the victor's

camp meant to invest with legions, soldiers and substantial military participation. William knew about this very well. Gagern raised Nassovian troops from William's hereditary lands in Germany; others tried to construct a Dutch army out of the remnants of Dutch brigades that had deserted Napoleon's *Le Belle Armée*. William also arranged for his son (the later William II, who had already earned his spurs in Wellington's continental army and campaign on the Iberian Peninsula) to be appointed commander of the Dutch forces within Wellington's Allied Army. Historiography still provides a battlefield for German and British military historians to wage a small war over their respective country's contribution to the victory over Napoleon. Within this historiographical battle of titans the role of the Dutch forces has been somewhat diminished, and even ridiculed.³⁶ Without entering into this delicate dispute in detail, what stands out here is the fact that the wounds that were inflicted on Prince William in the battle were (intentionally, while commissioned by the king) immortalized on canvas and in national memory and came to symbolize the heroic efforts of the House of Orange to regain their country from the claws of the French Imperial Eagle – on an even footing with that of their allied partners.

Walter Scott noticed, while on his trip to the continent in 1815, how Prince William is extolled at every street corner.³⁷ William I immediately realized what the contribution and bloodletting of his son (and also by himself, he also suffered some minor bruises) could mean for bolstering national sympathy and support for his *maison*. The above-mentioned painting of Pieneman was commissioned immediately afterwards. The Dutch lion had roared and had become victorious alongside the Allied Powers. William I proclaimed Welling-

32 As Henk TE VELDE nicely explains in his essay: Over het begrijpen van 1813.

33 Jan Willem PIENEMAN, *Slag bij Waterloo*, Rijksmuseum Amsterdam 1824. Other contemporary painters had tried to catch the scene as well, for example Louis MORITZ, *De Prins van Oranje gewond in de slag bij Waterloo*, City Hall Tilburg 1815. See Marita MATHIJSEN, *Nationalisme op het 19e eeuwse doek*, in: *Thema Tijdschrift* 4 (2013/14) pp. 73–78. See also a contemporary brochure, describing Moritz's painting: E. MAASKAMP, *Beschrijving van den roemrijken veldslag van Waterloo, voorgesteld in het Panorama op het Leidsche Plein over den Hollandschen Schouwburg*, Amsterdam 1816.

34 Patrick NEFORS, *Het ontstaan van het leger van het Koninkrijk der Nederlanden, 1814–1815*; in: JUDO/VAN DE PERRE (ed.), *Belg en Bataaf*, pp. 104–137.

35 Cf. Bijlage bij een brief van het secretarie 28 November 1813, aan Heren onze Commissarissen te Amsterdam. Toegangsnummer 2.02.01, Algemene Staatssecretarie en Kabinet des Konings met daarbij gedeponeerde archieven), Inventarisnummer 5654, in: *National Archives The Hague*.

36 The source of this ridicule was printed in a bestseller already in 1844: William SIBORNE, *History of the war in France and Belgium in 1815*, London 1844. See also Louis Ph. SLOOS, *Onze Slag bij Waterloo. De beleving van de overwinning op Napoleon in Nederland*, Nijmegen 2015, pp. 46–59.

37 Sir Walter SCOTT, *Pauls brieven, in 1815, van de velden van Waterloo en Quatre Bras tot Partij, geschreven aan zyne vrienden*, Dordrecht 1817, pp. 8–11; see also Eveline KOOLHAAS-GROSFELD, *Een reisboek, een schilderij en de oude meesters. Propaganda voor het koningschap van Willem I, 1814–1816*; in: DE HAAN et al (ed.), *Een nieuwe staat*, pp. 43–65, here pp. 53–60.

ton “Prince of Waterloo”, and his son a national hero. In 1820 he ordered the construction of a monumental conical mound, topped by a heavy lion. Ever since, the artificial hill dominates the countryside as it looks out over the fields of Waterloo – although according to Wellington, the monument ruined his battlefield.³⁸

Because Waterloo also became a seminal point of celebration for the British and the Prussians alike, the Netherlands would come to host an ever ongoing series of re-enactments, veterans’ days, military parades and tourist trips. William had reckoned shrewdly with this and used the memory of Waterloo to forge national sentiments with love for the House of Orange and thus create an inseparable myth of independence, royal pride and international status all at the same time. He topped his efforts off by proclaiming the 18th day of June to be a National Day of Festivities. Until the Second World War, Waterloo Day would be the nation’s ‘4th of July’, a feast of independence, joy and pride, rung in with religious services at noon, after which it was domesticated into a day of leisure and family activities.³⁹

Was this a totally inward looking celebration of national military honour and victor’s pride? For the population, it probably was just a national holiday, a day of leisure. For the elites, especially the monarchical ones, it was more than that, especially during the years of the United Kingdom (from 1815 to 1830). The outcomes of Vienna and, more in particular, the two Paris treaties bestowed upon the Netherlands a pivotal role in the collective peace and defence system of Europe. The Netherlands were to become the ‘barrier of Europe’, a mutually assured defence system against future oppressors and *revolteurs*. For William I the seminal date for himself, his dynasty and his country was not 30 November 1813, not 18 June 1815, not even March 1815 or September 1815, but 20 November 1815. With the second treaty of Paris, the territory of the Netherlands was finally sealed off and defined for real. The Netherlands

augmented their territory with Belgium and some areas east of the Meuse. The country regained its border control, the Prussian governors had to leave, the French had to return art works they had looted and pay their indemnities. In sum, as with the monument of 1813, the military pride earned at Waterloo had a distinctive European ring to it – a European dimension also cherished by the King himself.⁴⁰

In close cooperation with and, in fact, under the command of the Duke of Wellington as the Supreme Commander of the Allied Forces and the Allied Army of Occupation (1815–1818), King William commissioned the creation of a huge system of fortresses and barriers spreading from (near) the coast of the North Sea (Ieper, Dendermonde and Oudenaarde) to Maastricht, Liège and the border of Prussia. A vast sum – French, Dutch and English money altogether – of 70 million guilders was spent on this huge security infrastructure, the importance of which was symbolized in the Menin Gate. The fortress of Ieper, previously part of the Barrier Treaties of 1713, demolished by Joseph II (under Habsburg rule) and Napoleon, was now augmented and reinforced.⁴¹ William I’s new (1822) inscription above the portal gate professed a combination of martial pride and paternalistic care, embedded within a context of international recognition and historical progress. Squared against previous rulers who prohibited the city to defend itself, William I summons the citizens of Ieper to feel secure, since he is providing that security for them – both by physical means (fortresses) and political and paternal care. With this inscription, the king self-consciously accepts and acquires the Netherlands’ role as defender of the European realm, the “boulevard de l’Europe”:

38 LEVIE, *Het vaderlandsch gevoel*, pp. 186–187; SLOOS, *Onze Slag*, pp. 97–121.

39 SLOOS, *Onze Slag*, pp. 167–184. For a European context of Waterloo commemorations, see Jasper HEINZEN, *A Negotiated Truce. The Battle of Waterloo in European Memory since the Second World War*, in: *History & Memory* 26/1 (2014), pp. 39–74.

40 Cf. VAN SAS, *Onze Natuurlijkste Bondgenoot*; Wilfried UITTERHOEVE, *Cornelis Kraijenhoff 1758–1840. Een loopbaan onder vijf regeervormen*, Nijmegen 2009, pp. 289–299.

41 For more details see Pol BORREMANS, *Het Kezelfort van de vesting Oudenaarde*, Erpe 2009; Robert GILS, *De versterkingen van de Wellingtonbarrière in Oost-Vlaanderen*, Gent 2005.

“Pacata Europa subverso Napoleonte
 Gulielmius I
 Urbem Ipreensem olim vale munieam a Ludovico
 XIV.
 Validioribus propugnaculis circumdatam
 novis devoto suppressis aliis munitionibus resti-
 tuit
 civis felici imperio neiper restituta sicupopi estote
 rex magnanimus consilio sagm animo fortis lab-
 ore indefessus
 Incolumitati vestrae toto iectore incumbit
 Anno MDCCCXX”

(After Europe regained peace and after Napoleon had been defeated, William I provided the city of Ieper – formerly barely fortified, then surrounded with stronger bastions by Louis XIV – with new fortifications after having brought down the old ones. Burghers, recently restored to a felicitous reign, feel secure! A magnanimous king, considerate, wise and brave is incessantly and wholeheartedly working for your security. Anno 1820.)⁴²

This expressed sentiment of Dutch (military and monarchical) pride and pathos within a European context could have been preserved and retained in today’s memories and commemorations. Traces of it are in fact visible, and are again being unearthed by the excavations mentioned above. But the demolition of the fortresses, the anachronism of the defence system already during its erection, industrialization and, of course, new European wars (most notably the Franco-Prussian War and the First World War) have undone almost all traces of this European effort for collective defence, peace and security in which the Netherlands and her King had such an important role to play. Only the Waterloo painting remains to remind the Dutch of their royal family’s military credentials and its place amongst the other notable European victors.

Conclusion: From Waterloo’s pathos to the Queen’s Day celebration

After 1830, allied support for the resurrection of the Netherlands and the creation of the United Kingdom became tainted when the Belgian revolt led to a split of the country – and the Allied Powers acquiesced in this split and condoned the Belgian independence. With the loss of Belgium, the whole effort of the Wellington *Barrière* – its newly and costly created fortresses and bulwarks – became useless and obsolete. As did the role of the Netherlands as “boulevard de l’Europe”. From 1830–1839 onwards, its role as aspiring power amidst the Allied Forces and its key position within the Allied Defence system came to an end. The House of Orange was back to its pre-1815 size, confined within the borders of the northern provinces – a small, modest country, headed by a very civil king, and after 1848 kept in check by a liberal constitution. The battle of Waterloo was still remembered, but the actual site (including William I’s Lion Mound) was lost to Belgium. The National Holiday of June 18 was, moreover, after 1890, gradually outflanked by a new national holiday, that of the Queen’s birthday. Rather than martial pride, female complacency and national snugness came to characterize its festivities. At the same time, the last remains of the costly fortresses were demolished to give way to the construction of new roads and industrial enterprise. World War One commemorations took in the memories of Flanders Fields and the Menin Gate. But the loss of Belgium and other sharp criticisms of William’s reign (his autocratic rule and outrageous investments) eventually undermined the Dutch myth of 1813 and 1815.

To conclude: the sentiments of national independence in the Netherlands lived on in paintings and the memories of the landing at Scheveningen, and were reinforced through the connection to other myths of national resistance and liberation and love for the House of Orange – for example, to the myth of Dutch resistance to the Spanish yoke and the Eighty Year’s War, as well as to the myth of national resistance to the Nazi-occupation. The memories of Waterloo did fade a bit, but live on as well in specific branches of the memory industry, in particular, in the re-enactments and veterans’ culture surrounding Waterloo Day, up until

42 Menenpoort [<http://www.forumeerstewereldoorlog.nl/wiki/index.php/Menenpoort>], accessed 9 January 2016. Translated by the author.

the massive celebrations in 2015. However, when celebrating Waterloo Day was abandoned after 1945 for Queen's Day (with its connotation of inward looking, pacifist and snug celebrations of the House of Orange), the last memories of 1813/15 were erased from the official, national remembrance culture.

The 1813/15 *Erinnerungskultur* in the Netherlands is at best shattered, and at worst non-existent. Apart from some illegible and for the most part even unintelligible inscriptions on a monument (the National Monument for 1813 or De Naald) or an old (Menin) city gate, Vienna 1815 has been forgotten. Historiographically, the myth of Dutch national independence has produced too many national histories and descriptions of national, provincial and even local Dutch actors to leave room

for the international context – of which Vienna 1815 was a part – to be noticed. This oblivion set in after 1830 already, with the loss of Belgium and the unravelling of the Concert of Europe (in which the Netherlands had been scheduled to play a substantial part). The emotional thrust of 1813/15 in the Netherlands will need to be excavated or re-enacted to be understood again. Bloodless bureaucratic Vienna, proud pathetic Waterloo or self-absorbed monarchical Scheveningen: apart from the inhabitants of The Hague, who proudly honour the importance of their city with an annual re-enactment of the landing at Scheveningen, no one of these three historical places inspires much emotion within today's parliamentary democracy of the Netherlands.

Österreichische Identität und Wiener Kongress

Eva Maria Werner

Prolog: Zwei Blicke aus einer Zukunft auf die Geschichte ‚Österreichs‘

Szene 1 – Rudolf von Habsburg (1218–1291), der erste König des Heiligen Römischen Reiches aus dem Geschlecht der Habsburger, ist im Zusammenhang mit der Einsetzung seiner Söhne als Herzöge von Österreich und Steiermark besorgt darüber, was nach seinem Tod mit seinem Erbe geschehen wird. Im Schlaf wird er von der personifizierten Zukunft durch die bevorstehende glorreiche Geschichte seines Hauses und seines Landes geführt. Im Einzelnen erhält er Einblicke in die Doppelhochzeit von 1515, die Abwehr der Türken 1683, die Pragmatische Sanktion 1725 und zu Maria Theresia, wie sie im Kreise ihrer Familie der Musik lauscht. Schließlich wohnt Rudolf einer Szene aus der Zeit des Wiener Kongresses bei und sieht das *Tableau vivant* *Der Wiener Kongress* nach dem berühmten Stich von Jean-Baptiste Isabey. Die Reise durch die Zukunft endet für Rudolf mit dem Besuch der Feier anlässlich des fünfzigsten Thronjubiläums von Kaiser Franz Joseph I., wo er sich überzeugen kann, wie sehr sein ‚Nachfolger‘ vom Volk geliebt wird und dem Land wohltut. Zum Abschluss singen die allegorischen Figuren aller Kronländer die Hymne.

Szene 2 – Im Jahr 2000 steht ‚Österreich‘ seit 55 Jahren unter der Kontrolle der vier Besatzungsmächte der Nachkriegszeit, als der Ministerpräsident der halbsouveränen Regierung plötzlich die Unabhängigkeit verkündet. Das Land wird daraufhin von der sogenannten Weltschutzkommission wegen Bruchs des Weltfriedens angeklagt, der Fortbestand Österreichs steht auf dem Spiel. Im Prozess ist es an den Österreichern, die Welt von ihrer Friedfertigkeit und der Erhaltungswürdigkeit ihres Landes zu überzeugen, und sie entscheiden sich dazu unter anderem für den Griff nach der Vergangenheit: Glorreiche Momente aus der Geschichte werden nachgespielt sowie bedeutende historische Personen und diverses Kulturgut vorgeführt. Einen Auftritt haben unter anderem

Mozart, Johann Strauß, Prinz Eugen und die Kaiserin Maria Theresia. Themen sind ferner die Türkenabwehr, Wiener Wein und Walzer, Operette, Sängerknaben und die Lipizzaner. Der Wiener Kongress kommt nicht zur Sprache. Als die Moskauer Deklaration aus dem Jahr 1943 als angeblicher Beweis für die irrtümliche Besetzung des Landes entdeckt wird, kann Österreichs Freiheit verkündet werden. Zusätzlich sichert eine Liaison zwischen der Präsidentin der Weltschutzkommission und dem österreichischen Ministerpräsidenten den Frieden.

1. Identitätsstiftung durch Geschichte

Es ist erstaunlich, wie sich diese Beispiele, die im Abstand von 54 Jahren entstanden sind, trotz unterschiedlicher Rahmenhandlungen gleichen: Beides sind Zukunftsfiktionen, die mit der Bedeutung der Vergangenheit spielen und verschiedene historische Elemente bemühen, um im staatlichen Auftrag ‚österreichische‘ Identität zu stärken. Beide helfen sich mit der Entrückung aus der realen Welt der Gegenwart, um ihre – mehr als deutliche – Botschaft unbeschadet vom aktuellen Tagesgeschehen übermitteln zu können. Szene 1 entstammt dem Theaterstück *Kaisers Traum* aus dem Jahr 1898,¹ Szene 2 dem Spielfilm *1. April 2000* von 1952.²

1 Christiane Gräfin THUN-SALM, *Des Kaisers Traum*. Festspiel in einem Aufzuge, Wien 1898. Vgl. dazu Daniel L. UNOWSKY, *The Pomp and Politics of Patriotism. Imperial Celebrations in Habsburg Austria 1848–1916*, West Lafayette (Ind.) 2005.

2 1. April 2000, Österreich 1952, Wien Film, Regie: Wolfgang Liebeneiner, Buch: Rudolf Brunngraber und Ernst Marboe. Die Literatur zu diesem Film ist mittlerweile recht umfangreich: Vgl. Gernot HEISS, *Österreich am 1. April 2000 – das Bild von Gegenwart und Vergangenheit im Zukunftstraum von 1952*, in: Ernst BRUCKMÜLLER (Hg.), *Wiederaufbau in Österreich 1945–1955. Rekonstruktion oder Neubeginn?*, Wien, München 2006, S. 102–124; Beate HOCHHOLDINGER-REITERER, *Scherz,*

Was steht im Hintergrund dieser Auftragsarbeiten? Bleiben wir zunächst im Jahr 1898: Am 22. März dieses Jahres trat in Wien im Zusammenhang mit den Planungen für das fünfzigste Thronjubiläum von Kaiser Franz Joseph I. ein Komitee zu einer Sondersitzung zusammen, um die Vorstellungen von speziellen, patriotischen Theaterproduktionen zu besprechen.³ Grundlage der Diskussion der hochrangigen Vertreter der Habsburgermonarchie war eine Liste mit 17 großen Momenten der österreichischen Staatsgeschichte und der Geschichte des Hauses Habsburg, aus der man eine im Rahmen der Feierlichkeiten aufzuführende Serie von Tableaux vivants zusammenstellen wollte. Die eingangs geschilderten Ereignisse machten schließlich das Rennen, um die richtige „message of imperial patriotism“⁴ zu übermitteln – die populäre Autorin Christiane Gräfin Thun-Salm erhielt den Auftrag, sie in einem Theaterstück zu verknüpfen. Der fromme ‚Stammvater‘ Rudolf als Mittelpunkt, die Landesmutter Maria Theresia, die ruhmreichen Erfolge für Krieg und Frieden, die kluge Taktik des Machterhalts durch Heiratspolitik und Pragmatische Sanktion – dies alles fand seinen Platz in der Inszenierung. Als Kaiser Franz Joseph schließlich am Ende des Stücks zum „symbol of an idealized monarchy“ stilisiert wird, erscheint auch sein Reich als idealisiertes Österreich, entrückt von den Kompromissen und Komplikationen der realen Welt.⁵

Gut 50 Jahre später war das Medium zur Erreichung breiter Schichten nicht mehr das Theater, sondern das Kino, und ‚Österreich‘ war kein großes Kaiserreich mehr, sondern ein Kleinstaat. In dieser jungen Republik entstand der Science-Fiction-Film *1. April 2000* – im Auftrag und finanziert von der österreichischen Bundesregierung. Weder Kosten noch Mühen wurden gescheut: Bereits drei Jahre zuvor hatte der Inhalt des „repräsentativen österreichischen Propagandafilms“⁶

durch ein Preisausschreiben ermittelt werden sollen, die Ergebnisse erwiesen sich jedoch nicht als zufriedenstellend. Eine Beamten- und eine Fachkommission – unter anderem bestückt mit dem Historiker Friedrich Heer – arbeiteten weiter an dem Thema: Der Film werde „Glanz und Größe, Bedeutung und Schönheit, Geschichte und Gegenwart Österreichs“ schildern, so der das Projekt eng begleitende Bundeskanzler Dr. Leopold Figl 1951 im Ministerrat.⁷ Zu diesem Zweck wurden nun nicht 17 (wie 1898), sondern 40 Szenen „bildmäßig festgelegt“.⁸ Damit sollte das Land international im besten Licht präsentiert und gleichzeitig das Projekt der „offiziösen Selbststilisierung zur Identitätskonstruktion einer eigenständigen österreichischen Nation“⁹ vorangetrieben werden – durch Vermittlung des Bildes „vom unschuldigen, friedliebenden und völkerverbindenden wahren Österreicher“.¹⁰ Dass diese innerösterreichische Wirkung „ein mindestens gleichgewichtiges Motiv für den Regierungsauftrag war“¹¹ wie die externe, betont Gernot Heiss zu Recht. Letztlich schrieben der Verfasser des berühmten Österreich-Buchs Ernst Marboe¹² und Rudolf Brunngraber das Drehbuch. Dass man als Regisseur den durch seine Tätigkeit im Dienste des Nationalsozialismus bekanntgewordenen Wolfgang Lieben-einer scheinbar unreflektiert verpflichtete,¹³ war

rischen österreichischen Wochenschau und Schaffung eines repräsentativen österreichischen Propagandafilms, 29. Dezember 1948, zit. nach HEISS, Österreich am 1. April 2000, S. 104.

7 Protokoll in der Verhandlungsschrift Nr. 268 über die Sitzung des Ministerrats am 7. November 1951, zit. nach ebd., S. 108.

8 Ebd.

9 HOCHHOLDINGER-REITERER, Scherz, S. 189–190.

10 Gernot HEISS, 950 Jahre Ostarrichi: historische Sinnbildung 1946, in: Rudolf G. ARDEL/Christian GERBEL (Hg.), Österreichischer Zeitgeschichtetag 1995. Österreich – 50 Jahre Republik, Innsbruck, Wien 1997, S. 147–152, hier S. 150. Der Zusammenhang zur aktuellen politischen Situation am besten geschildert bei HEISS, Österreich am 1. April 2000.

11 HEISS, Österreich am 1. April 2000, S. 191.

12 Ernst MARBOE, Das Österreich-Buch, Wien 1948.

13 Thematisiert wurde lediglich die Tatsache, dass Lieben-einer kein Österreicher war. Er versuchte sich vehement als solcher zu präsentieren, vgl. Barbara FREMUTH-KRONREIF, Der „Österreich-Film“. Die Realisierung einer Idee, in: KIENINGER/LANGREITER/LOACKER/

Sexismus, Sciencefiction. 1 April 2000 – ein Staat inszeniert Geschichte, in: Maske und Kothurn 2003, S. 179–192, sowie die Beiträge im Sammelband Ernst KIENINGER/Nikola LANGREITER/Armin LOACKER/Klara LÖFFLER (Hg.), 1. April 2000, Wien 2000.

3 Vgl. UNOWSKY, The Pomp, S. 85–86.

4 Ebd., S. 85.

5 Ebd., S. 88.

6 Erster Bericht des Beamtenkomitees an das Ministerkomitee betreffend Wiedereinführung einer obligato-

symptomatisch für Österreichs Umgang mit seiner jüngsten Vergangenheit.

Diese Beobachtung steht im Einklang damit, dass in *1. April 2000* die österreichische Geschichte nach Maria Theresia quasi irrelevant ist. Die aus Sicht von 1952 noch jüngste Vergangenheit wird lediglich mit der Moskauer Deklaration, jenem Inbegriff der ‚Opferthese‘ von Österreich als erstem, unschuldigem Opfer Hitler-Deutschlands, Thema.¹⁴

Damit bleibt im Vergleich der Schaustücke von 1898 und 1952 zwar zum einen der Eindruck einer geradezu verblüffenden Kontinuität über die Zeiten und Staaten hinweg: Kulturgut, wie die Bedeutung der musikalischen Tradition des Landes (Musik als Inbegriff von Humanität)¹⁵ oder Aspekte wie die Heiratspolitik und die Figur der ‚Mater Austriae‘¹⁶ Maria Theresia spielten auch schon im Theaterstück *Kaisers Traum* eine Rolle. Auf der anderen Seite aber hat die Inszenierung im *1. April 2000* eine andere Gewichtung: Es geht insgesamt viel weniger um historische Taten denn um ‚Werden und Wirken des österreichischen Volkscharakters‘.¹⁷ Die Geschichtsinzenierung, die teilweise übrigens ebenfalls mit dem

alten Mittel der *Tableaux vivants* arbeitet, diene weniger dem Beweis der Größe Österreichs und seiner Herrscher, als vielmehr der Betonung, eine harmlose Kulturnation zu sein. Insgesamt halfen in der jungen Zweiten Republik ‚[p]ositive Darstellungen der kaiserlichen Vergangenheit und die mangelnde Hinterfragung der Monarchie [...] eine emotionale und symbolische Verbundenheit mit dem österreichischen Staat herzustellen‘.¹⁸ Dies war die Kehrseite der fehlenden Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit. Damit lag der Film gänzlich auf der Linie seiner offiziellen Auftraggeber.

2. Der Wiener Kongress und die österreichische Identität – Friede, Glanz und Glorie

Es gäbe noch viel zu sagen über die einzelnen ausgewählten historischen Momente und Figuren und ihre Aussagekraft im Zusammenhang mit der Konstruktion österreichischer Identität und historischen Legitimationen.¹⁹ Doch soll es hier um

LÖFFLER (Hg.), *1. April 2000*, Wien 2000, S. 11–71, hier S. 45–48.

- 14 Vgl. zu den Hintergründen der Moskauer Deklaration Wolfgang MUELLER, *Sowjetische Österreich-Planungen 1938–1945*, in: Ernst BRUCKMÜLLER (Hg.), *Wiederaufbau in Österreich 1945–1955. Rekonstruktion oder Neubeginn?*, Wien 2006, S. 27–54. Aus der umfangreichen Literatur zur Opferthese vgl. exemplarisch Heidemarie UHL, *Das „erste Opfer“*. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 30/1 (2001), S. 19–34; Gerhard BOTZ, *Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik*. ‚Opferthese‘, ‚Lebenslüge‘ und ‚Geschichtstabus‘ in der Zeitgeschichtsschreibung, in: Wolfgang KOS/Georg RIGELE (Hg.), *Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik*, Wien 1996, S. 51–85.
- 15 Vgl. Cornelia SZABÓ-KNOTIK, *Mythos Musik in Österreich: die Zweite Republik*, in: Emil BRIX/Ernst BRUCKMÜLLER/Hannes STEKL (Hg.), *Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten*, Wien 2004, S. 243–270, hier v. a. S. 251.
- 16 Leopold FIGL, *Was ist Österreich?*, in: *Österreichische Monatshefte* 3 (1945/46), S. 89–91, hier S. 90.
- 17 HEISS, *Österreich am 1. April 2000*, S. 124, mit Verweis auf Siegfried MATTL, *Geschlecht und Volkscharakter. Austria engendered*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 7/4 (1996), S. 499–515.

18 Laurence COLE, *Der Habsburger-Mythos*, in: BRIX/BRUCKMÜLLER/STEKL (Hg.), *Memoria Austriae I.*, S. 473–504, hier S. 499.

19 Vgl. aus der umfangreichen Literatur zum Thema österreichische Identität, die hier nicht diskutiert werden kann, zum Beispiel Karl VOCELKA, *Was heißt Österreich? Zur Frage der österreichischen Identität*, in: DERS., *Geschichte Österreichs*, München 2002 und die Beiträge in Robert KRIECHBAUMER (Hg.), *Österreichische Nationalgeschichte nach 1945*, Bd. 1: *Die Spiegel der Erinnerung: Die Sicht von innen*, Wien, Köln, Weimar 1998. Speziell zur Kulturpolitik vgl. Gernot HEISS, *Kulturpolitik und kulturelle Entwicklung im Österreich der Nachkriegszeit*, in: Karin MOSER (Hg.), *Besetzte Bilder. Film, Kultur und Propaganda in Österreich 1945–1955*, Wien 2005, S. 37–60.

Eine systematische Aufarbeitung von identitätskonstruierenden ‚österreichischen‘ Geschichtsbildern steht noch aus. Vgl. für das 19. Jahrhundert, besonders ausführlich zu Maria Theresia und Rudolf von Habsburg, Werner TELESKO, *Geschichtsraum Österreich. Die Habsburger und ihre Geschichte in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts*, Wien, Köln, Weimar 2006; für Ständestaat und Zweite Republik Werner SUPPANZ, *Österreichische Geschichtsbilder. Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweite Republik*, Wien, Köln, Weimar 1998, sowie die Bände zu den österreichischen Erinnerungsorten BRIX/BRUCKMÜLLER/STEKL (Hg.), *Memoria Austriae*, 3 Bde., Wien 2004–2005, die allerdings gerade wegen ihrer empirischen Grundlage keineswegs umfassend sind.

den Wiener Kongress gehen – für die Reflexion über die Erinnerung an dieses ‚österreichische‘ Großereignis im späten Kaiserreich, vor allem jedoch in der jungen Zweiten Republik sollten die beiden Beispiele den Boden bereiten.

Stellte man sich also 1898 die Zukunft ‚Österreichs‘ vor, so erschien der Wiener Kongress der Obrigkeit als einer der wichtigsten Bestandteile der eigenen Vergangenheit. Er machte als eines von sechs Ereignissen das Rennen, um gezielt als Moment zur Stärkung eines habsburgischen Patriotismus eingesetzt zu werden: Er wurde ausgewählt als ein Ereignis, das Österreich zum politischen Zentrum Europas, wenn nicht gar der Welt gemacht und eine Epoche des Friedens begründet hatte. „Ganz Europa schaut auf Wien“, und dass beim Kongress für das „Vaterland“ gearbeitet wurde,²⁰ waren zentrale Botschaften, die im Stück formuliert wurden. Die Bedeutung Wiens und des Kaisertums Österreich wurde stark betont, die politische Tragweite des Ereignisses thematisiert. Fest und Tanz waren in Relation zur Leistung des Kongresses gerückt, und so arbeitete man dem alten Bild von der nur tanzenden, unproduktiven und volksfeindlichen Versammlung entgegen.

Eine solche Sicht auf den Wiener Kongress war keine Selbstverständlichkeit. Zwar hatte der für seinen gesamtösterreichischen Patriotismus bekannte Historiker Joseph Alexander von Helfert sich zum 50. Jubiläum 1865 erstmals an einer Rehabilitierung des Kongresses im österreichischen Sinne versucht, ihn als Begründer einer langen Friedensperiode und rechtlich gesicherter Verhältnisse gepriesen und gegen die Assoziation mit der Reaktionszeit verteidigt.²¹ Doch bis sich eine positive Perspektive auf den Kongress durchsetzte, sollten Jahrzehnte vergehen. Erst die große Kongressausstellung von 1896 brachte die Wende bezüglich seiner Wahrnehmung. Der Wiener Kongress wurde zwar kein hervorragendes

Element habsburgischer Identität und Geschichtspolitik – wie insbesondere der Vergleich mit der Erinnerung an die kriegerischen Ereignisse derselben historischen Periode, der Völkerschlacht bei Leipzig oder der Schlacht bei Aspern – zeigt. Eine zentrale Rolle wie in *Des Kaisers Traum* war eher die Ausnahme. Das Theaterstück verdeutlicht aber dennoch, dass der Kongress von Relevanz für die kaiserstaatlich-österreichische Identität und von geschichtspolitischem Nutzen sein konnte. Als langfristig tragend allerdings erwies sich letztlich vor allem die von den Inhalten der Verhandlungen weggehende Erinnerung an den Wiener Kongress, sei es in der Operette oder dem Vergnügungspark *Alt-Wien 1814*, die zunehmend mit dem Bild von ‚Alt-Wien‘ verschmolz. Mit diesem Bild konnte an scheinbar sorglose Zeiten erinnert sowie Glanz und Macht der Habsburgermonarchie heraufbeschworen werden. Der Mythos vom tanzenden Kongress hatte sich – im positiven Sinne, nicht etwa im Treitschkeschen Sinne einer dekadenten Diplomatenversammlung mit unrühmlichem Ausgang²² – schon im 19. Jahrhundert weit etabliert.

1952 war der Kongress dennoch nicht Teil der Geschichtsrevue im Film *1. April 2000*. War er inhaltlich zu negativ konnotiert? Auch in Österreich las man Treitschkes abschätzige Schilderungen, die zuletzt 1931, 1936 und 1943 in Sonderausgaben wiederaufgelegt worden waren. War er schlicht zu politisch – bot er zu wenig Anknüpfungspunkt für die ‚Kulturation‘? Dem steht entgegen, dass er erstens, wie noch zur Sprache kommen wird, in verschiedensten Medien und Kontexten der jungen Zweiten Republik durchaus präsent war und dass er zweitens zur Vermittlung von Merkmalen österreichischer Identitätskonstruktionen, wie Gernot Heiss sie auflistet, unter anderem glorreiche Geschichte, hohe kulturelle Tradition, Friedensliebe,²³ geradezu prädestiniert erscheint.

Doch nicht nur der Wiener Kongress fehlt im Film – das gesamte lange 19. Jahrhundert wird zur Ehrenrettung Österreichs hier nicht ge-

20 THUN-SALM, *Des Kaisers Traum*, S. 51.

21 Joseph Alexander HELFERT, *Fünzig Jahre nach dem Wiener Kongresse von 1814–15*. Mit besonderem Hinblick auf die neuesten österreichischen Zustände, Wien 1865. Vgl. hier und im Folgenden mit weiteren Nachweisen Eva Maria WERNER, *Der Wiener Kongress im deutschsprachigen Österreich zwischen 50. und 100. Jubiläum*, in: *Austriaca* 79 (2015): *Perceptions du Congrès de Vienne: répercussions d'un événement européen (XIXe-XXIe siècle)*, S. 121–136.

22 Heinrich VON TREITSCHKE, *Der Wiener Kongress*, Berlin 1943. Diese Ausgabe ist ein Neudruck der entsprechenden Kapitel aus dem ersten Band der *Deutschen Geschichte Treitschkes von 1879*.

23 Vgl. HEISS, *950 Jahre Ostarrichi*, S. 150–151.

braucht: Schauspieler, die Andreas Hofer, Kaiser Franz Joseph, Kaiserin Sisi und Bürgermeister Lueger verkörperten, hatten sich in einer Szene des *1. April 2000* für eine Darstellung zwar bereit gehalten, werden aber vom Ministerpräsidenten nach Hause geschickt, die Geschichtsdarstellung endet wie angesprochen bei Maria Theresia. Eine solche Fokussierung auf weit zurückliegende Geschichtsbilder war nicht zwingend in der Zweiten Republik. Zwar verlor das „Zweite Heldenzeitalter“, die Zeit der antinapoleonischen Kriege mit ihren Helden Erzherzog Karl und Andreas Hofer nach 1945 massiv an Bedeutung.²⁴ Allerdings war das 19. Jahrhundert – wenn auch sehr selektiv bemüht – keineswegs grundsätzlich ausgenommen, wenn im Kontext der Identitätsfindung der Zweiten Republik auf die Monarchie und die Ära vor 1918 Bezug genommen wurde. Insbesondere Kaiser Franz Joseph I. entwickelte sich mehr und mehr zu einer „väterlichen Figur, die für ein diffus bleibendes Gefühl der Geborgenheit in der zum putzigen Ansichtskartenmotiv verniedlichten ‚guten alten Zeit‘ steht“.²⁵

Daher erscheint es naheliegend, das Fehlen von 1814/15 nicht als Entscheidung *gegen* den Kongress, sondern aus der Perspektive der fehlenden Notwendigkeit für weitere Beweise für die Friedfertigkeit der Österreicher im Film zu betrachten – die ferner liegende Vergangenheit war stark genug (und insgesamt sicher unverfänglicher). Und immerhin: Auch wenn der Wiener Kongress den direkten Weg in den Propagandafilm *1. April 2000* nicht gefunden hatte, konnte er doch assoziiert werden – dies ist zumindest bei einer Zuschauerin aus einer späteren Generation zu beobachten: Nicht zufällig heißt der Beitrag von Regina Bendix im Sammelband des Filmarchivs Austria *Der Kongress tanzt: Assoziationen*

zu einem *Aprilscherz*.²⁶ Der Film bediene sich „der sprichwörtlichen Aura des Wiener Kongresses“, so die Autorin. Der Mythos vom tanzenden Kongress könne auch „als eine Formel für geschickt geführte Politik gelesen werden, zumindest scheint dieses Echo durch den 1. April 2000 zu hallen. Was für das Habsburgerreich 1815 ein gutes diplomatisches Klima erzeugte, wird hier durch den Ministerpräsidenten als Strategie aus der futuristischen Millenniumskrise eingesetzt. Walzerklänge, eine friedliche Demonstration, markiert durch Operetten- und Heurigenzenen: all dies zusammen erzeugt Lust, Wohlbehagen und Gemütlichkeit und verhilft schlussendlich zum Staatsvertrag.“²⁷

Entfernen wir uns nun vom *1. April 2000* und werfen einen Blick auf sein cineastisches Umfeld, so wird schnell deutlich, dass der Wiener Kongress sich nicht mit einer indirekten Präsenz im Film der Zeit begnügen musste, im Gegenteil: Er war ein Dauerbrenner. *Wiener Blut* 1941/42, die Neuauflage des Ur-Kongressfilms *Der Kongress tanzt* 1955, *Die schöne Lügnerin* 1959 und schließlich noch *Der Kongreß amüsiert sich* 1967 bildeten den Reigen der Kongressfilme.²⁸ Dabei war das Sujet ‚Wiener Kongress‘ Teil eines ganzen Genres – die Habsburgerfilme der fünfziger Jahre stellten

24 SUPPANZ, Österreichische Geschichtsbilder, S. 211.

25 Peter STACHEL, Franz Joseph Superstar, in: Johannes FEICHTINGER/Elisabeth GROSSEGGER/Gertraud MARNELLI-KÖNIG u. a. (Hg.), Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen, Innsbruck 2006, S. 93–103, hier S. 96. Vgl. zu den besonderen Möglichkeiten der Identifikation mit Erzherzog Johann und Sisi COLE, Der Habsburger-Mythos; vgl. zur Erinnerung an Franz Joseph: Werner TELESKO/Stefan SCHMIDL, Der verklärte Herrscher: Leben, Tod und Nachleben Kaiser Franz Josephs I. in seinen Repräsentationen, Wien 2016.

26 Regina BENDIX, Der Kongreß tanzt: Assoziationen zu einem Aprilscherz, in: KIENINGER/LANGREITER/LOACKER/LÖFFLER (Hg.), 1. April 2000, S. 299–309.

27 Ebd., S. 306.

28 Der Kongreß tanzt, 1931, Deutschland, Ufa, Regie: Erik Charell, Paul Martin, Buch: Norbert Falk, Robert Liebmann; Wiener Blut, 1941/42, Deutschland, Wien-Film/Deutsche Forst-Film, Regie: Willi Forst, Buch: Ernst Marischka, Hans Wolff, Georg Marischka, nach Motiven der gleichnamigen Operette von Johann Strauss; Der Kongreß tanzt, 1955, Österreich, Neusser-Film/Cosmos-Film, Regie: Franz Antel, Buch: Kurt Nachmann, Jutta Bornemann; Die schöne Lügnerin, 1959, Deutschland/Frankreich, Real-Film/Régina Film, Regie: Axel von Ambesser, Karl Stanzl, Buch: Maria Matray, Answald Krüger, Jean-Bernard Luc, Pierre O'Connell, nach dem gleichnamigen Lustspiel von Just Scheu; Der Kongress amüsiert sich, 1967, Deutschland/Frankreich/Österreich, Melodie-Film, Regie: Géza von Radványi, Buch: Aldo von Pinelli, Fred Denger, Géza von Radványi. Vgl. zu den Kongressfilmen den Beitrag in diesem Band von Wolfgang KOLLER, History sells. Napoleons Scheitern und der Wiener Kongress im europäischen Kino, sowie Hannes LEIDINGER, Trügerischer Glanz: Der Wiener Kongress. Eine andere Geschichte, Wien 2015, S. 16–31.

eine „Art höfische Variante des Heimatfilms“²⁹ dar. Geschichte war hier nur „Nebenprodukt“ und „Kulisse für die Landschaft, für die Heimat“,³⁰ es ging nicht um die Darstellung eines monarchistischen Ideals. Vielmehr blieben politische Aspekte so weit außen vor, dass Ines Steiner gar von „Geschichtsverleugnung“ spricht.³¹

3. Jenseits von Tanz, Glanz und Glorie

War der Wiener Kongress also nur etwas für seichte Unterhaltung vor der Leinwand beziehungsweise in späteren Jahren, in unzähligen Wiederholungen vor dem heimischen Bildschirm? Erschöpfte sich die Erinnerung an ihn darin, eine Variante des Bildes einer glorreichen und gleichzeitig heimeligen guten alten Zeit darzustellen, und setzte sich damit eine Entwicklung fort, deren Höhepunkt mit dem Vergnügungspark *Alt-Wien 1814* im Jahr 1914 erreicht schien?

Nein, vielmehr zeigte sich die stetige Präsenz des Wiener Kongresses in den Köpfen auch darüber hinaus, wie zwei Beispiele aus dem tagespolitischen Geschäft rund um die Unterzeichnung des Staatsvertrags 1955 illustrieren mögen: Zum einen kam der Schweiz und der diesem Land auf dem Wiener Kongress zugebilligten Neutralität Vorbildcharakter in der Politik der jungen österreichischen Republik zu: Bundespräsident Renner äußerte bereits 1947, dass ein neutrales eigenständiges Österreich nicht nur den europäischen Frieden sichern helfe, sondern sich mit diesem Status auch die Aussicht verbände, „daß unser Volk endlich ebenso zur Ruhe komme wie die Schweiz nach dem Wiener Kongress.“³² Noch konkreter

wurde die Bezugnahme auf diesen Aspekt der Verhandlungen von 1814/15 bei einem Gespräch des damaligen Staatssekretärs Kreisky mit dem sowjetischen Diplomaten Sergej Kudriawzew am 17. März 1955, als Kreisky direkt aus dem Zweiten Pariser Friedensvertrag zitierte, um zu erfahren, ob ähnliche Bestimmungen, wie sie damals für die Schweiz getroffen wurden, als hinreichende Garantie gegen den Anschluss, welche die Sowjetunion gefordert hatte, gelten könnten.³³ Hier dienten Aspekte des Wiener Kongresses als historisches Vorbild – dass dies funktionierte, zeigt wiederum seine Präsenz in den Köpfen – auch jenseits von Tanz und Festivitäten hinsichtlich konkreter politischer Inhalte.

Weniger konkret, aber von größerer Aussagekraft für den Kongress als Thema abseits von Diplomaten- und Politikerkreisen, ist das zweite Beispiel: Als der nunmehrige Außenminister Leopold Figl am 15. Mai 1955 seine berühmte Rede anlässlich der Unterzeichnung eben jenes Vertrags mit dem Satz „Österreich ist frei“ beendete, hatte er im selben Atemzug auch eine Kontinuitätslinie zum Wiener Kongress hergestellt – insofern, so Figl, als „dieselbe Firma, die bereits die Verträge von 1815 beim Wiener Kongress gebunden hat, auch heute dieses neue Vertragswerk handwerklich hergestellt hat“.³⁴ Auch wenn hier vordergründig die Tradition österreichischen Handwerks betont wird, geht es doch um weit mehr: um eine Tradition großer ‚österreichischer‘ Verträge, auf die man stolz sein konnte.

4. Der Kongress, Österreich und Europa

Der Wiener Kongress scheint also auch in Hinblick auf seine Verhandlungen und diplomatischen Ergebnisse – jenseits von Glorie, Glanz und

29 Béla RÁSKY, *Erinnern und Vergessen der Habsburger in Österreich und Ungarn nach 1918*, in: Karl MÜLLER/Hans WAGENER (Hg.), *Österreich 1918 und die Folgen. Geschichte, Literatur, Theater und Film*, Wien, Köln, Weimar 2009, S. 25–58, hier S. 44. Vgl. auch Thomas BALLHAUSEN/Günther KRENN, *Die gefälschten Herrscher. Beispiele der Habsburger-Darstellung im österreichischen Spielfilm*, in: *medienimpulse* 63 (2008), S. 60–65.

30 RÁSKY, *Erinnern und Vergessen*, S. 44.

31 Ines STEINER, *Österreich-Bild im Film der Besatzungszeit*, in: Karin MOSER (Hg.), *Besetzte Bilder. Film, Kultur und Propaganda in Österreich 1945–1955*, Wien 2005, S. 203–255, hier S. 206.

32 Karl RENNER, *Die ideologische Ausrichtung der Politik Österreichs*, abgedruckt in: DERS., *Für Recht und Frie-*

den. Eine Auswahl der Reden des Bundespräsidenten Dr. Karl Renner, Wien 1950, S. 64–72, hier S. 69; vgl. Gerald STOURZH, *Um Einheit und Freiheit. Staatsvertrag, Neutralität und das Ende der Ost-West-Besetzung Österreichs 1945–1955*, Wien 2005, S. 258.

33 Vgl. STOURZH, *Um Einheit und Freiheit*, S. 359–360.

34 Die Rede Figls zit. nach Peter STACHEL, „Österreich ist...“. Die Inszenierung kollektiver Erinnerung am Beispiel des Österreichischen Staatsvertrags, in: Hermann BLUME (Hg.), *Inszenierung und Gedächtnis. Soziokulturelle und ästhetische Praxis*, Bielefeld 2014, S. 83–103, hier S. 97, die der Tonaufnahme der Rede folgt.

Glamour – mittlerweile mit positiv konnotierten Erinnerungen besetzt gewesen zu sein. Dies gilt auch über die genannten, konkreten Beispiele hinaus im breiteren Kontext und kam nicht zuletzt dadurch zustande, dass das Ereignis vielfach vor dem Hintergrund der Friedensschlüsse von 1918/19 betrachtet wurde. So auch in der bis 2014 einzigen Monographie aus Österreich zum Thema aus dem Jahr 1943, die anlässlich des 150. Jubiläums des Kongresses 1964 als „Standardwerk“³⁵ unverändert nochmals neu aufgelegt wurde. Das ursprüngliche Erscheinungsjahr ist der populärwissenschaftlich gehaltenen Arbeit des Wiener Hobbyhistorikers Jean de Bourgoing durchaus anzumerken: Es sei abwegig, das Ergebnis des Kongresses „mit dem Diktatfrieden nach dem Ersten Weltkrieg zu vergleichen“, ein Mächtegleichgewicht sei ohne Opfer und Konzessionen nicht möglich und „[i]mmerhin blieben Deutsche unter deutscher Souveränität, und kein Volk, kein Landesteil wurde, wie 1919, unter Mißachtung seiner Volkszugehörigkeit durch die Friedensdiktatoren vergewaltigt, denen die Nationalitätsfragen wohl nicht wie ihren Vorgängern in den Jahren 1814–1815 eine unbekannte Materie waren.“³⁶

Auch Ernst Marboe vertritt 1946 in seinem *Österreich-Buch* eine positive Haltung zum Wiener Kongress. Er nimmt ebenfalls Bezug auf die altbekannte Kritik an dem Ereignis, lässt jedoch Versailles und nationale Befindlichkeiten außen vor, sondern bringt eine neue Komponente mit ein. Angesichts des offiziösen Charakters – editiert wurde es vom Bundespressdienst – und der weiten Verbreitung des Buches, das bis 1970 in zahlreichen Auflagen erschien und auch im Schulunterricht verwendet wurde, lassen sich Marboes Ausführungen als eine offizielle Lesart des Kongresses in der jungen Zweiten Republik interpretieren – laut Siegfried Mattl „gibt es kein geeigneteres Objekt zur Untersuchung des österreichischen Selbstverständnisses“³⁷ als das *Öster-*

reich-Buch, das daher ausführlich zitiert werden soll:

„Es gab eine Zeit, da gehörte es beinahe zum guten Ton, den Wiener Kongreß zu kritisieren. Nicht nur die scheinbare Leichtigkeit, mit der man in der lebensfrohen Donaustadt ein so gravierendes Problem wie die Neugestaltung Europas behandelte, fand Mißbilligung, sondern auch die Resultate der Tagung, die den nationalen Ansprüchen zu wenig Rechnung trugen. Nach den Erfahrungen eines Jahrhunderts allerdings wird man eine Mächteübereinkunft, die eine dreißigjährige Friedensperiode und eine Epoche höchster Kunstentwicklung und Geistesbildung einleitete – in ihren großen Zügen hatte sie fast hundert Jahre, nämlich bis 1914, Geltung –, anders beurteilen müssen. Die politischen Ideen Metternichs, die den Kongreßbeschlüssen als Leitstern dienten, zeigen noch heute ihre grundsätzliche Gültigkeit; nur ein in der Kräfteverteilung wohl ausgewogener Staatenbund, der allen Folgeerscheinungen des politischen Nationalismus, wie Arroganz, Unduldsamkeit und Imperialismus, Absage leistet, kann Sicherheit und Gedeihen des europäischen Kontinents garantieren. Es war kein Zufall, daß gerade in Österreich von den führenden Staatsmännern universalistische, gesamteuropäische Gedanken vertreten wurden [...]. Die Donaumonarchie war ja schon hundert Jahre vor Genf ein Völkerbund, aufgebaut auf nationaler Toleranz und Beschränkung zugunsten einer übernationalen Gemeinsamkeit. Dieser wahrhaft humane Staatsgedanke suchte sich auch im großräumigen Staatensystem Europas Geltung zu verschaffen. [...] Es gab aber im damaligen Europa keinen besseren Garanten dieser notwendigen Zusammenarbeit als gerade Österreich.“³⁸

Österreich als Vorbild für friedliches Zusammenleben in Europa und als solches Vorreiter und Initiator der europäischen Friedensordnung des Wiener Kongresses, so könnte man also die von Marboe formulierte Botschaft zusammenfassen. Während die Betonung der langen Friedensperiode, die der Kongress begründet habe, zwar durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte ganz neu an Relevanz gewonnen hatte, aber auch durchaus an die Worte Helferts im Jahrhundert davor erinnert, ist die Verbindung von Kongress und europäi-

35 Werbeanzeige für das Buch, abgedruckt in: Alte und Moderne Kunst 81 (1965). Sonderheft zur Ausstellung „Der Wiener Kongress 1814/15“, S. 57.

36 Jean DE BOURGOING, Vom Wiener Kongress, Wien 1964, S. 22–23. Vgl. zu ihm den unkritischen Nachruf von Rudolf NECK, Jean de Bourgoing, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 23 (1970), S. 472–473.

37 MATTL, Geschlecht, S. 504.

38 MARBOE, Das Österreich-Buch, S. 102–104.

schem Gedanken neu. Grundsätzlich findet sich die Vorstellung von der Habsburgermonarchie als „Europa im Kleinen“, „als Alternative zum Nationalstaat, als zivilisatorisches Modell“ allerdings schon im 19. Jahrhundert.³⁹ Nach dem Ersten Weltkrieg dienten Europabezüge nicht selten der Wiederherstellung der „Verbindung zwischen dem neuen und dem alten Österreich“.⁴⁰ Leopold Figls programmatischer Aufsatz *Was ist Österreich?* von 1945 steht sinnbildlich für die Bedeutung, die der Verknüpfung von Europagedanke und Österreich – in der Abkehr von Deutschland – in der jungen Zweiten Republik zukam: Von Österreich als „Herzstück Europas“ und Wien als „geistige[r] Zentrale des deutschsprechenden Europäertums, das durch Österreich repräsentiert wird“, war dort die Rede und davon, dass „das europäische Oesterreich von gestern [...] wieder ein Oesterreich von morgen sein“ solle.⁴¹ Dass der Wiener Kongress für die Vermittlung der Botschaft einer traditionsreichen europäischen Sendung Österreichs als integrative Klammer für die Identität im neuen Staat von Nutzen sein konnte, liegt auf der Hand.

Der ‚europäische‘ Strang der Erinnerung wurde später im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten und -publikationen des Jahres 1965 noch einmal aufgegriffen. So zog der österreichische Historiker Heinrich Benedikt den Rückschluss, dass das Friedenswerk gelang, „weil die Staatsmänner, welche die Weltkarte revidierten, europäisch dachten, der Geist, den ihre Zeit atmete, vom Begriff der europäischen Einheit erfüllt und noch nicht vom nationalen Gedanken zersetzt war.“⁴² Der damalige österreichische Unterrichtsminister Theodor Piffl-Perčević schlug bei der Eröffnung der Jubiläumsausstellung den Bogen zur Gegen-

wart: „Der Wiener Kongreß hat Europa einen Frieden gegeben. Sein System bildete die Voraussetzung für die Weltstellung Europas im 19. Jahrhundert. Mit seinem Zusammenbruch im Ersten Weltkrieg löschten in Europa die Lichter aus. Mit dem Abschluss des österreichischen Staatsvertrages wurde das erste Licht wieder entzündet für den kommenden europäischen Frieden.“⁴³ Auch in dieser Lesart war der Wiener Kongress ein Baustein im Konstrukt von Österreichs zentraler Rolle in und für Europa.

Fazit

Insgesamt lässt sich festhalten, dass der Wiener Kongress im späten österreichischen Kaiserreich wie in der jungen Zweiten Republik seinen Platz als identitätskonstruierendes Moment hatte und in den Köpfen breiterer Bevölkerungsschichten durch seine Rolle in den unterschiedlichsten Medien präsent war. Die Bezugspunkte waren vielschichtig: Friede und Europagedanke spielten dabei ebenso eine Rolle wie Glanz und Glorie der eigenen Vergangenheit und Sehnsüchte nach der ‚guten alten Zeit‘. Anders als in den meisten anderen europäischen Staaten gehörte der Wiener Kongress in seinem ‚Heimatland‘ damit über längere Phasen hindurch zu dem historischen Repertoire, das für eine positive Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart geeignet erschien. Die Breite der Anknüpfungspunkte zeigt jedoch auch, dass sich der Wiener Kongress einer eindeutigen Interpretation ganz offenbar entzog – vielleicht mit ein Grund, warum er nie in die ‚erste Reihe‘ derjenigen Ereignisse aufstieg, welcher in der Zweiten Republik gedacht wurde.

39 Vgl. Tobias ANGERER, „Österreich ist Europa“. Identifikationen Österreichs mit Europa seit dem 18. Jahrhundert, in: DERS. (Hg.), *Österreich in Europa*, Innsbruck 2001, S. 55–72, hier S. 61.

40 Ebd., S. 66.

41 FIGL, *Was ist Oesterreich*, S. 89–90.

42 Heinrich BENEDIKT, *Das Friedenswerk – Die europäische Bedeutung des Wiener Kongresses*, in: *Alte und Moderne Kunst* 81 (1965). Sonderheft zur Ausstellung „Der Wiener Kongress 1814/15“, S. 2–4, hier S. 2.

43 Theodor PIFFL-PERČEVIĆ, [o.T.], in: Epi SCHLÜSSELBERGER (Hg.), *Der Wiener Kongreß*. 1. September 1814 bis 9. Juni 1815. Ausstellung veranstaltet vom Bundesministerium für Unterricht gemeinsam mit dem Verein der Museumsfreunde, Wien 1965, S. 8.

Der Wiener Kongress – Modellhaftes und Zeitgebundenes einer Nachkriegsordnung.

Zur Frage der Relevanz der Erinnerung des Wiener Kongresses

Reiner Marcowitz

Nicht erst aus Anlass seines 200. Jubiläums erfreut sich der Wiener Kongress in der Geschichtswissenschaft und seitens einer historisch-politisch interessierten Öffentlichkeit eines besonderen Interesses, ja einer hohen Wertschätzung, sondern bereits seit mehreren Jahrzehnten ist dieser positive Trend zu beobachten. Auffällig ist dabei, dass vor allem in jüngerer Zeit weitreichende historische Analogien bis hin in die Gegenwart konstruiert wurden. Wie zutreffend diese sind, wird die zentrale Fragestellung dieses Beitrags sein. Um dies zu ermitteln, wird zunächst die wechselvolle Rezeptionsgeschichte des Wiener Kongresses und seiner Ergebnisse resümiert (I.), dann die heute verbreitete Deutung der Ergebnisse dieses Mächtetreffens als einem Vorläufer der kollektiven Sicherheitssysteme unserer Tage erörtert (II.), bevor schließlich untersucht wird, inwiefern der Wiener Kongress tatsächlich noch Vorbild für die Regelung aktueller internationaler Konflikte sein kann (III.).

I.

Zeitgenössisch wurden die Ergebnisse des Wiener Kongresses zumindest von liberalen Kritikern als ein rückwärtsgewandter Schacher um Einfluss und Territorien sowie Ausweis einer restaurativen, ja reaktionären Politik diskreditiert.¹ Im Zeichen des gesellschaftlichen Umbruchs und der

aufkommenden Nationalstaaten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkte sich die nun neu akzentuierte Kritik insbesondere auch am Deutschen Bund als einem der wesentlichen Konferenzergebnisse noch, weil die einen diesem verpasste Entwicklungsmöglichkeiten anlasteten, während die anderen die mit ihm verbundene Absage an den Gedanken des nationalen Selbstbestimmungsrechts kritisierten. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wandelte sich dann erstmals sukzessive dieses negative Bild aufgrund der Kenntnis des gescheiterten Pariser Friedenswerkes von 1919/20 sowie des Ausbruchs des Ost-West-Konflikts und der Infragestellung des souveränen Nationalstaates nach 1945: Nun brach sich endgültig die Erkenntnis Bahn, dass der Wiener Kongress immerhin eine lang andauernde Friedensphase eingeleitet hatte und zudem gerade mit dem Deutschen Bund einen interessanten Vorläufer post-nationaler Staatlichkeit und Zusammenarbeit kreierte hatte: „Erst mit dem voranschreitenden Ausbau überstaatlicher Verflechtungen und mit zunehmender Einsicht in die europäische Bedingtheit der deutschen Frage wuchs die Bereitschaft, den Deutschen Bund als trendwidrige Präfiguration einer post-nationalen Grundordnung näher in Augenschein zu nehmen“.² Ja, angesichts der andauernden und vermeintlich auf unabsehbare Zeit irreversiblen deutschen und europäischen Teilung schien der Deutsche Bund schließlich geradezu „als europäisches und deutsches Ordnungsmodell eine Orientierungshilfe [zu] bieten“.³

Die Auflösung des Bipolarismus 1989/91 hat dieses positive Bild des Wiener Kongresses und seiner Ergebnisse zumindest in der westlichen

1 Fritz FELLNER, Perspektiven für eine historiographische Neubewertung des Deutschen Bundes, in: Helmut RUMPLER (Hg.), *Deutscher Bund und deutsche Frage 1815–1866*, Wien 1990, S. 21–30; Hellmut SEIER, *Der Deutsche Bund als Forschungsproblem 1815 bis 1960*, in: ebd., S. 31–58; Heinz DUCHHARDT, *Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, Europäisches Konzert*, Darmstadt 1976, S. 161–196; Wolf D. GRÜNER, *Der Wiener Kongress 1814/15*, Stuttgart 2014, S. 213–240.

2 SEIER, *Forschungsproblem*, S. 58.

3 Helmut RUMPLER, *Einleitung*, in: DERS. (Hg.), *Deutscher Bund*, S. 9–19, hier S. 9.

Hemisphäre weiter verstärkt.⁴ Sehr bald schon zeigte sich nämlich, dass auch das Ende des Ost-West-Konflikts nicht ein weitgehend konfliktloses „Ende der Geschichte“ (Francis Fukuyama) bedeutete, sondern ganz im Gegenteil eine neue konfliktreiche, ja bellizistische „Wiederkehr der Geschichte“ (Henry Kissinger) einleitete. Zudem stellte sich die Herausforderung, das vereinigte Deutschland in die sich vertiefende Europäische Union zu integrieren, womit erneut eine der wichtigsten Entscheidungen des Wiener Kongresses, die Schaffung des Deutschen Bundes, besonders aktuell schien: „Die Sicht auf den Deutschen Bund veränderte sich, seit die Suche nach einer europäischen Friedensordnung am Ende des 20. Jahrhunderts von der Einsicht geleitet war, dass Nationalstaatlichkeit und europäische Integration sich nicht ausschließen, sondern vorteilhaft ergänzen können“.⁵ Insofern erschien der Wiener Kongress nun gleich aus zwei Gründen als eine wichtige historische Referenz: angesichts des Wegfalls „jahrzehntealter Orientierungsgewissheiten“⁶ als der Inbegriff einer erfolgreichen Neuordnung Europas und gleichzeitig als ein Beispiel für eine gelungene Harmonisierung von deutscher und europäischer Neuordnung. Dies erklärte sich sicher zusätzlich aus der Tatsache, dass uns der Wiener Kongress trotz seiner historischen Standortgebundenheit gleich in mehrfacher Hinsicht modern und damit näher anmutet als andere große und ebenfalls durchaus erfolgreiche, ja bis heute nachwirkende (Friedens-)Kongresse, wie der von Münster

und Osnabrück von 1648,⁷ der nach dem Dreißigjährigen Krieg das immerhin bis heute gültige Westphalian System souveräner Staaten etablierte, oder jener von Utrecht von 1713 am Ende des Spanischen Erbfolgekrieges, der das ebenfalls bis heute bedeutsame Prinzip des (europäischen) Mächtegleichgewichts in die internationale Politik einführte:⁸ schon aufgrund seiner anspruchsvollen und innovativen Verhandlungsorganisation mit einem Führungsgremium der vier, später fünf wichtigsten Siegermächte – Großbritannien, Russland, Österreich, Preußen sowie schließlich noch Frankreich –, die durch ihre leitenden Politiker, wenn nicht sogar ihre jeweiligen Monarchen repräsentiert wurden und sich wiederum jeweils auf Expertenkommissionen stützen konnten, die über die Detailfragen berieten;⁹ dann wegen seines Versuchs, divergierende Machtinteressen wie auch weltanschauliche Gegensätze – konservativ-beharrendes versus revolutionär-progressives Prinzip –, die sich durch das vorangegangene Vierteljahrhundert beispielloser und auch ideologisch motivierter Kriege in die internationale Politik eingefressen hatten, auszugleichen; und schließlich durch sein Vermögen, das durch die vorangegangenen großen Konflagrationen entstandene Chaos tatsächlich wieder in eine neue stabile europäische Ordnung zu überführen, die mindestens knapp 40 Jahre – bis zum Krimkrieg 1853/54 –, wenn nicht sogar bis 1914 Bestand hatte.¹⁰

4 Wie andauernd kritisch hingegen beispielsweise die polnische Geschichtsschreibung den Wiener Kongress nach wie vor beurteilt, belegen die Studie von Adam ZAMOYSKI, 1815. Napoleons Sturz und der Wiener Kongress, München 2014, und die Ausführungen des polnischen Publizisten Adam Krzemiński in: Metternichs große Stunde. Begründete der Wiener Kongress vor 200 Jahren eine zukunftsfähige Friedensordnung – oder begann in Wien schon der Erste Weltkrieg? Ein Streitgespräch zwischen dem polnischen Publizisten Adam Krzemiński und dem Metternich-Biographen Wolfram Siemann, in: Die Zeit, Nr. 23, 3. Juni 2015.

5 Anselm DOERING-MANTEUFFEL, Die Deutsche Frage und das europäische Staatensystem 1815–1871 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 15), München 2010, S. 124.

6 Hagen SCHULZE, Europa: Nation und Nationalstaat im Wandel, in: Werner WEIDENFELD (Hg.), Europa-Handbuch, Bonn 2002, S. 41–65, hier S. 60.

7 Vgl. Heinz DUCHHARDT (Hg.), Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte, München 1998.

8 Vgl. DERS., Gleichgewicht, S. 41–89, und DERS./Martin ESPENHORST (Hg.), Utrecht – Rastatt – Baden 1712–1714. Ein europäisches Friedenswerk am Ende des Zeitalters Ludwigs XIV., Göttingen 2013 sowie Gabriele METZLER, Ewiger Frieden? Zur Bedeutung und Haltbarkeit von Nachkriegsordnungen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 16/17 (2015), S. 10–16, hier S. 10–11.

9 DUCHHARDT, Gleichgewicht, S. 127–128; DERS., Der Wiener Kongress. Die Neugestaltung Europas 1814/15, München 2013, S. 70–80.

10 Zur älteren Deutung, die das Ende der Wiener Nachkriegsordnung erst auf den Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 datierte, und der heute vorherrschenden Interpretation, der zufolge die vorherrschenden Prinzipien der Wiener Nachkriegsordnung bereits mit dem Krimkrieg obsolet wurden, vgl. DOERING-MANTEUFFEL, Deutsche Frage, S. 134–135.

II.

Angesichts der unleugbaren Verdienste des Wiener Kongresses fragt sich vor dem Hintergrund der aktuellen Global- und Regionalkonflikte, welche Aspekte des Wiener Kongresses tatsächlich noch relevant, womöglich sogar modellhaft für die internationale Politik der Gegenwart sein können. Die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte, einschließlich jener zum 200. Jubiläum, gibt überwiegend eine eindeutige Antwort: Die Wiener Nachkriegsordnung scheint ihr ein „kollektives Sicherheitssystem“ und wird damit zum Vorreiter multi- und supranationaler Strukturen unserer Tage überhöht, seien dies die EU, die KSZE/OSZE oder die UN.¹¹ Das ist einerseits durchaus nachvollziehbar: Wie die genannten Einrichtungen versuchte das Europäische Konzert nach 1815, die anarchischen und zentrifugalen Tendenzen der internationalen Politik durch verbindliche (Rechts-) Normen und Zwangsmechanismen auszugleichen und war hierbei im Vergleich zur „bellizistischen Disposition“ (Johannes Kunisch) vergangener Jahrhunderte zumindest in den ersten Jahren und Jahrzehnten bemerkenswert erfolgreich. Andererseits ist diese Analogie absolut gesetzt, aber gleich in mehrfacher Hinsicht überpointiert:

Erstens fehlten dem Europäischen Konzert wesentliche Attribute der kollektiven Sicherheitssysteme des 20. und 21. Jahrhunderts, ganz zu schweigen vom institutionell verdichteten und zudem supranationalen Gefüge der EU – die breitere Basis in der Völkergemeinschaft, die Institutionalisierung und Permanenz der Beratungen, das differenzierte Sanktionsinstrumentarium. Zweitens verkennt die heute verbreitete Idealisierung des Europäischen Konzerts dessen Realität: Eine alle Großmächte einbeziehende Abstimmung im

engeren Sinne bestand lediglich wenige Jahre – in Form der Treffen von Aachen (1818) Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822). Danach wurde sie durch den zunehmenden ideologischen Gegensatz zwischen Ost- und Westmächten in der Frage eines etwaigen Interventionsrechts im Falle neuer Revolutionen konfliktuell aufgeladen: hier die aktionsbereiten und auf die Durchsetzung des antirevolutionären Legitimitätsprinzips pochenden Autokratien Russland, Österreich und Preußen, dort die zurückhaltenderen, jeden antirevolutionären Interventionsautomatismus ablehnenden Verfassungsstaaten Großbritannien und Frankreich.¹² Folglich mutierte der regelmäßige Konzertierungsmechanismus erneut zum reinen *ad-hoc*-Krisenmanagement und statt des anfänglichen Konsenses überwogen wechselnde Zweckbündnisse, die bezeichnenderweise in der Griechenlandfrage in der zweiten Hälfte der 1820er-Jahre sogar die neuen ideologischen Konfliktlinien ignorierten, was zeigt, wie sehr nun wieder zunehmend hergebrachte nationale Interessenkalküle die politischen Entscheidungen dominierten. Schon für den Zeitraum 1815 bis 1853 – also bis zum Ausbruch des Krimkrieges – ist das Bild keineswegs so vorteilhaft, wie gerne suggeriert wird, vielmehr ist bereits damals ein gradueller und sukzessiver Übergang von ideell geleiteter Prinzipienpolitik im Zeichen europäischer Mächtesolidarität zu primär machtorientierter Realpo-

11 Pars pro toto Wolfram PYTA, Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem. Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongress, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996, München 1997, S. 133–173; Matthias SCHULZ, Normen und Praxis. Das Europäische Konzert der Großmächte als Sicherheitsrat 1815–1860 (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 21), München 2009. Im Übrigen ist diese Analogie so neu nicht: vgl. beispielsweise bereits Enno E. KRAEHE, The United Nations in the Light of the Experiences of the German Confederation, 1815–1866, in: South Atlantic Quarterly 49 (1950), S. 138–149 und FELLNER, Perspektiven, S. 25.

12 Heinz Gollwitzer hat hierfür den Begriff der „ideologischen Blockbildung“ geprägt: Heinz GOLLWITZER, Ideologische Blockbildung als Bestandteil internationaler Politik im 18. und 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 201 (1965), S. 306–333. Selbst wenn diese Bezeichnung überpointiert und zudem sehr von der Erfahrung des Ost-West-Konflikts nach dem Zweiten Weltkrieg inspiriert erscheint, muss eingeräumt werden, dass sich der ursprüngliche machtpolitische und weltanschauliche Konsens zwischen den vier, ja fünf Großmächten auf dem Wiener Kongress bereits in den Jahren 1820–1822/23 deutlich relativiert und danach einer sehr viel lockereren Zusammenarbeit Platz gemacht hat, die teilweise tatsächlich neuen ideologischen Orientierungen, teilweise aber auch nur einem simplen nationalegoistischen Interessenkalkül gehorchte. Dies hat Anselm Doering-Manteuffel wiederum mit dem Hinweis auf den Übergang vom „Wiener System“ zur „Wiener Ordnung“ zu fassen versucht: Anselm DOERING-MANTEUFFEL, Vom Wiener Kongress zur Pariser Konferenz. England, die deutsche Frage und das Mächtesystem 1815–1856, Göttingen, Zürich 1991, S. 41–56.

litik auszumachen, die lediglich noch punktuelle Abstimmungen in Krisenzeiten erlaubte.

Tatsächlich haben schon in diesen fast vier Jahrzehnten alle Großmächte einmal gegen Geist und Inhalt der Wiener Vereinbarungen verstoßen – manchmal mit guten Gründen, aber immer nach Maßgabe ihres eigenen Vorteils und daher oft sogar im Alleingang ohne jegliche Abstimmung mit den übrigen Großmächten, zumindest nicht mit deren Gesamtheit:¹³ Großbritannien, das sich Anfang der 1820er-Jahre sukzessive aus den Verbindlichkeiten des Kongresssystems löste – aus Protest gegen dessen reaktionäre Praxis, aber auch um sich neue Märkte in den unabhängigen Staaten Südamerikas zu erschließen oder in den entstehenden europäischen Verfassungsstaaten potentielle Verbündete zu gewinnen; Russland, das Anfang der 1830er-Jahre die in Wien verbrieften Sonderrechte Kongresspolens aufhob; Österreich, das 1846 – unter tatkräftiger Unterstützung des Zarenreichs sowie Preußens – die 1815 geschaffene „Freie Stadt“ Krakau annektierte. Die Intervention Russlands zusammen mit den beiden Westmächten im griechischen Unabhängigkeitskrieg hätte dann sogar beinahe das Europäische Konzert gänzlich gesprengt. Die einstigen Siegermächte von 1814/15 „sündigten“ dann alle 1830 im Falle Frankreichs, als sie den Verfassungsbruch Karls X. teilweise beifällig aufnahmen, aber auch den folgenden Sturz der legitimen Dynastie hin nahmen sowie – zusammen mit dem orléanistischen Frankreich – anschließend die belgische Unabhängigkeit akzeptierten. Damit obsiegte endgültig ein Trend zur Rationalisierung und Säkularisierung der internationalen Beziehungen, denn ein revolutionärer Umsturz von Teilen der Wiener Nachkriegsordnung war fortan für die eu-

ropäische Staatengemeinschaft kein ideologischer Sündenfall mehr, sondern nur noch ein internationaler Störfall, der nicht mehr aus ideellen Gründen behoben werden musste – die alte Prämisse des Wiener Vertragswerkes – , sondern nur noch aus rein praktischen Erwägungen, sofern er den europäischen Frieden gefährdete. Deshalb akzeptierten die Siegermächte von 1814/15 schließlich auch 1848 die Wahl von Louis-Napoléon Bonaparte zum Staatspräsident und vier Jahre später sogar seine Ausrufung des Kaiserreichs.

Alles in allem lassen sich die Jahrzehnte nach dem Wiener Kongress also durchaus als ein Beleg für die Beachtung völkerrechtlicher Prinzipien seitens der Großmächte sowie multilateralen Denkens und Handelns interpretieren, man kann sie aber genauso gut umgekehrt als eine Abfolge von Verstößen gegen die Wiener Verträge von 1814/15 nach Maßgabe eines rein egoistischen Machtkalküls deuten. Durch den endgültigen Übergang in die Ära der konflikt-, ja kriegsträchtigen, weil nur noch machtgestützten Realpolitik seit dem Krimkrieg sowie schließlich in jene des Nationalismus verlor das in Wien beschworene gemeinsame *ius publicum Europaeum* dann weiter an Bedeutung, so dass schließlich 1914 noch nicht einmal mehr die letzte verbliebene Leitidee dieser internationalen Friedenskultur, die Verhinderung eines neuen „Großen Krieges“, Konsens war. So falsch es also war, den Deutschen Bund nach dem Zweiten Weltkrieg angesichts der damaligen deutschen und europäischen Teilung zeitweise „zum national- und europapolitischen Nothelfer“¹⁴ zu stilisieren, so irreführend ist es heute, den Wiener Kongress und das durch ihn begründete Europäische Konzert zum einfachen Vorläufer moderner multi-, ja supranationaler Institutionen und Regime zu erklären. Gleichzeitig schließt diese Einschränkung überhaupt nicht aus, nuancierte und partielle Parallelen zu ziehen, die sich aber grundsätzlich der besonderen historischen Standortgebundenheit des Wiener Kongresses und seiner Ergebnisse bewusst bleiben und damit simple historische Analogieschlüsse, die letztlich in die Irre führen, vermeiden.

13 Zu Ablauf und Inhalt der im Folgenden aufgeführten internationalen Krisen und Prozesse vgl. Michael ERBE, Revolutionäre Erschütterung und erneuertes Gleichgewicht, 1785–1830 (Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, Bd. 5), Paderborn u. a. 2004, S. 343–382 und Winfried BAUMGART, Europäisches Konzert und nationale Bewegung, 1830–1878 (Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, Bd. 6), Paderborn u. a. 1999, S. 271–351. Zur Deutung Reiner MARCOWITZ, Großmacht auf Bewährung. Die Interdependenz französischer Innen- und Außenpolitik und ihre Auswirkungen auf Frankreichs Stellung im Europäischen Konzert 1814/15–1851/52, Stuttgart 2001, S. 222–223.

14 Wolf D. GRUNER, Der Deutsche Bund und die europäische Friedensordnung, in: RUMPLER (Hg.), Deutscher Bund, S. 235–263, hier S. 237.

III.

Was bleibt also vom Wiener Kongress heute? Zunächst einmal hat dieser durch sein Zusammenspiel von administrativ-bürokratischer Kärnerarbeit in den diversen Spezialkommissionen mit den unmittelbaren „Gipfeltreffen“ der „Großen Vier“ beziehungsweise dann der „Großen Fünf“ und schließlich dem regen Gesellschaftsleben in der Tat durchaus bis heute gültige Maßstäbe für eine letztlich erfolgreiche Verhandlungsführung gesetzt, insofern als bei allen Unterschieden zwischen der damaligen höfischen und der gegenwärtigen bürgerlich-rationalen Welt sowie dem mittlerweile sehr viel rigideren Zeitmanagement selbst heute noch etliche politische Gipfeltreffen durch eben diesen Dreiklang geprägt sind: die akribische Vorbereitung und Bearbeitung der Detailfragen durch die diversen „Sherpas“ und sonstigen nachgeordneten Unterhändler, sodann direkte politische Verhandlungen der Spitzenpolitiker und schließlich deren ergänzender Austausch im Rahmen eines lockeren Begleitprogramms. „Pomp und Politik“ (Johannes Paulmann) sind also immer noch untrennbar miteinander verbunden, ja haben im Medienzeitalter noch zusätzliche Bedeutung gewonnen.

Vor dem Hintergrund der beiden großen Konflagrationen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber auch des folgenden Ost-West-Konflikts und schließlich der aktuellen internationalen Krisen erscheint zudem nach wie vor das Bemerkenswerteste am Wiener Kongress die Tatsache, dass er ungeachtet erheblicher Divergenzen in Detailfragen, die in der Sachsen-Polen-Frage kurzzeitig sogar in einen neuen militärischen Konflikt zu eskalieren drohten, durch eine bemerkenswerte Eintracht geprägt war – eine unabdingbare Voraussetzung für die Aushandlung einer stabilen Nachkriegsordnung:¹⁵ Nach fast einem Vierteljahrhundert Krieg und gesellschaftlichem Umsturz war das gemeinsame Ziel der Unterhändler, jede Wiederauflage der Französischen Revolution zu verhindern, weil sie, so zumindest ihre

Schlussfolgerung aus der Erfahrung von 1792, unweigerlich in einen internationalen Konflikt mündete. Um solcherart gleichermaßen erfolgreich Kriegs- und Revolutionsprophylaxe betreiben zu können, waren sie nicht nur bereit, auf eine simple Restauration des *Ancien Régime* zu verzichten, sondern auch das besiegte Frankreich in die neue Nachkriegsordnung zu integrieren – bereits 1814 als Teilnehmer des Wiener Kongresses, dann 1815 als Mitglied der „Heiligen Allianz“ und seit 1818 schließlich auch als Partner innerhalb des Europäischen Konzerts:¹⁶ „In Wien vermied man [...] eine Gruppierung in Sieger und Besiegte [...] und richtete so das Interesse zumindest aller europäischen Großmächte auf die Erhaltung der etablierten Ordnung“.¹⁷

Schließlich bleibt, trotz der Warnung vor einer ahistorischen Idealisierung und einem anachronistischen Kurzschluss, ebenso bemerkenswert die Einsicht in die Notwendigkeit multilateraler Abstimmung, um den gerade geschlossenen Frieden auch mittel- und langfristige abzusichern: Der sich in Form des sogenannten Europäischen Konzerts formierende neue Großmächteklub sollte mit den bisherigen egoistischen Traditionen der Außenpolitik brechen und über die Einhaltung der in Wien getroffenen Entscheidungen wachen, die wiederum eine neue Rechtsordnung konstituierten, um im Falle etwaiger Verstöße gegen den Verursacher zu intervenieren.¹⁸ Ungeachtet seiner sukzessiven Relativierung und Transformation bereits seit Anfang der 1820er-Jahre hat dieses System über mindestens vier Jahrzehnte Großmachtkriege verhindert und kollabierte endgültig sogar erst 1914, im Übrigen auch dank des Umstandes, dass selbst der Kriegsverlierer Frankreich aktiv an seiner Erhaltung mitwirkte.¹⁹ In diesem Zusammenhang hat Henry Kissinger darauf hingewiesen, dass es zwei Arten von Nachkriegsordnungen gibt – eine „legitime“ und eine

15 Zum Verlauf vgl. DUCHHARDT, Gleichgewicht, S. 128–161; DERS., Wiener Kongress, sowie Thierry LENTZ, 1815. Der Wiener Kongress und die Neugründung Europas, Berlin 2014; GRUNER, Wiener Kongress, und Reinhard STAUBER, Der Wiener Kongress, Wien, Köln, Weimar 2015.

16 MARCOWITZ, Großmacht, S. 23–73.

17 DUCHHARDT, Gleichgewicht, S. 194–195.

18 DOERING-MANTEUFFEL, Wiener Kongress, S. 28–56; Wolfram PYTA (Hg.), Das europäische Mächtekoncert. Friedens- und Sicherheitspolitik vom Wiener Kongress 1815 bis zum Krimkrieg 1853 (Stuttgarter Historische Forschungen; Bd. 9), Köln, Weimar, Wien 2009; Mark MAZOWER, Die Welt regieren. Eine Idee und ihre Geschichte, München 2013, S. 18–27.

19 Vgl. MARCOWITZ, Großmacht, passim.

„revolutionäre“: Legitimität „schließt in sich ein, dass alle Großmächte im Großen und Ganzen eine bestimmte internationale Ordnung respektieren [...]. Eine legitime Ordnung schließt Konflikte nicht aus [...], doch sie werden ausgefochten im Namen der bestehenden internationalen Struktur, und der nachfolgende Friede wird als besserer Ausdruck der ‚legitimen‘ allgemeinen Überzeugung gerechtfertigt. [...] Sobald eine Macht die internationale Ordnung oder die Art ihrer Legitimität ablehnt, werden die Beziehungen zwischen ihr und den anderen Mächten revolutionär. Dann geht es nicht um die Beilegung von Differenzen innerhalb eines gegebenen Systems, sondern dann geht es um das System selbst“.²⁰ So gesehen war die Wiener Nachkriegsordnung „legitim“, weil zumindest ihr Friedenspostulat über Jahrzehnte von allen Akteuren, einschließlich Frankreichs, grundsätzlich respektiert und daher vorübergehend aufflammende Konflikte im Rahmen des Europäischen Konzerts meistens konsensual beigelegt wurden. Ermöglicht wurde dies auch durch den Umstand, dass der vorangegangene Krieg, der schließlich in die französische Niederlage von 1814 führte, in letzter Konsequenz nicht gegen Frankreich insgesamt, sondern nur gegen Napoleon I. geführt worden war.²¹ Die Verbündeten hatten lediglich gegen den permanenten Eroberungstrieb des französischen Kaisers gekämpft, der nicht bereit gewesen war, eine internationale Ordnung zu akzeptieren, die ebenso den legitimen Interessen der übrigen Mächte Rechnung trug. Schließlich mussten sie dann in Wien auch keinen Frieden mehr aushandeln – das war bereits im Mai 1814 in Paris geschehen –, sondern der Wiener Kongress war „ein europäischer Friedensvollzugskongress“,²² was von Beginn an potenziellen Konfliktstoff beseitigte.

Trotzdem eignet sich der Wiener Kongress nur bedingt zum Vorbild für unsere Gegenwart, denn wie jedes historische Ereignis bleibt auch

er seiner Zeit verhaftet und vor allem an deren Normen gebunden: Erstens gilt es, die Besonderheiten von Kriegführung und Friedensschluss im andauernden Zeitalter des *Ancien Régime* zu bedenken.²³ Der Kampf gegen Napoleon mochte zwar punktuell durchaus Züge eines Volkskampfes angenommen haben – so in Spanien,²⁴ dann in Tirol²⁵ und schließlich auch in Deutschland²⁶ –, doch er blieb letztlich ein traditioneller Krieg, der von den hergebrachten aristokratischen Eliten des *Ancien Régime* geführt wurde, die sich wiederum ihre Kriegsziele keineswegs von populären Stimmungen vorschreiben ließen. Gleichwohl markieren Revolutions- und Napoleonische Kriege eine Scheidelinie – einerseits zwischen den Kabinettskriegen des frühneuzeitlichen Mächtesystems und den großen Volkskriegen des anbrechenden Zeitalters der Nationalstaaten; andererseits zwischen der Vorherrschaft der aus dem Zeitalter des Absolutismus stammenden leichter steuerbaren Autokratien und den sich bald zunehmend Bahn brechenden, im Hinblick auf ihren Gefühlshaushalt schwerer kalkulierbaren Demokratien. Der entsprechende Übergangsprozess sollte sich noch durch das ganze 19. Jahrhundert ziehen, sodass erst der Erste Weltkrieg gänzlich durch den neuen Gesellschafts- und Konflikttyp gekennzeichnet war, was im Übrigen die Fehlentscheidungen der Pariser Friedenskonferenz 1919/20 und manche Fehlentwicklung der Zwischenkriegszeit erklärt. Erst recht galt dies dann auch für den Zweiten Weltkrieg, und die heutige Medialisierung von Konflikten und Kriegen hat die Lage noch zusätzlich verkompliziert, sodass eine wichtige Voraussetzung für die aner kennenswerte Konsensfindung auf dem Wiener Kongress mittlerweile gänzlich obsolet geworden ist.

Zweitens versammelten sich in Wien noch einmal überwiegend die Repräsentanten des *Ancien Régime*.²⁷ Ungeachtet einzelner Querelen

20 Henry A. KISSINGER, *Das Gleichgewicht der Großmächte. Metternich, Castlereagh und die Neuordnung Europas 1812–1822*, Zürich 1986, S. 8–9.

21 Vgl. Paul W. SCHROEDER, *The Transformation of European Politics 1763–1848*, Oxford, New York 1994, S. 393–395 und MARCOWITZ, *Großmacht*, S. 24–26.

22 Ernst Rudolf HUBER, *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*, Bd. 1: *Reform und Restauration 1789–1830*, Stuttgart 1990, S. 543–544.

23 Vgl. Charles ESDAILE, *The French Wars 1792–1815*, London 2001 und Edgar WOLFRUM, *Krieg und Frieden in der Neuzeit. Vom Westfälischen Frieden bis zum Ersten Weltkrieg*, Darmstadt 2003, S. 49–65.

24 ERBE, *Erschütterung*, S. 71 und 115–116.

25 Ebd., S. 160.

26 Claire GANTET/Bernhard STRUCK, *Revolution, Krieg und Verflechtung 1789–1815*, Darmstadt 2008, S. 72–117 und 167–185.

27 DUCHHARDT, *Wiener Kongress*, S. 33–57.

herrschte in dieser sozial weitgehend homogenen Schicht eine grenzüberschreitende Solidarität, die durch die vorangegangene gemeinsam bestandene Herausforderung noch verstärkt wurde und die in der pompösen Festkultur während des Wiener Kongresses ihre sinnliche Bekräftigung, ja Wiederauferstehung erfuhr. Trotz des durchaus ideologischen Charakters des vorangegangenen Kriegszyklus – die Ideen von 1789 versus dem neuen Konservatismus – erlaubte ihnen die Wiedereinsetzung der Bourbonen in Frankreich und damit die Wiederherstellung der Einheit konservativ, wenn nicht gar autokratisch regierter Großmächte stark am Vernunftkalkül orientierte Entscheidungen zu treffen und somit auch weitgehend auf die Bestrafung des Besiegten zu verzichten. Bereits auf der Pariser Friedenskonferenz 1919/20 war von dieser ideologischen und sozialen Homogenität nichts mehr vorhanden; erst recht gilt dies heute, wo die internationale Gemeinschaft sich vielfältig ausdifferenziert hat: in staatliche und nicht-staatliche Akteure; sodann Mitspieler unterschiedlichster nationaler und politischer Provenienz mit ihren jeweiligen Interessen; zudem im Zuge der Globalisierung auch kulturell und religiös ganz unterschiedliche und sich teilweise sogar ablehnend, wenn nicht sogar feindlich gegenüberstehende Protagonisten.

Drittens gilt es noch zu bedenken, dass der Preis für die relative Stabilität der Wiener Nachkriegsordnung über Jahrzehnte die scharfe Repression der liberalen und nationalen Bewegungen in Europa war. Dies beinhaltete bereits auf dem Wiener Kongress die völlige Ausblendung der öffentlichen Meinung in Europa beziehungsweise – pathetischer gesprochen – des Völkervillens: Das hatte zwar einerseits durchaus positive, nämlich pazifizierende Wirkungen, wenn beispielsweise die neue politische Elite in Frankreich die in der eigenen Bevölkerung verbreitete Ablehnung der Pariser Friedensverträge und der Ergebnisse des Wiener Kongresses ignorieren und somit wesentlich zur Stabilität der Wiener Nachkriegsordnung beitrug oder wenn die preußische Führung die frankophoben Stimmungen im Land, mit denen die Forderung nach einer weit härteren Bestrafung des besiegten Gegners einherging, ausblendete. Andererseits lief es auf die konsequente Missachtung des nationalen und politischen Selbstbestimmungsrechts hinaus, das sich

in der Zeit des Wiener Kongresses zugegebenermaßen noch recht diffus, doch schon in den ersten Jahren und erst recht in den Jahrzehnten danach zunehmend deutlicher artikulierte. Angesichts unserer heutigen Informations- und Mediengesellschaft fiel ein solches Vorgehen selbst autoritären Staaten schwer, für Demokratien wäre es schlichtweg unmöglich, zumal diese in der Regel beanspruchen, eine auch wertorientierte Außenpolitik zu betreiben.

Es bleibt also ein ambivalentes Fazit: Der Wiener Kongress und das Europäische Konzert gaben aus gutem Grund realiter bereits im 20. Jahrhundert kein Vorbild mehr ab – nicht 1919 in Paris, als bezeichnenderweise die ursprünglich vom britischen Foreign Office in Auftrag gegebene Studie zum Wiener Kongress von Charles Webster faktisch unbeachtet blieb,²⁸ und erst recht nicht 1945 –, noch können sie es heute in unmittelbarer Form tun. Verbindendes Element zwischen dieser Vergangenheit und unserer Gegenwart bleibt allerdings die Erkenntnis, dass eine gleichermaßen mental-kulturelle und nationale Grenzen überschreitende Interaktions- und Kommunikationsfähigkeit, wie sie während und nach dem Wiener Kongress längere Zeit bestand, eine unabdingbare Voraussetzung für ein stabiles multipolares internationales System ist, zumal wenn dieses sich gleichzeitig als Rechtsordnung begreift. Dies ist aktuell besonders bedenkenswert: Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts 1989/91 erleben wir eine neuerliche Dämonisierung sowie Ideologisierung und daher Lagerbildung in den internationalen Beziehungen: zunächst zwischen Demokratie und Diktatur, dann wegen des erstarkten militanten Islamismus überdies zwischen Okzident und Orient und neuerdings, seit Beginn der Ukraine-Krise, im vordergründigen Rückgriff auf die alte Konfliktkonstellation des Ost-West-Konflikts zwischen den USA, Europa und Russland. Bereits in den 1990er-Jahren deutete Samuel Huntington die sich schon bald abzeichnenden post-bipolaren Konfliktmuster als einen unvermeidlichen „clash

28 Charles K. WEBSTER, *The Congress of Vienna 1814–1815*, London 1919; vgl. DUCHHARDT, 1815. *Der Wiener Kongress und die Neugründung Europas*, München 2014, S. 8–9 und Thierry LENTZ, *Wiener Kongress*, S. 361–363.

of civilizations“.²⁹ Dem entsprach dann im politischen Sprachgebrauch der George Bush II-Administration die sehr viel banalere Diskriminierung von sogenannten „Schurkenstaaten“. Insofern markierte das Ende des Bipolarismus also keineswegs das Ende binärer, manichäischer Schwarz-Weiß-, Freund-Feind-Weltbilder. Angesichts der immer stärkeren medialen Präsenz der gegenwärtigen Konfliktherde droht vor diesem Hintergrund heute geradezu „eine Meinungsdiplomatie“,³⁰ die

den Dialog, ganz zu schweigen vom Ausgleich divergierender Interessen und der Etablierung eines auf gemeinsam anerkannten Rechtsnormen basierenden Konsenses erschwert, wenn nicht sogar unmöglich macht. Insofern lohnt es tatsächlich, des 200. Jahrestages des Wiener Kongresses zu gedenken, als eines Mächtetreffens, wo diese Konzertierung, bei aller Zeitgebundenheit, erfolgreich unternommen wurde.

29 Samuel P. HUNTINGTON, *The Clash of Civilizations*, in: *Foreign Affairs* 72 (1993), S. 22–49.

30 „Diplomatie als Geschäft handhaben.“ Thierry Lentz im Gespräch mit Christoph Heinemann, 26. September 2014, [http://www.deutschlandfunk.de/200-jahre-wiener-kongress-diplomatie-als-geschaeft-handhaben.694.dehtml?dram:article_id=298615], eingesehen 14.04.2015.